



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

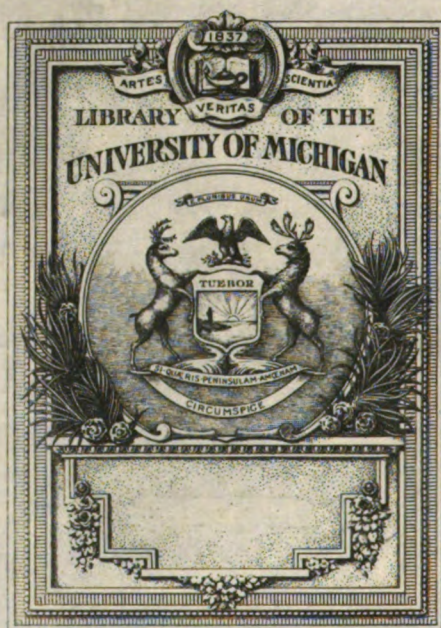
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 1,575,908



830.6
N48
R9

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVI. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Band 1



S. FISCHER / VERLAG / BERLIN UND LEIPZIG

1925

Gen.
Harr.

INHALTSVERZEICHNIS

Dramen, Novellen, Gedichte, Briefe, Reisen, Erinnerungen

Alfred Döblin, Reise in Polen	141, 300, 505
Leonhard Frank, Der Beamte	492
Benvenuto Hauptmann Ausflug	525
Gerhart Hauptmann, Till Eulenspiegel	21
Hermann Hesse, Üble Aufnahme	266
Laurence Housman, Gespräche mit Oscar Wilde	271
Johannes V. Jensen, Darduses Mündel	171
Franz Kafka, Aphorismen	521
Annette Kolb, Spitzbögen	351
Emil Ludwig, Der Nil	410
Heinrich Mann, Kobes	235
Thomas Mann, Unordnung und frühes Leid	578
Leo Matthias, Die Pyramiden von Teotihuacán	65
Martha Saalfeld, Sonette	211
Eugen Samjatin, Die Höhle	49
Wilhelm von Scholz, Drei Gedichte	81

Literatur, Kunst, Wissenschaft

Oskar Bie, Bücher über Musik	195
Albert Einstein, Nichteuklidische Geometrie und Physik	16
Arthur Eloesser, Thomas Manns „Zauberberg“	59
Arthur Eloesser, Zur Entstehungsgeschichte des „Tods in Venedig“	611
Otto Flake, Schreibende Welt	82, 425
Johannes V. Jensen, Hamlet	458
Alfred Kerr, Sechzig Millionen suchen einen Autor	186

Thomas Mann, Zu Goethes „Wahlverwandschaften“ . . .	391
Für Thomas Mann	561
Bernard Shaw, Über die Aussichten des Christentums . . .	480, 626
Bernard Shaw u. Archibald Henderson, Literatur und Wissenschaft	28
Fritz Strich, Thomas Mann und die bürgerliche Zivilisation . . .	562
Otto Zarek, Neben dem Werk	616
Stefan Zweig, Cäsar und Napoleon	521
Stefan Zweig, An den Genius der Verantwortlichkeit . . .	624

Politik, Geschichte, Wirtschaft

Ernst von Aster, Zur Kritik des deutschen Nationalismus . . .	1
Werner Bergengruen, Zur russischen Wirtschaft	131
M. J. Bonn, Zur Krise der Demokratie	337
Julius Hirsch, Das deutsche Etats-Wunder	641
Karl Joël, Weltanschauung und Wahrheit	113
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau 100, 213, 330, 444, 549, 666	
Th. G. Masaryk, Die amerikanische Demokratie	401
Samuel Saenger, Politische Chronik	94, 204, 322
Samuel Saenger, Der Reichspräsident	436
Samuel Saenger, Politische und literarische Glossen . . .	541
G. v. Schulze-Gaevernitz, Der andere Völkerbund	449
Robert Wilbrandt, Nationalökonomische Sozialpolitik . . .	225

Anmerkungen

Franz Arens, Manzoni	109
Hermann Hesse, Der Pyramidenrock	220
Hermann Hesse, Über Novalis	558
W. Schüller, Brief aus dem Orient	222
Otto Zarek, Oskar Wildes „Epistola“	334
Otto Zarek, Faber	559

FEB 4 1925

ERSTES HEFT

JANUAR 1925

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVI. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Ernst von Aster, Zur Kritik des deutschen Nationalismus
Albert Einstein, Nichteuklidische Geometrie und Physik
Gerhart Hauptmann, Till Eulenspiegel
Bernard Shaw u. Archibald Henderson, Literatur und Wissenschaft
Eugen Samjatin, Die Höhle (Novelle)
Arthur Eloesser, Thomas Manns „Zauberberg“
Leo Matthias, Die Pyramiden von Teotihuacán
Wilhelm von Scholz, Drei Gedichte
Otto Flake, Schreibende Welt
Samuel Saenger, Politische Rundschau
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Franz Arens, Manzoni

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten. — Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,

das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann. Preis des Heftes Gm. 2.—; Quartalspreis Gm. 6.—, für das Ausland Schw. Fr. 7.50, umgerechnet in die betreffende Währung nach dem jeweiligen Schlüssel des Buchhändler-Börsenvereins. Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

Das Februarheft der „Neuen Rundschau“

bringt voraussichtlich u. a. folgende Beiträge:

HEINRICH MANN, Kobes (Novelle)

JOHANNES V. JENSEN, Hamlet

ALFRED KERR, Theater

KARL JOËL, Weltanschauung und Wahrheit

OSKAR BIE, Bücher über Musik

ALFRED DÖBLIN, Reise nach Polen

S. F I S C H E R / V E R L A G / B E R L I N

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:

Eugen Diederichs Verlag, Jena

Dr. med. Robert Hahn & Co., Magdeburg

Wilh. Koch's Buchhandlung, Königsberg i. Pr.

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin

ZUR KRITIK DES DEUTSCHEN NATIONALISMUS

von
ERNST VON ASTER

Man hat oft und mit Recht darüber geklagt, daß das Nationalgefühl des Deutschen unter gewissen auffälligen Widersprüchen leide. Auf der einen Seite neigt der Deutsche mehr als die Angehörigen der meisten anderen Nationen dazu, sich seiner Nationalität zu entäußern, fremde Sitten und Gewohnheiten nachahmend anzunehmen, das Fremde höher einzuschätzen als das Heimische. Auf der anderen Seite äußert sich das Nationalbewußtsein namentlich des Neudeutschen oft in der bekannten lärmenden, aggressiven Weise, nicht selten mit einer etwas peinlichen Beimischung von Sentimentalität.

Es ist klar, daß diese beiden Dinge miteinander zusammenhängen. Und daß sie des weiteren zusammenhängen mit einer gewissen Schwäche und Unsicherheit des deutschen Selbstgefühls — nicht nur des nationalen Selbstgefühls. Der Engländer ist, der er ist, sein Selbstgefühl gibt ihm die bekannte Sicherheit des Auftretens, sein Nationalstolz hat etwas von dem gleichmütig-unbeweglichen Familienstolz einer alten Patrizierfamilie, wie er in früheren Zeiten innerhalb der Nation die Adelskaste abhob und begründete. Auch der Durchschnittsengländer ist im Grunde seines Herzens überzeugt davon, daß die meisten großen Entdeckungen und Leistungen der Welt von Engländern gemacht worden sind, aber er spricht nicht davon und vor allen Dingen nicht in einem Ton, als habe er selber diese Entdeckungen gemacht. Beim deutschen Philister wird man, wenn er von Beethoven und Goethe spricht, nie ganz die Empfindung los, daß er eigentlich die „neunte Symphonie“ verfaßt und den „Faust“ geschrieben hat. Trotz England und Oscar Wildes Schicksal ist der deutsche Philister vielleicht der gefährlichste, gerade deshalb, weil er ständig für sein Selbstgefühl das Bewußtsein braucht, kein Philister zu sein. Gibt es etwas Philiströseres, eine größere

Spießbürgerei, als die verstaubte Studentenromantik der farbentragenden Verbindungen mit ihren ewigen Liedern gegen das Philisterium? Und wo ist die bewußte Formlosigkeit, die sich für Freiheit und Unbekümmertheit hält und dabei doch nur ein ängstlicher Versuch ist, sich diese Freiheit zu beweisen, mehr als bei uns zu Hause?

Diese Dinge hängen zusammen mit der Geschichte unseres Geisteslebens. Man erinnert sich, wie unendlich schwer und langsam das deutsche Geistesleben sich aus kleinbürgerlicher Enge und Gebundenheit losringt. Man stelle einen Augenblick Kant und Voltaire gegenüber. Es ist keine Frage, daß Kant der weit größere und tiefere Denker ist, daß Voltaire ihm gegenüber flach erscheint. Und doch bleibt Kant der kleine Magister und wächst Voltaire zu der königlichen Geste und Freiheit im Reich des Geistes empor, in der er sich mit selbstverständlicher Ebenbürtigkeit neben die Großen der Erde stellt. Der Gedanke der Freiheit, der Autonomie der Vernunft, als des letzten und höchsten Richters auf Erden, arbeitet sich seit der Renaissance in allen Völkern und Sprachen der Erde ans Licht, aber niemand vor Voltaire zieht aus diesem Anspruch souveräner Stellung so die praktische Konsequenz. Hier ist zum erstenmal der geistige Mensch nicht mehr in der Lage des Abhängigen und Geduldeten, er empfängt keine Gnadengeschenke mehr, um dafür einem Thron als Zierde zu dienen, er kriecht nicht mehr dankbar in ein Amt unter, um leben zu können, er vermietet nicht als Journalist seine Feder dem Meistbietenden, sondern er baut sich in Ferney selbst sein Reich und seinen Thron, er führt in der Praxis des Lebens den großen Kampf der Autorität der Vernunft gegen die Autorität der Tradition mit rücksichtsloser Anwendung seiner Waffen für seine Person zu einem siegreichen Ende. Er hat mit dieser königlichen Geste, die echt, nicht angemacht, war und wirkte, bei aller Frechheit und Frivolität des Emporkömmlings, die ihm eignete und ihm die Wahl aller Mittel gestattete, der Sache des Geistes in Europa, zunächst aber und vor allen Dingen der Sache des französischen Geistes einen unschätzbaren Dienst geleistet. Bei aller Ehrfurcht vor Kants Tiefe und Goethes weltumspannender Weite: bei uns hätte doch nur der eine Lessing die scharfe Helligkeit des Geistes, die unermüdliche Kampffreudigkeit und den Sinn für Unabhängigkeit besessen, um für den deutschen Geist ähnliches wie Voltaire zu leisten. Er ist der Einzige im geistigen Deutschland, der wie die großen „*écrivains*“ (das Wort ist unübersetzbar) Voltaire und Rousseau nicht Dichter und Gelehrter, nicht Chor, sonder Akteur mit den ihm eigentümlichen

Gaben und Waffen des Geistes im öffentlichen Leben sein wollte. Aber er zerbricht, er dringt nicht durch.

Mit der Napoleonischen Zeit, also mit der Zeit des tiefsten Niedergangs und der größten staatlichen Zerklüftung Deutschlands, setzt das bewußte Streben ein, den Deutschen planmäßig zu einem kräftigen deutschen Nationalbewußtsein zu erziehen. Es wird, fast möchte man sagen, zum Gemeinplatz, zur prinzipiellen Überzeugung, daß der Grundmangel des Deutschen und die Hauptursache seines Unglücks der Mangel an Nationalgefühl sei. Es beginnt die Predigt des Nationalgefühls, die Predigt: „Sei Deutscher und fühle als Deutscher“, mit der ganzen leidenschaftlichen, religiös-moralischen Inbrunst eben der Predigt.

Der Druck der Napoleonischen Fremdherrschaft ist eine Ursache dieser Predigt. Dabei verbindet sich aber wie bekannt mit dem Kampf gegen Napoleon der Kampf gegen den dynastischen Egoismus der deutschen Fürsten. Gegen Napoleon und gegen dynastischen Partikularismus wird das deutsche Nationalgefühl wachgerufen. National sein heißt daher zugleich Demokrat sein, heißt einen deutschen Staat wollen, der für das Volk, nicht für die Fürsten da ist. Und noch mit einer Bewegung trifft dieser Weckruf zum Nationalbewußtsein zusammen: mit der Romantik und dem durch sie geweckten Sinn für „völkische Eigenart“. Während die Aufklärung einschließlich Kant im Grunde nur die beiden Pole des Individuums und der abstrakt gedachten Gesamtheit kennt und Kant in dem für alle Menschen als Vernunftwesen gleichmäßig geltenden Pflichtgesetz die restlose Unterordnung der Maxime des Handelns unter die allgemeine gesetzliche Form, die Handlung aus Achtung vor der Menschheit, das heißt der Vernunft in jedem Menschen fordert, betont die Romantik gerade die Zwischenglieder mit ihrem lebendigen Eigenleben, die Familie und das Volk, die erweiterte Familie gleichsam, stellt sie der kühlen Gerechtigkeit die lebendige warme natürliche Liebe, der Handlung „aus Pflicht“ die Handlung aus dem natürlichen echten Gefühl gegenüber, sieht sie in der Verwurzelung des Menschen in der natürlichen Lebensgemeinschaft des Volkes die Triebfeder und den Quell des Guten. Kant stellt wie die Aufklärung als das Höchste das allgemein Menschliche im Menschen, sei er nun Mann oder Weib, Deutscher oder Franzose, hin und er sieht ebenfalls wie die Aufklärung alle Beziehungen zwischen Menschen als durch Vernunftregeln, durch Verträge, zu konstituierende Gemeinschaftsformen an, handle es sich um die Ehe, die Familie oder

den Staat — so wird die Ehe zur juristisch-paragraphierten ehelichen Gemeinschaft, das Volk räumt dem Staat den Platz, die Menschheit wird zum Völkerbund. Die Romantik will, daß jeder, Mann und Weib, Deutscher und Franzose, gleichsam Wesen und Art seines Geschlechts und seiner Nation voll und ganz verkörpere, sie sieht in der Ehe, wie im Volke gleichsam ein neues Lebewesen, das nun auch den Einzelnen in sich aufnimmt. Nun ist die Romantik in dieser Wertung der Volksindividualität, die sie gegenüber der Aufklärung gleichsam neu entdeckt, zunächst keineswegs aggressiv, kriegerisch, machtpolitisch eingestellt: sie lebt vielmehr — bei Herder ist das zum Beispiel besonders deutlich — in dem Gedanken der Menschheit als einer großen Völkerfamilie, in der jedes Volk eine Seite des göttlichen Wesens zur Entfaltung bringt, in der jedes Volk seine spezifische Wesensart gerade durch Berührung mit dem andern entwickeln lernt. Aber es ist klar, daß die romantische Denkweise in ihrer Gegnerschaft gegen eine abstrakte Menschheitsmoral, mit ihrer Forderung an den Deutschen, sich auf sein Deutschtum zu besinnen, aus der liebenden Vertiefung in Heimat und Geschichte die Wurzeln seines eigenen Wesens zu gewinnen, Anknüpfungspunkte und Beziehungen bieten mußte für die nationalen Aufrüttelungsversuche, die dem „Sei ein Deutscher“ den kriegerischen Klang des Rufs zum Kampf gegen den Feind geben.

Diese Verbindung vollzieht sich — keineswegs allein, aber in besonders charakteristischer und wirksamer Weise — in Fichte. Fichte hat sehr starke Einflüsse von der Romantik erfahren. Aber er lebt auch sehr stark in dem Rigorismus, dem strengen allgemeingültigen „Du sollst“ der Kantischen Ethik, er wehrt sich unwillig gegen die Tendenz zum Sich-gehen-lassen, zum Gelten-lassen jeder individueller Eigenart, wie sie ja auch in der Denkweise der Romantik angelegt lag und wie sie in Friedrich Schlegel so deutlich zu tage trat. So wird er zum typischen Moralprediger des nationalen Deutschtums. Denn etwas vom Prediger, vom Lehrer, vom Schulmeister liegt nun zugleich von Anfang an in seiner Natur.

Unabtrennbar vom Schulmeister ist das Moralisieren, ein Moralisieren ohne Gnade. Aller Wert wird zum moralischen Wert gestempelt, alle Leistung ein Ausfluß des moralischen Wertes. Ein unmoralischer Mensch kann nichts leisten und umgekehrt: aller Erfolg ist ein Zeichen moralischen Wertes, moralischer Tüchtigkeit. Die Unmoral des Deutschen ist es nach Fichte, die die Niederlage verschuldet hat, die moralische Erhebung wird den Sieg bringen. Das sind Wendungen, die uns aus

heutiger Zeit wohlbekannt sind. Und als Hauptschuld, als hauptsächlich moralischer Defekt erscheint dann notwendigerweise eben der Mangel an Nationalgefühl.

Noch ein Punkt, der in denselben Rahmen gehört: Akte einer macchiavellistischen Politik sind in allen Völkern und zu allen Zeiten vorgekommen, aber nirgends ist der Macchiavellismus so als der politischen Weisheit letzter Schluß theoretisch verkündigt worden, nirgends hat die Morallösigkeit der Politik eine solche — moralische Begründung erfahren, als bei denen um Treitschke und Bernhardi. Das Grotesk-Komische ist dabei, daß der Macchiavellismus im Grunde eine Theorie ist, die in politischen Dingen den Erfolg zum absoluten Maßstab macht: Alles ist in der Politik erlaubt, wenn es glückt. Daraus folgt, daß es keine unglücklichere Figur gibt als den Macchiavellisten, der Pech hat und sich nachher mit der — moralischen Berechtigung macchiavellistischer Maximen der Staatskunst rechtfertigt. „In der Politik und im Kriege ist Alles erlaubt, was Erfolg verspricht“ — ich kann mir denken, daß ein Staatsmann oder General ehrlich so denkt und handelt. Aber er muß sich darüber klar sein, daß eine im üblichen Sinne unmoralische, das heißt der Hygiene des gesellschaftlichen Zusammenlebens und ihren anerkannten Regeln zuwiderlaufende Handlung, wenn sie fehlschlägt, unendlich viel schwereren Schaden mit sich bringt. Er muß sich klar darüber sein, daß er ein Spiel mit hohem Einsatz spielt. Und wenn das Spiel mißglückt, so darf er am wenigsten seine Hände in Unschuld waschen wollen, sondern er muß einen möglichst großen Teil der Folgen auf die eigenen Schultern nehmen, er und seine ganze Klasse muß so weit und so sichtbar wie möglich vom Schauplatz abtreten, um anderen, in den Augen der Welt nicht belasteten Persönlichkeiten und Methoden Platz zu machen. Damit vergleiche man das Verhalten der Männer des alten Systems nach der Niederlage und dem Zusammenbruch und die unverantwortliche Art und Weise, mit der sie die Position ihres Vaterlandes erschwert haben. Treitschke sagt einmal, kein Staatsmann dürfe, wenn er sein Vaterland ins Unglück geführt hat, in pharisäischer Selbstzufriedenheit sich damit trösten, daß er selbst nie gelogen habe. Aber was soll man zu einem Staatsmann oder General sagen, durch dessen militärisch-politische Maßnahmen sein Volk schließlich mit einer furchtbaren Niederlage und einer katastrophalen Schuldenlast aus dem Krieg hervorging und der dann mit der Miene des gekränkten Biedermannes

erklärt, er habe immer als — ehrlicher Machtpolitiker und Macchiavellist gehandelt? Die macchiavellistische Erfolgsethik wurde in Deutschland zu dem lächerlichen Unding einer macchiavellistischen Gesinnungsmoral umgestempelt und als solche gepredigt und geglaubt.

Eine besonders gefährliche Rolle spielt bei alledem der Begriff der „Nation“ und des „Nationalen“, der ja seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts in der ganzen Welt eine Bedeutung gewonnen hat, die ihn mit einem geradezu religiösen Nimbus umgibt. Er fingiert eine reale Einheit aller jener Millionen, die die Bevölkerung eines Staates ausmachen, zumal wenn er dann noch mit dem Begriff der „Rasse“ durcheinander geworfen wird, den auf das heutige europäische Rassen-gemisch anwenden zu wollen überhaupt eine Gedankenlosigkeit ist. Wie entsteht eine Nation? Dadurch daß das Band gemeinsamer Sprache, Heimat, Abstammung und Geschichte verschiedenen Menschen zum Bewußtsein kommt und ein Gefühl des Verbundenseins weckt, das den einen dazu führt, Wohl und Wehe des andern wie sein eigenes zu empfinden. Wenn ich es nicht ertragen kann, daß mein Mitbruder gleicher Sprache und Heimat Not leidet, während ich reichlich zu leben habe, dann ist diese Einheit vollendet und folglich das Nationalbewußtsein echt. An diesem Maßstab gemessen, scheint mir bei allen Völkern der Erde das, was man heute so nennt, fragwürdiger Natur zu sein: es will mir fast scheinen, als sei das, was sich hinter diesem Nationalbewußtsein verbirgt, das Bedürfnis nach einer nationalen Ruhmeshalle, in der man sich erbauen und als Kriegesheld oder Entdecker der Vergangenheit groß fühlen kann, auch wenn man im Privatberuf der unheroischen Gegenwart Kanzleisekretär außer Diensten ist.

Jedes Volk hat seine spezifischen nationalistischen Torheiten und Fehler. Der Engländer hat seinen brutalen Stolz, der namentlich den Völkern nicht weißer Hautfarbe gegenüber schwere Sünden auf sich geladen und für künftige Jahrhunderte drohende Gefahren für die Minorität der weißen Rasse heraufbeschworen hat; jenen Stolz, den der Aristokrat mit dem Kaufmann, den Heinrich VIII. mit Cromwell teilt. Für den Franzosen behält die französische Nation immer etwas von dem Glanz und der Majestät des „roi soleil“, man kann in den Reden Robespierres dieselben Phrasen, angewandt auf die Nation, wiederfinden, mit denen der Thron des fünfzehnten und sechzehnten

Ludwig umkleidet wurde. Wer diesen Glanz nicht sieht, den Glanz der französischen Kultur und Nation, ist ein Blinder und ein Barbar. Und der Deutsche behält überall etwas vom Schulmeister an sich, er muß den Leuten zeigen, wie sie es zu machen haben, er muß ihnen deutsche Tüchtigkeit und Arbeit als Muster vorstellen, er muß ihnen auf gut sächsisch gute Ratschläge geben oder mit frisch aus Preußen importierter Schneidigkeit ihnen imponieren.

Gerade die Psyche des Neudeutschen ist nun aber weiter nicht voll verständlich ohne die Berücksichtigung des tiefen Einschnittes in der deutschen Geschichte der letzten Jahrzehnte, ohne Bismarck und die Wirkung seines Werkes. Man weiß, wie außerordentlich stark diese Wirkung war.

Bismarcks Schöpfung war nicht die Erfüllung derjenigen nationalen Sehnsucht, die seit den Freiheitskriegen die deutsche Intelligenz zu beherrschen begonnen hatte. Es brachte ein Kleindeutschland, kein Großdeutschland. Es setzte den Geist preußisch-militärischer Disziplin, den Geist des preußischen Militär- und Beamtenstaats als führenden Geist, als Muster und als Vorbild für ganz Deutschland ein. Es vernichtete die starke demokratische und liberale Tendenz, die bisher als Unterströmung von den nationalen Einheitsbestrebungen in Deutschland unzertrennlich war. Ein brüderliches Zusammenleben, ein Bund der deutschen Stämme unter Verständnis und Erhaltung ihrer Eigenart war bisher das Ziel, der Kern der nationalen Idee gewesen, Bismarck setzte an die Stelle einen Bund der deutschen Fürsten, unter möglicher Schonung ihrer dynastischen Empfindlichkeiten und unter Wahrung der territorial-staatlichen Grenzen, die doch wesentlich dem dynastischen Egoismus der Fürsten ihr Dasein verdankten, gegen den sich die deutsche Bewegung gewandt hatte. Er gab dem deutschen Reich den kriegerischen Ursprung und die vorwiegend militärische Organisation Preußens. In dem Bedrohtsein durch die gemeinsame Gefahr und in der gemeinsamen Abwehr derselben sah er das Mittel, die Zerklüftung Deutschlands in Stämme, Klassen und Konfessionen zu überwinden — aber dieses Mittel hebt in Wirklichkeit nicht die Gegensätze in höherer Einheit auf, sondern betäubt sie nur für den Augenblick und läßt sie dann, da sie offiziell ignoriert werden, eine sozusagen ungesetzliche, verbotene, „unnationale“ (nämlich von der leitenden Schicht verurteilte) Existenz führen. (Wie die Geschichte des Bismarckischen Reiches, so hat uns die Geschichte des „Burgfriedens“ von 1914 das illustriert.) Außerdem bringt es die Trutzeinstellung gegen den drohen-

den äußeren Feind notwendigerweise dauernd in das Nationalbewußtsein selbst hinein, jene Einstellung, die dann auf den Grammophonwalzen der offiziellen Reden in der Wilhelminischen Ära in den tausendfach wiederholten Wendungen von dem „trocken zu haltenden Pulver“ und dem „scharfen Schwert in der Scheide“ im Inland zur nationalen Erbauung gehörte und im Ausland Mißtrauen erweckte.

Bismarck hatte den gewaltig schnellen, überwältigenden Erfolg für sich, es kam der glänzende wirtschaftliche Aufstieg und die ebenso schnell und glänzend errungene Weltmachtstellung des neuen Reiches. Und nun ist es erstaunlich und ein wenig schmerzlich zu sehen, wie stark der deutsche Geist von diesen äußeren Erfolgen hypnotisiert wurde. Dieselben Männer — Universitätsprofessoren, Historiker, Juristen von Bedeutung und Ruf —, die noch vor kurzem im Geist der nationalen und demokratischen Tradition lebten, wurden in wenigen Jahren zu rest- und rückhaltlosen Verfechtern jener Staats- und Nationalideologie, in deren Geist sich nun die Erziehung der Jugend vollzog und die man jetzt mit vollster Überzeugung als seit Ewigkeit bestehende und unzerstörbare kerndeutsche Tradition und Offenbarung verkündigte. Bismarcks Schöpfung wurde die Erfüllung des uralten deutschen Sehns, des Traums von Kaiser und Reich, vom Reich der Ottonen und Hohenstaufen, die Realisierung des „deutschen Staatsgedankens“, den man in die ganze deutsche Vergangenheit, den man in den Romantiker und Demokraten Fichte, in den ganz vom Geist des 18. Jahrhunderts durchtränkten Kant hineindeutete — sowie seinerzeit Fichte seine nationalen Ideale in das uranfängliche Wesen des Deutschen hineindeutet hatte. Was diese Einstellung geistig nicht mitmachte, war undeutsch, antinational, es entstammte partikularistischer Eigenbrötlerei, war des Landesverrats verdächtig oder diente schlechthin den Mächten der Zerstörung. In schroffster Weise spaltete sich das deutsche Volk für diese offizielle Doktrin, der immer mehr Schule, Universität, Beamtenschaft verfällt, in zwei Teile: einen nationalen, staatsreuen, „guten“ und einen oppositionellen, staatsfeindlichen, unnationalen, „bösen“, den es auf Tod und Leben zu bekämpfen gilt. Das Bürgertum in der Mitte hat das Gefühl, zwischen Gott und Teufel eingeklemmt zu sein.

Gewiß zeigen auch andere Staaten Europas Tendenzen zu solcher Entwicklung. Nichts in einem Volk (und in einem Individuum) ist ja ganz ohne Analogie zu dem, was im andern geschieht — wir sind alle in verschiedenen Dosierungen aus allen möglichen Charakteren

und Geistesanlagen gemischt und daher glücklicherweise psychisch und physisch das genaue Gegenteil jenes tödlich langweiligen „Ideals“ der Rassenechtheit, das die Rassentheoretiker von der Hunde- und Pferdezucht, wo es hingehört, auf den Menschen übertragen wollen, und wir sind alle Kinder derselben Zeit. Aber nirgends als im Deutschland des Wilhelminischen Zeitalters wird in dem Maß ein offizielles Staatsideal moralisch gepredigt und für moralisch unantastbar erklärt, die oppositionelle Stellung als solche moralisch degradiert, nirgends als in Deutschland macht sich der größte Teil der Menschen mit geistigem Beruf so widerstandslos und überzeugt zum Herold dieser offiziellen politischen Moral.

Dieser Umstand vor allem verschuldet es, daß eine neu sich emporringende Partei mit neuen gesellschaftlichen und staatlichen Idealen wie die Sozialdemokratie durch eine unüberbrückbare Kluft von jeder positiven Mitarbeit am Staatsleben getrennt bleibt, er verschuldet es, daß eine bestimmte wirtschaftliche Schicht — Großindustrielle und Großagrarier — mit deren wirtschaftlichen Interessen eben jene Staatsideale infolge des Gangs der Entwicklung am besten zusammenstimmen und die in engen persönlichen Beziehungen zu den Schichten stand, aus denen höhere Beamtschaft und Offizierkorps sich rekrutierten, in den eigenen und in den Augen des Bürgertums der Träger des Staates wird, der schließlich mit einer gewissen Selbstverständlichkeit sein Wohl und Wehe mit dem des Staates und der Gesamtheit identifiziert. Die Hauptschuld für diese Entwicklung — wenn man bei einer historisch so tief verursachten Angelegenheit nicht lieber von einer Tragik als von einer Schuld sprechen will — trifft meiner Meinung nach nicht die offiziellen Leiter des Staates selbst, denn daß jeder Staatsleiter auch in bestimmtem Sinn konservativ, das heißt Verteidiger des bestehenden Staates sein muß und wird, ist ebenso selbstverständlich, wie daß jeder Staat, auch der revolutionär gewordene, einen Umsturzversuch als Hochverrat bestrafen muß, sondern sie trifft die Vertreter des Geistes, die jener dem deutschen Geist so gefährlichen Anlage zur Verbeamtung erlegen sind. Im Mittelalter zwang die Kirche den Geist in ihren Bann, machte ihn zu ihrem Organ, in der Neuzeit tut dasselbe der Staat, wenn auch mit anderen Mitteln. Durch die Methodik und die Unablässigkeit seiner Arbeit steht der deutsche Geist in den Leistungen der Wissenschaft und Technik an hoher Stelle, aber durch die Art seiner Entwicklung ist er jener Gefahr ganz besonders stark verfallen.

Ein Punkt in der nationalen Ideologie des Deutschland nach 71 ist noch von besonderer Wichtigkeit. Das 19. Jahrhundert ist überall das Jahrhundert der „Arbeit“ und des „Arbeiters“, in dem Sinn, daß überall zum moralischen Wert des Menschen eben dies gerechnet wird, daß er „arbeitet“. Daß Arbeit nicht „Fluch“, sondern „Segen“ ist, nicht mit einem „Makel“ behaftet, sondern „adelt“, gehört zur Ideologie aller Gegenwartsvölker und -klassen. Der Fabrikarbeiter greift den Kapitalisten an, weil er „Schmarotzer“, nicht Arbeiter ist, der Kapitalist sucht den Proletarier als „arbeitsscheu“ zu verdächtigen, jeder will sich den Ehrennamen des „Arbeiters“ zulegen. Aber der Streit geht nun notwendigerweise da los, wo es sich um die nähere Charakterisierung dessen handelt, was denn Arbeit heißen darf.

Für das offizielle Deutschland ist bezeichnend, daß der Begriff (oder das Wort) Arbeit zusammenfließt mit einem andren: dem des „Dienstes“ — das Wort hergenommen von der Tätigkeit des Soldaten und Beamten. Mit andern Worten: jede Arbeit erscheint als Staatsdienst und wird als solche moralisch gewertet. Wenn der Industriemagnat, der Leiter eines großen Unternehmens arbeitet, sein Unternehmen vergrößert, Gewinne erzielt, so hat er dabei zutiefst das ehrliche Gefühl, dem Staat zu dienen. Er vermehrt das „Nationalvermögen“ und soweit er dabei seinen Gewinn selbst genießt und nicht wieder in das Unternehmen steckt, ist das die wohlverdiente Belohnung für den hohen Wert seiner „Arbeit“, das heißt seines dem Staat geleisteten Dienstes. Man erinnert sich an jenen Untersuchungsausschuß über die Gründe des plötzlichen Sinkens der deutschen Valuta, vor dem der Stinnesvertreter mit moralischem Pathos (dem Sinn nach, der Wortlaut ist mir nicht gegenwärtig) erklären konnte, es stünde besser um Deutschland, wenn jeder soviel arbeitete wie Stinnes. Es liegt mir fern, Stinnes anzugreifen, er hat unzweifelhaft selbst, trotz seines Testaments, an den moralisch-patriotischen Wert seiner Arbeit geglaubt, aber wie ist die Psyche eines Volkes beschaffen, bei dem in weiten Schichten der Mann als Muster eines Patrioten gilt, der am Ende derselben Entwicklung, die den Staat und den größten Teil der Bevölkerung bettelarm gemacht hat, als einer der reichsten Männer der Welt dasteht, der auch noch durch sein Testament dafür sorgt, daß nach seinem Tode der Staat ja nichts von seinem Vermögen erbt? Ich kenne nur eine Analogie: die Dolchstoßlegende. Ich bin weit davon entfernt, den hysterischen Argwohn

der Franzosen schön zu finden, die seit der großen Revolution bei jeder Niederlage über den Verrat der Generäle am Volk schrien, aber wie ist die Psyche eines Volkes beschaffen, in dem umgekehrt bei der Niederlage die Behauptung Glauben und Verbreitung finden kann, das — Volk habe die Generäle verraten?

Ein Weiteres kam hinzu: der glänzende wirtschaftliche Erfolg der auf 70—71 folgenden Periode. Dieser Erfolg erzeugte eine höchst gefährliche Einstellung: den unbedingten Glauben daran, daß Fleiß und Tüchtigkeit, „Pflichterfüllung“ im „Dienst“, in der „Arbeit“, auch den Erfolg zwingen oder vielmehr und richtiger gesagt: zum Erfolg moralisch berechtigen. Das rücksichtslose Konkurrieren mit allen Mitteln einer aufs höchste gesteigerten Arbeit wurde damit moralisch unterbaut, wo diese Moral im Ausland keine Anerkennung fand, konnte man sich das nur aus dem Vorherrschen moralisch-minderwertiger Gefühle (Neid, Mißgunst) erklären, jede Bindung, die auf eine freiwillige Einengung dieser Arbeit und des aus ihr quellenden Verdienstes hinauslief, stieß auf moralische Widerstände. Trat der Erfolg dann ein, so wurde er der Grund eines moralischen Selbstgefühls, trat er nicht ein, so konstatierte man mit Entrüstung ein Loch in der moralischen Weltordnung, vielmehr eine Durchlöcherung derselben durch menschliche Bosheit. Andre Völker und Zeiten hatten gegen diese moralische Überschätzung der Tüchtigkeit, des Fleißes, der Leistung gewisse Gegengewichte, etwa das religiöse Gegengewicht des Gedankens, daß jeder Erfolg zu einem größeren oder geringeren Teil Sache der „Gnade“ sei, allgemeiner: sie wußten, wie sich „Verdienst und Glück verketten“, wie kein Erfolg ohne eine Gunst der Umstände möglich ist, deren vorsichtige und dankbare Behandlung ebenso nötig ist, wie das moralische Selbstgefühl der eigenen Tüchtigkeit. Das war das Gegenmittel gegen schulmeisterliche Überheblichkeit im Glück und moralisches Ressentiment im Unglück.

Durch die moralische Verankerung und durch den äußeren Glanz des wirtschaftlichen Erfolges war die preußisch-deutsche Ideologie in der Zeit zwischen 1871 und 1914 so ungemein stark. Mit ihr verwob sich die Hohenzollernlegende und der Bismarckkult, der ganze offizielle Mythos des neuen Reiches. Aus der schlichten Ehrlichkeit des altpreußischen ersten Wilhelm wurde ohne ernststen Widerspruch der Kirche und der Wissenschaft der „hochselige“ Wilhelm „der Große“, der Dämonengestalt Friedrichs II. zum Trotz wurde mit dem

Satz, daß nur ein guter Christ auch ein guter Soldat sein könne, das patriotisch-religiöse Ragout gekrönt, und die Hohenzollern, die von Friedrich dem Großen bis zu Wilhelm I. ohne Ausnahme in jenem rein preußischen Patriotismus wurzeln, dessen Daseinsrecht ein Fichte in den „Reden an die deutsche Nation“ so nachdrücklich bekämpft, werden zu den zielbewußten Führern zur deutschen Einheit und deutschen Größe gestempelt. Aus Bismarck aber, dem genialen Realpolitiker, dessen Größe eben darin bestand, daß er stets aus der Gesamtlage heraus die Dinge sah und nie als stierköpfiger Gefühls- politiker mit dem Kopf durch die Wand wollte, wurde der Kino-Siegfried mit den Kürassierstiefeln, vor dessen Donnerwort das hinterlistige Zwergengeschlecht der Feinde sich verkriecht. Daß der nüchterne Wahrheitssinn der Deutschen sich nicht gegen die historischen Schiefheiten aufbäumte, scheint mir noch weniger schlimm, als daß deutscher Geschmack und deutscher Geist sich das unerträglich Kitschige und Unechte in alledem gefallen ließ. Blendung durch den äußeren Erfolg, aber daneben die schulmeisterlich-humorlose Ehrfurcht vor der Tradition tragen daran die Schuld.

Die Gefahr dieser Dinge für die deutsche Politik wurde gesteigert durch das Wirken des kleinen, aber zielbewußten alldeutschen Verbandes. Mit den Zielen dieses Verbandes hatte die große Masse des deutschen Volkes nicht das geringste zu tun, der Politik Bismarcks liefen sie aufs schroffste zuwider, der Leitung des auswärtigen Amtes lagen sie fern — aber der Verband wirkte als fanatische nationale Orthodoxie mit aller Eindrucks kraft einer solchen Orthodoxie und sein gedankenlos nachgesprochener Jargon drang bis in Kreise, die nichts mit ihm zu tun hatten. Die Regierung aber sah sich in Fällen wie in der Marokkoaffäre gezwungen, den Gang ihrer an sich umsichtigen und friedlichen Politik durch plumpe Theatergesten, die nur Schaden stifteten, zu unterbrechen, um jener „öffentlichen Meinung“ willen, von der doch der so oft zitierte Bismarck hätte zeigen können, wie wenig sie im Grunde zu fürchten ist. Komischerweise wird heute von deutschnationaler Seite immer der Vorwurf erhoben, daß bei uns seit Bismarcks Tod ständig die äußere Politik durch die innere beeinflusst worden sei. Das ist richtig und ist heute fast schlimmer als früher, aber nur deshalb, weil man ständig Furcht hat vor dem Jargon einer nationalen Orthodoxie.

Dazu kam freilich, daß diese fließende und amorphe öffentliche Meinung, dieses Gemisch von hemmungslosem Augenblicksaffekt, der

abreagiert sein will, und das nationale Selbstbewußtsein angenehm steigender Pose und Geste geradezu lebendige Gestalt gewonnen hatte in Wilhelm II. Die Tragik des deutschen Volkes lag darin, daß dieser Mann, dessen Schuld und dessen Entschuldigung darin liegt, daß er nur Typus und gar nicht Person war, durch die halbabsolutistische Verfassung von 71 an eine so entscheidende Stelle gerückt war. Dem Interesse und der eigentlichen Gesinnung des deutschen Volkes in seiner großen Mehrheit entsprach eine Politik vorsichtiger Sicherung des Gewonnenen, wie sie Bismarcks Außenpolitik auch erstrebte, eher eine Politik der Hemmung als der Überhitzung wirtschaftlicher Expansion, die Unfähigkeit der Regierung, sich der Äußerung einer anders gerichteten Ideologie zu entziehen, in der mit der erfolgsberauschten Arbeitsleidenschaft unserer Großindustrie die von Preußen übernommene gesellschaftliche Vorzugsstellung des Offizierkorps und seiner militärischen Weltauffassung und das auf Kommersen, Feiern, Festessen gepflegte patriotische Erbauungsbedürfnis der deutschen Gebildeten aller Kreise sich traf, führte zu dem unheilvollen Zick-Zack-Kurs, der zuletzt in den Weltkrieg mündete.

Das Bild, das uns der Verlauf des Krieges bot, ist in aller Erinnerung. Eine öffentliche Meinung, die im Rausch des nahen Endsiegs lebte und diesen Rausch trotz aller beklemmenden Ahnungen und wachsender Not gewaltsam festhielt, weil man ihn und seine Suggestivkraft nicht entbehren konnte. Eine Regierungs- und Heeresleitung, die nichts mehr fürchtete, als das Aufhören dieses Rauschs, der „Stimmung“. Eine oberste Heeresleitung, die den Krieg nur mit der Einstellung auf die Zerschmetterung oder Einschnürung der Gegner betrieb, selbst der der Suggestion des notwendigen „Sieges“ unterlag, die man in eintönig stereotypen Wendungen wachzuhalten suchte (wie unwillig begegnete man nicht Berichten von Kompagnieführern, die von anderer als der vorgeschriebenen Stimmung berichteten), den „militärischen Notwendigkeiten“ den selbstverständlichen und unbedingten Vorrang einräumte. Eine Zivilleitung, die dem politischen Wahnsinn dieser „Notwendigkeiten“ — „notwendig“ um zu siegen, die Möglichkeit des Mißlingens durfte nicht in Frage gestellt werden — von dem Einmarsch in Belgien bis zu den Zerstörungen auf dem Rückzuge durch Nordfrankreich machtlos gegenüberstand, die anstatt zu leiten nur immer nach allen Seiten Rücksicht nehmen mußte, auf die öffentliche Meinung, auf den Kaiser, auf die Heeresleitung. Alle die bekannten halb absichtlichen, halb unabsichtlichen Fehler, die Unterschätzung des Gegners

— Englands, Amerikas — die Überschätzung der eignen Mittel — U-Bootkrieg, die sinnlosen Luftangriffe auf London —, die völlige Unmöglichkeit, im Augenblick, in dem man auf dem Gipfel des Erfolgs stand, an dessen Dauer in einem Krieg solchen Umfangs doch nur das Gehirn eines Bleisoldaten glauben konnte, in klarer und überzeugender Sprache ein denkbar bescheidenes Friedensprogramm zu entwickeln, sie waren stets die Folge derselben Lage der Dinge, die den politischen Verstand vor der Pflichtbegeisterung, dem moralisierenden Patriotismus, dem Schulmeisterglauben an den Sieg des „Charakters“, des „Willens“ sich zu ducken und zu schweigen zwang.

Es kam die mit dem Eingreifen der Technik Amerikas unvermeidliche Niederlage. Und nun das Schlimmste: die völlige Desorientierung jener weiten, namentlich die Gebildeten umfassenden Kreise, die plötzlich aus einem Rausch gerissen waren. Man glaubt noch immer an den Sieg, und die Katastrophe ist da. Der Gedanke liegt nahe: das geht nicht mit rechten Dingen zu, das ist irgendein heimtückischer Betrug. So konnte die Dolchstoßlegende Glauben finden. Das Übelste und das Gefährlichste an dieser Legende ist nicht ihre Ungerechtigkeit, sondern dies, daß sie für jene Kreise wieder ein Mittel geworden ist, um vor der Wirklichkeit die Augen zuzumachen und in der alten, verderblichen Ideologie und politischen Romantik weiterzuleben. Wenn die Front nicht geschlagen, sondern „von hinten erdolcht“ wurde, so sind wir gar nicht besiegt, sondern durch bössartige Einflüsterungen veranlaßt worden, die Waffen niederzulegen. Also, lautet die halb unbewußte Folgerung, ist uns die Niederlage nur suggeriert, ein böser Traum, den wir eines Tages — „der deutsche Michel, aus dem Schlaf erwachend“ — abschütteln können. Nur seelische Kräfte, der energische Wille, das sich auf sich selbst besinnen ist nötig, damit der ganze Spuk in das Nichts zurückgeworfen wird, dem er entstieg. „Moralische“ Erneuerung, patriotischer Glaube wird das Wunder vollbringen, die Berge versetzen. Es braucht nicht noch einmal ausgeführt zu werden, wie hier das ganze moralisierende Schullehrertum und die nationale Romantik im Stil Fichtes mit allem geistigen Rüstzeug, nur noch vergrößert, wiederkehrt und dabei in einem gedrückten und gedemütigten Volk, das einen so schweren Fall aus scheinbar glänzender Höhe getan hat, einen um so fruchtbareren Boden findet. Hat man doch den deutlichen Eindruck, daß es den meisten nur darum zu tun ist, das gedrückte Selbstgefühl durch irgendwelche noch so unbestimmte Hoffnungen zu heben und wenigstens die Geste zu retten,

wenn auch die Sache nicht mehr da ist. Ich erinnere mich, daß vor Jahresfrist ein junger Mann zu mir kam und meine Hilfe erbat zur Gründung eines Hegel-Bundes: das stolze Bewußtsein des „civis germanus sum“ zu wecken und diesem „civis germanus sum“ seine Weltgeltung wiederzuschaffen, solle die Aufgabe dieses Bundes sein. Ich erinnere mich an einen studentischen Aufruf, der heftig gegen den Abbruch des passiven Widerstandes protestierte: man habe einen Streik aus einer „Geste trotziger Abwehr“ gemacht. Hie stehen wir an der Grenze, an der jeder Sinn und Zweck aus dem politischen Handeln entfällt, und es völlig zu dem leeren Abreagieren von Affekten wird, das sich dann selbst als Heldentum preist. Oberflächliche und falsche historische Analogien tun das Ihre dazu, vor allem die Analogie mit den Freiheitskriegen — in denen nicht Fichte und Schill eine ganze übrige Welt besiegten, sondern in denen Rußland, England und Preußen vereint die auf schmalem Grund errichtete Weltherrschaft Napoleons zertrümmerten.

In der psychischen und politischen Welt geschehen so wenig Wunder wie in der physischen. Hier wie dort führt Wunderglaube zur Vermessenheit und zum Narrentum. Wenn es Schwierigkeiten der Natur und des Völkerlebens zu überwinden gilt, gibt es nur klare Erkenntnis der Lage, nüchterne Arbeit, volles Bewußtsein der Folgen des eigenen Tuns — sonst fügt man zum Unglück die Lächerlichkeit.

Erziehung jedes Einzelnen zu politischem Verantwortlichkeitsgefühl, zu einem ruhigen und sicheren Selbstbewußtsein, das nicht ständiger Nahrung bedarf durch die Erinnerung an nationales und kulturelles Heldentum, das deshalb auch Zeiten der Minderung politischer Macht und Weltgeltung ohne seelische Zerrüttung zu ertragen vermag, Befreiung von der patriotischen Moralphrase, das ist es, was wir jetzt nötiger als alles andere brauchen. Politisch gewendet führt diese Heranziehung jedes Einzelnen zur Demokratie, zur politischen Mündigkeit des Volkes. Das Deutsche Reich wird eine Demokratie sein oder es wird nicht sein.

NICHTEUKLIDISCHE GEOMETRIE UND PHYSIK

von

ALBERT EINSTEIN

Das Nachdenken über die Beziehungen der nichteuklidischen Geometrie zur Physik führt mit Notwendigkeit auf die Frage der Beziehungen zwischen Geometrie und Physik im allgemeinen. Diese letztere will ich zuerst ins Auge fassen und dabei suchen, den Streitfragen der Philosophie möglichst aus dem Wege zu gehen.

In den ältesten Zeiten war die Geometrie ohne Zweifel eine halb-empirische Wissenschaft, eine Art primitiver Physik. Ein Punkt war ein Körper, von dessen Ausdehnung man abstrahierte, eine Gerade war etwa definiert durch Punkte, die in der Blickrichtung optisch zur Deckung gebracht werden konnten, oder durch einen gespannten Faden. Es handelt sich also um Begriffe, welche zwar — wie es stets bei Begriffen der Fall ist — nicht schlechtweg aus der Erfahrung stammen, das heißt, nicht durch die Erfahrung logisch bedingt sind, aber die doch mit Erlebnisdingen direkt in Beziehung gesetzt sind. Sätze über Punkte, Gerade, Strecken- und Winkelgleichheit waren bei diesem Zustande der Erkenntnis zugleich Sätze über gewisse Erlebnisse an Naturobjekten.

Diese so verstandene Geometrie wurde dadurch zu einer mathematischen Wissenschaft, daß man erkannte, daß die meisten ihrer Sätze aus wenigen von ihnen, den sogenannten Axiomen, auf rein logischem Wege abgeleitet werden können. Denn jede Wissenschaft, welche sich ausschließlich mit logischen Beziehungen zwischen vorgegebenen Gegenständen nach vorgegebenen Regeln befaßt, ist Mathematik. Die Ableitung der Beziehungen nahm nun das ganze Interesse in Anspruch; denn das selbständige Aufbauen eines logischen Systems — unbeeinflußt von der unsicheren, vom Zufall abhängigen äußeren Erfahrung — hatte stets einen unwiderstehlichen Reiz für den menschlichen Geist.

Als logisch nicht reduzierbar beziehungsweise als Zeugen der empirischen Herkunft blieben in dem System der Geometrie nur die Grundbegriffe Punkt, Gerade, Strecke usw. und die sogenannten Axiome übrig. Die Zahl dieser logisch irreduzibeln Grundbegriffe und Axiome suchte man auf ein Minimum zu beschränken. Das Bestreben, die ganze

Geometrie aus der trüben Sphäre des Empirischen herauszuheben, führte nun unvermerkt zu einer geistigen Umstellung, welche der Beförderung verehrter Helden der Vorzeit zu Göttern einigermaßen analog ist. Man gewöhnte sich nämlich allmählich daran, die Grundbegriffe und Axiome der Geometrie als „evident“ anzusehen, das heißt als mit dem menschlichen Geist an sich gegebene Gegenstände und Qualitäten der Vorstellung, derart, daß den Grundbegriffen der Geometrie Objekte der inneren Anschauung entsprechen und daß eine Verneinung eines Axioms der Geometrie sinnvoll überhaupt nicht vollzogen werden kann. Bei dieser Einstellung wird dann die Anwendbarkeit jener Grundlagen auf die Objekte der Wirklichkeit zum Problem, wir dürfen wohl hinzufügen: zu demjenigen Problem, aus welchem Kants Auffassung des Raumes erwachsen ist.

Ein zweites Motiv für die Loslösung der Geometrie von ihrer empirischen Unterlage lieferte die Physik. Nach deren verfeinerter Auffassung von der Natur der festen Körper und des Lichtes gibt es keine Naturobjekte, welche in ihren Eigenschaften den Grundbegriffen der euklidischen Geometrie genau entsprechen. Der feste Körper ist nicht starr, und der Lichtstrahl verkörpert nicht streng die gerade Linie, ja überhaupt kein eindimensionales Gebilde. Nach der modernen Wissenschaft entspricht die Geometrie allein in Strenge überhaupt keinen Erfahrungen, sondern nur die Geometrie zusammen mit der Mechanik, Optik usw. Da überdies die Geometrie der Physik vorangehen muß, indem die Gesetze der letzteren ohne die erstere nicht ausgesprochen werden können, so erscheint die Geometrie als eine jeder Erfahrung und jeder Erfahrungswissenschaft logisch vorangehende Wissenschaft. So kam es, daß nicht nur den Mathematikern und Philosophen, sondern auch den Physikern am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Grundlage der euklidischen Geometrie als etwas absolut Unverrückbares erschien.

Man kann hinzufügen, daß sich die Situation dem Physiker des ganzen neunzehnten Jahrhunderts, wenn er sein Augenmerk nicht gerade auf die Erkenntnistheorie richtete, noch einfacher, schematischer und starrer darstellte. Sein unbewußt vertretener Standpunkt entsprach den beiden Sätzen: Die Begriffe und Grundsätze der euklidischen Geometrie sind evident. Bei Wahrung gewisser Kautelen realisieren mit Marken versehene feste Körper den geometrischen Begriff der Strecke, Lichtstrahlen denjenigen der geraden Linie.

Die Überwindung dieser Situation war ein hartes Stück Arbeit und

nahm etwa ein Jahrhundert in Anspruch. Merkwürdigerweise hatte sie ihren Ursprung in rein mathematischen Untersuchungen, lange bevor das Gewand der euklidischen Geometrie der Physik zu eng wurde. Zu den Aufgaben der Mathematiker gehört es, die Geometrie auf ein Minimum von Axiomen zu gründen. Unter den Axiomen von Euklid befand sich nun eines, das den Mathematikern weniger unmittelbar einleuchtend schien als die übrigen, und das sie deshalb lange Zeit hindurch auf die übrigen zurückzuführen, das heißt aus ihnen zu beweisen strebten. Es war dies das sogenannte Parallelenaxiom. Da alle Bemühungen, einen solchen Beweis zu liefern, scheiterten, mußte sich allmählich die Vermutung herausbilden, daß ein solcher Beweis unmöglich sei, das heißt, daß dieses Axiom von den übrigen unabhängig sei. Dies konnte dadurch bewiesen werden, daß man ein widerspruchsfreies logisches Gebäude errichtete, welches sich von der euklidischen Geometrie dadurch und nur dadurch unterschied, daß man das Parallelenaxiom durch ein anderes ersetzte. Diesen Gedanken selbständig gefaßt und überzeugend durchgeführt zu haben, bleibt das unvergängliche Verdienst von Lobatschewski einerseits, Bolyai (Vater und Sohn) andererseits.

So mußte sich bei den Mathematikern die Überzeugung festsetzen, daß es neben der euklidischen auch noch andere, logisch gleichberechtigte Geometrien gäbe, und es konnte nicht ausbleiben, daß man die Frage stellte, ob denn der Physik notwendig gerade die euklidische Geometrie zugrunde gelegt werden müsse und keine andere. Man stellte auch wohl die Frage in der bestimmteren Form: Gilt in der physikalischen Welt die euklidische Geometrie oder eine andere?

Darüber, ob diese letztere Frage einen Sinn habe, ist viel gestritten worden. Um hierüber klar zu sehen, muß man einen von zwei Standpunkten konsequent einnehmen. Entweder man nimmt an, daß der „Körper“ der Geometrie durch die festen Körper der Natur im Prinzip verwirklicht sei, wenn nur bezüglich Temperatur, mechanische Beanspruchung usw. gewisse Vorschriften innegehalten werden; es ist dies der Standpunkt des praktischen Physikers. Dann entspricht der „Strecke“ der Geometrie ein Naturobjekt, und es gewinnen damit alle Sätze der Geometrie den Charakter von Aussagen über reale Körper. Dieser Standpunkt wurde besonders klar von Helmholtz vertreten, und man kann hinzufügen, daß ohne ihn die Aufstellung der Relativitätstheorie praktisch unmöglich gewesen wäre.

Oder aber man leugnet im Prinzip die Existenz von Gegenständen, welche den Grundbegriffen der Geometrie entsprechen. Dann enthält die Geometrie allein keine Aussagen über Gegenstände der Wirklichkeit, sondern nur die Geometrie mit der Physik zusammen. Dieser Standpunkt, welcher für die systematische Darstellung einer fertigen Physik der vollkommeneren sein mag, wurde von Poincaré besonders klar vertreten. Von diesem Standpunkte aus ist der gesamte Inhalt der Geometrie ein konventioneller; welche Geometrie zu bevorzugen sei, hängt davon ab, eine wie „einfache“ Physik sich bei ihrer Benutzung im Einklang mit der Erfahrung aufstellen läßt.

Wir wollen hier den ersten Standpunkt wählen als den dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnis besser angemessenen. Von ihm aus betrachtet hat unsere Frage nach der Gültigkeit oder Ungültigkeit der euklidischen Geometrie einen klaren Sinn. Die euklidische Geometrie und überhaupt die Geometrie behält zwar nach wie vor den Charakter einer mathematischen Wissenschaft, indem die Ableitung ihrer Sätze aus den Axiomen eine rein logische bleibt, aber sie wird zugleich zu einer physikalischen Wissenschaft, indem die Axiome Behauptungen über Natur-Objekte enthalten, über deren Zutreffen nur das Experiment entscheiden kann. Wir müssen uns aber stets der Tatsache bewußt sein, daß die Idealisierung, welche in der Fiktion des starren (Meß-) Körpers als eines Naturobjektes liegt, sich eines Tages als unberechtigt oder doch als nur gegenüber gewissen Naturphänomenen berechtigt erweisen könnte. Die allgemeine Relativitätstheorie hat die Nichtberechtigung dieses Begriffes für Räume von solcher Ausdehnung bereits erwiesen, die nicht im astronomischen Sinne klein sind. Die Theorie der elektrischen Elementarquanta könnte die Nichtberechtigung des Begriffes für Ausdehnung atomistischer Größenordnung erweisen. Beides hat bereits Riemann als möglich erkannt.

Riemanns Verdienst um die Entwicklung unserer Ideen über die Beziehungen zwischen Geometrie und Physik ist ein zweifaches. Erstens hat er die sphärisch-elliptische Geometrie erfunden, welche zu der hyperbolischen Lobatschewskis das Gegenstück bildet. Er hat so zum erstenmal die Möglichkeit dargetan, daß der geometrische Raum von im metrischen Sinne endlicher Ausdehnung sein könnte. Diese Idee wurde alsbald verstanden und hat zu der oft erwogenen Fragestellung geführt, ob der physikalische Raum nicht endlich sei.

Zweitens aber hatte Riemann den kühnen Gedanken, eine Geometrie zu schaffen, die unvergleichlich allgemeiner ist als diejenige Euklids

oder die nichteuklidischen Geometrien im engeren Sinne. Er schuf so die „Riemannsche Geometrie“, welche (wie die nichteuklidischen Geometrien im engeren Sinne) nur im Unendlichkleinen euklidisch ist; sie ist die Übertragung der Gaußschen Flächentheorie auf ein Kontinuum von beliebig vielen Dimensionen. Gemäß dieser allgemeineren Geometrie sind die metrischen Eigenschaften des Raumes, beziehungsweise die Lagerungsmöglichkeiten für unendlich viel unendlich kleine starre Körper über endliche Gebiete durch die Axiome der Geometrie allein nicht bestimmt. Statt sich durch diese Erkenntnis entmutigen zu lassen, beziehungsweise aus ihr die physikalische Bedeutungslosigkeit seines Systems zu schließen, hatte Riemann den kühnen Gedanken, daß das geometrische Verhalten der Körper durch physikalische Realitäten, beziehungsweise Kräfte bedingt sein könnte. Er kam so durch rein mathematische Spekulationen auf den Gedanken der Untrennbarkeit der Geometrie von der Physik, welcher Gedanke siebzig Jahre später in der allgemeinen Relativitätstheorie sich tatsächlich durchsetzte, durch welche Geometrie und Gravitationstheorie zu einer Einheit verschmolzen wurden.

Nachdem die Riemannsche Geometrie durch Levi-Civita auf ihre einfachste Form gebracht war durch Einführung des Begriffes der infinitesimalen Parallel-Verschiebung wurde von Weyl und Eddington die Riemannsche Geometrie noch weiter verallgemeinert, in der Hoffnung, daß in dem so erweiterten Begriffs-Systeme auch die elektromagnetischen Gesetze Platz finden möchten. Wie das Ergebnis jener Bestrebungen auch sein möge, jedenfalls kann man mit gutem Rechte sagen: Die Ideen, welche aus der nichteuklidischen Geometrie sich entwickelt haben, haben sich in der modernen theoretischen Physik als eminent fruchtbar erwiesen.

TILL EULENSPIEGEL*

von

GERHART HAUPTMANN

In dem gewölbten Rittersaale des gotischen Schlosses, dessen Wände, mit Rüstungsstücken und vielerlei Waffen bis zur Decke geschmückt, von Gelächter und Reden erschollen, saßen die Gäste des Schloßherrn, und dieser höchst selber, beim Taufmahl. Doch es blickte nicht heiter der stolze Magnat, denn die Gattin hatte fort sich gestohlen vom Mahl und war nicht mehr erschienen. Und er konnte den Ärger deswegen nicht länger verwinden. Condolirt mir, geliebete Vettern und freundliche Basen: einen Witwer erblickt ihr in mir trotz dem Ärmsten im Lande! Also rief er und goß in den Hals einen Humpen voll Rheinweins. Und man nahm mit Gelächter es hin, dies fatale Bekenntnis. Allseits rief man ihm zu: Das sieht dir nun wieder ganz ähnlich, der Besitzer des herrlichsten Weibs, meistbenedeter Ehmann der Provinz, eben Vater geworden, Heinz, nennst du dich Witwer. Willst du nicht deinen Witwerposten bei Stella versteigern? Wieder lachte man laut, vielleicht weniger herzlich, als krampfhaft. Jetzt nun schlug auf den Tisch der Magnat, käsebleich erst, dann krebsrot, dem kurzbeinigen Kerl, ihm tränkten vor Ingrimms die Augen. Selten sprach er, dann aber auch Wort für Wort eine Dummheit. Heute hob ihn die Wut und der Wein jedoch über sich selber. Weiber, schrie er, nun ja, man braucht sie, wie schon das Gebot sagt: Weib, Knecht, Magd, Haus und Hof, Vieh, Pferd, Hund und alles dergleichen. Doch es taugen die Kühe heut mehr und die Pferde und Hunde, selbst der Knecht und die Magd. So zum Beispiel die Magd, sie hackt Rüben, zehn, zwölf Stunden, und nachts liegt ein Lümmel bei ihr in der Kojе, — liest Kartoffeln und kriegt stante pede ein Kind, das sie aufliest und ganz einfach, wie'n Kohlkopf, fidel in der Schürze nach Haus trägt. Kein Gezimpere, kein Gewinsele, hol mich der Satan.

* In Heft 11 des Jahrgangs 1922 der Neuen Rundschau wurde ein Stück aus dem Epos „Till Eulenspiegel“ mitgeteilt. An dieses schließt sich die hier gegebene Fortsetzung.

Doch da haben wir Weiber, entsetzlich, wie gläserne Englein, rühret die Püppchen bloß an, und sofort ist der Himmel in Aufruhr, denn es setzt sein Gebarm, von Gottvater begonnen, Apostel, Heilige und Propheten und was nicht noch sonst in Bewegung.

Kaufst du ein Pferd, Mensch, und setzest dich drauf, und der Schinder
ist dämpfig,

oder will nicht, wie du willst, nun also, dann schlag ihn zuschanden, niemand, der dir's verdenkt. Doch greif solchen Zimper mal forsch an, bist du roh und brutal und als herzloser Wütrich verschrien.

Ich bin Mann! Nun und bist du kein Weib, gut, so scher dich zum
Kuckuck!

Mußt du schmökern und Bücher verschlingen, so sei Gouvernante!

Wer las Bücher vor dreihundert Jahren? Man nahm alle Jahre, was an Büchern entstand, und verbrannte das Dreckzeug wie Unkraut. Heute liest so ein Weib, und da wird sie trippstrießlich im Kopfel — Und es schwieg der Magnat. Mit ihm schwiegen die Vettern und Basen. Dies war wieder einmal ein Ausfall, wie Hoheit nicht selten sie beliebte, ein Anfall von Jähzorn, für den er berühmt war.

Nun, er hatte sich — Gott sei Dank! — nur mit Worten entladen. Selten ging es so ab, meist ward ein Lakai, ein Verwalter eigenhändig geprügelt, ein Reitpferd erschossen, ein Jagdhund, der gestündigt, zu Tode gepeitscht, eine Vase zertrümmert, mindestens, und es wurde noch weitaus Ärg'res gemunkelt.

Und es war nicht einer am Tisch, der nicht Stellas gedachte und des glänzenden Elends, in dem sie zu leben verdammt war.

Plötzlich trat die Frau Fürstin herein voller Sanftmut und Liebreiz, o, sie hatte nicht ihresgleichen an Adel und Anmut!

Alles rückte sofort die Stühle zurück und erhob sich.

Nur der Gemahl blieb sitzen. Er blickte mit stierigem Ausdruck.

Nicht alleine erschien das holdselige Weib: vielmehr war es eine Prozession mit dem Täufling, in der sie hereinschritt.

Und sie trat mit dem lieblichsten Anstand vor ihren Gemahl hin, schön, einer knidischen Göttin an köstlichem Liebreiz vergleichbar.

Und sie wies auf das Kindlein der Liebe mit rosigem Finger, diesen heimlichen Till, schon gewachsen dem spielenden Schalksstreich! spricht alsdann und mit lächelndem Mund: Hoher Herr, Euer Kronprinz kommt, den Vater um einen Gut-Nacht-Kuß zu bitten und allen Gästen sich zu empfehlen, die heut ihm die Ehre erwiesen haben, das heilige Fest seines Tauftags mit ihm zu begehen.

Und ich selber, vielliebe Verwandte, erbitte mir Urlaub:
erstlich, weil ich ein armes, noch körperlich kränkelndes Weib bin
und zum mindesten noch untüchtig für derbere Freuden —
dann indes, und vielmehr, weil ein Kind seine Mutter beansprucht
und mit Recht, mit dem Rechte auf sie, allen andren voransteht.
Eh der Magnat sich erholt und sein Vorrat von Bosheit verdaut war,
war die Fürstin mitsamt ihrem Schelmchen schon nicht mehr im Saale.
Hoheit bissen die Lippen und standen dann selber vom Tisch auf.
Die Madonna war's, sagte ein Graf, die uns eben besucht hat.
Noch am selbigen Abend bekamen dann Hoheit den Koller.
Sie versuchten, den Flügel zu stürmen, in den die Frau Fürstin
ihre Frauengemächer verlegt, auf Verordnung der Ärzte,
die ihr leider durchaus den eh'lichen Umgang verboten.
Als der rasende Mann, höchst schmerzhaft von Eros gefoltert,
von der doppelten Wut des Zorns und der Liebe geschüttelt,
polternd gegen die Türen, die tobenden Fäuste gebrauchte,
ließ sich, neben dem Nachtigallengetön unter offenen Fenstern,
fast gespenstisch, ein Kichern im Schloß allenthalben vernehmen.
Allsogleich strömten Wartefrauen aus allen Gemächern,
eine Oberin kam im Häubchen und auch eine Ärztin.
Und es sah der Magnat einen lebenden Wall, der den Mut ihm
völlig nahm, ihn verwirrte, ja, selbst sein Verlangen erstickte.
Und Till hörte das Pochen und lachte. Er wußte, was vorging.
Weit war das gotische Fenster geöffnet, es ging auf den Abgrund.
Voll und rund stand der Mond, und es rauschten die Wipfel der
Gründe
mit den Wassern der Gründe herein ins Gemach. Und die Amseln
wußten keine genög sich zu tun in den Büschen der Felswand,
eine Nachtigall sang, eine einzige nur, dicht unterm Fenster.
Und das Pochen: da lachtest du, Till, übermenschlich beseligt.
Denn du hieltest den Schatz, den der Pocher mit schreiendem Herzen,
ohne Gnade verdammt, mit brünstigem Lechzen entbehrte.
Stella, sprach er, ich bin nicht mehr Till, ich bin einer der Götter!
Und sie sprach: unbesorgt! Es sind um uns nur leere Gemächer,
fest verwahrt, und er dringt nimmermehr auch nur bis zu den Türen.
Niemand liebt ihn: mich aber, mich schützen sie alle gemeinsam,
und meine treueste Freundin, die Oberin, weiß, daß du hier bist.
Doch Till ruhte getrost und lag ohne Furcht bei der Schönsten,
und sie spielten das seligste Spiel der verbotenen Liebe. —

Höre, sprach der Vagant, ich kann keinen Menschen so hassen,
um, was ich diesem Polterer tue, ihm auch nur zu wünschen.
Und was wäre der Raub aller Räuber, verglichen mit meinem,
oder Wuchergewinn eines weltausbeutenden Kaufmanns?
Stella, süßeste Fürstin, du Wabe des köstlichsten Honigs!
und er reißt die Geliebte ans Herz, indem er es ausruft. —
Und es stand wie ein Schatten die Oberin jetzt vor der Bettstatt.
Sie entfachte ein Licht, und sie sprach: Unbesorgt, meine Lieben:
er ist fort, ist zum Schloßtor hinaus wie ein rasender Sturmwind,
und er hat hinterlassen, er käme bis Montag nicht wieder.
Also lachten die drei, wie bei einer Bescherung drei Kinder.
Danach schob sie ein Tischchen herbei, die fürsorgliche Freundin,
das auf köstlichste Weise des fürstlichen Haushalts bestellt war.
Über Spiritusflämmchen verdeckte Gefäße aus Silber,
Teller gleichen Metalls und Schüsseln und silberne Gabeln,
fast zu schwer für die Hand höchst kunstreich vom Künstler gebildet.
Es war da, was das Herz nur begehrte, an leckren Gerichten,
duftiges Weizengebäck, Salate und purpurne Früchte,
goldgelb perlte Champagner im silberbeschlagenen Kristallkrug.
So, nun trinket und eßt, sprach die Oberin, nichts ist vergessen!
Einem wirklichen Prinzen glich Till, einem Gast aus Genieland,
Kavalier jeder Zoll, freilich sprudelnd von köstlicher Laune,
in der heikelsten Lage bewies er den sichersten Anstand.
Wollte er Menschen gewinnen, so war's ihm ein leichtes. Die Obrin
ist gewonnen durchaus. O, du aphrodiesische Fürstin,
rief er, sprang aus dem Bett und nahm aus den Händen der Obrin
einen Mantel aus Marder, damit die Geliebte umhüllend.
Und er, selbst noch im Hemd, sprach: Die Fürstin zuerst, dann der
Sklave!

Und man lachte. Man lachte noch mehr, als die Obrin den Gaukler —
eine lustige Investitur! — mit dem Prunk seiner Hoheit,
einem Mantel aus Hermelin, jetzt bedachte. Sie hatte
etwas weniger Köstliches nicht in der Nähe gefunden.
Und es aß das glückselige Paar und trank gierigen Mundes
das topasenperlende Naß aus venedischen Gläsern.
Ein fünfarmiger Leuchter, besteckt mit Kerzen, die brannten,
gab die Glorie des Lichts zu den Wonnen des nächtlichen Gastmahls.
Und es drang durch das Fenster bald schwül, bald kühlend die Nachtluft.
Mit ihr nahte Besuch. Till sagte: Es sind meine Völker! —

Ganz mit Fug wallet Hermelin um die Glieder des Gauklers:
denn ein König ist Gaukler, sonst ist er nicht König! Der Gaukler
ist ein König, wie ich, sonst ist er kein Gaukler! Der Herrgott
selber hat sich dem Mose durch Gaukelei einst offenbart.

Eulenspiegel ist hier, König Till, nur herein, Noktuinen,
nur herein, meine Völker, und führt um die Glorie den Tanz auf!
In der Tat: es umtanzten jetzt Motten und Falter die Lichter.

Halt! Was tut ihr? rief Till. Licht ist ein gefährvoller Spiegel!
Eulchen, Eulen, zurück! Ihr verkohlt sonst! O, himmlische Stella,
siehst du? zisch! grade mitten ins Licht, ihrem Meister nicht ungleich. —

He, Graseulchen, komm her, Aprikoseneulchen, so laß doch!
dort ist Stella, ein milderer Stern! Und ins goldige Haupthaar
der Geliebten nun bettete Till einen rätselhaft grünen

Eulenfalter: er hatte vier Augen und rollte die Zunge,
wie in Blüten, ins duftge Gespinnste des wonnigsten Scheitels.

O, ich gönne es euch, meine Völker, nehmt teil an dem Gastmahl,
trunkne Schwärmer, der Schwärmer Till heißt euch selig willkommen!

Doch nicht lange ließ Eros dem Bacchos, der Ceres den Vortritt,
mit unzählbarer Wut ergriff er aufs neue die beiden,

als ein glühender Luftstrom die Lichter gelöscht bis auf eines.

Und es ward wieder still: nur daß sich vom Lager der Fürstin
süßes Geflüster und girrendes Lachen und Knistern hervorstahl,
durch den Spalt der damastnen Gardine, die schwer drüberher hing. —

O wie weh tut die Lust, tut die flüchtige Lust, o wie weh mir!

also Till in dem Taumel der unausschöpfbaren Wonne.

O, wie wird doch die Pein um so bitterer, je süßer die Lust ist!

Um so tiefer die Lust, um so schwerer und tiefer die Marter.

Ach, so fest ich dich halte, so fest dich umfange, Geliebte,

nie besitz ich dich ganz, und was ich besitze, ist flüchtig.

Selig sind wir und göttlich vereint, und doch nicht ganz Götter.

Brennend fließen wir beide in eins, und doch brennt in dem Brande,
wie ein brennender Kern oder glühender Wurm in der Frucht brennt,
die Gewißheit der Trennung! — Wie wohl tut die Lust, o, wie wohl

mir,

haucht im Arme des Manns immer wieder verzückt die Geliebte.

Eros, wie duftig und süß und wie rein brennt und heiß deine Fackel,

Hymens Fackel ist widriger Qualm nur! Dein bin ich, Geliebter!

So verbrenne mich doch, o, du himmlisches Feuer des Eros!

diesen Tod will ich sterben, nicht den, der mir morgen bevorsteht,

wenn du fort bist, mein Till, und mein Herz nur noch wieder ein Stein
ist. —

O, wie weh tut die Lust, tut die brennende Lust, o wie weh mir!
ächzte Till. Und in Wahrheit, er weint. — Süßer Freund warum weinst
du?

Leis umschlingt ihn das Weib. — Auch ich denke an morgen und gestern.
Warum sprichst du das Gestern, mein lieber Geselle, so seltsam?
so jetzt Stella. Und er: Soeben sah ich im Geiste
Knidos vor mir im jonischen Meer, und sah marmorne Götter.
Eos stieg hyazinthen herauf — aber dann trat ein Weiher
an die Stelle des Meers, und es saß an dem Weiher ein Fischer.
Und er sagte, er wolle dem liebenden Heiland es gleich tun,
und da ward er gehetzt und von einem Soldaten erlegt.
Und es rückte mit ehernen Schlägen von Stunde zu Stunde
vor die Schloßuhr. Sie hing im nahegelegenen Turme.
Weit verhallte ihr Schlag in den Tiefen der dämmrigen Waldschlucht,
und sie riß immer wieder das liebende Paar aus dem Halbschlaf,
neue Wonnen, in Ängsten des Abschieds, in beiden Geliebten
mit erweckend. O Stella, mir ist, als sei morgen Gerichtstag,
ja, ich würde zum Galgen geleitet, um an ihm zu baumeln,
das entsetzliche Amt der henkerhaft wachenden Schloßuhr
aber sei, mit dem Hammer die letzten Stunden des Lebens
zu erschlagen. Kaum sagte dies Till, so erscholl dicht am Fenster
der gewaltige, furchtbare Ruf des revierenden Uhus.
Uhu, Uhu! Uhu! und entsetzt fuhr das Paar aus den Kissen.
Ruhig, Täubchen, nur still, beruhigte Till die Geliebte.
Zwar die Nachtigall ist erschrocken, die gute, und schweigt jetzt:
Eulenspiegel indes, was hat er von Eulen zu fürchten?
Eulentrufe bedeuten ihm andres als anderen Menschen,
dieser aber galt mir im besondern als mächtiger Weckruf.
Freund, es ist ja noch tief in der Nacht, spricht zu Till die Geliebte,
wenn auch hinter dem Wald es scheinbar ein wenig schon dämmt.
Sind zu Sommersbeginn die Nächte doch niemals ganz lichtlos,
auch der Uhu beweist es dir ja, daß noch völlige Nacht ist.
O, du willst mich verlassen, mein Till! Till, ich fühl es, ich weiß es!
So erzittert das Tier, wenn die Hand eines Schlächters es anfaßt.
Bleib! Nicht fort! Geh nicht fort! doch du gehst, und gefällt ist mein Urteil.
Nicht du, Till, wirst gerichtet: ich werde gerichtet. So ist's, Till.
Kaum Minuten vergehen, da wird dies Gemach meine Gruft sein.

Was tat Till? Er umschlang die holdselige Fürstin noch einmal und bedeckte das süße Geschöpf mit unzähligen Küssen, Scheitel, Stirne und Mund, die Augen, den Hals und die Schultern, Brust und, tiefer herab, die Arme, die Hüften, die Schenkel. So ergreif ich Besitz von dem ganzen Gebiet deines Leibes, dies glückselige Fürstentum ist auf ewig das meine. Nicht das winzigste Fleckchen darauf laß ich ohne mein Siegel! Und er küßte und siegelte fort, trotz Johannes secundus, kehrte immer zum Munde zurück, Stellens Atem fast raubend und den eignen sich selbst. Noch einmal durchschreit ich mein Eden, eh ich meinem Verweser den Schutz meines Reichs überlasse. Alle Täler durchwandl' ich, die blonden, die sonnigen Hügel, die von zitternder Wärme des Tagesgestirnes durchglüht sind. — Und er küßte! Ich suche und finde die heimlichsten Schluchten, wo die Bienen den Honig gesammelt. Und, selbst eine Biene, weiß ich die süßen Nektarien der duftigsten Kelche zu finden. Und er küßte! O, nichts entgeht mir vom Reichtum des Reiches, nicht die tyrische Purpurschnecke: ich weiß ihren Purpur auszupressen und meinen Mantel mit Purpur zu färben, als Triumphator und Herr! — Und er küßte! Er herzte und küßte! Keine Blume und keine Frucht, die mein Siegel nicht aufweist, aller Tribut ist mein, und nichts davon ist eines andern! Rosengrotten bewahren mir Perlen von köstlichem Schmelze hart berühr ich das köstliche Gut durch die Fülle der Rosen. Und er küßte! Und faßt erstickte im Kuß die Geküßte. Alle Kräutlein sind mein. O Thymian, Majoran, Münze und der harzige Schweiß, das berückende Haschisch der Leinsaat. Und er schwieg, denn er hatte zum Reden fortan keine Zeit mehr. Wie betäubt unter heißem Jasmin wand sich Stella, die Fürstin: — sie erwachte und fand sich allein. Till! mein Till! rief sie vielmals, doch dann schluchzte sie auf, von herzbrechendem Weinen geschüttelt. Till gelangte zurück wiederum in den Gasthof zum Forsthaus, sehr befriedigt davon, daß noch niemand im Hause erwacht war, denn er wollte vor allem mit sich mutterseelenallein sein. Ja, es fehlte nicht viel, und ihn störten sogar seine Tiere. Fort, nur fort! und schon stand Gift und Galle gerietet ans Ortscheid. Prinz, der den Wagen bewacht, verstand, daß Gebell nicht am Platz war.

Und schon zischte die Peitschenschnur um die Ohren der Ponys,

diese ruckten, und es begann um die Achsen der Radlauf.
 Dreh dich, Rad, dachte Till, mich tröstet allein schon der Anblick.
 Denn du bist mein Symbol, dein Wesen ist Rollen, du stehst nicht.
 Mich gelüstet es nicht mehr, auf Sand, noch auf Felsen zu bauen,
 darum bau ich auf nichts: auf dem rollenden Rade des Lebens,
 jeder Punkt, der es trägt, schon indem er es trägt, trägt es nicht
 mehr. —

Seine Laute im Arm, schritt er wiederum neben dem Wagen,
 schön und frisch, wie Maro, jener Dämon, der Buddha versuchte, —
 Till blieb stehen am Ende des Dorfes und wandte sich rückwärts.
 Prinz, dort grüßt ja aus mächtigen Wipfeln ein freundlicher Kirchturm,
 irgend etwas daran, sagte Till, Prinz, kommt mir bekannt vor.
 Auch wohl mag dort ein Kirchhof sein, sind meist doch die Kütchlein
 bei der Glucke, weil Satan, der Habicht, gar böß ihnen nachstellt.
 Aber hing dort im Garten nicht auch eine Paradiesfrucht?
 ein unirdischer, süßer Geschmack schmilzt mir noch auf der Zunge.
 Er war kaum eine Weile gereist, da sagte Till wieder:
 Was ist das für ein fürstliches Schloß, das dort über den Wald ragt?
 Mir kommt vor, Prinz, als hätt' ich's, Gott weiß, wann? schon ein-
 mal gesehen.

Und er stieß einen Jodler hervor: solchen hätte kein Äpler
 besser zu bilden vermocht, so gewaltig erklang er und kunstreich:
 fast, als hätte die Kehle des Uhus sich mit Philomelens
 Künsten innig vermengt. Und es klangen die Echos als Antwort.

LITERATUR UND WISSENSCHAFT

Eine Unterhaltung zwischen

BERNARD SHAW und ARCHIBALD HENDERSON

Das Speisezimmer im Hause von Herrn und Frau George Bernard Shaw.
 Zeit: die Gegenwart. Man sieht bei Tisch in lebhafter Unter-
 haltung: Bernard Shaw und seinen Biographen Archibald Henderson.

Henderson: Ich komme nie in dies Zimmer, lieber Shaw, ohne
 in Gedanken die vielen, faszinierenden Menschen darin wieder zu

sehen, die ich an Ihrem Tisch schon getroffen habe: Mark Twain, Rodin, Yvette Guilbert, Max Beerbohm, Wells, Archer, Lady Scott, Belloc, Granville Barker, Lillah McCarthy, Massingham . . ., aber warum mit dieser Aufzählung aller zeitgenössischen Größen noch fortfahren! Erinnern Sie sich des heftigen Wortstreits, den ich mit Wells über seinen Schlager in den „*Outlines of History*“ hatte, in dem er behauptete, daß Washington ein notorisch träger Mensch war? Trotzdem ich ihm Washingtons außergewöhnliche Gewandtheit, Energie und Kraft zeigte, die er als Auskundschafter, Gesandter, Weltreisender, Soldat, militärischer Befehlshaber, Herrscher, Landwirt, Briefschreiber, Finanzmann, Gründer usw. bewies — Wells bestand mit Zähigkeit auf seiner Behauptung und erklärte, seine Meinung sei, daß Washington politisch im Stillstand verharret hätte und daß seine Energie — selbst wenn sie existierte — verschwendete Energie wäre. Denn er stand morgens um halb fünf Uhr auf und ritt über sein Gut, und doch hätte seine Wirksamkeit eine viel größere sein können, wenn er bis um acht im Bett gelegen hätte, und sein Inspektor zeitig aufgestanden wäre und um den Hof geritten. Bei diesem non sequitur brüllten wir alle vor Lachen und Wells gab endlich einfältig zu, daß er seinen Schlager bei der nächsten Auflage der „*Grundlinien der Weltgeschichte*“ fortlassen würde. Nichts amüsiert Amerikaner mehr, als wenn zum Beispiel Arnold Bennett sagt, New Yorks elektrische Energie sei eine Illusion, oder wenn Wells unseren Roosevelt des achtzehnten Jahrhunderts „notorisch träge“ nennt.

Shaw (mit skeptischem Lächeln): Das Menschengeschlecht ist notorisch träge. Es ist auch notorisch tätig. Wenn Wells sagt, daß Washington faul war, hat er wahrscheinlich recht, da er seine Handlungen selbst nicht verfälscht. Aber vielleicht meint er nur, daß George nicht, nach Art der modernen Amerikaner, wie eine Maus unter Sauerstoff herum läuft.

Henderson: Aber, lieber Shaw, vergleichen Sie doch als einzelnes Beispiel die Arbeitsstunden eines New Yorker und eines Londoner Geschäftsmannes. Der Amerikaner ist um achteinhalb oder neun Uhr in seinem Bureau und bleibt bis fünf oder sechs, und am Sonnabend arbeitet er durch bis zwölf oder ein Uhr. Der Engländer macht sich Freitag mittag frei, fährt zum „week-end“ aufs Land und kehrt nicht eher auf sein Bureau zurück, als, sagen wir, um elf Uhr am nächsten Dienstag. In kleinen und großen Geschäftsdingen setzt der Amerikaner seinen Stolz in schnelle Entscheidung und geschwinden Erfolg. In

England braucht einer mindestens eine Woche, um über irgendeinen Gegenstand zum Entschluß zu kommen. Welche Methode ist nach Ihrer Ansicht am geeignetsten, die besten Erfolge zu erzielen: das langsame, bedächtige Verfahren des Engländers oder die Geschwindigkeit und die drängende Eile des Amerikaners?

Shaw (spöttisch verächtlich): Der langsame, bedächtige Engländer ist ebenso erfunden wie der hastende Amerikaner. In meiner Jugend war es der Yankee, der langsam und bedächtig und trocken und immer erfolgreich war. Wie Sie sich wohl erinnern, behielt Mark Twain in seiner Art und Weise etwas von dieser Tradition. Jetzt überstürzt sich der richtige Amerikaner, und der richtige Engländer steht über den Dingen, wenn auch sein Anwalt gelegentlich als zahmer Humorist geduldet wird. Der wirkliche Engländer kommt bei seinen Geschäften zu Schaden — wenn er wirklich zu Schaden kommt — dadurch, daß er vom Freitag bis zum Dienstag Ferien nimmt und sich mehr für Golf interessiert als für sein Geschäft. Der wirkliche Amerikaner kommt zu Schaden, weil er glaubt, daß er glänzend vorwärts kommt, wenn er nur unnötige Telegramme abschickt und den ganzen Tag unnötig herumreist. Die Amerikaner haben das best ausgearbeitete Briefordnersystem der Welt; aber kein Amerikaner kann je einen Brief finden. Und jeder Amerikaner glaubt, daß das Porto bis zu jedem Fleck der Erdkugel zwei Cents beträgt, wodurch er von der übrigen Welt eine ungeheure Steuer erhebt als doppeltes Porto für fehlende Briefmarken . . .

Henderson: Ich wundere mich manchmal, daß Sie die Vereinigten Staaten nicht besuchen. Früher oder später bereisen alle hervorragenden Ausländer unser Land und halten uns entweder Standpredigten über unsere Mängel, geben dumme Interviews, schon bevor sie landen, oder schreiben noch dümmere Bücher, nachdem sie nach Hause gefahren sind. Sie sollten „die größte Schaustellung der Welt“ (wie Mencken sagt) nicht versäumen. Sie sind natürlich oft eingeladen worden?

Shaw: Ungefähr zweimal in der Woche während der letzten Jahre. Die Einladung ist immer von der Ankündigung meines Kommens in der amerikanischen Presse begleitet. Und die nächste Post bringt mir ein paar Millionen Aufforderungen zu Vorlesungen und gastfreundliche Anerbieten.

Henderson: Ja — ich habe Ihnen selbst aus Vortrags-Bureaus dringende Einladungen zugeschickt und Sie gebeten, Vorlesungen

gegen wirklich riesiges Honorar zu halten. Einmal sagten Sie, Sie hätten Angst, in New York an Land zu gehen, weil Sie befürchteten, wegen Ihres Zweifels an der biblischen Geschichte von Elisa und den Bären arretiert und ins Gefängnis gesteckt zu werden. Ein andermal sagten Sie, der Anblick der Freiheits-Statue sei Ihnen unerträglich, Ihr ironischer Sinn nicht fähig, diese Spannung zu ertragen. Noch ein anderes Mal, nach dem Weltkrieg — sagten Sie mir, daß, nachdem Sie in einem Zeitraum von mehr als vierzig Jahren etwa zweitausend öffentliche Vorträge gehalten hätten, für die Sie nicht einen Groschen annahmen, Sie nicht im Alter von fünfundsechzig Jahren Lust hätten, mit der Gewohnheit Ihres Lebens zu brechen, es sei denn, daß die englische Regierung Sie buchstäblich so besteuern würde, daß Sie nicht mehr bestehen könnten. Doch, da wir davon reden, warum besuchen Sie eigentlich die Vereinigten Staaten nicht?

Shaw (in komischer Verzweiflung): Reicht Europa nicht für einen Menschen?

Henderson: Jetzt, wo das Guild-Theater Ihre letzten Stücke mit so viel Erfolg spielt, möchte man drüben vielleicht, daß Sie hinkämen und man Ihnen Ihre Stücke vorspielt?

Shaw (Amerika aufgebend): Nein. Die Amerikaner glauben, daß niemand Theaterstücke aufführen kann als sie selbst.

Henderson: New York zu sehen, könnte doch der Mühe wert sein, denn heute ist es nicht nur für den Geldmarkt, sondern auch für Theater und Musik der Mittelpunkt der Welt.

Shaw: Da „Haus Herzenstod“, „Zurück zu Methusalem“ und „Die heilige Johanna“ zuerst in New York gegeben wurden, kann die führende Stellung des New Yorker Theaters schwerlich in Frage gestellt werden.

Henderson: Das Theater hat in den Vereinigten Staaten gegenwärtig noch einen anderen Vorzug. Während an der amerikanischen Bühne eben so viele und eben so fähige Schauspieler wie an der britischen Bühne sind, überragt sie die britische Bühne vollkommen durch die Zahl befähigter Schauspielerinnen. Ich frage mich, ob das zufällig ist!

Shaw (fragend): Ist das tatsächlich so? Ich weiß es nicht aus eigener Anschauung. Es war überall die Regel, daß Schauspielerinnen besser waren als Schauspieler, weil jene Laufbahnen, die die größten Gelegenheiten für ein theatralisches Talent bieten, wie die Kirche,

die Justiz, die politische Plattform, und in gewissem Maße das Heer und die Diplomatie, den Frauen verschlossen blieben. Frauen, die als Männer Kardinäle, Minister, Demagogen, Botschafter oder Kondottieri geworden wären, gehen zur Bühne, wo sie höher bezahlt werden als Männer und sich der unbestritten gleichen Möglichkeiten und gleichen Wertschätzung erfreuen. Außer in Fällen von der Art Garricks, wo die natürliche Besonderheit überwältigend ist, ist der männliche Schauspieler der Ausschluß und die führende Schauspielerin die Auslese des Berufes. Ich würde deswegen aus Ihrer Behauptung schließen, daß die Berufe in England überfüllter sind als in Amerika und in Amerika weniger erreichbar und angenehm für Frauen als in England.

Henderson: Ich stelle mit Interesse fest, daß in den letzten Jahren Engländer — ich denke an Henderson, Lord Chamwood und Drinkwater — Biographien und Theaterstücke über auffallende amerikanische Persönlichkeiten geschrieben haben: Lee, „Stonewall“ Jackson, Lincoln and Roosevelt. Wie würden Sie das erklären?

Shaw: Ich vermute, die Helden werden diesseits knapp.

Henderson: Was waren ihre Hauptindrücke von Drinkwaters Stück über Lee? Ich versäumte die Aufführung, las aber das gedruckte Stück. Drinkwaters Lee war ein einseitiger und begrenzter Charakter, sehr unähnlich der erhabenen Erscheinung, die in den Herzen aller treuen Amerikaner eingeschlossen ist, welcher Partei sie auch angehören.

Shaw: Die Aufführung hielt mich vom Anfang bis zum Ende in Spannung, wie das Drinkwaters Stücke immer tun. Ich könnte mir kein besseres Stück wünschen: wenn es sich darin um geschichtliche Tatsachen handelt. Aber Stücke über Generäle, die in Ehren geschlagen werden, sind nie ganz zufriedenstellend. Sie können nur die Schwäche betonen, aus der sich die Niederlage ergab. Sogar Masefield konnte Pompey nicht erheiternd darstellen.

Henderson: Drinkwater macht aus Lee nur einen Virginier, der aus blinder Loyalität gegenüber seinem Geburtsstaat sein Los mit dem des Südens zusammenwirft. Ein Ausländer, der das Stück sieht, könnte ebensogut denken, daß der Krieg zwischen den Staaten ein Konflikt zwischen Virginia und dem Norden war. Lee hielt nichts von Sklaverei und wünschte nicht, daß die südlichen Staaten sich von der Union trennten; aber er glaubte fest an das verfassungsmäßige Recht der Trennung, das ihm in West Point durch die Verfassung gelehrt

worden war. Er war kein tragischer Held in Drinkwaters Sinn, der von Anfang an das Fehlschlagen des Südens sah: er war ein großer Soldat, der kämpfte, um zu gewinnen. Seine Siege gegen große Übermacht waren ein Schauspiel, und er wurde am Ende nur durch überwältigende Mengen „ehrvoll geschlagen“. Ich wüßte sehr gern, ob für Sie, einen unvoreingenommenen Ausländer, Drinkwaters Lee der Lee der Geschichte ist.

Shaw: Ich habe keine Studie über Lee gemacht, und Drinkwater hat es. Ich habe einen Eindruck von Lee, aber ich weiß nicht, wo ich ihn her habe, wahrscheinlich von einem Bild. Meinem Wissen nach war Lee ein Soldat mit der Beschränktheit eines Soldaten und seiner Verachtung für demokratische Phantasien über persönliche Freiheit. Soldaterei ist die vollständigste Sklaverei, die in der zivilisierten Gesellschaft möglich ist, und da Lee das vorzüglich von seinem Beruf aus wußte, kann er schwerlich sehr stark über die Sklaverei von Sambo empfunden haben. Wenn er ein politisches Genie gewesen wäre, hätte er Jefferson Davis heraus geschlagen und hätte sich selbst zum militärischen Diktator der Konfederation gemacht. Drinkwaters Stück geht an der Unmöglichkeit kaputt, hieraus den Höhepunkt des Stückes zu machen. Lees Zusammenbruch in der Szene mit Davis ist dramaturgisch unentschuldigbar.

Henderson: Der außergewöhnliche materielle Fortschritt, der in den Vereinigten Staaten während der letzten sechzig Jahre seit dem Bürgerkrieg stattgehabt hat, ruft unausbleiblich die Frage über die künstlerische und ästhetische Entwicklung hervor. Welchen unverkennbaren Beitrag zur Welt-Kunst — Dichtung, Drama, Erzählung, Malerei, Bildhauerei, Architektur — hat mein Land nach Ihrer Meinung gebracht?

Shaw: Ich war nicht dort. Im neunzehnten Jahrhundert waren es nur Poe, Whitman und Mark Twain und Emerson und James, die die intellektuelle und philosophische Seite des Geschäftes vertraten und Longfellow und Hawthorne und Fenimore Cooper als sehr gute Koloniale. Von den anderen bekam Europa nur seinen eigenen Export wieder, verderbt und schal und um vierzig Jahre in der Zeit zurück. Aber ich habe den Eindruck, daß ein mächtiges Keimen einsetzt. Die Kolonial- und Provinz-Bühnen gehen ein, und die großstädtische Bühne entfaltet sich mit Macht. Die Natur der Kunst haßt einen leeren Raum, und ein Kunst-Vakuum so groß wie Nordamerika muß sich füllen oder die Welt zerstören. Die Situation hat sich schon so

verändert, daß die Poe-Whitman-Formel, die ich eben aufstellte, augenscheinlich lächerlich veraltet ist. Unglücklicherweise bin ich so; fragen Sie mich also nicht nach großen, zeitgenössischen amerikanischen Namen. Sprechen Sie lieber von ihnen.

Henderson: Nein! Ich mache gerade ein Experiment und bemühe mich, zu entdecken, welchen Eindruck die zeitgenössische amerikanische Literatur auf den fremden Beobachter macht. Möchten Sie die besten heutigen amerikanischen und englischen Romane vergleichen — zum Beispiel Hergesheimer mit Galsworthy?

Shaw (ungeduldig): Ich sage Ihnen, ich lese auch nicht; und wenn ich es täte, warum sollte ich durch Vergleichen ein unangenehmes Gefühl hervorrufen?

Henderson: Was die Kraft und Energie der neuen Bewegungen in amerikanischer Kunst und Literatur anbetrifft, haben Sie ganz recht. Wie weit diese über unsere Ufer hinaus getragen werden, ist schwer zu bestimmen. Es wird mir von englischen Sachverständigen gesagt, daß Abenteuer-Novellen, Geschichten von Indianern und dem Westen noch viel populärer in England sind als irgendeine andere Art amerikanischer Prosa. Das offene Aussprechen in Abhandlungen über Geschlechtsdinge, der Entschluß, die Fesseln puritanischer Tradition abzustreifen, stellen eine Seite der neuen Bewegung in der amerikanischen Literatur dar. Sinclair und Dreiser beschreiben realistisch die Entbindungsanstalt. Hergesheimer schreibt eine volkstümliche Novelle, in der die „Heldin“ an einer heftigen sexuellen Ausschweifung stirbt. Anderson beweist die Reinheit des Geschlechtlichen dadurch, daß er seinen mystischen „Helden“ splitternackt vor seiner Frau und seiner Tochter einher schreiten läßt. Cabell schreibt einen mittelalterlichen Roman mit dem männlichen Geschlechtsorgan als „Helden“ und so weiter — ein bißchen ad nauseam. Da ist die „regionale“ Schule, Sinclair Lewis, Zona Gale & Co. — mit ihren naturalistischen (und oft grob einseitigen) Bildern der Kleinstadt und ihrem hoffnungslos provinziellen Aussehen. Und da ist die neue bilderstürmende Kritik, die das schnelle Maschinengewehrfeuer der Verachtung benutzt: Verspottung, Satire, Ironie, rohen Humor, Zirkusstücke, Flegerei, Zeitungstratsch. Und da ist noch viel mehr. Aber da Sie keine amerikanischen Bücher lesen, fürchte ich, daß mein Experiment zum Mißlingen verurteilt ist. Wie es auch sei! Sicher kennen Sie Edith Wharton?

Shaw: Ich habe den Namen wohl gehört, aber ich kann nichts damit verbinden.

Henderson: Willa Cather?

Shaw: Nie von ihr gehört — oder von ihm.

Henderson: James Branch Cabell?

Shaw: Nein, natürlich nicht. Er ist Senator — Nein, das ist Cabot, nicht wahr? Ich fürchte, ich bin nicht im Bilde.

Henderson: Sinclair Lewis?

Shaw: Netter Kerl! Ich traf ihn mal mit Mary Austin nach „Main Street“, und er gab mir „Babbitt“.

Henderson: Zona Gale?

Shaw: Leider nein.

Henderson: Sherwood Anderson?

Shaw: Mein Gedächtnis ist ganz leer.

Henderson: Theodor Dreiser?

Shaw: Frank Harris sprach oft von ihm, aber ich habe ihn nie gelesen.

Henderson: Upton Sinclair?

Shaw: Ja, Upton kenne ich. Mehr Ellbogenfreiheit für ihn!. Ein amerikanischer Defoe.

Henderson: Stuart D. Sherman?

Shaw: Ich dachte, er wäre tot. Ist er nicht General?

Henderson: Elizabeth Robins?

Shaw: Ach, ich liebte Elizabeth in alten Tagen, als wir die Schlacht um Ibsen kämpften. Sie war sehr aufgebracht, so mußte ich damit zufrieden sein, ihre Bücher zu lesen.

Henderson: O. Henry?

Shaw: Ich habe sechs seiner Bände auf einen Bissen geschluckt. Ich habe keine Kritik zu üben: sie sind hors concours.

Henderson: H. L. Mencken?

Shaw: Ein amüsanter Hund und ein wertvoller Kritiker, weil er es für wichtiger hält, so zu schreiben, wie er fühlt, als statt gut-herziges und ehrbares Geschöpf geliebt zu werden.

Henderson: Eugene O'Neill?

Shaw: Ich habe ein paar seiner Stücke gesehen und Szenen aus anderen gelesen. Sie hängen gewissermaßen von falschem Spiel ab. Als zum Beispiel Jean Cadell „Different“ in London spielte, und es so gut spielte, daß sie die Frau zu einer absoluten Wirklichkeit machte, war der Erfolg so schmerzlich, daß es kaum erträglich war. Aber das ist bei einigen sehr berühmten Stücken der Fall. O'Neills dramatische Begabung und Sinn für die Bühne ist unbestreitbar, aber

so weit ich seine Werke kenne, ist er nur ein Pseudo-Shakespeare, der seine Insel mit Kalibanen bevölkert. Ich bin neugierig, was er aus einer zivilisierten Komödie wie Molières „Misanthrope“ machen würde.

Henderson: Mein kleiner Katalog — der ebensogut verdoppelt oder verdreifacht werden könnte — bricht hier ab. Vielleicht hätte ich mehr Glück mit Zane Gray, Stewart Edward White, Harold Bell Wright, Gene Stratton Porter, Rex Beach and James Oliver Curwood gehabt. Es wird mir gesagt, daß nach dem Erfolg von „Die drei schwarzen Pennys“ Hergesheimer ganz in englischer Gunst aufgenommen worden ist, daß O'Neill wie die Bibel und Shakespeare verkauft wird, daß Mencken von dem kleinen Kreis der Illuminati und der Intelligentsia mit Enthusiasmus gelesen wird, daß Cabell nur durch seinen „Jürgen“ bekannt ist, der in England als ein mild belustigendes Bißchen Rabelaischen Humors angesehen wird und daß Sinclair Lewis als bemerkenswerter Schriftsteller gilt, sein „Main Street“ als langweilig, sein „Babbitt“ als eine meisterhaft geschriebene Satire des amerikanischen Geschäftsmannes. Der arme Sherwood Anderson hat eine unglückselige Berühmtheit erlangt, seitdem eine ordinäre Rezension von „Many Marriages“, die lange Auszüge des Buches in „The Sporting Times“ brachte, den Erfolg hatte, daß der Verleger mehrere Monate Gefängnis bekam.

Die Invasion Englands durch amerikanische Literatur und Kritik hat bis jetzt nur beschränkten Erfolg, wenn auch die Spitze des Keils gewiß eingedrungen ist. Einen tüchtigen und überzeugten Vorkämpfer hat die amerikanische Literatur der besten Art in Hugh Walpole. Wiederholt richtete er in seinen englischen Veröffentlichungen die Aufmerksamkeit auf die beste jetzige Literatur Amerikas. Um den Katechismus zu vollenden, lesen Sie je ein amerikanisches Buch?

Shaw: Ich lese überhaupt keine Bücher — wenigstens kaum; aber ich habe kein Vorurteil gegen amerikanische Bücher.

Henderson: Selbstverständlich nicht. Und wenn Sie sie lesen, finden Sie sie wert gelesen zu werden?

Shaw (bestimmt): Sehr wenig Bücher irgendwelcher Nation sind wert gelesen zu werden. Die Menschen lesen, um die Zeit hin zu bringen; deswegen ist es kein größerer Einwand gegen ein Buch, daß es nicht wert zu lesen sei, als gegen ein Spiel Karten, daß es keine Schätze im Himmel aufhäuft.

Henderson: Die moderne Literatur scheint eine endgültige Wen-

dung zum Schlechten zu nehmen. Die empörendsten Novellen, voll größter Schlüpfrigkeit und düsterster Sinnlichkeit, findet man in jedem Buchladen, und sie können von Ihrer unschuldigen Tochter ohne Argwohn gekauft werden. Sexuell Abnormes, Perversitäten, Sapphismus, Sodomie und Gott weiß was für Scheußlichkeiten werden frei besprochen und in ihrer Verworrenheit beschrieben: Proust, Marguerite, Lawrence, Joyce & Co. Viele solcher Bücher werden in den Himmel gelobt, enorm verkauft und werden als geniale Werke gepriesen. Seit Zola und der Ära von „Nana“, „Therèse Raquin“ und „La Terre“ ist das Publikum meist einig, daß Romane nicht länger nur für junge Mädchen geschrieben werden können. Aber man ist ebenso überein gekommen, daß ein Autor eine gute Absicht haben kann, wenn er die Wahrheit sagt, daß aber unverhüllte Beschreibungen sexueller Handlungen und perverser Gewohnheiten, die das Gesetz verurteilt, einen demoralisierenden sozialen Einfluß ausüben. Ich glaube, daß der Einfluß von Freud und seiner „Libido“-Schule grobenteils Schuld an diesem Ärgernis trägt. Glauben Sie nicht, daß diese Schulung des Denkens einen schädlichen Einfluß auf die jetzige Literatur übt?

Shaw: Es übt einen sehr langweiligen Einfluß aus, weil das meiste Zeug, was Sie meinen, eine pseudo-wissenschaftliche Spielerei ist. Aber wenn auch, ich bezweifle, daß es ebensoviel Schaden tut, wie die romantische Spielerei.

Henderson: Wenn ich mich erinnere, ist dies gerade, was Rebecca West in einem öffentlichen Vortrag vor kurzem sagte. Wenn realistische sowohl wie romantische Literatur die heutige Jugend verderben und demoralisieren, wäre nicht eine größere Achtsamkeit der Eltern und eine strengere Kontrolle der Verleger und der gesetzlichen Autoritäten bestimmt wünschenswert? Eine Reaktion gegen die pornographische Literatur scheint schon einzusetzen. Cardoc Evans „My People“ und D. H. Lawrence „The Rainbow“ sind zum Beispiel in England nach ihrem Erscheinen beschlagnahmt worden. Victor Marguerite wurde gestraft — dadurch, daß er aus der Ehrenlegion gestrichen wurde, war es nicht so? und zwar wegen der Veröffentlichung des häßlichen Buches „La Garçonne“, von dem jetzt in Frankreich mehr als eine halbe Million Exemplare verkauft wurden. Und in den allerletzten Jahren sind eine ansehnliche Menge Romane in den Vereinigten Staaten verboten worden. Setzt nicht eine Reaktion ein?

Shaw: Warum es mit einem so pompösen Namen wie Reaktion ehren? Tatsache ist, daß in geschlechtlichen Dingen sehr große Presse-

freiheit bestand. Eine Unzahl Schriftsteller, die — wie ein bestimmter Charakter in einem meiner Stücke — nur ein Ziel verfolgten, suchten davon Vorteil zu ziehen. Aber ihre Leser finden heraus, daß bloße Geschlechtlichkeit, anstatt das fesselndste literarische Thema zu sein, wie sie es annahmen, als es verboten war, das langweiligste ist. Die Freuden, die damit verbunden sind, sind Freuden, die genossen werden wollen, aber nicht gelesen. Was für ein Vergnügen ist es, einen jungen amerikanischen Filmschauspieler anzustarren, der vorgibt, Miß Mary Pickford am glücklichen Schluß eines bewegten Spiels zu küssen! Es wäre zweifellos entzückend, Miß Mary Pickford zu küssen, und es ist immer angenehm, sie anzusehen, wenn niemand die Aussicht mit seiner Nase verdirbt. Aber zu betrachten, wie jemand anderes sie küßt, ist ebenso unart wie tandalisierend. Und wieviel dümmer ist es, so etwas nicht mal auf der Bühne zu sehen, sondern darüber nur in Büchern zu lesen, und nun die Küsse nur durch Beschreibung! Die pornographischen Romane gründen sich auf einen Mangel, den die Literatur nicht ausfüllen kann. Sie bietet einem hungrigen Menschen die Beschreibung eines Diners. Selbst wenn die Beschreibungen lebenswahr wären, würden sie den Hunger nicht befriedigen. Aber fast alle Beschreibungen scheinen von Leuten geschrieben, die erbärmlich unwissend über das sind, worüber sie schreiben, und sie können nur zu Lesern sprechen, die ebenso unerfahren sind. Vergleichen Sie diese Romane mit „Ivanhoe“ und „Pickwick“. Es ist wie ein Vergleich zwischen Klopsen und Apfeltorte. Kurz gesagt, man findet endlich heraus, daß der pornographische Roman das langweilige Ding ist, das er wirklich ist; und das ist die ganze Geschichte.

Henderson: Der moralische Schmutz in der Literatur ist wahrscheinlich eine unvermeidliche Begleiterscheinung des großen Krieges. Das lange Hungern des sexuellen Appetits bei den Millionen Männern, die in den Schützengräben abgesondert waren, der körperliche Rückprall nach der geistigen Spannung — all dies mußte sich in der Literatur zeigen. Augenzeugen haben mir geschlechtliche Orgien, in den Straßen von Paris nach dem Waffenstillstand beschrieben (nun kann man es erzählen); und sogar Margueritte erwähnt es als einen der Gründe, die Häßlichkeiten zu zeichnen, von denen „La Garçonne“ strotzt, und erklärt, daß seine Schilderung der französischen Gesellschaft in dem Zeitpunkt, an dem er sie behandelt, vor der Wirklichkeit zurtück steht.

Shaw: Der Krieg hat viel Demoralisation zu verantworten; aber der moralische Chok, den er in uns verursachte, hat uns aufgelegt, die

Kunst viel ernster zu nehmen und Humbug weniger geduldig zu ertragen als früher. Zum Beispiel bin ich und war ich immer ein gewissenhafter Schriftsteller; aber erst seit dem Kriege, der meine Werke im Nu hoch brachte, wurde dies allgemein anerkannt.

Henderson: Es ist nicht lange her, da wunderte ich mich, einen Zweig menschlichen Wissens zu finden, der weiterer Erforschung vollkommen verschlossen ist. Eine sehr hervorragende Romanschriftstellerin sagte mir, daß nichts Neues über das Geschlechtsleben gesagt werden könnte. Doch ich vermute, daß die fortschreitende Degeneration der menschlichen Rasse jetzt unaufhörlich außergewöhnliche Arten und Beispiele der Geschlechtsäußerungen hervor bringt. Merkwürdige Mischungen des Normalen und Unnormalen, des Höheren und Verderbten, des Edelen und Pervertierten. Diese seltsamen neuen Phänomene müssen als bestehend anerkannt, und ihre Gefahr vom Physiologen ins Auge gefaßt werden. Schriftsteller, deren Ziel es ist, werden sie schildern. Sie werden fordern, gezeichnet zu werden, gewissenhaft, als treue Bilder des menschlichen Lebens und der Gesellschaft. Meinen Sie, daß nichts Neues über das Sexuelle in der Belletristik gesagt werden kann?

Shaw: Lauter Unsinn. Wir sind erst am Anfang des Themas. Das alte Schweigen verhinderte uns, die eignen Erfahrungen zu vergegenwärtigen, denn es bedarf sehr vielen Redens und Schreibens, um unsere Erfahrung in klares, intellektuelles Bewußtsein zu bringen. Es verhinderte uns auch, sie zu erörtern: tatsächlich hatten wir keine passende Sprache, sie zu besprechen. Nun da das Schweigen gebrochen wird, und wir gezwungen sind, anständig zu denken und zu sprechen, weil wir laut denken und sprechen, entdecken wir eine neue Welt im Sexuellen.

Henderson: Sie beschrieben einmal den Roman als die große Ketzerei, die von der Kunst und dem Leben fortgefeßt werden muß. Das Eheleben bringt oft in Romanen auferzogenen jungen Mädchen die erschütterndsten sexuellen Enttäuschungen. Solche Bilder sind zum Beispiel von Maupassant in „Une Vie“ gezeichnet worden und von Tolstoi in der „Kreutzer-Sonate“. Das Geschlechtsleben ist in Romanen — so weit man an das Thema heran gelangte — zweifellos so lange behandelt worden, bis es fadenscheinig wurde. Sahen Sie vielleicht ein neueres Blatt im „Punch“, eine typische englische Witwe zeigend, wie sie einen Roman kauft? „Sind Sie sicher, daß nichts Sinnliches darin vorkommt?“ fragt sie ängstlich den Verkäufer. „Oh,

ganz sicher," antwortet er sanft, „es ist nur eine Liebesgeschichte“. Trotz des Anfangs, den Maupassant und Tolstoi machten, scheint es mir, daß der Einfluß des Geschlechtlichen in der Ehe noch angemessene Behandlung erwartet.

Shaw: Es ist nie irgendwelche wirkliche Sexualität in Romanen. Was mehr ist, ist sehr wenig und dies von einer sehr rohen Art in neunundneunzig Hundertsteln unserer Ehen. Das Feld der geschlechtlichen Selektion wird durch die Abgrenzungen zu beengt, die Stand und Besitz bilden, und das verbietet der Ehe, annähernd genug Material für eine echte Sexual-Wissenschaft zu geben. Ich sage es Ihnen, Sie werden nie eine geschlechtlich gesunde Literatur haben, wenn Sie nicht geschlechtlich gesunde Menschen haben; und das ist unter dem Kapitalismus unmöglich, denn er legt der Heirat, wie allem anderen, geschäftliche Bedingungen auf.

Henderson: Unter der Voraussetzung, daß der Autor sich taktvoll und anständig ausdrückt, bedauert kein wahrer literarischer Künstler oder Kritiker die Offenheit der Kunst. Aber Unzüchtigkeit in Dichtung und Autobiographie — die ekeligen Episoden von Lawrence, die Geilheit von Margueritte, die selbstverständliche Familiarität mit abnormen Lastern bei Proust, die Schuftigkeit ohnegleichen bei Joyce, die bloße Pornographie von Harris — wird zu einer Gefahr für die öffentliche Moral und das Wohl der Gesellschaft. Große Kunst, saubere Behandlung des Stoffes und würdige Absicht berechtigten und weihen die Offenheit von „Salambo“, „Madame Bovary“, „Tom Jones“, „Sappho“, „Thais“, „Liaisons Dangereuses“, „Aphrodite“. Aber die Zeit ist heute gekommen, glaube ich, wo der verantwortliche Kritiker einen Warnruf gegen offenkundige Unzüchtigkeit in der gewöhnlichen Literatur ertönen lassen sollte.

Shaw: Um Himmels willen! Haben die prüden Männer und Weiber je aufgehört, uns dagegen zu warnen? Man kann die Worte nicht definieren. Eines Mannes Poesie ist des andern Mannes Unzucht. Die Leidenschaft der einen Frau ist der anderen Frau Schmutz. Um Himmels willen, lassen Sie die Menschen haben, was sie wollen. Lesen Sie Sternes „Empfindsame Reise“. Wenn das nicht unzüchtig ist, hat das Wort keine Bedeutung. Gut denn, und werden Sie nun die Leute warnen, die „Empfindsame Reise“ zu lesen? Als ich sie las — ich war damals ein Junge — gefiel sie mir. Ich schließe daraus, daß ich Unzüchtiges mochte, wenn es gut geschrieben war. Es ist mir nie eingefallen zu versuchen, jemand anderen zu hindern, es zu lesen.

Sie müssen die Menschen essen lassen, was ihnen bekommt, selbst wenn es Ihnen Unrat zu sein scheint.

Henderson: Eine der großen Schwierigkeiten in dieser ganzen komplizierten Frage ist der verworrene Zustand der öffentlichen Meinung und die Schwierigkeit, Worte zu definieren. Zum Beispiel sprechen Leute leichtfertig von einer erotischen Novelle — ohne sich die Mühe zu nehmen, heraus zu finden, was Sie mit dem Ausdruck meinen. Bitte, was ist ein erotischer Roman?

Shaw: Ich habe den Ausdruck nie gebraucht. Warum mich auffordern, ihn zu definieren? Ich vermute, Sie können „Manon Lescaut“ einen erotischen Roman nennen, genau wie Sie „The Nigger of Narcissus“ einen Meer-Roman nennen können. Wenn Sie Wagners „Tristan“ eine erotische Oper oder „Romeo und Julia“ eine erotische Tragödie nennen würden, wüßte ich, was Sie meinen, wenn Sie aber „Dombey and Son“ oder „Macbeth“ erotische Stücke nennen würden, schloße ich daraus, daß Sie verrückt sind. Aber der Ausdruck an sich, als Kategorie, besagt nichts.

Henderson: Ich glaube, die meisten Leute meinen einen pornographischen Roman, wenn sie ein erotischen Roman sagen. Strindbergs „Fräulein Julie“ kann ein erotisches Stück genannt werden, Dumas fils „L’Affaire Clemenceau“ ein pornographisches Stück. Frances „Le Lys Rouge“ ein erotischer Roman, Gauthiers „Mademoiselle de Maupin“ ein pornographischer Roman. Wie würden Sie sagen?

Shaw: Ein pornographischer Schriftsteller ist der, der die sexuellen Instinkte ausbeutet, wie eine Prostituierte es tut. Ein in sich berechtigter sexueller Roman beleuchtet geschlechtliche Probleme oder bringt ihre Poesie, Tragödie oder Komödie zum Ausdruck. Aber es ist wirklich kein kritischer Sinn in einem Ausdruck wie erotischer Roman. Der Roman aus der Zeit der Königin Viktoria, der in dem Maße geschlechtslos war, daß Thackeray die erotischen Abenteuer von Pendennis nicht beschreiben durfte wie Fielding die von Tom Jones, bewies gewiß, daß ein Roman, der nicht mehr über das Geschlechtliche sagt, als vor einer Klasse fünfzehnjähriger Schulmädchen in einem Vortrag über diese Dinge gesagt werden darf, ungeheuer unterhaltender sein kann, als ein Roman, der sich nur mit geschlechtlichen Symptomen beschäftigt. Doch die Leser des „Don Quixote“ wußten das schon, und acht Generationen von Lesern oder mehr haben gefunden, daß „Robinson Crusoe“ und „The Pilgrims Progress“ lesenswerter ist als „Moll Flanders“. Der unerotische Roman sollte

ausgezeichnet werden, der erotische Roman ist das Normale. Glauben Sie nun nicht, daß alle Romane aus der Zeit der Königin Viktoria das Geschlechtliche übergehen. Ouida skandalisierte die Viktorianer gerade so wie die Leute, an die Sie denken, die Georgianer skandalisieren. Wegen „The Woman Who Did“, das mit dem Puritanismus seiner nordirischen Vorfahren strotzt, wurde Grant Allen ein paar Jahre boykottiert.

George Moores „Mummer's Wife“ war eine Viktorianische Novelle. Zolas Werke und Maupassant wurden übersetzt und unter Viktorias Regierung außerordentlich viel besprochen. Sie wurden damals als die äußerste Grenze angesehen. Wer kümmert sich jetzt um sie?

Henderson: Sicher muß etwas nicht ganz Gutes, sagen wir — etwas Unanständiges und Schamvolles — um viele heutige Romane sein. Ich hörte neulich einen vornehmen Engländer, einen befähigten Kritiker, sagen, daß ein allgemein bekannter Roman eines Autors, der einen großen wissenschaftlichen Namen trägt, das häßlichste Buch ist, das er je las. Herr Clement Shorters Recension von „The Rainbow“ in „The Sphere“ war, wenn ich nicht irre, der unmittelbare Grund des Verbots. Es ärgerte einen, sehr vorteilhafte Rezensionen von „La Garçonne“ in der englischen Übersetzung: „The Bachelor Girl“ zu lesen, denn diese hat alle Ähnlichkeit mit dem schädlichen Original verloren. „Ulysses“ wurde, wie ich mich erinnere, verboten als es in den Vereinigten Staaten serienweise erschien, und jeder Buchhändler in England oder Amerika würde es, glaube ich, ohne der Gefahr sofortiger Verfolgung ausgesetzt zu sein, über den Ladentisch verkaufen. Die große Romanfolge von Proust „A la recherche du temps perdu“ erscheint in englischer Übersetzung, aber ich vermute, daß bei „Sodom und Gomorrha“ ihm Halt geboten wird, denn vom Standpunkt der öffentlichen Moral aus sind die Themata, die dort mit großer Freiheit und liberalen Anschauungen behandelt werden, res tacenda in der zivilisierten Gesellschaft. Proust mit seiner beredten Klage über das Los der Homosexuellen — und besonderer Verurteilung Englands, wegen der Behandlung, die Wilde erfuhr — ist für angelsächsische Zivilisation zu antisozial in seiner Befürwortung der Duldsamkeit. Was ist Ihre Ansicht über die Behandlung der Erotik im zeitgenössischen Roman?

Shaw: Ich lese die heutigen Romane nicht. Es gibt keinen „zeitgenössischen Roman“. Nennen Sie Ihren Roman, und ich werde Ihnen sagen, was ich über ihn denke, das heißt, wenn ich ihn gelesen habe,

was höchst unwahrscheinlich ist, da ein Dramatiker keine Geduld für Romane hat. Aber den wenigen, die ich gelesen habe, ist keine Behandlung erotischer Fragen gemein und noch dazu besonders der gegenwärtigen Periode.

Henderson: Ich lasse den Roman „La Garçonne“, den Sie, wie Sie sagen, nicht gelesen haben, außerhalb der Diskussion und eine Autobiographie, die nicht „Meine Laufbahn und meine Verhältnisse“ heißt und von der jetzt in Paris das Exemplar für dreihundertfünfzig Francs verkauft wird, ein Buch, das sich liest, als wenn es im Bordell geschrieben wäre, an gesuchter Obszönität der „Juliette“ und den „Hundert und zwanzig Tage“ des Marquis de Sade gleich. Ich nenne „Ulysses“ ein Werk großen Genies. Die Shakespeare-Nachahmung, die lästerliche „Brocken“-Episode und Mrs. Blooms Grübeleien sind (trotz des Schlammes) denkwürdige Schriften. Aber Joyce nimmt uns in die Kloaken, verharrt bei den offenen Abflußrohren und stinkenden Senkgruben, läßt uns alle Gekritzel an den Wänden der W. C. lesen und erspart uns nichts von den Häßlichkeiten, dem Katzenjammer, der Liederlichkeit und der gesprochenen und gedachten Obszönität einiger durchaus widerwärtigen Leute. „Ulysses“ zu lesen, ist ein Erlebnis, bei dem einem das Blut stockt, aber die Tatsache, daß es nach dem angelsächsischen Standard öffentlicher Anständigkeit „nicht zum Druck geeignet“ ist, zeigt an, daß Joyce die Grenzen überschritten hat. „Ulysses“ ist der zotigste große Roman, der je geschrieben wurde, besudelt mit dem Jargon des Straßenjungen, des Wüstlings und des Kupplers.

Shaw: Als man von mir drei Guineen für „Ulysses“ forderte, sagte ich, daß ich nicht einen Penny über vier Schilling sechs Pence zahlen würde. Ich las Stücke daraus in „The Little Review“ und wußte nicht, daß sie alle zu der Geschichte eines einzelnen Tages in Dublin gehörten. Ich wurde durch die Tatsache, daß ich selbst mal ein junger Mann in Dublin war, dazu hingezogen und durch das literarische Können von Joyce, das klassischer Qualität ist. Ich sehe nicht ein, warum der Offenheit in geschlechtlichen Enthüllungen eine Grenze gezogen werden sollte, aber bei Joyce erwächst diese Frage nicht. Die Frage, die sich einem stellt, ist die, ob in der Literatur unzüchtiger Sprache eine Grenze gesetzt werden soll. Es hängt davon ab, wie sich die Leute stellen. Wenn man Dickens oder Thackeray gesagt hätte, daß ein ehrbarer Schriftsteller wie ich „blutig“ in einem Theaterstück gebrauchen würde und daß eine außergewöhnlich wählerische Schauspielerin ersten

Ranges, die ausschließlich fünf Rollen spielt, es auf der Bühne aussprechen würde, ohne daß sich ein Haar krümmte, würden Sie es nicht geglaubt haben. Doch ich bin so altmodisch und empfindsam, daß ich entsetzt war, als ich zum erstenmal hörte, wie eine Dame einen Mann als verluderten Kerl bezeichnete.

Ich könnte nicht die Worte schreiben, die Herr Joyce gebraucht: meine prüde Hand würde sich weigern, die Buchstaben zu formen, und ich kann kein Interesse an seiner infantilen klinischen Unkeuschheit finden, noch an den Flatulationen, die er wert findet, zu erwähnen. Aber wenn sie wert wären, erwähnt zu werden, würde ich nichts dagegen einwenden, sie zu erwähnen, wenn ich sie auch, wie Sie sehen, in etwas Latinität kleiden würde. Was wissen wir, ob sie nicht in zehn Jahren von einer Schriftstellerin über alle Seiten gestreut werden, und die Autobiographie von Frank Harris wird vielleicht in allen Buchläden sein. Als Linné zuerst über die Befruchtung der Pflanzen schrieb, wurde Botanik als moralverderbend ausgerufen. Das scheint jetzt kaum glaublich. Aber was echte Aufrichtigkeit anbetrifft, ist seit Rousseau kein Fortschritt gemacht worden. Harris gibt sich nicht so vollkommen hin wie Augustin oder Bunyan.

Henderson: Die alte Verteidigung der „Naturalisten“ in Zolas Tagen war die Ehrlichkeit der Darstellung. Zur Entschuldigung wurde immer vorgegeben, daß die ganze Wahrheit gesagt werden muß, wenn Kunst das graphische Bild des menschlichen Lebens sein sollte. Zola hat seine Behandlung von „Thérèse Raquin“ mit Macht verteidigt, in seiner Beweisführung bis ins letzte beweisend, daß seine Behandlung des Themas wissenschaftlich in ihrer Genauigkeit war und sorgfältig, nicht pornographisch. „La Terre“ strotzt wirklich von Hinweisen und Schilderungen des Geschlechtsakts, aber das Buch ist nicht schädlich, weil es die Sinne nicht in niedriger Weise wach ruft. „Nana“ ist eine photographische Studie der französischen Courtisane — rührend, amüsant, verletzend, schrecklich, aber es enthält ein Minimum der heutigen Sprache der „poule“, der Sprache der „Maison de passe“. „Ulysses“ aber ist voll häßlicher Worte und trieft von sinnlichen Bildern. Kann schmutzige Ausdrucksweise über körperliche Funktionen, — die sonst öffentlich nicht erörtert werden — und über sexuelle Physiologie, die sie zu bloßer Tierischkeit herabsetzt, im Interesse der allgemeinen Moral sein?

Shaw (bestimmt): Ist irgendeine Abhandlung über das Geschlechtsleben im Interesse der Volksmoral? Die meisten der Leute, die

„Ulysses“ verurteilen, würden, wenn sie an ihre eigene Stellung dazu dächten, „nein“ sagen müssen; und diese Antwort würde sie mit einem Schläge der Torheit überführen. „Ulysses“ ist ein Dokument, das Ergebnis einer Leidenschaft der Dokumentation, welche so wesentlich ist, wie die künstlerische Leidenschaft — in Wirklichkeit sogar noch mehr. Denn das Dokument ist die Wurzel und der Stamm, an welchen die Phantasiegebilde der Kunst die Blüten sind. Joyce ist von seinem dokumentierenden Dämon getrieben, einen einzigen Tag des Denkens und der Vorstellungen eines jungen Mannes in der Umgegend von Dublin niederzuschreiben. Die Frage ist, ob das Dokument authentisch ist? Wenn ich, nachdem ich ein paar Bruchstücke davon las, antworte, daß ich fürchte, es ist es, dann mögen Sie aufstehen und verlangen, daß Dublin vom Erdboden gefegt werde und seine Grundsteine mit Salz bestreut. Und ich kann sagen, tun Sie es durchaus. Aber das entkräftet das Dokument nicht. .

Die Dubliner „Jackeens“ meiner Tage, die Studenten der Medizin, das junge Blut in der Stadt, waren sehr wie diese. Ihre Unterhaltung war schmutzig, und es zog ihre Sinnlichkeit herab, welche ihnen genau so sicher als poetisch und vital hätte gezeigt werden können. Ich möchte die jungen Leute von Dublin zu Klubs organisieren mit dem Zweck, „Ulysses“ zu lesen, so daß sie die Frage debattieren könnten: „Sind wir so?“, und wenn die Abstimmung bejahend ausfällt, zu der weiteren Frage übergehen: „Sollen wir so bleiben?“, welche, hoffe ich, verneinend beantwortet werden würde. Ich kann ebensowenig moralische wie körperliche Genesung durchführen ohne unschickliches Entblößen. Werden Sie die Zoten los, die Joyce beschreibt und dramatisiert, und Sie werden „Ulysses“ los werden: es wird uns auf dieser Seite nicht mehr interessieren als heute eine Landkarte aus dem zwölften Jahrhundert. Unterdrücken Sie das Buch und lassen Sie die Unzucht unaufgedeckt, so beschützen Sie den Schmutz, anstatt die Moral zu beschützen. Wenn einer Ihrer Natur einen Spiegel vorhält und Ihnen zeigt, daß sie gewaschen werden muß — nicht getüncht — nützt es nichts, den Spiegel zu zerbrechen. Holen Sie Seife und Wasser.

Henderson: Wunderbar geantwortet, aber ich bin nicht überzeugt. Die Genialität des „Ulysses“ steht außer Frage, und Joyce hat einen bleibenden Beitrag zur Weltliteratur geliefert. Aber es ist, wie Sie andeuten, mehr ein soziologisches Dokument als ein Roman. Es ist — ein verfehltes Meisterwerk — ein großartiger Fehlschlag. Die Lite-

ratur ist durch seine große Kunst an einzelnen Stellen bereichert worden, aber der allgemeine Anstand wird mit Recht fortfahren, es von öffentlichen Buchläden in angelsächsischen Ländern zu verbannen. Ich sage, daß die Werke der Schriftstellerinnen in zehn Jahren nicht mit unzüchtigen Ausdrücken durchsetzt sein werden, die ich hier natürlich nicht niederschreiben kann, und daß die Autobiographie von Frank Harris nicht in jedem Buchladen verkauft werden wird. Die Literatur für alle — für die Massen — für das Publikum — wird sich immer (als eine erforderliche Bedingung ihrer Veröffentlichung) einem gewissen Anstands-Standard anpassen müssen. Und wenn die angelsächsische Gesellschaft nicht eine sexuelle Entartung registriert, zu der jetzt noch keine Anzeichen sind (welch schreckliche Erwiderung Sie selbst Nordau gegenüber machten), wird der literarische Anstands-Maßstab, der dem sozialen Maßstab hart folgt, sich auf einer ansehnlichen Höhe halten.

Lassen Sie uns nach Kunst und Moral jetzt über Wissenschaft sprechen. Ich komme gerade von Berlin, wo ich die Freude freundlichen persönlichen und beruflichen Verkehrs mit Professor Albert Einstein hatte. Er lachte herzlich, als ich ihm sagte, Sie hätten die Bemerkung gemacht, er sähe eher wie ein Musiker aus als wie ein Mathematiker. Er hat Musik sehr gern, ist selbst ein vollendeter Violinspieler, und er versicherte mir, daß der produktive Mathematiker immer ein Künstler sei mit einem hochentwickelten Formsinn. Ehrenplätze an seinen Wänden waren von den Bildern dreier großer englischer Männer der Wissenschaft eingenommen: Newton, Faraday, Clerk-Maxwell. Schon immer, seit Sie mir das Kompliment machten, meine Schrift „Die Relativität: ein Roman der Wissenschaft“ als den ersten wirklich erfolgreichen Versuch zu beschreiben, die Relativitätstheorie Laien zu erklären, wollte ich gern Ihre Ansicht über die Relativität wissen.

Shaw (lebhaft): Ich war gewissermaßen erstaunt, daß man es als Entdeckung ansah, da ich nie ein Absolutist in der Physik gewesen bin und nicht angenommen hatte, daß andere es seien. Da reizte mich natürlich das Michelsonsche Experiment, als ein neues Beispiel zur Nichtigkeit des Baconismus. Nein, ich meine nicht die Theorie, daß Bacon Shakespeares Stücke geschrieben hat. Ich meine die Vorstellung, daß unsere Berufsgelehrten die experimentelle Probe anerkennen. Prima facie schlug der Erfolg dieses Experiments die halbe Wissenschaft der letzten zweihundert Jahre zu einem umgestülpten

Hut. Gewöhnlich wird solcher Erfolg dadurch vermieden, daß man das Experiment für die Theorie passend zurecht kocht. Bei dieser Gelegenheit kochten sie die Theorie passend für das Experiment. Sie tun immer das eine oder das andere. Aber wenn sie den Ausgang des Experimentes fraglos annehmen würden, wie sie es angenommen hätten, wenn sich, wie sie glaubten, gezeigt hätte, daß der Strahl, der der Erdbahn folgt, seinen Weg in geringerer Zeit hinterlegt, als der, der ihn durchquert — hätten sie nie daran gedacht, sich in dieser Weise in Aufruhr bringen zu lassen.

Doch wenn Literaten wie H. G. Wells und ich ihnen sagen, daß Experimente zurecht gemachte Kunststücke sind, die nichts beweisen, sind sie empört und rufen Bacon an. Dies war ein entsetzlicher Fall, weil das Michelsonsche Experiment gar kein Experiment war, sondern eine Messung. Aber sie schluckten diesen Mangel an Übereinstimmung hinunter, wie sie die Unübereinstimmung betreffs der Sonnennähe des Merkur herunterschluckten. Später fand ich, daß Einstein richtiger als Widerleger der Relativität denn als ihr Entdecker beschrieben werden könnte. Seine Mathematik war mir nicht verständlich, da ich mit jener Sorte Stenographie nicht vertraut bin. Eines Tages werde ich für Einstein tun müssen, was ich für Jevons vor vierzig Jahren tat, als ich — (gerade hier wurde Herr Shaw an das Telephon gerufen und der Faden seiner Rede ist auf immer verloren).

Henderson: Einmal sagte mir Wells hier an diesem nämlichen Tisch, daß er mit einigen Vorschlägen, die er in verschiedenen Artikeln in der „Fortnightly“ veröffentlicht hatte, Einstein antizipiert hätte. Einstein hat gewaltige Gegner in Deutschland und auch anderswo. In England und den Vereinigten Staaten ist er vom Publikum besonders in Ehren gehalten, weil volkstümlich angenommen wird, er hätte Newton abgesetzt, den größten Mathematiker, den je die angelsächsische Rasse hervorgebracht hat. Darf ich Sie fragen, ob Sie von dem Glauben durchdrungen sind, daß Einstein Newton gestürzt hat?

Shaw: Es ist ihm sicher gelungen, den Anspruch der Newtonianer und Kopernikaner auf Unfehlbarkeit zu zerschmettern. Ich hoffe, daß wir bald das Ende der Millionen Lichtjahre und des Sterns Beteigeuze, der so groß ist wie ein halbes Dutzend Universa, und der ganzen übrigen monstruösen Übertreibungen und Märchen gehört haben, die auf der auffallend lächerlichen Methode beruhen, die wir zum Messen der Entfernungen zwischen den Himmelskörpern und der Größe dieser Himmelskörper anwenden. Der Humor eines Menschen sollte

genügen, ihn vor dem Glauben zu bewahren, daß unser Nachbar, die Sonne, uns so nah, daß eine Wolke zwischen uns den Unterschied eines heißen und eines kalten Tages ausmacht — dreiundneunzig Millionen Meilen weit entfernt ist oder über dreiundneunzigtausend. Ich habe keine Geduld zu solchem Wahnsinn.

Henderson: Was das anbetrifft, mein lieber G. B. S., fürchte ich, Sie an Professor Harlow Shaplay verweisen zu müssen oder an Sir Frank Dyson. Großer Gott! es ist fünf Uhr! Aber ich muß noch eine Frage stellen. Die Relativität erinnert mich irgendwie an den Nobel-Preis. Letztes Jahr ging der Preis für Literatur in Ihr Heimatland (W. B. Yeats), der für Physik in das meine (Professor Millikan). Ich wollte Sie fragen, ob Sie finden, daß englisches und amerikanisches Genie in der Wissenschaft und den Künsten durch Nobel-Preis-Verteilungen angemessen anerkannt worden sind?

Shaw: Ich habe die Liste nie studiert. Das Komitee kann nicht Genies erkennen, es kann nur eine bestehende Anerkennung akzeptieren und nur eine sehr sichere, das heißt eine, über die keine Polemik herrscht. Da in der Literatur der Ruf der größten Genies immer der Gegenstand ingrimmiger Polemik ist — jedenfalls bis sie gestorben oder wenigstens sehr alt und harmlos geworden sind — bleiben die größten Genies der Literatur außerhalb des Rennens. Die Preisgewinner sind wie die bescheidenen Hotels im Baedeker, die sich „besten Rufes erfreuen“. Gelegentlich wird ein Mann, dessen Kunst von internationalem Interesse ist, während die Streitfragen, in denen er sich kompromittiert hat, lokaler und vergänglicher Art sind, die begehrten vierzigtausend Dollar einbeuteln und der Sache Kredit geben. Zum Beispiel William Butler Yeats! Aber in den meisten Fällen muß das Komitee, wie bei Rudyard Kipling, die vernünftige mit Ehren bekleidete Volkstümlichkeit als die sicherste Qualifikation hinnehmen. Aber selbstverständlich ist der ganze Begriff der Preisverteilung, auf die schönen Künste angewendet, lächerlich. Die Nobel-Geschichte ist eine Lotterie, die all denen offen steht, die ein gewisses Minimum der Berühmtheit erlangt haben. Als solches ist er nützlich, denn er bringt manchem Arbeitenden, der ungenügende Bezahlung erhält, eine zufällige Ernte; doch das ist alles, was darüber gesagt werden kann!

(Einzig berechnigte Übertragung
von Elly von Schneider-Glend)

DIE HÖHLE

Novelle von

EUGEN SAMJATIN

Gletscher, Mammuts, Wüsten. Nächtliche, schwarze Felsen, Häusern ähnlich. In den Felsenhöhlen. Ungewiß, wer nachts auf den steinernen Fußsteig zwischen den Felsen trompetet und den Weg beschneißelnd den weißen Schneestaub auseinanderweht: vielleicht ist es ein Mammut mit grauem Rüssel; vielleicht — der Wind; doch vielleicht ist der Wind nur das eisige Geheul des riesenhaftesten Mammuts. Eines ist klar: es ist Winter. Man muß die Zähne fest zusammenbeißen, damit sie nicht schlottern. Und mit dem Steinbeil das Holz spalten; und jede Nacht den Scheiterhaufen immer tiefer aus einer Höhle in die andere tragen; und immer mehr zottige Tierfelle um den Körper winden . . .

Zwischen den Höhlen, wo vor Jahrhunderten Petersburg stand, streift nun nachts das Mammut mit grauem Rüssel herum. Und die in Felle, Mäntel, Decken und Lumpen gehüllten Höhlenmenschen ziehen sich aus einer Höhle in die andere zurück. Am Feiertage Mariä Schutz vernagelten Martin Martinowitsch und Mascha das Arbeitszimmer. Etwas später zogen sie aus dem Speisezimmer aus und verkrochen sich im Schlafzimmer. Ein weiterer Rückzug war unmöglich; hier mußten sie die Belagerung überleben — oder sterben.

In der Höhle des Petersburger Schlafzimmers geht es zu wie einst in der Arche Noahs: wie nach einer Sintflut sind reine und unreine Kreaturen untereinander gemischt. Martin Martinowitschs Schreibtisch, Bücher, Töpfe, tonartige Pfannkuchen aus der Steinzeit, Skrjabin Op. 74, ein Bügeleisen, fünf liebevoll weiß ausgewaschene Kartoffeln, vernickelte Gitterbetten, ein Beil, eine Etagère, Holz. Und in der Mitte dieser Welt haust — ein Gott — der kurzbeinige, rötlich-verrostete, untersetzte, gierige Höhlengott: der Gußeisenofen.

Der Gott tönt gewaltig. Er ist das große feurige Wunder in der finsternen Höhle. Die Menschen — Martin Martinowitsch und Mascha — strecken ihm ehrfurchtsvoll, schweigend und dankbar ihre Hände entgegen. Eine Stunde lang ist Frühling in der Höhle, für eine Stunde legt man die Tierfelle, Krallen und Hauer ab, und durch die ver-eiste Hirnschale hindurch sprossen grüne Stengel empor — die Gedanken.

„Mart, du hast vergessen, daß morgen — — — nun ja — ich sehe: du hast es vergessen!“

Im Oktober, da die Blätter schon ausgetrocknet und verdorrt sind leuchten doch noch einige blauäugige Tage; an einem solchen Tage muß man den Kopf weit zurückwerfen, um die Erde nicht zu sehen — und glauben zu können, daß es noch Freude, noch Sommer sei. So ist es auch mit Mascha: Wenn er die Augen schließt, hört er nur ihre Stimme — und kann glauben, daß sie noch die frühere sei, die sogleich hell auflachen, vom Bett aufstehen und ihn umarmen wird — er kann glauben, daß die Stimme, die vor einer Stunde so klang, als fahre man mit einem Messer über das Glas — nicht ihre Stimme gewesen sei . . .

„Ei, Mart! Mart! Wie anders ist alles . . . Früher pflegtest du es nicht zu vergessen. Den neunundzwanzigsten: Mariä . . .“

Der gußeiserne Gott tönt noch. Licht gibt es keines, wie immer: es wird erst um zehn Uhr im Hause angezündet. Die zerrissenen dunklen Höhlengewölbe wanken. Martin Martinowitsch kauert sich, wie in einem Knoten zusammengepreßt, nieder — enger wird der Knoten, immer enger und enger! — Mit weit zurückgeworfenem Kopf schaut er noch immer in den Oktoberhimmel hinein — er sieht nicht, die ausgetrockneten herben Lippen. Und Mascha —

„Hörst du Mart: wie gut wäre es, wenn man schon früh morgens einheizen könnte, damit es den ganzen Tag wäre so wie jetzt! Ah! Wieviel Holz haben wir noch? Noch einen halben Klafter — im Arbeitszimmer?“

Das Polararbeitszimmer konnte Mascha bereits seit langem nicht mehr erreichen und wußte nicht, daß dort schon . . . enger schnürt der Knoten, immer enger und enger!

Plötzlich wird Licht: Punkt zehn Uhr. Und ohne den Satz zu beenden, drückt er die Augen zu und wendet sich ab: bei Licht ist alles schwerer als im Dunkel. Und bei Licht sieht man klar sein verrunzeltes Lehmgesicht; viele haben jetzt Lehmgesichter: zurück zu Adam. Und Mascha —

„Weißt du, Mart, ich möchte versuchen, vielleicht werde ich aufstehen können . . . wenn du morgens früh einheizest . . .“

„Gewiß, Mascha . . . an so einem Tage . . . gewiß — früh morgens . . .“

Immer stiller wird der Höhlengott, krümmt sich zusammen und verstummt kaum noch knisternd. Man hört, wie unten bei Objortyschew

die Holzspäne einer Barke mit dem Steinbeil gespalten werden — Martin Martinowitsch ist es, als teile das Steinbeil auch ihn in Stücke. Ein Stück von Martin Martinowitsch lächelt mit tönerner Starrheit Mascha zu und mahlt in der Kaffeemühle die trockenen Kartoffelschalen für Pfannkuchen — und das andere Stück von Martin Martinowitsch irrt wie ein aus dem Freien ins Zimmer geflogener Vogel unsinnig, blind zwischen Decke, Fensterscheiben und Wänden hin und her.

„Woher Holz nehmen — woher Holz nehmen — woher Holz nehmen?“

Martin Martinowitsch zog den Mantel an, darüber einen Leder-gürtel (die Höhlenmenschen leben in dem Wahne, daß sie sich so wärmer fühlen) und lärmte bei der Etagère mit dem Eimer.

„Wohin gehst du, Mart?“

„Ich komme sofort. Hinunter — Wasser holen.“

Martin Martinowitsch blieb auf der finsternen, vom ausgegossenen Wasser vereisten Stiege einige Augenblicke wankend stehen, seufzte auf, und mit dem Eimer wie mit Fesseln klappernd stieg er zu den Objortyschews hinab. Denn in ihrer Wohnung floß noch Wasser.

Die Tür öffnete ihm Objortyschew — er war in einen mit Bindfaden geschnürten Mantel gehüllt — das Gesicht seit langem unrasiert und mit irgendeinem roten verstaubten Steppengras bewachsen. Durch das Gras sah man gelbe Steinzähne — und zwischen den Steinen — huschte für einen Augenblick ein Eidechsenschwanz — das Lächeln.

„Ah, Martin Martinowitsch! Sie kommen Wasser holen, bitte, bitte, bitte . . .“

Im engen Käfig zwischen der Außen- und Innentüre kann man sich mit dem Eimer kaum bewegen — im Käfig liegt das Holz Objortyschews. Martin Martinowitsch stößt schmerzhaft an das Holz — in seinem lehmähnlichen Körper bildet sich eine tiefe Grube. Er geht noch weiter und stößt im dunkeln Gang an die Ecke der Kommode. Weiter durch das Speisezimmer — wo das Objortyschew-Weibchen mit ihren drei Kleinen haust; das Weibchen versteckt eilig unter der Serviette eine Schüssel: ein Mensch aus der anderen Höhle ist da und Gott weiß, ob er nicht plötzlich herabstürzen und das alles zusammenraffen wird . . .

In der Küche lächelt Objortyschew und dreht den Wasserhahn auf. Er lächelt und entblößt dabei seine steinernen Zähne.

„Nun was gibt's Neues — wie geht's Ihrer Frau? Wie geht's Ihrer Frau? Wie geht's Ihrer Frau?“

„Ja, was sollte es Neues geben, Alexej Iwanowitsch? Immer wieder dasselbe, schlecht geht's. Morgen hat sie Namenstag und ich . . .“

„Allen geht es so, Martin Martinowitsch — allen so — allen — allen . . .“

Aus der Küche hört man, wie der bineingeflogene Vogel aufplattert, mit den Flügeln schlägt, rechts und links anprallt — und plötzlich in verzweifelmtem Schwunge mit der ganzen Brust an die Wand stößt.

„Alexej Iwanowitsch, ich wollte . . . Alexej Iwanowitsch, könnte ich von Ihnen nur fünf — sechs Stück Holz . . .“

Gelbe steinerne Zähne im Steppengras, gelbe Zähne in den Augen — der ganze Objortyschew ist mit Zähnen bewachsen — immer länger werden die Zähne.

„Was sagen Sie, Martin Martinowitsch — wie könnte ich, wie können Sie das sagen! Wir selbst . . . Sie wissen doch, wie es jetzt allen geht — Sie selbst wissen es, wissen es doch . . .“

Enger wird der Knoten! Enger, immer enger! Martin Martinowitsch zieht den Gürtel fester zu, nimmt den Eimer und geht durch die Küche und den finsternen Gang und das Speisezimmer hinaus. An der Schwelle des Speisezimmers streckt ihm Objortyschew blitzschnell, flink wie eine Eidechse, seine Hand entgegen.

„Alles Gute . . . vergessen Sie nur nicht, Martin Martinowitsch, die Türe recht gut zu schließen — vergessen Sie es nicht. Beide Türen — beide — beide . . . Heute kann man nicht warm genug heizen . . .“

Martin Martinowitsch stellt seinen Eimer auf den finsternen vereisten Treppenabsatz nieder, wendet sich um und schließt die eine Tür fest hinter sich zu. Er lauscht, hört aber nur das trockene Zittern seiner Knochen in dem bebenden stoßweisen Atem. Er streckt seine Hand im engen Käfig zwischen den beiden Türen aus, tastet — und fühlt ein Stück Holz — und noch eins — und noch eins . . . Nein! Hastig stürzt er auf die Treppe hinaus und öffnet die Türe ein wenig. Jetzt hätte er nur noch die Türe fester zu schließen, damit das Schloß einschnappt.

Und doch — die Kräfte versagen — keine Kraft mehr, den morgigen Tag, den Tag Maschas, hinzuwerfen. Und an der Schwelle kaum merkbarer Atemzüge stürzen zwei Martin Martinowitsch aufeinander los: der eine ferne — der von Skrjabin — der weiß, man darf es nicht tun — und der neue, der Höhlenmensch, der weiß, man muß. Der Höhlenmensch würgt und preßt ihn zähnefletschend zusammen, und Martin Martinowitsch öffnete die Türe mit brechenden Nägeln, läßt

die Hand zum Holz hintasten — er fühlt ein Stück, vier, fünf, — versteckt sie unter dem Mantel, hinter dem Gürtel, im Eimer — wirft die Türe zu und eilt mit riesengroßen Tiersprüngen die Treppe hinauf. Inmitten der Treppe hält er plötzlich auf einer vereisten Stufe inne, preßt sich in die Wand hinein: er hört unten die Türe gehen und die verstaubte Objortyschew-Stimme lispeln:

„Wer dort? Wer dort? Wer dort?“

„Ich bin es, Alexej Iwanowitsch . . . Ich — — Ich habe vergessen die Türe ordentlich zu schließen, ich bin zurückgekehrt, um die Türe fest zuzudrücken . . .“

„Sie? Hm . . . Wie könnten Sie es denn vergessen, man muß achtsam sein, achtsam . . . Jetzt stehlen alle, Sie selbst wissen es ja, Sie selbst wissen es ja. Wie konnten Sie es denn nur vergessen?“

Der Neunundzwanzigste. Frühmorgens war schon der niedrige zerrissene, watteähnliche Himmel sichtbar, und in seinen Löchern steckten Eisschollen. Der Höhlengott hat seit dem frühen Morgen seinen Bauch gefüllt und brummt gnädig — mögen dort Löcher sein, und unten der zähnebewachsene Objortyschew die Stücke Holz zählen — mag das alles sein — es ist gleichgültig. Nur das „Heute“ ist wichtig, das „Morgen“ ist in der Höhle sinnlos und ohne Wert. Erst in einigen Jahrhunderten wird man das „Morgen“ und „Übermorgen“ wieder unterscheiden.

Mascha ist aufgestanden und hat sich im unsichtbaren Wind ihre frühere Frisur gemacht: das Haar tief über die Ohren und einen Scheitel in der Mitte. Und sieht aus wie das letzte ausgetrocknete Blatt, das sich auf dem Baume noch hält. Martin Martinowitsch holt aus der Schreibtischlade Papier, Briefe, Thermometer, irgendein kleines blaues Fläschchen (das er eilig wieder hineinschiebt, damit es Mascha nicht sähe), und plötzlich langt er aus der entferntesten Ecke eine schwarz lackierte Schachtel hervor: darin liegt der echte — ja! ja! — der allerechteste Tee! Später trinken sie ihn. Martin Martinowitsch schließt die Augen und hört eine Stimme, die der früheren so ähnlich klingt.

„Mart, erinnerst du dich: an mein blaues Zimmer und das Klavier mit der Decke und an die Aschenschale — das hölzerne Pferd — ich spielte, und du tratest von rückwärts zu mir . . .“

Ja, an jenem Abend ward die Welt geschaffen — und auch die sonderbare, kluge Larve des Mondes und das Sperlingstrillern der Glocken auf dem Gang.

„Und erinnerst du dich, Mart: das Fenster war offen, und wir sahen den grünen Himmel und unten — aus einer anderen Welt — den Leiermann spielen“

Mart, herrlicher Mart, — wo bist du?

„Und am Kai — erinnerst du dich? Die Zweige noch kahl, das purpurne Wasser strömte an uns vorbei und zog die letzten Eisschollen wie Särge mit. Aber wir lachten nur über diese eisigen Särge — denn wir wußten, daß wir nie sterben würden. Erinnerst du dich?“

Unten beginnt man mit dem Steinbeil zu lärmern. Plötzlich hört es auf. Es erhebt sich ein Laufen und Rufen, der in zwei Teile zerhackte Martin Martinowitsch sieht mit einer Hälfte den unsterblichen Leiermann, das unsterbliche hölzerne Pferd, die unsterblichen Eisschollen — und stoßweise atmend — zählt er mit der anderen Hälfte mit Objortyschew die zurückgebliebenen Stücke Holz. Er sieht Objortyschew zu Ende zählen, den Mantel anziehen und zähnebewachsen und zornig die Türe zuwerfen und —

„Warte, Mascha, bei uns scheint jemand zu klopfen . . .“

Nein. Niemand ist draußen. Vorläufig noch niemand. Man kann noch atmen, den Kopf weit zurückwerfen, der Stimme lauschen, die so sehr der früheren ähnlich klingt.

Dämmerung. Der neunundzwanzigste Oktober ist alt geworden. Matte, trübe Greisenaugen — und alles schrumpft zusammen, verrunzelt, beugt sich unter ihrem aufmerksamen Blick. Die gewölbte Decke senkt sich nieder, die Sessel rücken platt zusammen, der Schreibtisch Martin Martinowitschs, die Betten und alles auf den Betten ist flach geworden — papierartig sieht auch Mascha aus.

In der Dämmerung ist Selichow — der Vorstand des Hauskomitees — gekommen. Früher einmal sechs Pud schwer — ist er jetzt zur Hälfte ausgeronnen; schlenkert in seiner Rockschaale, wie eine Nuß in der Klapper — aber sein Lachen ertönt dröhnend wie zuvor:

„Nun, Martin Martinowitsch, erstens gratuliere ich Ihrer Frau zum Namenstage. Ja! Ja! Freilich, freilich! Objortischew hat mir davon gesagt.“

Martin Martinowitsch fuhr aus dem Fauteuil auf — er überstürzte sich, beeilte sich etwas zu sagen, unbedingt etwas zu sagen . . .

„Tee, sofort — einen Augenblick . . . heute haben wir einen echten Tee, einen echten! ich will nur — —“

„Tee? und ich — — wissen Sie — ich würde Champagner vorziehen. Keiner da? Was sagen Sie? Ha-ha-ha! Und wissen Sie — mein

Freund und ich haben vorgestern aus Hoffmanstropfen Schnaps gebraut. Köstlich! Mein Freund hat sich vollgetrunken! ‚Ich‘ — sagte er, ‚bin Sinowjew — nieder auf die Knie!‘ Es war zum Lachen! Und auf dem Heimweg, als wir über die Marswiese gingen, kam uns ein Mann entgegen, nur in eine Weste gekleidet, — bei Gott! ‚Was ist Ihnen?‘ — ‚Gar nichts. Man hat mich soeben ausgezogen, und da laufe ich nach Hause auf die Wassiljewer Insel‘. Köstlich!“

Platt zusammengedrückt, wie Papier, lacht Mascha auf dem Bett sitzend. Martin Martinowitsch hat sich fest in einen dichten Knoten geschnürt, und immer lauter wird sein Lachen — er wollte Selichow Holz zuwerfen, damit er nicht aufhöre zu sprechen, nur damit er etwas erzähle . . .

Selichow hört aber allmählich auf zu reden, sein Lachen wird immer leiser, bis er endlich verstummt. In seiner Rockschale schlenkert er nach rechts und links und erhebt sich —

„Ach unser Namenstagskind — gestatten Sie Ihr Händchen . . . Ja, so ist es! Köstlich!“

Er trampelt im Gang, im Vorzimmer. Die letzte Sekunde: Entweder geht er sofort, oder —

Der Fußboden wankt, dreht sich unter den Füßen Martin Martinowitschs. Mit seinem lehmigen Lächeln hält sich Martin Martinowitsch an der Türe fest. Selichow ächzt, keucht und hämmert seine Füße in die Riesenschneeschuhe hinein.

In Schneeschuhen, im Pelzmantel richtet er sich auf wie ein Mammut und schöpft Atem. Dann nimmt er schweigend Martin Martinowitsch unter den Arm, öffnet schweigend die Türe in das Polar-Arbeitszimmer und läßt sich schweigend auf dem Diwan nieder.

Der Fußboden im Arbeitszimmer — eine Eisscholle — birst kaum hörbar, reißt sich vom Ufer los und treibt Martin Martinowitsch fort, treibt und reist mit ihm immer weiter — von dort vom fernen Diwanufer ist Selichow kaum hörbar.

„Erstens — und zweitens muß ich Ihnen, Verehrtester, sagen, — ich selbst möchte diesen Objortyschew wie ein Ungeziefer . . . bei Gott . . . aber Sie verstehen doch: wenn er diese Mitteilung in offizieller Form macht und dabei sagt — ‚Morgen geh ich aufs Gericht‘ . . . so ein Ungeziefer! Ich kann Ihnen nur raten, noch heute zu ihm zu gehen und ihm mit diesen paar Stücken Holz das Mundwerk zu stopfen.“

Immer rascher treibt die Eisscholle, der winzige, zusammengedrückte,

kaum sichtbare, kaum eine Spanne hohe Martin Martinowitsch hat sich eine Antwort gegeben: Sie betrifft nicht die Stücke Holz, sondern etwas anderes.

„Gut. Heute noch. Sofort . . .“

„Nun sehen Sie — — — Ausgezeichnet, ausgezeichnet! Ich sage Ihnen, das ist ein Ungeziefer, das abscheulichste Ungeziefer . . .“

Finster ist es noch in der Höhle. Der lehmige, kalte, blinde Martin Martinowitsch stößt stumm an alle in der Höhle aufgestapelten Gegenstände. Er fährt zusammen — er hört die Stimme, ähnlich Maschas früherer Stimme:

„Worüber sprachst du mit Selichow, was wollte er? Wegen Lebensmittelkarten? Mart, und ich bin die ganze Zeit da gelegen und habe nachgedacht, wie wäre es, wenn wir jetzt allen unseren Mut zusammennehmen und anders wohin gehen würden — irgendwohin in die Sonne . . . Ah, wie du lärmst! Als tätest du es absichtlich. Du weißt doch, daß ich den Lärm nicht vertrage, ich halte es nicht aus, nein, nein — nicht . . .!“

Es ist wie ein Schnitt mit dem Messer über das Glas. Übrigens — jetzt ist doch schon alles gleichgültig. Mechanisch arbeiten noch Hände und Füße. Man kann sie nur mit schweren Ketten mit einem Krahn, den mehr als ein Mensch — vielleicht drei Menschen drehen würden, heben und wieder senken. Die Ketten über seine Kraft anspannend, stellt Martin Martinowitsch die Teekanne und Kasserolle auf das Feuer, wirft die letzten Objortyschew-Stücke in den Ofen.

„Hörst du, ich spreche doch zu dir! Weshalb schweigst du? Hörst du?“

Das ist nicht Mascha, nein, das ist nicht ihre Stimme. Immer langsamer bewegt sich Martin Martinowitsch, die Füße versinken in glitzernden Sand — immer schwerer wird es, den Krahn zu drehen, und plötzlich reißt die Kette, der Handzeiger stürzt ab, berührt plump die Teekanne, die Kasserolle, — alles fällt lärmend zu Boden, der Höhlengott zischt auf wie eine Schlange. Und von dort — vom fernen Ufer, vom Bett her — klingt die fremde schrillende Stimme.

„Du tust es absichtlich! Geh weg! Sofort! Ich brauche niemanden, nichts in der Welt brauche ich mehr —! Geh!“

Tot ist der Neunundzwanzigste, tot der unsterbliche Leiermann und die Eisschollen auf dem purpurnen Wasser im Abendrot, tot ist Mascha. Und das tut wohl. Alles in ihm sehnt sich danach, es möge keinen solchen Morgen mehr geben, keinen Objortyschew, Selichow und Martin Martinowitsch — daß alle sterben.

Der stumpfsinnig geistesabwesende Martin Martinowitsch tut noch irgend etwas. Vielleicht wirft er Holz in den Ofen und hebt die Kasserolle vom Fußboden auf und stellt die Teekanne auf den Herd. Vielleicht hat Mascha etwas gesprochen — er hört es nicht: Dumpf empfindet er nur die schmerzhaften Vertiefungen an seinem Lehmkörper — Spuren irgendwelcher Worte und Ecken von Sesseln, Etageren und Schreibtischladen. Martin Martinowitsch kramt langsam aus dem Schreibtisch allerlei heraus: Päckchen mit Briefen, Thermometer, Siegelack, eine Schachtel mit Tee und wieder Briefe. Und schließlich — aus dem entferntesten Winkel — ein dunkelblaues Fläschchen.

Zehn Uhr. Im Hause wird Licht angezündet. Nacktes, derbes, elektrisches Licht, gemein wie das Höhlenleben und kalt wie der Tod. Und so harmlos sieht neben dem Bügeleisen, dem op. 74 und den Pfannkuchen das dunkelblaue Fläschchen aus.

Der Gußeisengott schnaubt gnädig und vernichtet das pergamentgelbe, blaue und weiße Papier der Briefe. Leise erinnert die Teekanne an ihre Existenz und klopft mit dem Deckel. Mascha wendet sich um:

„Der Tee kocht schon? Mart, Lieber, gib mir Tee . . .“

Und dann erblickt sie: in einem einzigen, vom klaren nackten grausamen elektrischen Licht durchdrungenen Augenblick den vor dem Ofen zusammengekauerten Martin Martinowitsch; ein purpurner Schimmer liegt auf den Briefen, wie auf dem Wasser das Abendrot und dort — das dunkelblaue Fläschchen.

„Mart . . . du . . . du willst schon . . .“

Stille. Leise murrte der Gußeisengott, die unsterblichen bitter süßen, gelben, weißen, blauen Worte in aller Gleichgültigkeit vernichtend. Und Mascha — fragt ebenso einfach nach dem Tee:

„Mart, Lieber, Mart, — gib mir . . .“

Martin Martinowitsch lächelt ihr von weitem zu.

„Mascha, du weißt doch: Dort — dort ist nur für einen . . . einen einzigen . . . Mart, ich bin doch ohnehin nicht mehr da. Das bin nicht ich, ich bin ja schon . . . Mart, du weißt ja — Mart!“

Ah, das ist wieder dieselbe — die alte Stimme, und wenn man den Kopf weit zurückbiegen würde . . .

„Mascha, ich habe dich betrogen. Bei uns im Arbeitszimmer war kein Stückchen Holz mehr, und so ging ich zu Objortyschew und dort zwischen den Türen . . . verstehst du — ich habe gestohlen . . . und Selichow hat mir . . . ich müßte es jetzt sofort zurückgeben — aber ich habe alles verbrannt — alles in den Ofen geworfen — alles!“

Gleichgültig schlummert der gußeiserne Gott ein, das Feuer geht aus, und ein schwaches Zittern durchzieht das Gewölbe der Höhle, die Häuser, Felsen, Mammute, Mascha.

„Mart, wenn du mich noch liebst, Mart, erinnere dich doch! Mart, Lieber!“

Das unsterbliche hölzerne Pferd, der Leiermann, die Eisscholle. Und diese Stimme . . . Martin Martinowitsch erhebt sich langsam von den Knien, langsam mit Mühe den Krahn drehend, nimmt er vom Tisch das blaue Fläschchen und reicht es Mascha.

Sie wirft die Decke von sich und setzt sich — purpurn, rasch, unsterblich wie das Wasser im Abendrot — auf das Bett nieder, faßt das Fläschchen und lacht:

„Nun, siehst du, nicht umsonst bin ich gelegen und habe von einer weiten Fahrt geträumt. — Zünde noch eine Lampe an — die am Tisch. So. Und jetzt lege noch etwas in den Ofen . . .“

Ohne hinzusehen gräbt Martin Martinowitsch aus dem Tisch noch irgendwelche Papiere heraus und wirft sie in den Ofen.

„Geh jetzt ein wenig spazieren. Dort scheint der Mond . . . Mein Mond, — erinnerst du dich? Vergiß den Schlüssel nicht, denn sonst — —“

Nein — dort scheint kein Mond. Tief liegen die finstern, dumpfen, gewölbten Wolken, und alles ist eine riesenhafte, stille Höhle. Zwischen den Mauern enge schmale Durchgänge; und häuserähnliche finstere, vereiste Felsen; und schluchtartige rotbeleuchtete Löcher: dort hocken beim Feuer Menschen. Ein leichter eisiger Wind bläst unter den Füßen den weißen Staub weg, und allgegenwärtig schreitet durch den weißen Staub und die Höhlen über die Klumpen und hockenden Menschen hinweg der niemanden hörbare riesenhafte, gleichmäßige Gang irgendeines ungeheuren Mammuts.

(Einzig berechnigte Übersetzung aus dem Russischen
von Dmitrij Umanskij)

THOMAS MANNS „ZAUBERBERG“

von

ARTHUR ELOESSER

In einer kurzen Vorrede zu zwei Bänden und über zwölfhundert Seiten bezeichnet Thomas Mann sein neues Werk als einen Zeitroman. Wir würden nicht ohne Schaudern an Karl Gutzkow, nicht ohne Beklemmung an Friedrich Spielhagen denken, wenn Mann uns nicht versicherte, daß diese Bezeichnung bei ihm einen träumerischen Doppelsinn in Anspruch nimmt. Die Zeit soll sich selbst erzählen, indem sie sich erfüllt, die Zeit rechnet aber nicht nach Jahren, in den „Buddenbrooks“ hatte das Jahr noch dreihundertfünfundsechzig Tage, sondern sie rechnet nach Inhalten. Manchmal steht sie auch still und manchmal scheint sie gar zu verschwinden wie ein unterirdischer Strom. Die Zeit ist eine sehr persönliche Angelegenheit, die im Grunde keiner mit dem andern teilt, und je persönlicher einer ist, desto weniger wird sich seine Zeit mit der bürgerlichen decken; sie ist eines jeden eigenes Märchen. Wir wissen aus uns, daß es Tage, Wochen, Jahre gibt, die voller Magie, die voll Drang und Zug waren, und daß es andre gibt, in der wir uns von einer verborgenen Regierung, die aber keinen auslassen sollte, vergessen glauben mußten.

Thomas Mann neckt sich mit der Relativität der Zeit, und das mit großem Recht, da es wenige Entdeckungen gibt, die nicht die Dichter vor den Gelehrten gemacht hätten. Die Psycho-Analyse ist schon den antiken Tragikern geläufig gewesen, und wenn Strindberg nicht Dichter wurde, hätte er Professor Freud werden können; er ist es sogar geworden. Thomas Mann hat uns in seiner Jugend die Geschichte der Buddenbrooks erzählt und er hat sich einmal zerlegt oder vielmehr zusammengesetzt als der Tonio Kröger, der mit dem Kopfe Künstler und mit dem Herzen Bürger war. Ist meine Zeit, wird sich der Dichter gefragt haben, denn eine andre als die meines Volkes, und geht unser Pulsschlag nie zusammen? Habe ich mich aus der Gemeinschaft ausgestoßen, oder hat man mich ausgestoßen? Die Dichter hielten es nicht mehr für anständig, sich in den Trösteinsamkeiten der Romantik wohl zu tun, und ein Stefan George hat sich den Titel eines Romantikers verboten mit dem Anspruch, daß auch seine marmorsten Verse unsre künftigen Schicksale sibyllinisch Vorbilden. Sprechen wir nicht davon, wie unsere

expressionistischen Sänger mit ihrem unendlichen Rhythmus am Rade der Zeit gedreht haben, daß es prophetisch ächzte und knarrte. Es gibt keine echte Dichtung, die nicht voll echter Prophetie wäre, auch wenn Jeremias nicht durch alle Gassen Jerusalems Wehe ruft und alle Bürger aus ihrem Sündenschlafe herausflucht. Die Frage, wo unsre Dichter gesteckt haben, als die Berge wankten, als die Häuser einzustürzen schienen, darf heute nicht mehr gestellt werden, auch an die nicht, und besonders an die nicht, die Krieg und Revolution nicht mit allzu geschwinder Antwort redigiert haben. Wir wissen ziemlich genau, bei wem wir Heimat fanden, auch wenn er sie bei uns nicht zu finden glaubte, und daß das höchst Persönliche auch immer das Überpersönliche ist.

Der Dichter des „Zauberbergs“, der die Betrachtungen eines Unpolitischen hinter sich hat, ist nicht mehr der von Buddenbrooks, er erzählt nicht mehr den Verfall einer Familie, sondern die Entstehung eines Menschen; er sondert Vergangenheit, zart anfassend, scharf zuschneidend von uns ab, er macht sie dadurch zum Märchen, aber er ist zu taktvoll oder auch zu vertrauensvoll, um uns noch besonders zu sagen, daß das Vergangene sich heimlich nur am Zukünftigen messen kann. Große Romane sind immer große Bekenntnisse gewesen, ein Abschluß und ein Wiederanfangen, das sich durch die Zustimmung von uns allen bestätigt. Solche Werke, die jeden persönlich aufrufen, sind einigend, sind erziehend, und das beste, was unsere erzählende Literatur vermocht hat, ist ja immer der Erziehungs- oder der Bildungsroman gewesen. Bildung ist erfüllte, ist persönlich gewordene Zeit, ist Wachstum auch im Ablegen, im tragisch fruchtbaren Verlieren, und man möchte sich einen großen Roman kaum noch vorstellen, der sich nicht auch „*Illusions perdues*“ nennen könnte, und der dann nicht wenigstens von weitem auch eine pädagogische Provinz erkennen ließe. In Thomas Mann streitet nicht mehr der Künstler mit dem Bürger; auf einer gewissen Stufe des Alters und der Reife angekommen, die rein literarische oder artistische Probleme unter sich läßt, will der Künstler zum Weisen werden. Wie ist dieser Thomas Mann gewachsen, wie ist sein Geist zu einer Macht geworden und seine Kunst zu einem tiefen und heiteren Spiel, zu einer Anweisung, die uns das Leben einsetzen und wiedergewinnen lehrt.

Fangen wir an. Hans Castorp ist ein unbedeutender junger Mann. Romane von bildender Kraft haben meistens unbedeutende Helden, sie brauchen gleichsam nicht zu volle Gefäße, die eben auf ihren

Inhalt noch warten. Die Castorps sind Hamburger Vettern der Buddenbrooks, Leute von altgepflegter Bürgerlichkeit. Hans Castorp hat seine Eltern früh verloren, die Onkel oder Vettern wachen über ihm, daß er ordentlich gekleidet, gewaschen, vor allem ernährt wird, und sie lassen ihn Ingenieur werden, auch ein ganz anständiger Beruf, wenn man, noch dazu bei nettem Vermögen, für das Kaufmännische nicht den richtigen Profitsinn zu haben scheint. Hans Castorp ist ein ernster junger Mann, er liebt die tägliche kleine Feierlichkeit der Ernährungszeremonie, die auch seine geschäftigen Vettern beruhigend und verbindlich macht, und er liebt noch mehr die gelegentliche große Zeremonie des Sterbens und Begrabenwerdens, die die Leute noch stiller und geradezu vornehm macht. Da ihn das Ingenieursexamen etwas angestrengt hat, besucht er seinen noch jüngeren Vetter Joachim Ziemssen, der in Davos erst seine Lunge in Ordnung bringt, bevor er in die Armee eintritt. Der Zauberberg oder das Sanatorium Berghof liegt fünfzehnhundert Meter hoch in einer dünnen Höhenluft, die das Fieber heilt aber auch hervorbringt, wenn einer sich die Zeit zur Selbstverbrennung noch nicht gegönnt hat. Thomas Mann arbeitet nicht mit Symbolen sondern mit Wirklichkeiten, aber die Welt da oben ist an sich eine verkehrte, eine absurde Wirklichkeit, die die niedere Welt da unten im „Flachland“ verleugnet oder in Frage stellt. Hier wird die Verwesung genossen, das Sterben wollüstig betrieben, es ist eine ärztlich betriebene, mit allem wissenschaftlichen Raffinement ausgestattete Zuflucht der Romantik, die den Tod gegen das Leben selbständig, die ihn zu einem großen Zeremonienmeister gemacht hat. Mummenschanz und Totentanz mit künstlich aufgefüllter Lunge, mit dem Thermometer im Mund, mit der Röntgenphotographie des Inneren, durch die man wie sich unter Gespenstern legitimiert, mit den heiligen Fieberkurven, die die Exzesse der Blutkörperchen wie auf einer galanten Tanzkarte notieren. Wer in den Rausch da oben richtig hineinkommt, wird für das Leben unten untauglich.

Durch eine sehr genaue, aber notwendige Einführung lernen wir das ganze Sanatorium kennen mit dem Zynismus der Ärzte, die aber nie ganze Charlatans sind, mit der Hysterie der Patienten, mit den durch die Phthise begünstigten erotischen Beziehungen, mit den Ausschweifungen des Geistes und der Seele auf einer vegetationslosen Höhe, die nur Maßlosigkeiten hervorbringt, die den fast gewichtslos gewordenen Menschen zwischen lauter Superlativen schweben läßt. Den Weg ins

Menschenland finden nur wenige zurück. Joachim Ziemssen desertiert da hinunter, weil er der Schlamperei des überbetonten um sich selbst drehenden Ichs satt ist, und stirbt vor seinem ersten Manöver; eine wundervolle Figur in ihrer bescheidenen Primitivität, die alles Sympathische eines einfachen Soldatengemüts einschließt, und um so rührender, als der „Leutnant“ es noch nicht einmal zum Avantageur gebracht hat. „Ich denke, man tut gleich seinen Dienst und denkt nicht erst nach.“

Hans Castorp aber bleibt sieben Jahre im Zauberberg und er lernt dort das Denken, das ihn endlich entzaubert. Der Krieg wirft ihn ins Menschenland hinunter und der Dichter verläßt ihn in einem Augenblick, den er schwerlich überleben wird. Hans Castorp liegt wahrscheinlich in einem flandrischen Massengrab, liegt dort mit guter Ruhe und mit schönem Recht, weil wir ihm nachsagen können, daß er nach verwirrendem Erleben und sehr anstrengendem Denken mit sich fertig geworden ist. Wenn der unbedeutende junge Mann sich allmählich mit Bedeutung füllt, wenn wir, was nur die Magie des Dichters vermag, aus dem unseren in ihn hinein schöpfen, so liegt es wohl so, daß wir auf vielen sehr allmählich aus Dunst und Nebel tretenden Wegen von dem Abschied nehmen, was man im allerweitesten Sinn noch Romantik nennen kann.

Romantik heißt die Herrschaft des Todes über das Leben, die da oben zu einer Liederlichkeit, zu einer Ausschweifung entartet. Thomas Mann ist unter dem Imperium von Richard Wagner aufgewachsen und der kleine Hans Castorp hatte vor dem großen Zeremonienmeister seine Reverenz gemacht, als er den Tod noch nicht im Leben als seine Bedingung untergebracht hatte. Hans Castorp selbst weiß wenig von Literatur, und er ahnt gar nicht, wie nahe er einem Novalis, einem Ruysbrook als Liebhaber der Verwesung, als mystischer Erotiker kommt. Hier wird wenigstens durch die Hauptfigur kein Huysmanns und kein Roman der Dekadenz wiederholt, die nach dem Kreuze und allen Wundmalen verlangt. Es gehört zu den großen Feinheiten, zu den künstlerisch lohnenden Enthaltungen des Romans, daß die bewußten, die literarischen Standpunkte nur an die Figuren abgegeben werden, die den Wachsenden, den Bildungsreisenden umgeben und auf ihn einreden. Fertig dürfen nur helfende Figuren sein.

Der Dichter unserer Zeit kann keinen geheimnisvollen Turm mehr aufrichten, in dem von Angestellten der Vorsehung die Schicksale eines Lernenden aufgeschrieben und vorgeschrieben werden, und er braucht den Turm um so weniger, als seine Lehrjahre sich schon in einem

Zauberberg abspielen. Hans Castorp wird unter den Druck der geistigen Mächte unserer europäischen Existenz gesetzt durch eine lange Debatte mit ihren radikalen Vertretern, die ihn anhören, die ihn zu überzeugen oder zu verführen suchen. Da ist der entzückende Settembrini, Sohn von Voltaire und Enkel von Virgil, der Literat der Zivilisation, des Fortschritts, der Rhetor, der sehr romanisch aus dem schönen Wort die schöne Tat herausschlägt. Da ist der vielleicht etwas zu interessante Leo Naphta, dessen Vater noch die Thora küßte, ein ganzer Jesuit und ein ganzer Kommunist, für eine absolute Autorität, für einen Terror schwärmend, der einmal die Inquisition war und jetzt die Diktatur des Proletariats sein soll. Indem man den Menschen umbringt, bringt man ihn am besten zum Absoluten, zum Göttlichen zurück.

Ich habe von einer Debatte gesprochen, die man vielleicht auch eine Plauderei auf Tod und Leben nennen kann, und ich meine, daß der moderne Roman sich ohne solche innere Dialektik nur noch schwer vorwärts bewegen wird. Trotz allen überliterarischen Unternehmungen, die an Karl May vergnügt oder am Film inspiriert uns eine neue Primitivität anzüchten wollen. Der Leser wird hier seelisch durch und durch geknetet; geistige Erprobungen sind schließlich auch Tatsachen, die überdies den Vorzug haben, daß sie ihn teilnehmend, daß sie ihn tätig machen. Dieser Roman von zwei Bänden und zwölfhundert Seiten, von denen mich nur wenige ungeduldig machten, ist eine hohe Schule, die uns wieder zum Lesen erziehen wird. Thomas Manns Dialektik sprüht von Geist, aber es ist ein Geist von hoher Redlichkeit, ein fruchtbarer Geist, der uns gestaltet, indem er Normen findet. Wenn Thomas Mann hier plaudert, so tritt er zu Theodor Fontane, zu Anatole France, wie er auch den eigenen gemächlichen Tonfall hat, mit dem das Leben uns leise anrufen wird, wenn wir eine philosophische Stunde haben. Philosoph und Weltmann — anders hat auch Gerhart Hauptmann nicht über seine Zauberinsel im uto-pischen Archipelagus regiert.

Hans Castorp wird kein Literat, aber er lernt im Zauberberg das Denken; vom Fieber verwirrt, aber auch getrieben und gesteigert, ertappt er sich in verschämter Bescheidenheit da oben auf Erkenntnissen, die ihm die Wirklichkeit im Flachland nicht eingebracht hätte. Jeder da oben hat seine „feuchte Stelle“, aber kaum einer weiß damit etwas anzufangen. Der gründliche Hans philosophiert sich tief in den eigenen Leib hinein und von da in den größeren des Universums, in die Materie, die durch Verwesen west, die er schließlich als Sündenfall des Geistes

begreift. Der Begriff des Lebens benimmt ihn wie ein Fieber, eine infektiöse Erkrankung der Materie, die immer zum Bösen, zur Lust, zum Tode will. Hans Castorp geht nicht von der Literatur aus, sondern von der pathologischen Anatomie, die seiner realistischen Schulung auch näher liegt, und er bringt es zu einer wollüstigen Dämonologie, die ihn den ganzen fortgesetzten Sündenfall des Lebens an der eigenen Haut, im eigenen Protoplasma spüren läßt. Wenn der nüchterne und bedächtige junge Mann von seiner „feuchten Stelle“ aus in die feinsten Ausschweifungen mystischer Erotik gleitet, so wird man verstehen, daß er verliebt ist und daß er dahin gerät, von wo er heimlich ausgegangen war, nämlich in die schönen Arme der Madame Clawdia Chauchat, die die Krankheit seiner Seele oder die Seele seiner Krankheit war.

Die außerordentlich geführte Liebesgeschichte will ich nicht nachbuchen, ich will ihr nur nachrühmen, daß die abenteuernde, die gewährende und doch immer versagende Slawin zu einer symbolischen Figur wird, ohne ein geringstes von ihrer Wirklichkeit aufzugeben. Der reif gewordene Mensch kann ja nicht anders, als sich symbolische Erlebnisse schaffen und das Müßende im Vergangenen, das Formbildende der ersten Veranlagung anerkennen. Alle Bildungsromane sind Dokumente zur Morphologie des Menschen. Hans Castorp hat den „genialen Weg“ über den Tod gewählt, um das Leben zu verstehen, und er hat die beiden Enden schließlich in seine Hand bekommen, an denen seine eifernden Freunde, der Literat des Fortschritts und der Wollüstige des Absoluten jeder nach seiner Seite gezogen hatten. Der Mensch soll die Gegensätze begreifen und beherrschen: vornehmer als der Tod ist die Freiheit des Kopfes, vornehmer als das Leben die Frömmigkeit des Herzens. Das klingt nach einer außerordentlichen Ausgabe an Geist gar nicht originell und sehr nach einem Kompromiß. Oder sagen wir lieber nach einem Ausgleich. Aber was kann das Leben anders als ein Ausgleich sein? Originell genug schien es im Zauberberg, wo jeder den andren mit ängstlicher Überlegenheit unter sich stößt: ich bin kränker als Sie. Jetzt kommt es darauf an, gesund zu sein. Der gute Europäer ist der gesunde Europäer; Nietzsche marschiert mit der Demokratie. Dieses Werk ist eine Überwindung, es beginnt abendlich mit einem Totentanz und endet morgenlich mit einem Weckruf des Lebens. Jede Reveille hat einen nüchternen, hellen, ermutigenden Ton. Wir danken Thomas Mann ein ungemein lebendiges, ein unvergleichlich geistreiches, wir danken ihm noch mehr, nämlich ein männliches und fröhliches Werk.

DIE PYRAMIDEN VON TEOTIHUACÁN

von

LEO MATTHIAS

I

Mexiko ist das Italien Amerikas. Es hat die Treppe seiner Landschaften von der Levante bis zum Ätna — (die Stufen sind nur breiter und gehen tiefer, bis zum Urwald, und höher, bis zum Tropengletscher) — es hat die Fülle seiner Städte, die verschieden und sich trotzdem gleich sind; es ist neben Peru, wie Italien neben Griechenland, der Sitz der ältesten Kultur eines ganzen Kontinents; es ist wie Italien übersternt mit Ruinen.

Vielleicht gibt es kein anderes Land, das so viele architektonische Daten einer fernsten atlantisch verschwundenen Kultur besitzt, wie dieses. Die Pyramiden von Teotihuacán, Cholula und Papantla, die Ruinen von Casas grandes, Zempoalla, Chicomoztoc, Mitla, Guiaroo, Guerenguela, Chichén-Itzá, Palenque, Uxmal sind einige bekanntere Namen. Man könnte ihre Zahl verdreifachen, allein durch die Ruinen im Staate Oaxaca, dem zwanzigsten Teil des Landes. Ganze Städte werden von Zeit zu Zeit im Staate Vera Cruz und in Yucatán gefunden.

In den seltensten Fällen führt ein Weg zu diesen Resten. Sie ragen nicht umharkt auf Hügeln, werden nicht betreut von einem Wächter, kosten kein Entree — sondern liegen irgendwo in einem Kakteenwald, im Wassergrün von Palmen, häufig nur mit Maultieren auf Indianerpfaden zu erreichen. Wurzeln haben sich an ihnen festgebissen, Wiesenlappen hängen von den Kanten, Bäume arbeiten sich aus den bemoosten Quadern.

Man findet hier etwas von der Kupferstichromantik des achtzehnten Jahrhunderts wieder — aber es fehlt die Harmlosigkeit, das Nur-Dekorative, der Frieden. Diese Tempel, Pyramiden, Paläste, Brücken, Festungen, Gräber, gehauenen Steine werden vergewaltigt, brutal, mit ganzer Brust. Ein Maul frißt und schlabbert an ihnen herum. Frißt manchmal das Ganze auf.

Es gibt in der Nähe von Puebla eine Pyramide, die uralte Pyramide von Cholula, an der das Bauwerk kaum zu sehen ist. Man bemerkt nur einen kleinen Hügel in der Landschaft, mit einer weißen, zypressenumstellten Kirche auf dem Gipfel. Man muß auf der Rück-

seite hinunterklettern, über Felder gehen, um die ehemaligen Formen zu erkennen. —

Zu den wenigen Ausnahmen behüteter, umbarkter Ruinen gehören die Pyramiden von Teotihuacán.

2

Die Pyramiden von Teotihuacán liegen unweit von der Hauptstadt, auf dem Hochplateau von Anshuac.

Sieht man sie von weitem, fällt nur die Pirámide del Sol auf: ein hoher quadratischer Jacal, scheinbar aus Maisstroh, in Etagen verschieden geschichtet, ohne Spitze.

Tritt man näher heran, steht man wie ein Hund vor dem verschlossenen Haus. Man kann nicht hinein, man kann nicht hinauf. Man äugt nach oben, sieht einen Gipfel, der einem Sargdeckel ähnlich ist und, perspektivisch verzerrt, abwärts jagende Kanten. Man möchte gern das Ganze übersehen, aber hat das Gefühl, daß es sinnlos ist, den Standpunkt zurück zu verlegen. Es stimmt irgend etwas nicht. Unbefriedigt läuft man, durchnäßt von der Sonne, mehr als zweihundert Meter nach rechts, biegt mit der Basis der Pyramide rechtwinklig um, läuft wieder über zweihundert Meter, biegt wieder um und läuft die dritte Seite ab. Nichts ist zu sehen; überall: eine abschüssige Fläche, mit Kopfsteinen gepflastert.

Enttäuscht betrachtet man sich diese Fläche etwas genauer.

In etwa zwanzig Meter Höhe hat sie ein Ende; dann folgt ein Absatz, der wie ein Weg um die Pyramide läuft, und von diesem Absatz steigt eine zweite Fläche nach oben. Diese zweite Fläche wird wieder durch einen zweiten Absatz unterbrochen, und die dritte durch einen dritten; im ganzen scheinen vier oder fünf Absätze (man kann es nicht genau erkennen) die Pyramide zu umgürteln.

Einige seltsame, rechteckige Erhöhungen auf einer Seite, die wie kurze Dachschorneusteine übereinanderhocken, bringen auf den Gedanken, von dieser Seite aus die Pyramide zu besteigen. Aber nach dem ersten Absatz gibt man den Versuch auf. Man müßte mit Pickeln arbeiten, um von Schornstein zu Schornstein zu kommen. Mißmutig klettert man wieder herunter. Man ist entschlossen, sich einen „Führer durch die Pyramiden von Teotihuacán“ zu besorgen, um sich etwas über dieses Bauwerk vorsprechen zu lassen. Ordnungshalber wirft man noch einen Blick auf die vierte Seite.

Man erlebt es hin und wieder, daß man die Kraft hat, sich aus

einem Traum zu reißen oder das zu träumen, was man will. Und diese Beherrschung des Traums im Traum und in der Wachheit gibt einem das seltsame Gefühl eines Wesens, das da oder nicht da sein kann, und dort und fast überall, wo es zu sein wünscht. Man hat sich in der Hand. Man kann die Hand schließen oder öffnen, man kann sich wie eine Fliege in die Freiheit setzen, man kann sich auch gefangen halten. Man ist allmächtig, innerhalb bestimmter Grenzen.

Die Treppe, die auf dieser vierten Seite bis zum Gipfel hinaufläuft, ist die Architektur dieses Zustands. Sie liegt wie der Wille auf einem Traum. Sie versinkt und taucht wieder auf, sie ist da und nicht da. Sie ist wie der Gedanke im Auge eines vorwelthaften Tieres. Sie kann eine springende Hoffnung sein, eine Jakobsleiter, die Bahn einer Armbrust, eine kletternde Fanfare; sie kann der Streifen sein, mit dem die Eroberung der Welt begann — und der Spalt der bleibt, wenn sich die Erde schließt. Es liegt in ihrer Macht, sich zu zeigen, wie sie will. Sie ist nur begrenzt durch die Steinmassen, die sie durchschneidet. Sie liegt zwischen diesen Steinmassen, wie ein Atemzug, wie ein Körper zwischen den Flügeln der Unendlichkeit, wie die Straße durch das Rote Meer.

Ich habe niemals gleiches gesehen. Diese Treppe beginnt, gespalten, — links und rechts von einem podiumartigen Bau vor der Pyramide, — mit zwei Armen, die schräg hinauf bis zum ersten Absatz führen. Dann folgt, senkrecht hinauf, eine zweite Treppe, die wie ein breiter Körper hinter diesen ausgestreckten Armen liegt, und an diesen Körper schließen sich im dritten Stockwerk wieder zwei Treppen an, die wie Beine an diesem Körper hängen und nach oben etwas zueinander lauten. In den freien Keil zwischen diesen Beinen aber stößt, senkrecht nach unten, die kurze Treppe des vierten und die etwas längere des fünften Stockwerks.

Steht man vor dieser Treppe — für die es in der Architektur der Welt keinen Vergleich gibt — weiß man sofort, woher es kam, daß man zuerst hilflos um dieses Getümmte herumlieft; daß man es sogar für sinnlos hielt, den Standpunkt zurückzuverlegen, um das Ganze besser zu übersehen. Die Pyramide wäre aus der Entfernung zwar übersichtlicher geworden, aber niemals klarer. Denn was diese Pyramide von der ägyptischen unterscheidet, sind die seltsamen Etagen, die wie schiefkantige Silberbarren immer kleinerer Größe aufeinanderliegen — und diese Etagen locken, bis zur obersten zu steigen. Die ägyptische Pyramide zu besteigen, ist ein Sport; die mexikanische, eine Not-

wendigkeit. Man muß ebensowenig auf der Cheops-Pyramide, wie auf der Peters-Kuppel gestanden haben, um den Sinn des Bauwerks zu begreifen.

Hier dagegen ist die Treppe das Auge der Pyramide, der Weg zu ihrem Innersten — und dieses Innerste liegt auf dem Gipfel.

Man steigt hinauf.

3

Abgesehen von der ungleichen Höhe der Etagen, fällt bei der Besteigung nichts Besonderes auf. Erst beim vierten Stockwerk wird man stutzig. Es ist dies dasselbe Stockwerk, das von unten nicht erkennen ließ, ob es sich im ganzen um vier oder fünf Absätze handelt.

Man bemerkt, daß hier zwei Körper mit verschiedenen Neigungsflächen aufeinandersitzen, so daß der Kantenwinkel wie ein gekrümmter Finger aussieht. Die Treppe macht diese Krümmung mit; sie geht zuerst sehr steil nach oben und dann, auf dem zweiten Körper, etwas flacher.

Das ist seltsam. Noch seltsamer aber ist, daß die Stufen den Sinn der Stufe umkehren. Sie schrecken vor dem Weitergehen zurück. Sie sind so hoch und schmal, daß man die Füße quer zur Richtung setzen muß.

Was hat das zu bedeuten?

Man sagt, daß die Rekonstruktion des ganzen Stockwerks falsch ist. Und tatsächlich ist diese Pyramide dem Ruinenschicksal nicht entgangen. Sie gehört zu den zwei, drei Resten, die man „restauriert“ hat. Die Pyramidenseiten sind verschieden lang, die Wege, die um die Stockwerke laufen, verschieden breit, die Kantenwinkel ungleich, und der Gipfel liegt etwa sieben Meter unter dem ursprünglichen. Das genügt. Dennoch kann man sich nicht entschließen, mit dieser simpelsten Erklärung das Rätsel dieses Doppelstockwerks aus der Welt zu schaffen. Der Fall bleibt aus verschiedenen Gründen allzu seltsam.

4

Keuchend steht man oben. Fünfundsechzig Meter über dem Plateau.

Von den ein oder zwei Tempeln, die hier regierten; von den Pfosten, zwischen denen eine Metallscheibe gehangen hat, auf die die ersten Morgenstrahlen fielen, ist nichts mehr zu sehen. Es ist gar nichts zu sehen, als eine zementierte Fläche.

Man setzt sich hin.

Aber man steht, den Blick auf das Plateau von Anahuác, gleich

wieder auf, wie man von einem Berggipfel aufsteht, wenn sich unten verdächtige Wolken zeigen. Man tut es unwillig, langsam, mit tausend Gedanken und dem Gefühl, man könnte irgend etwas versäumen, wenn man die Dinge da unten nicht ständig im Auge behält. —

Ich bringe sonst nicht viel Verständnis auf für sogenannte Aussichtspunkte. Es gibt einige, die sehr schön sind, es gibt einen, der unvergleichlich ist; aber ich begreife nicht, warum es der Superlativ einer Landschaft sein soll, wenn man sie von oben sieht.

Hier dagegen sieht man keine Landschaft. Oder: man sieht eine Landschaft, aber man steht vor ihr wie das Kind vor dem Chinesen. Jede Linie ist unbekannt. Es gibt keine Brücken wie zu jeder europäischen zwischen der russischen Steppe und den Alpen. Man sagt nicht; „Ach!“ — und verrät damit, daß man dieses oder jenes, nur verändert oder gesteigert, wiederfindet.

Mit welchen Worten soll man diese Landschaft fassen?

Man kann sagen: Berge umwälzen ein Hochplateau. — Also ist die Landschaft „rauh“, „kahl“? Nein; denn man sieht hier, zweitausendvierhundert Meter über dem Meeresspiegel, Palmen.

Man kann sagen: Äcker, Hütten, Bäume und Wege bevölkern, betupfen, überqueren eine Fläche. — Also ist die Landschaft „freundlich“? Nein; denn das Gefühl der Menschennähe, das in Europa jeder verfallene Graben gibt, geben hier Äcker, Hütten, Bäume und Wege nicht zusammengenommen.

Also ist die Landschaft „einsam“, „verlassen“? Nein.

„Wie verlassen?“ — Nein.

Bewohnt aber wie von Urmenschen bewohnt? „Vorhistorisch“; „urweldhaft“?

Nein.

Sämtliche europäischen Begriffe decken hier nicht, worauf es ankommt. Man könnte höchstens sagen, daß dies eine Landschaft ist, in der das Geschehen eines Sagenkreises vorstellbar ist.

Man sieht das Oval eines graublinden Auges, daß nach oben starrt. Man sieht olivgraue Flächen, braunaschig darauf, wie Särge: zwei, drei, vier erloschene Vulkane. Am Horizont: die Schneekuppen des Ixtlacihuatls und des Popokatépetls.

Man sieht rechts (nördlich): die Mondpyramide. Südlich: einen ganzen Tisch mit Pyramiden. Zu Füßen: die Ruinen einer Stadt. Mitten hindurch: einen breiten Weg, von der Mondpyramide, an der Sonnenpyramide vorbei, bis zu dem seltsamen Tisch.

5

Was weiß man von den Schöpfern dieser Kultur?

Im Grunde genommen: nichts. Man weiß nur, daß es nicht die Azteken waren. Aber selbst der Name der Pyramidenerbauer ist unbekannt. Man nennt sie, etwas verlegen, die „Teotihuacaner“.

Der einzige Fortschritt, den man seit zwanzig Jahren in dieser Frage gemacht hat, ist die Erkenntnis, daß man die Kultur dieser „Teotihuacaner“ nicht durch die der Azteken interpretieren darf; daß die „Teotihuacaner“ wahrscheinlich schon ihre Wohnsitze verlassen hatten, als der letzte der Nahoastämme, der aztekische, um dreizehnhundert nach Christo von Norden her in Mexiko eindrang.

Einige bezeichnen zwar als die Erbauer der Pyramiden die „Tolteken“ — aber auch über die „Tolteken“ weiß man nichts. Es ist sogar möglich, daß die „Tolteken“, von denen die Azteken den Spaniern erzählten, überhaupt kein Volk waren, sondern die Künstlerkaste einer Völkergesamtheit, da der Name *tolteca* wahrscheinlich von *tolca* — benutzen und *teca* — sich bemeistern kommt, „*tolteca*“ also bedeutet: „Leute, die sich bemeisternd zunutze machten“.

Ist diese Vermutung richtig, so haben es die „Tolteken“ also nur verstanden, die Kenntnisse eines anderen Volkes zu bemeistern, und selbst wenn sie die Pyramiden gebaut haben sollten, kommt man auch auf dem Umweg über die Tolteken-Hypothese zu der Frage: wie das Urvolk hieß.

Eine der interessantesten Vermutungen ist die des Direktors der ethnographischen Abteilung am National-Museum in Mexiko, Mendiábal, der als Erbauer die Olmecen angibt und diese Olmecen mit jenem Volke identifiziert, das am Mississippi Berge baute.

Es herrscht ein Streit über diese Fragen, der kaum entwirrbar ist. Aber er ist nicht so müßig, wie es scheint. Denn kamen die Erbauer der Pyramiden aus dem Nordosten; und waren die Tolteken nur eine Künstlerkaste, eine Kaste aus Nahoastämmen, und die Schüler dieser Erbauer; so war nicht nur die Kultur der Azteken, sondern wahrscheinlich die sämtlicher Nahoastämme, die: der besieigten Völker.

6

Steigt man von dem Pyramidengipfel herab, um sich die Dinge etwas näher zu besehen, die von oben nur als Haufen erkennbar waren, ist man leicht enttäuscht.

Das meiste bleibt Haufen auch bei nahester Betrachtung. Was man

von der ehemaligen Stadt sieht, sind buschüberwachsene Hügel, rechteckige Vertiefungen: die Grundrisse von Häusern, hin und wieder das Stück einer Mauer, die ersten Stufen einer Treppe, einige schlecht erhaltene Fresken.

Die Ausgrabungen gehen nur langsam vorwärts. —

Mit einer gewissen Regelmäßigkeit liegen Haufen und Hügel links und rechts von dem breiten Weg, der die Achse der alten Stadt war.

Man hat diesen Weg, der, an der Sonnenpyramide vorbei, von Norden nach Süden läuft, die „Straße der Toten“ genannt, weil unter den Hügeln einige Gräber gefunden worden sind. Archäologisch genommen, ist diese Bezeichnung wahrscheinlich falsch, aber sie sagt, was man hier empfindet.

Man muß auf dieser zwei Kilometer langen, kerzengeraden Straße, in der sich Tempel an Tempel reihte, einst gegangen sein wie zu seiner eigenen Bestattung. Zuerst mit einiger Beklemmung, aber ruhig mit dem Gefühl, daß es sinnlos ist, sich zu widersetzen. Der kerzengrade Weg gebot. Man folgte. Langsam muß man das Glück des Folgens empfunden haben. Der Weg war vorgezeichnet: es gab keine Wahl zwischen links und rechts, es gab keinen Scheideweg. Man ging gradeaus. Man gehorchte und wurde dafür belohnt durch eine Sicht des Ziels: die Pyramide des Mondes. Man muß hier unter freiem Himmel empfunden haben, was die christliche und arabische Kultur nur innerhalb ummauerter Bezirke geben konnte: die Teilhaftigkeit des Ichs.

Man könnte sich am Ende dieses Weges nichts anderes denken als etwas Einfach-Klares, etwas, was diesen Weg beendet und doch fortsetzt, aber ihn fortsetzt ohne Geheimnis, ohne Toren und Mauern.

Die wenigen Stufen, die man in der Mitte der Mondpyramide sieht, lassen noch heute erkennen, daß die Treppe, die ungeteilt, wie eine Leiter, nach oben läuft, diese Fortsetzung war. Als Treppe setzte sie den Weg fort, als Treppe auf die Pyramide beendigte sie ihn. Ohne Geheimnis, sichtbar und doch erhaben, starb der Weg auf den Gipfel, wo der Priester die Opferhandlungen vollzog. —

Die Mondpyramide liegt heute halb verschüttet unter Erde, abgebröckeltem Gemäuer, Rasen, Blumen und Agaven. Abgesehen von den wenigen Treppenstufen in der Mitte, sieht man nur die Umrisse der Gestalt, die podiumartige Basis, die fünf Absätze und die Form des Gipfels. Die Ausgrabungen haben hier kaum begonnen.

Aber man soll es nicht bedauern. Man hätte die Pyramide zweifellos restauriert und sie damit von dem verfallenen Wege losgerissen. —

Einer der Gründe, warum fast jede Restauration verfehlt ist, wird hier klar: man kann immer nur Teile restaurieren, und diese Teile geben durch ihre Exaktheit die Vorstellung eines Ganzen, das nicht ist. Das Ganze ist der Weg und die Treppe, aber der Weg bleibt unrestaurierbar, weil man die Tempel nicht wieder aufbauen kann, die ihn begrenzen.

7

Man hat das Unsinnige dennoch versucht.

Man hat die Pyramide des Luftgottes restauriert — und nicht nur diese Pyramide, sondern auch den Hof, in dem sie steht, und die vierhundert Meter langen Seiten dieses Hofes, den ganzen Pyramidentisch mit den fünfzehn Pyramidenstümpfen rund herum und der sechzehnten Pyramide etwas unterhalb der Mitte.

Man hat die Wirkung eines der ungeheuerlichsten Bauwerke der Welt durch Restauration fast vollkommen zerstört. Alles ist funkel-nagelneu, gewaschen und geharkt. Alles tritt mit dem Anspruch auf: so und nicht anders ausgesehen zu haben, während man in Wirklichkeit auch hier nur Teile restauriert hat — ganz zu schweigen von der Möglichkeit falscher Rekonstruktion. Man geht zwischen diesen gekalkten Wänden und geschnittenen Ecken umher wie in einem Ausstellungsmodell. Das Ganze ist eine Geschmacklosigkeit, ein beispielloser Bluff. —

8

Da alles so „schön“ geordnet ist, ist es leicht, sich zurechtzufinden. Ich habe das Sofort-Sichtbare schon erwähnt: ein Hof mit einer kleineren und einer größeren Pyramide (oberhalb und unterhalb der Mitte) und rund herum, regelmäßig verteilt: fünfzehn Pyramidenstümpfe.

Alle diese Pyramidenstümpfe bestehen aus drei gleich hohen Absätzen, von denen der obere immer etwas kleiner als der untere ist und auf die, vom Hof aus, wie eine angelegte Leiter, eine Treppe führt.

Die Verteilung ist sehr seltsam. Steht man dort, wo man einen Eingang sucht, aber nicht findet, mit dem Blick auf die Treppe der größten Pyramide jenseits der Mitte dieses ungeheuren Hofes — so liegen zu beiden Seiten und hinter dem Rücken je vier Pyramidensockel, geradeaus, hinter der großen Pyramide, drei und unmittelbar

vor den Füßen, diesseits der Mitte, eine. Es liegen also auf der Mittelachse drei Pyramiden hintereinander, von denen die mittlere die größte ist.

Es ist die Pyramide des Luftgottes, Quetzalcóatl.

9

Was diese Pyramide von allen kleineren, die um sie herum liegen, unterscheidet, ist, abgesehen von ihrer Höhe: ihre Spaltung.

Steigt man nämlich die Treppe hinauf, die wie bei den kleineren Stümpfen ohne Absatz nach oben führt, so bemerkt man, oben angelangt, zu seiner Verwunderung, daß diese Pyramide keinen Rücken hat, daß fast senkrechte Wände nach unten führen, und daß sie wie eine eckige Klammer vor einer zweiten Pyramide liegt, deren breite Treppe fast unmittelbar an der steilen Rückwand der ersten beginnt. Man steht wie vor einer Burg, deren Zugbrücke über die Wagerechte hinaus nach unten gelassen ist; man möchte diese Treppe hochziehen, um auf die andere Pyramide zu gelangen, die sprungnah vor den Füßen liegt.

Man ist über die Seltsamkeit dieser Konstruktion so verblüfft, daß man auf den Einfall kommt, die Stufen zu suchen, auf denen die Menschen in diesen Abgrund hinuntergeklettert sind, um auf der Treppe der hinteren Pyramide wieder hochzusteigen. Erst nach einigen Minuten bemerkt man, daß sich unten, am Fuß der eckigen Klammer, ein schmaler Gang befindet, zu dem man von der Seite aus gelangen kann.

Man entdeckt hier unten, an der zweiten Pyramide, durch Schutzbleche von oben unsichtbar, drei, vier Etagen mit Reliefs: gefiederte Leiber mit Köpfen, die ein Mittelding zwischen Schlange und Krokodil sind und in regelmäßigen Abständen wie Wasserspeier aus den Flächen schießen. In den Zwischenräumen: seltsame Arabesken, unter denen ein Zusammengesetztes, Mitraartiges mit vier Ringen immer wieder auffällt.

Jedes dieser Arabeskenstockwerke (das gleich einem Pyramidenstockwerk ist; also mit immer weiter zurücktretender Front nach oben) ist umrandet von einem Steinband, das gradlinig um die Skulptur läuft.

10

Die Reliefs sind der Clou dieser Pyramide und des ganzen Pyramidentisches.

Sie sind die mexikanischen Reliefs schlechthin. Die Skulptur tobt in ihrem Rahmen; liegt vertieft oder springt über ihn hinaus wie aus einem Kasten. Zwischen dem vordersten Zahn der Krokodilschlange und dem Grund senkt sich eine Welt von Flächen mit ganz verschiedener Tiefe, Richtung und Gestalt nach hinten, steigt von hinten aus dem Schatten durch Halb-, Viertel-, Drittelschatten hindurch wieder an das Licht, senkt sich wieder. Es ist, als ob ein vielfächiger Gegenstand im Wasser treibt, von dem man jede Sekunde eine andere Fläche sieht. Es ist ein Spiel mit allen Möglichkeiten von Fläche, Form, Licht, Schatten, Gestalt und Arabeske, das weder in seiner Wildheit noch in seiner Bändigung der Wildheit gesteigert werden kann.

I I

Über die Bestimmung dieser Pyramide mit ihrem Pyramidenhof — man nennt das Ganze die „Cuidadela“ — ist nichts bekannt. Man bezeichnet sie als Pyramide des Gottes Quetzalcóatl, weil die gefiederte Schlange mit dem Schlangenkrokodilskopf das Symbol dieses Gottes ist.

Auch der Sinn der Zweiteilung dieser Pyramide ist umstritten. Die hintere Pyramide soll eine ältere Konstruktion sein, die durch die vordere überbaut worden ist.

Andere halten die Pyramide für die architektonische Konstruktion der Zahl „Zwei“ und weisen darauf hin, daß man von jenem Platz aus, wo man einen Eingang zu dem Hof vermuten sollte, folgende Zahlen vor sich liegen sieht: eins (Pyramidenstumpf); zwei (Doppelpyramide); drei (Pyramidenstümpfe dahinter); vier (Pyramidenstümpfe zu beiden Seiten).

I 2

Man braucht nur einen Plan zur Hand zu nehmen, um sich davon zu überzeugen, daß die Wahrscheinlichkeit für architektonische Zufälligkeiten hier tatsächlich sehr gering ist.

Die „Straße der Toten“ führt — mit einer minimalen Differenz zum magnetischen Pol — von Süden nach Norden. Links und rechts vom Nordpunkt, der Mondpyramide, liegen, in gleichen Abständen, drei Hügel. Legt man an die beiden vorderen der Ostseite eine Tangente, so führt sie über den Mittelpunkt der Sonnenpyramide hinunter bis zum Mittelpunkt der Ciudadela, das heißt: bis zum Fuß der Treppe, die auf die Pyramide des Quetzalcóatl führt. Mißt man die Entfernung zwischen der Mond- und der Sonnenpyramide und zwischen der Sonnenpyramide und einem Fluß, der diese Pyramide

von der Ciudadela trennt, so sind sie gleich. Mißt man die Höhe der Quetzalcóatl-Pyramide und zählt sämtliche Pyramidenstümpfe der Ciudadela, einschließlich der Quetzalcóatl-Pyramide, so erhält man in beiden Fällen siebzehn. Zählt man die Hügel, die um einen viereckigen Platz vor der Mondpyramide liegen, so sind es, in symmetrischer Ordnung, dreiundzwanzig; (einer liegt in der Mitte). Zählt man die Hügel der Ausgrabungen von 1917 und ergänzt in dem symmetrischen Grundriß vier kleine Haufen, auf deren ehemaliges Vorhandensein man mit absoluter Sicherheit schließen kann, so erhält man wieder dreiundzwanzig.

Es ist nicht müßig, hier Zahlenspekulation zu treiben. Es lebt in Mexiko Stadt ein Gelehrter, Resomez Robelo, der sich seit Jahren mit den Maßen der Pyramiden beschäftigt und zu den seltsamsten Ergebnissen gelangt ist.

Er hat die Sonnenpyramide mit den Schnittpunkten aller Stockwerke, Flächen und Treppen rekonstruiert, und dabei festgestellt, daß es möglich ist, den ganzen mexikanischen Kalender mit seinen dreizehn Monaten von dieser Pyramide abzulesen. Es gibt tatsächlich, unter den Schnittpunkten der Mittelsenkrechten zum Beispiel, keine Zahl, die nicht durch dreizehn teilbar wäre. Auch die Vier, Siebzehn und Dreiundzwanzig, die mir bereits an den Skulpturen und im Gelände aufgefallen waren, kehren immer wieder.

Wußten die Erbauer dieser Pyramide, daß die Entfernung zwischen Erde und Sonne gleich dreiundzwanzig Erddurchmessern ist? Und stammt die Zahl Dreizehn aus dem Venuskalender — wie der Mexikaner Mendizabal sagt? Hat es in Mexiko überhaupt einen Venuskalender gegeben?

Robelo behauptet nicht nur, daß man die Maße der ägyptischen Pyramiden, die reine Sonnenpyramiden sind, in sämtlichen mexikanischen aufzeigen kann, sondern auch, daß die Pirámide del Sol eine Kombination von Sonnen- und Venuspyramide sei. Er ist zugleich überzeugt, daß das vierte Stockwerk dieser Pyramide richtig konstruiert ist, und die Steinstufen dieselbe Bedeutung haben wie die vierte, schwerste Stufe der Einweihung in den ägyptischen Mysterien.

Es fehlen zwar jedwede Beweise für irgendeine Abhängigkeit der mexikanischen Kultur von der ägyptischen — aber es soll schon vorgekommen sein, daß die Spekulation den Beweisen vorausgeeilt ist. Auch eine Beziehung der chinesischen zu der mexikanischen Kultur war bisher Spekulation und ist heute durch Funde sehr alter chinesischer

Götterstatuen in Mexiko und auffälliger Übereinstimmungen zwischen dem chinesischen und mexikanischen Kalender ganz gewiß.

13

Es ist zweifellos, daß die gesamte voraztekische und aztekische Kultur — genau so wie die babylonische und damit die jüdisch-christliche Kultur — von der Architektur des Tempels bis zu den Spielen der Kinder bestimmt war durch Vorstellungen von der Gestirnwelt. Man baute, lebte, spielte diese Welt, weil man in der Unfehlbarkeit der Gestirne jene letzte Gewißheit zu besitzen glaubte, ohne die eine Kultur nicht möglich ist. Denn Kultur als eine Schöpfung und Regelung, bedarf eines Vorbilds, einer Idee, eines Maßstabs, der Zweifel ausschließt, einer Norm. Wo die Norm umstritten ist, fehlen, wie beim Bau des babylonischen Turms, sämtliche Voraussetzungen für die Weiter-Schöpfung, Weiter-Regelung. Die Norm muß selbstverständlich sein wie die Sprache. Die Diskussion der Norm ist, wie die Diskussion der Sprache, das Ende der Verständigung.

Die Macht der Azteken, dieser letzten, die von Norden eingewandert sind, bestand in dieser Erkenntnis. Sie wußten, daß es zwar nichts gibt, was man nicht mit Gewalt erreichen könnte; daß die Grundlage einer Macht, einer Behauptung des Erreichten aber nur möglich ist durch Normen-Einheit.

Es wird bezeugt durch ihre Bemühungen, die Zahl der Stammgötter zu verringern. Ihr Genie bestand, wie das der Römer, weniger darin, eine neue Norm zu schaffen, als das Verhältnis der verschiedenen vorgefundenen zu regeln. Auch sie waren „Tolteken“, „solche, die sich zunutze machten“. Sie wälzten auf den Ossan ihres eigenen — wahrscheinlich nicht sehr reichen — Kosmos den Pelion der Welt, die ihnen mit den Pyramiden entgegentrat.

Es muß ein beispielloser Volk gewesen sein, das es zustande brachte: auf zwei Beinen zu stehen; auf alles Militärische die gleiche Kraft zu legen wie auf alles Geistige, ohne sich zu verausgaben für das eine oder andere.

Wie es in relativ kurzer Zeit möglich war, die Zahl der Götter zu verringern, ohne ständig in die Funken der Revolution zu blasen, ist vollkommen unbekannt. Es steht nur fest, daß ganze Reihen von Stammgottheiten verschmolzen wurden oder so geordnet, daß sich mit der Zeit eine Hierarchie ergeben mußte. Umstritten bleibt, welche

Götter, vor allem: welche Attribute dieser Götter, amalgamiert worden sind. Man weiß nur, daß schließlich vier Haupt-Gottheiten siegten: Tezcatlipóca, Huitzilopóchtli, Quetzalcóatl und Tláloc. Es ist wahrscheinlich, daß dies spanischen Eroberer die Entwicklung, die dahin führte, Quetzalcóatl als primus inter pares zu verehren, unterbrochen hat. —

Es war den Azteken auf ihrer Wanderung verkündet worden, daß sie sich dort niederlassen sollten, wo sie auf einem Stein einen Nopalkaktus finden, und auf diesem Kaktus einen Adler, der in seinem Schnabel eine Schlange hält. Sie nannten daher den Ort, wo ihnen Stein, Nopal, Adler und Schlange begegneten (und heute die Stadt Mexiko steht): Tenochtitlan, das heißt „der Ort, wo der Nopal auf dem Stein wächst“. Man hat vermutet, daß der Adler mit der Schlange ein Symbol des Kampfes zwischen Huitzilopóchtli und seiner Schwester Malinalxóchtli ist, bei dem der Gott seiner Schwester das Herz herausreißt und die „Mutter der Streitigkeiten“, die Prinzessin von Culhuacán, häutet. Ist diese Vermutung richtig, so ist dieses Symbol, das noch heute das Wappen Mexikos ist, ein Ausdruck für die ersten religiösen Kämpfe um die Einheit des Kultus, und der Umstand, daß es als offenbartes Symbol bezeichnet wurde, ein Beweis für die grundlegende Bedeutung, mit der man die Erkenntnis von der Einheit der Norm belud.

14

Wäre es nicht außer jedem Zweifel, daß die Azteken nicht die Erbauer der Pyramiden waren, könnte man geneigt sein, das Gegenteil zu glauben. Ihr politischer, religiöser, moralischer Wille gipfelt in der mathematischen Kargheit und Größe dieser Architektur.

Sie sind niemals ausschweifend gewesen. Sie waren bis zum letzten Augenblick, bis Cortez das Land überfiel, von großer Strenge gegen sich, ihre Frauen, ihre Untergebenen und vor allem: gegen ihre Kinder. Und dies, obgleich ihre Kultur, als sie zerstört wurde, zweifellos schon den längsten Weg hinter sich hatte.

Die Kinder wurden außerordentlich streng erzogen. Aus der umfassenderen Idee, die Unzahl der Normen zu vermindern, um eine Einheit zu schaffen, die keine Wahl und keinen Zweifel gestattet — das heißt, soziologisch gesprochen: die Autorität steigert — ergaben sich als Grundsätze der Erziehung: Strenge und Auswahl von selbst. Die Grundsätze empfielen von dieser umfassenderen Idee — die wieder

durch Vorstellungen vom Kosmos bestimmt war — mittelbar ihre Sanktion und waren daher unantastbar.

Die Erziehung muß der spartanischen ähnlich gewesen sein.

In den Erziehungsklostern des Adels, den Calmecacs, war sie noch strenger als in den Telpochcalli des Volks. Die Kinder mußten in den Calmecacs schlafen (durften nur häufiger zu Hause essen), mußten um vier Uhr aufstehen, die Zimmer auskehren und säubern, das Essen kochen, Holz zusammentragen, Magueynadeln suchen, Bußwege machen (die darin bestanden, nachts unbekleidet an heiligen Orten Magueynadeln in den Boden zu stecken), sich um Mitternacht in der Fontaine baden, täglich zu bestimmten Zeiten beten und an bestimmten Tagen bis zum Mittag fasten.

Die Hauptgebiete des Unterrichts waren: die heiligen Gesänge, die Kunst zu sprechen und zu grüßen, Kalenderkunde, Astrologie und Traumdeutung. Alle mußten sich verpflichten, während ihres Aufenthalts im Calmecac keusch zu leben, mäßig zu sein, nicht zu lügen, den Vorschriften zu gehorchen und keine Kameraden zu beleidigen.

Geschlechtlicher Verkehr mit Frauen oder Männern, Trunkenheit und schwerer Ungehorsam wurden mit dem Tod bestraft. Kleinere Vergehen dadurch, daß man den Schuldigen an den Beinen aufhing, den Körper mit Kaktusnadeln spickte oder dem Zögling Lehm in die Nase stopfte.

Mit etwa fünfzehn Jahren durfte der Knabe am Kriege teilnehmen. War er tapfer, so erhielt er die Auszeichnung eines höheren Rangs, und aus diesem Rang wurden dann die höheren Krieger und Priester gewählt.

Die kleineren Beamten wählte man aus den Zöglingen der Telpochcalli, den Erziehungsanstalten für das Volk. Man war hier nachsichtiger; die Strafen waren geringer; das Gelübde der Keuschheit wurde nicht verlangt.

15

Wie alle Mächtigen, waren auch die Azteken Pessimisten. Und in diesem Pessimismus bestand, neben ihrer Erkenntnis der geistigen Bedingungen der Macht und ihrem Wissen um die praktischen Notwendigkeiten der Schulung, vielleicht nicht zuletzt ihre Größe. Sie liebten diese Welt nicht — aber sie kehrten sich auch nicht von ihr ab.

Man klärte die Kinder, wenn sie ein bestimmtes Alter erreicht hatten, darüber auf, daß es falsch sei, irgend etwas vom Leben zu erwarten. Man sagte ihnen: „Diese Welt ist unschön und mühselig,

bar aller Freude und voll süßen Nachgeschmacks . .“ Man empfahl ihnen, die Götter zu bitten, ihr Los zu erleichtern — aber man scheint zutiefst die Überzeugung gehabt zu haben, daß es nur möglich ist, sich durch Gebete vor dem Noch-Schlimmeren zu schützen.

Sie glaubten an das Fatum.

Wenn die Eltern das Kind in die Telpochcalli brachten, sagten die Priester: „Wir wissen nicht, ob das Zeichen, unter dem euer Kind geboren ist und die Taufe empfangen hat, gut oder schlecht ist. Wir . . können diese Dinge nicht enträtseln. Niemand, . . der in dieser Welt geboren ist, empfängt sein Los auf dieser Erde. Wir bringen es mit uns' . . es wurde uns bestimmt vor dem Anfang der Welt . . . Wir wissen nichts darüber mit Gewißheit, und wir können euch höchstens versichern, um euch zu trösten, daß es unsinnig ist also zu sprechen: Dieses wird sein . . Jenes wird sein . . er wird geschätzt sein, er wird geehrt sein, er wird auf dieser Erde leben . . . Vielleicht wird er häßlich sein, arm und verachtet.“ Und dieses sagte man nicht nur den Armen, sondern mit der entscheidenden, stereotypen Formel: „Es ist unsinnig also zu sprechen: Dieses wird sein, Jenes wird sein . .“ auch dem Reichen und dem Adel.

Selbst wenn der König an einem bestimmten Tage zu seinen Kindern sprach, tat er es mit ähnlichen Worten: „Was ich bin, habe ich weder mir, meinem Wert noch meinem guten Willen zu verdanken; denn ich habe niemals gesagt: Ich will dieses sein, ich will diese Würde haben . . . Niemand ist frei, zu wählen, was er wünscht . . Vielleicht wirst du von Gott (zu dieser Stellung) bestimmt; vielleicht wirst du sie auch nicht erhalten und wie ein Plebejer leben . .“ — —

Wenn der Adler mit der Schlange ein Symbol für den Priester-Gott ist, der den Zwiespalt der Normen und des Kultus beseitigt hat, so ist der verästelte Nopal vielleicht ein Symbol für das aztekische Volk, und der Stein, auf dem der Nopal wächst, dieses Harte, Taube. Ewige: der Gott, ohne den die Schlange nicht zerhackt, ohne die eine Welt nicht erobert worden wäre.

16

„Allmächtiger! Unter dessen Flügeln wir Obhut suchen, Verteidigung und Schutz! Ihr seid unsichtbar und unbetastbar, wie der Tag und die Nacht. Ich bin es, der in seiner Niedrigkeit kommt . . . Ihr werdet mir tun, was Euch gefällt . .“

.. Und es gefiel ihm, sein Volk zu vernichten. Die unzähligen Opfer, die man ihm, Tezcatlipoca, jährlich gebracht hatte, um ihn zu versöhnen, waren umsonst. —

Man verläßt Teotihuacán mit dem Gefühl des absoluten Weltenblödsinns. Denn man kann durch das römische Italien wandern, durch Spanien, zu Stätten, die vielleicht noch älter sind als diese — aber man wird immer wissen: die Völker dieser Zonen sind abgetreten, vielleicht nicht nach Gesetzen, vielleicht zu früh — aber mit einem Erbe.

Nur hier ist es anders. Alle Versuche, den Tod der Kulturen dem organischen, erfahrbaren Leben anzugleichen, scheitern hier an der simplen Tatsache, daß eines Tages ein Mann an diesen Küsten landete, der diese Kultur tötete, als ob er einer Ratte begegnet wäre.

Man geht in dem heutigen Dorfe Teotihuacan herum, wie in einem Lager heruntergekommener, vertriebener Könige. Fast Dreiviertel der Bevölkerung zeigt noch die Merkmale der alten Rasse. Aber die Leute sind so arm, daß ein Viertel der Verheirateten nicht das Geld aufbringt, sich trauen zu lassen, obgleich die Mehrzahl, die streng katholisch ist, das Konkubinat als Sünde empfindet.

Sie treiben etwas Ackerbau und verkaufen den Fremden die kleinen, schönen Götterköpfe, die sie finden. Einige ernähren sich von den Fälschungen dieser „Idolos“, andere arbeiten auf den Hacienden.

Beginnt die archäologische Kommission mit neuen Ausgrabungen, so spürt man im Dorfe verhaltene Erregung. Viele glauben, daß das Öffnen vor allem der Gräber ihnen Unheil bringt. Dieser Zustand steigert sich in manchen Fällen bis zu schwerer psychischer Erkrankung, Verfolgungswahn und Fieber. Trotzdem ist von ihrer Seite niemals etwas geschehen, um die Arbeiten der Kommission zu stören. Ihr Rückgrat ist gebrochen.

Man verläßt dieses Dorf nicht ungern. Man geht den Weg, an der Mondpyramide vorbei, zurück zum entfernten Bahnhof und faßt mit seinen Lidern noch einmal das, was vielleicht das Erhabenste in diesem erbauten Gebirge ist: die Treppe auf die Sonnenpyramide — diese Treppe mit den beiden Armen, links und rechts von einem podiumartigen Vorbau, dem breiten Treppenkörper in der Mitte und den zwei Treppenbeinen hinter diesem Körper.

Es ist kein Zweifel: es ist die stilisierte Hieroglyphe des Sonnengottes, der den Kopf nach unten und mit gebreiteten Händen vom Himmel herabsteigt.

Er ist der Feind Tezcatlipócas. Die Nacht hat gesiegt.

DREI GEDICHTE

von

WILHELM VON SCHOLZ

Frühlingsregen

Wie bringt der graue Tag ins Heut aus dem alten Jahr
diese Frühlingsregenstunde, die schon einmal war?

Es rieselt. Unablässig klopft es naß
von Baum und Blume in vorjähriges Gras,
das heute zuckt und zittert. Unablässig fließt
vorjähriger Regen auf die Gartenerde, draus es heute sprießt.

Ist dies die Kunde, daß ein Jahr verging:
wenn eine Stunde, die wie ein Schmetterling
über den Winter schlief und atmend fortgelebt,
in neuen Jahreszeiten plötzlich um dich schwebt?

Nebel

I

Um Haus und Baum und ein Stück nassen Grund
wogt Nebel unter unsichtbarer Höhe.
Das Land ringsum verschlang sein grauer Mund,
umhauchend Haus und Baum und wenige Nähe

mit Atemrauch. Aus seinem dampfenden Schlund
schwebt nun die Erde, ganz von Dunst umhüllt,
wie Mond empor an ziehenden Himmelsgrund,
der mit ertrunkenem Blau die Nebel füllt.

2

Vor meinem Fenster schwand der Nebelwald,
aus dessen Grau erst nahe Bäume kamen,
gelöst, mit schwarzer zackiger Gestalt,
sprengend den unsichtbar verglasten Rahmen.

Nun überholt sie Nacht, die atemdicht
 sich an die sichtbar nahen Scheiben hebt.
 Gespiegelt trägt das Traumgeäst mein Licht,
 das auf dem Glas und fern im Walde schwebt.

S y m b o l u m

Die dunklen Bilder, die der Traum gebiert,
 durch die du taumelst in Umdämmerungen,
 bergen den Stufenaufweg, der dich führt
 zu deines Lebens letzten Gipfelungen.

Laß Worte ringen, deinen Traum zu schildern;
 Worte, umdrängt von Schrecknissen der Nähe!
 Es tragen dich die Worte in den Bildern,
 die nun erleuchtet sind, hinauf zur Höhe.

Es singt das Rätsel: wunderbar versenkt
 ist klares Ziel in dunkles Traumgesicht,
 ist in den Sturz das Steigen. Seele denkt
 gewissen Fall — und schwebt schon hoch im Licht.

SCHREIBENDE WELT

Emil Ludwig — Robert Louis Stevenson — Das fünfte Ziel-
 jahrbuch — Ein okkultistischer Roman — Leopold Ziegler —
 Zum Thema Goethe — Die Magazine

von

OTTO FLAKE

I

Emil Ludwigs „Genie und Charakter“ ist eine Sammlung von
 zwanzig „männlichen Bildnissen“, bei Rowohlt erschienen. Blättert
 man den Band zunächst durch, so fällt die Wahl der Büsten, Photo-
 graphien, Malerporträts auf, die den Text unterstützen.

Bereits diese Wahl sagt etwas über den Autor aus: sie verrät einen

Sinn für das, was man Opposition gegen die landläufige Auffassung von großen Männern nennen könnte. Dieser Sinn ist dem Snob eigen und dem, der den tieferen Blick besitzt.

Wenn Ludwig je dem Wunsch geopfert hat, einen Mann anders als andere Leute zu sehen, Ehrenrettungen zu schreiben, hinter den Kulissen gewesen zu sein, entscheidenden Augenblicken beigewohnt zu haben — nun so hat er die Fehler seiner Tugend gestreift; „Genie und Charakter“ ist eindeutig ein Buch des tieferen Blickes.

Bedeutende Charaktere haben ihr Pathos, wie alles was Tat und Werk ist. Offenbar fühlt sich Ludwig produktiv erregt, sobald ihn die Schwingungen dieses Pathos treffen. So wahr in Schiller Meyerbeer steckt (und in Wagner auch), so wahr steckt in Ludwig etwas von Schiller, der statt eines Professors der Geschichte auch einen Journalisten des großen, repräsentativen Stils abgegeben hätte, nämlich einen, der die politische Leidenschaft kennt.

In der Vorrede, die über historische Gestaltung spricht, erklärt Ludwig, daß er Plutarch als Vorbild bewundert; der modernste unter allen Porträtisten sei jetzt gerade achtzehnhundert Jahre alt. Wodurch ist Plutarch Plutarch? Dadurch, daß er den kleinen Zug, oft die Anekdote benutzt und doch ernster Schriftsteller bleibt.

Also durch eine moralische Legitimität, man kann aber auch sagen durch eine Künstlerschaft, die ein nicht ungefährliches Mittel nur gerade so viel benutzt, wie die Absicht, ein Licht aufzusetzen, es verlangt. Kurzum, Plutarch hat selbst Charakter, was schließlich „nur“ bedeutet, daß er Respekt, Vorsicht und sicher ansetzende Hand hat.

Eben diese Mäßigung, der Verzicht auf den naheliegenden Effekt, zeichnet auch Ludwig aus, bei dem ich ein Reifen und Erleben zu spüren glaube.

Er ist also Porträtist, der dem Lebensschicksal den Vorzug vor der Geschichte gibt, der zeitloseren Persönlichkeit vor der Milieutheorie. Der Kern eines Lebens ist: das Verhältnis von Spannung und Lähmung, nicht die Harmonie mit der Welt, sondern die mit sich selbst, will sagen die Behauptung bei allen Schwankungen, die Tapferkeit, der Mut, die Zähigkeit.

In der Tat, das ist der Kern. Harmonie mit der Welt — vielleicht war Spinoza in Harmonie mit der Welt, aber nie irgendeiner der Kämpfer. Genie ist Spannung von Extremen, und es hat nie eine heldische Erscheinung gegeben, deren Beziehung zur Welt nicht tragisch gewesen wäre. Das Wort Pathos sagt es.

Nicht jeder trägt seine Tragik auf der offenen Hand, so daß sogar ein Philologieprofessor sie greifen kann; die Tragik, womit der so raffiniert schweigende Goethe zahlte, war dieselbe Einsamkeit, die immer und überall das Merkmal des Genius ist: an seinem Stigma erkennt ihr es.

Daher wird der „echte Porträtist“, um den es Ludwig zu tun ist, so malen, daß das Stigma hervortritt. Das ist mit Kürze zu erreichen. Wie langweilig sind die schönen Bücher über Rembrandt; wie ganz erfaßt ihn, wer dem Sichtbarwerden des Stigmas in der langen Reihe der Selbstporträts nachgeht, wie Ludwig im Fall Rembrandt tut.

Andererseits wird bei dieser Problemstellung stets deutlich werden, weshalb Energien, wie die von Stanley und Peters, groß sind, aber der Größe ermangeln. Auch die Einschränkungen, die Ludwig bei Rathenau gemacht, gehören hierher.

2

Als Knaben lasen wir, unbekümmert um den Namen des Autors, eine Abenteuergeschichte aus der Seeräuberzeit: „Die Schatzinsel“. Vor einigen Jahren, in der Renaissance dieser Gattung, fiel sie mir abermals in die Hände, und vom Namen blieb immerhin das Hauptstück, Stevenson, in der Erinnerung.

Heute habe ich das Vergnügen, ihn als Robert Louis Stevenson vorzustellen und zu versichern, daß er ein ganz ausgezeichnete Schriftsteller ist, den eingeführt zu haben, zu den Verdiensten des Münchner Verlages Buchenau und Reichert gehört (Gesammelte Schriften, nunmehr bis jetzt vier Bände).

Ein Nachwort der beiden Herausgeber Thesing berichtet über seine Lebensumstände. 1858 in Edinburg geboren, war er zuerst Advokat, dann Schriftsteller, lebte infolge seiner schwachen Gesundheit viel auf Seereisen, heiratete und starb schon 1894.

Ich notiere drei Eigenschaften. Erstens, dem schottischen Blut verdankt Stevenson das Balladeske. Er schildert nicht bürgerliches Milieu und bürgerliche Erlebnisse, sondern die Dämonie des Meeres, kräftige Begebenheiten, Hochlandsschicksale, Südseeepisoden; und da alle diese peripheren Dinge der Vergangenheit angehören, so treibt er sich in zurückliegenden Zeiten herum.

Sein größter Roman, „Der Junker von Ballanträ“, spielt im Schottland des achtzehnten Jahrhunderts unter Rothäuten und in einem New York, das noch die ländliche Hauptstadt einer englischen Kolonie war.

Dieser Junker ist ein toller Bursche. Wie in einer romantischen Oper ist der Böse immer auf seiner Seite, und der Junker fühlt sich wohl bei; dreimal tot geglaubt, taucht er immer wieder auf und zerstört das Leben seiner seltsamen Gegenspieler — seltsam, weil sie schon Bürger sind, gesetzestreu und geschwächt im Instinkt, und doch von ihm sich ihr Schicksal vorschreiben lassen.

Wie in allen guten Romanen beruht die Wirkung darauf, daß der Dichter ein und denselben Gedanken dreht, von neuem anbohrt, also in einer Zähigkeit, die nicht ruht, bis die Figur ihr Letztes hergegeben hat. Wenn man einen Stoff fand, soll man sich in ihn wie eine Dogge verbeißen.

Zweite Eigenschaft: sein Humor englischer Färbung. Ich ziehe diesen dem deutschen vor, der in seinen großen Vertretern so formlos wuchert, daß die wunderbarsten Perlen nie zu einem Halbsband reichen, und in seinen kleinen so aufdringlich wird, wie nur der Spießbürger mit der Sonne im Herzen werden kann.

Die Lektüre Stevensons hingegen ist, wie der Verkehr mit einem Gentleman erquickend, und alle Imponderabilien kommen zum Recht, ohne je vorlaut zu werden. Es gibt da eine Geschichte, „Der Schatz von Franchard“, in der dieser Humor sich zur Meisterschaft steigert.

Spott über einen Don Quichotte von französischem Aufklärer, Tief-sinn, räubermäßig unwahrscheinliche Fabel, Sinn für Genüsse des Lebens, das alles mischt sich zu einer Ingredienzienschüssel, und die lehrhafte Moral schwebt deutlich darüber, derart, daß man die Absicht merkt und doch nicht verstimmt wird: das eben ist Künstlertum.

Dritte Eigenschaft: Anschaulichkeit, Saft, Rundheit, im Ausgleich mit Zartheit und Wärme.

3

„Geistige Politik!“ ist der Titel des fünften der von Kurt Hiller herausgegebenen Zieljahrbücher; Verlag der Literaria.

Um mit drei kleineren Einwendungen zu beginnen, so finde ich es gesucht, ein solches Buch mit einem Gedicht zu eröffnen; unangebracht, daß der Herausgeber die Beiträge der Mitarbeiter mit seinen eigenen Glossen versieht; nicht ohne Komik, wenn er im Verzeichnis empfohlener Schriften bei Nietzsche angibt: „Alles außer der Geburt der Tragödie“.

Haben die Aktivisten einen Papst, der auf den Index setzt? Weshalb gefällt ihm jene eminente Schrift des jungen Nietzsche nicht?

Weil die wichtigste aller Tatsachen, der tragische Charakter der Welt, nicht zum Eudämonismus und Optimismus der Aktivisten paßt?

Damit ständen wir mitten im Problem dieser Bewegung, demselben Rationalismus, der die selbständigen Köpfe gleichgültiger gegen den Aktivismus werden läßt, als er verdient, da er wenigstens eines bekämpft, die Resignation.

Einstmals, zur Zeit der ersten Zielbände, trat der Aktivismus als Mahnung an die Träger des Geistes auf, den Staat nicht den Gewalthabern, nicht den Ausbeutern zu überlassen; denn wer die Macht im Staat hat, hat auch die Schule, die Schule prägt die Massenideen, die Massenideen bestimmen die Geschicke des Landes.

Weil der Charakter eines Volkes, die Fragen der Subalternität, der Freiheit, der Mitverantwortlichkeit, der Reife auf dem Spiel stehen, soll man politisch interessiert sein. Und weil der Aktivismus das aussprach, war er soviel besser als die geduckte Gleichgültigkeit, mit der vor dem Krieg unsere Geistigen den Staat denen überließen, die bereit waren, ihn zu benutzen.

Seit 1918 jedoch trat die Idee der Diktatur in den Vordergrund, und fortan bedeutete die Forderung der geistigen Politik nichts anderes als die Überzeugung, daß erstens die Welt von der reinen Idee her zu reformieren sei, zweitens die Platoniker die Herrschaft übernehmen sollen.

Diese Forderung, den absoluten Vernunftstaat zu gründen, hat die Aktivisten der Hillerschen Richtung dazu geführt, mit dem Bolschewismus zu sympathisieren, ohne daß sie sich doch entschlossen hätten, zum Kommunismus überzutreten.

Die Folge war, daß sie heute in der Luft schweben; daß viel gute Energie dem Evolutionismus, der einzigen brauchbaren Haltung in Europa, verloren ging; daß die Bewegung sich in ebenso extremen wie unbeachteten Resolutionen entlädt, zum Beispiel jenem Essener Beschluß, die Abschaffung der Reichswehr zu verlangen.

Es ist sehr liebenswert, wenn das kleine und durch seine Lage absolut gesicherte Dänemark zur völligen Entwaffnung übergeht; aber es ist ein entsetzlicher Doktrinarismus, das Gleiche von einer Großmacht zu verlangen, die sich selbst aufgeben würde, wenn sie einen solchen Schritt um der moralischen Geste willen unternähme, ohne daß die ihr gleichgeordneten Staaten sich ihr anschließen. (Anweisung: Verhandlungen, nicht Proklamationen.)

Auch der Abscheu, den Hiller gegen die Dienstpflicht hat, ist zwar

persönlich echt, aber schief in seiner Begründung. Das männliche Handwerk des Kriegsführens und Tötens wird langsam zum Atavismus, aber man sollte so naturhafte Dinge nicht an einer rein moraltheologischen Norm messen, und als absolut „entwürdigend“ darf das Soldatische nicht hingestellt werden. Statt um Ausrottung der Natur kann es sich nur um Sublimierung der Natur, das heißt um Nutzbarmachung derselben Energien auf höherem Niveau handeln.

Es sind diese Einsichten, die Hiller schuldig bleibt; es gibt einen Punkt, wo der Goethesche Geist und der talmudische sich nicht verstehen — dieser jenen nicht versteht. Wenn der Pazifismus mich hindern sollte, naturhaft zu bleiben, würde ich ihn über Bord werfen.

Die Ereignisse des Jahres 1924 könnten darüber belehren, daß die Forderung der geistigen Politik schlechter ist als die der staatsmännischen; daß sie die Menschen viel geistiger sieht, als sie sind.

Pazifisten sollten ihre Idee überhaupt nicht mit der Proklamation eines nicht bestehenden Gesellschaftssystems verknüpfen, viel eher könnte man sagen, Pazifismus sei an die Existenz der bürgerlichen Gesellschaft und des Privateigentums gebunden. Jedenfalls seine Aufgabe besteht darin, Brücken zu einem organisch zu findenden Morgen zu schlagen, statt die Utopie dieses Morgen fix und fertig auszuarbeiten.

Genf und London haben uns vorangebracht, nicht die Entwürfe zu einer Herrschaft des Aristoi. Politik kann überhaupt nicht aus ihrer realen Sphäre in die geistige überschrieben werden. Hiller isoliert den Geist, stellt ihn zu dogmatisch heraus. Er ist ein Mensch, dessen Mut und Unerschrockenheit ich bewundere, so oft er gegen ein Unrecht auftritt, dem ich aber wünsche, daß er diese seine moralische Stärke erkenne; ein umfassendes philosophisches Weltbild ist etwas anderes.

Im einzelnen enthält das Zieljahrbuch neben mäßigen Artikeln, worunter sogar feuilletonistische Aphorismen, ausgezeichnete Aufsätze. Ich begnüge mich, zu nennen: Ernst Hierl, Über Wyneken und Blüher (sofort am Stil als Arbeit eines Mannes kenntlich, dem sich energischer Gedanke in energisches Wort überträgt) und Hugo Marcus, „Die Entlarvung der Tiefe“ (ein Beitrag zur Paradoxie der Verwirklichung).

4

In Wien wurde ich mit dem Schriftsteller Franz Spunda bekannt, der, als er hörte, daß ich bei größtem Interesse für Metaphysik nie

etwas für Okkultismus übrig gehabt habe, mir versicherte, ich tue Unrecht. Er schickte mir einen seiner Romane, „Das ägyptische Totenbuch“ (Rikolaverlag), und ich berichte, statt privat und brieflich, hiermit öffentlich über meinen Eindruck, weil mir scheint, daß diese Dinge die Öffentlichkeit angehn.

Und schon stocke ich, mich erinnernd, einen ruhigen und sympathischen Menschen kennen gelernt zu haben, der es ohne Zweifel ablehnen würde, hundert jener Groschenhefte zu lesen, in denen trotz Jugendämtern und Staatsanwälten das Prinzip, Handlung zu liefern, bis zum Extrem der Blutrünstigkeit getrieben wird.

Aber was der stille Franz Spunda in seinem Roman an Geschehnissen zusammenträgt, ist so, daß H. H. Ewers, der die gerissensten Rezepte hat, um den Leuten das Gruseln beizubringen, beschämt seinen Vampirismus revidieren müßte.

Dabei ist ein Unterschied; er liegt eben in der Gerissenheit, die Spunda ganz abgeht. Dieser hat seine positiven Seiten, ein anerkennenswertes Verhältnis zu den Ideen der Erlösung, Überwindung, Steigerung und ist gewiß subjektiv ehrlich, vom Wert seiner Bemühungen überzeugt.

Jedoch, subjektive Einfalt kann objektiv unehrlich sein, nämlich auf einer Selbsttäuschung beruhen.

Bevor ich weiter analysiere, werde ich eine Andeutung vom Inhalt dieses nekromantischen Romanes machen. Ein Ägyptologe findet in einer Katakombe das ägyptische Traumbuch und die unversehrte Mumie eines ägyptischen Mädchens, das beiläufig zweitausend Jahre alt ist. Die Anweisungen der Totenbücher setzen ihn instand, einem römischen Mädchen dieser Tage Astrale und Lebenskraft zu entziehen und der Mumie auf vampiristischem Weg zuzuführen. Der Verlobte der Römerin, ein Lord, der auch vom Fach ist, balsamiert seine Braut ein, in der Hoffnung, den Kampf gegen jenen Teufel zu gewinnen und die Transfusion rückgängig zu machen.

Folgen Blutmagie, Hypnosen, geheime Heilige, noch Heiligere, die in Abessinien besucht werden, wieder auferstandene Propheten, tausend andere Wunder und Entfesselungen der Hölle, die das Werk Christi zunichte zu machen drohen; ich kann das nicht alles anführen, das Gedächtnis meiner Feder ist schwächer als die Erfindungsgabe des Autors.

Die Erfindungsgabe? Nein, die durch Studium gewonnenen Kenntnisse dieses Autors, der — um nun die Analyse fortzusetzen —

folgenden *circulum vitiosum* begeht. Überzeugt, daß es magische Kräfte gibt, stellt er aus der Literatur eine Fabel zusammen, in der sie alle auftreten, und bietet dann dieses Buch als Beweis für die genannten Kräfte an.

Nichts anderes. Der Roman ist also im Grunde eine Hypnotisierung der Leserschaft. Wenn man nun weiß, wie viele Tausende dieser Sphäre zutaumeln, ist es erlaubt, ohne Rücksicht auf die subjektive Ehrlichkeit des Autors den Autor zu fragen, was von einer solchen Methode zu halten sei, die mit dem Anspruch auftritt, Resultate zu geben, und doch nur die On-dits der Magie für bare Münze nimmt.

Theophile Gautier, der auch von Mumien erzählt, wollte nichts als Literat sein, der amüsant die romantische Gattung pflegte, und E. Th. A. Hoffmann symbolisierte die Spaltungen seines Ichs, gänzlich einmalig und persönlich. Der eine lieferte Phantasiespiel, der andere Tiefsinn, beide sind ohne Anmaßung. Was aber ist ein Schriftsteller, der Phantasien als Wirklichkeit anbietet, ohne sie beweisen zu können? Ein Mann, der der Verführung, Verdummung, Gewissenlosigkeit dient. Das subjektiv Ehrliche und das objektiv Ehrliche müssen sich decken.

Daran ändert auch Gustav Meyrink nichts, der diesen Roman mit einem Vorwort deckt, das übrigens, bezeichnend genug, von ganz anderen Sachen als diesem Roman spricht.

Ein Buch wie das von Spunda ist sehr europäisch, womit ich sagen will, daß es seine Absicht, einen Stimmungskomplex nicht in die richtige Form projizieren kann. Das ist wie beim Theater, wo man Stücke, die als Singspiele, Marionette, phantastisches Ballet gedichtet werden müßten, in realistisch-bürgerlicher Form sieht. Europa, das die Wissenschaft erfunden hat, ist plump, es will das Unfaßbare direkt ausdrücken.

Jene subjektive Ehrlichkeit des Autors bedeutet daher, daß dunkle religiöse Empfindungen in ihm nach Projektion drängen; aber da er — beweisen wollend statt symbolisierend — die Form nicht findet, wird er objektiv unehrlich.

Spunda ist seinerseits von der Minderwertigkeit Europas überzeugt; aber soviel er auch von der Heiligkeit und dem Schweigen spricht, sein Buch ist gar nicht schweigsam, sondern ein durch nichts zu rechtfertigender Griff der kompakten europäischen Hand in das, was nicht in einen Publikumsroman gehört.

Ich vermute, daß er Katholik ist; dann ist ihm auch die Stellung

der Kirche zu diesen Entweihungen bekannt: sie verbietet, mit Recht, die Profanierung des Okkulten in dieser Form, in der es zur Schauernär wird, zur Verwirrung des Dienstmädchens oder auch der Gans im Salon, die à la mode sein will.

5

Wenn subjektive Ehrlichkeit und objektive Unehrllichkeit zusammen auftreten, liegt immer eine Inkongruenz von unterbewußtem Trieb und bewußtem Ausdruck vor. Der geistige Mensch von Rang gibt Kongruenz. Er setzt die Gedanken nicht liederlich in die Welt, er kommt für sie auf. Seine zwingendste Eigenschaft ist Selbstkontrolle er gibt Resultate.

Man lese im vierten Band der „Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen“ (Verlag Felix Meiner) das Kapitel Leopold Ziegler. Hier findet man Tiefgang, Vorsicht, Ergebnisse. Also wird man Klarheit, Bedeutsamkeit und hohe schriftstellerische Form finden. In der Tat: diese Selbstdarstellung Zieglers ist ein Stück großer deutscher Prosa.

Mit genügendem Humor kann heute ein produktiver Geistiger seine Einsamkeit, Wirkungslosigkeit, Verurteilung zum Individualismus tragen; oder mit höchst gespanntem, und bereits tragischem Heroismus; oder mit Stoizismus und jenem Gefühl des Adels, der um der Würde willen — ein Schicksal bejaht.

Von allen diesen Formen des Positiven wirkt etwas in Ziegler, daher jede seiner Seiten ein Erz ist, das den Klang der guten Mischung gibt.

Meine Lektüre ist oft verwegen wahllos, ich nähre mich nicht nur von der hohen Geistigkeit, sondern auch von Unterhaltungsromanen. Amüsiert erinnere ich mich, zugleich mit Ziegler Herrn X. gelesen zu haben, den erfolgreichen mondänen Autor, der Dreihunderttausendaufagen hat und sie dem Umstand verdankt, daß er Leidenschaft und Mut zu Konflikten so darstellt, wie das Publikum sie sich denkt — alles ist hier Pseudo, das Heroische und das Tragische; Mitleid, Schmerz, Verwegenheit, Lust, Sturz von der Höhe, alles ist da, nur wird es an die falsche Stelle gesetzt, Depravierung des Instinktes für die Nuance.

Nach diesem Lehrgang in erfolgreicher Tragik erkannte ich mit geschärftem Blick, welch erhabene Donquichotterie es bedeutet, so zu denken und zu schreiben, daß die Akzente an der rechten Stelle

stehen. Was für eine Welt, in der amerikanische Magazine und „Der ewige Buddha“ zugleich gedruckt werden; wenn ihr Sinn nicht Chaos ist, muß er Stufung, Sphärenhierarchie sein.

Am stärksten ergriff mich in der Selbstdarstellung Zieglers die Stelle, wo er die Frage aufwirft, was denn ein Philosoph, was überhaupt Philosophie sei und die Antwort gibt: Welt-verankerung, -verheftung, -verwurzelung.

Man biete diese Definition einem Vertreter der akademischen Philosophie an, er wird ironisch lächeln. Aber nun Zieglers Erläuterungen zu eben dieser Definition: der Akademiker ist Produkt der sekundären Geistigkeit, nämlich derjenigen, die einerseits alles, was primär gedacht wurde, verarbeitet, in Kategorien teilt, trennt, spezialisiert, andererseits das vornimmt, was ich oben Isolierung des Geistes nannte, sich mit einer Teilerkenntnis identifiziert.

Hat einer schon einmal klar erkannt, daß die deutsche Ideologie, die Züchtung dieses theoretischen Menschen, in gerader Linie vom Philosophen und Wissenschaftler herkommt? Habt ihr noch nie angesichts des Wissenschaftlers mit der Brille das Gefühl gehabt, daß die Brille nicht Akzidenz, sondern Symbol sei, die extreme Geistigkeit in einen unaussprechlichen Zusammenhang mit dem verzerrt Tierhaften bringen?

„Primäre Geistigkeit,“ sagt Ziegler, „wahrt den Abstand auch zum Geist und verfällt ihm nicht.“ Nie ist der primäre Mensch Dogmatiker, immer großer Realist im letzten, umfassenden Sinn, Überspanner der Extreme.

Die Arroganz des Kitsches, die des Radikalismus, die der Wissenschaftlichkeit — das sind die drei Fronten, die der Produktive, der Mensch, der reinliche Geist sich gegenüber sieht. Hoffnungslos, fast oder ganz, ist diese Situation, die das tiefe Niveau des deutschen Geistes erklärt, um nur von dem zu reden, was uns angeht.

Die Skala der Werte ist gestürzt, und wenn man sie wieder aufrichtet, ergibt sich dieser Aufmarsch des Sentimentalen, des Lieblosen und des Dummen gegen die Söhne des Gottes, die verzweifelt um ihr Leben kämpfen.

Übrigens findet man die Selbstdarstellung Zieglers auch in einer Werbeschrift, die der Verlag Otto Reichl unter dem Titel „Dienst an der Welt“ herausgibt; sie enthält außerdem Stimmen guter Kritiker über das Werk Zieglers, unter anderem von Paul Wegwitz, der sich durch die seltene Fähigkeit auszeichnet, klar und unter Verzicht auf die übliche Polemik über neue Philosophien zu schreiben.

Nichts Aufschlußreicherer kann über Goethe gesagt werden, als die kurzen Ausführungen, die Hermann Hesse hier im Oktoberheft („Goethe und Bettina“) gemacht hat.

Ich vermute, daß die Deutschen sich einem Irrtum über ihren Goethe hingeben, nicht nur die Philologen, die selten das Geld wert sind, das der Staat ihnen zahlt, sondern auch jene bewunderten Ästhetiker, die die großen Deutungen des Lebens Goethes entwerfen.

Denn sie arbeiten an der Gestalt eines Helden, ohne die tiefe Problematik des Helden hineinzuziehen. Das Heroische ist ein Versuch, den Abgrund, aus dem das Leben steigt und in den es erbarmungslos zurückstürzt, zu schließen. Ein geistiges Dasein, das nicht tragisch zerfressen wird, ist nur scheinbar harmonisch.

Hesse nennt Goethe den scheinbaren Optimisten. Nicht daß man nun einen echteren, tragischen Goethe ausgraben dürfte: es fiel Goethe nicht schwer, „apollinisch“ zu sein. Aber Hesse zeigt, womit diese gesunde Haltung bezahlt wurde, allgemein in jedem einzelnen Fall bezahlt wird, durch die Entpersönlichung des Alters. Irgendwo muß jedes große Leben durch den Schatten des tragischen Gottes gehn, sonst ist es nicht groß.

Das Alter als ein Hinüberwachsen ins Nichtmehrmenschliche ist auch bereits Verneinung des Menschen, sehr schön verweist Hesse auf den alten Rembrandt, aus dessen Zügen die schauerliche Verzweiflung des Gottes spricht, der sich im Menschen zu verwirklichen sucht.

Wenn man Goethe nicht nach dieser Richtung zurechtrückt, ist er — unerträglich. Wer ihm die unangreifbare Majestät gibt, bestätigt alles, was viele der Besten gegen ihn vorbrachten.

Man lese in den Kompendien die sentimentalischen Verzückungen über das Verhältnis Goethes zu Bettina, und man lese die ungeachtet aller Diskretion tödlichen Worte Hesses über die Einseitigkeit dieser Beziehung, bei der das naive und warme Angebot auf seiten des Mädchens und der Frau, die Starre, die unbeteiligte Duldung bei dem Alten war, der schon in der Ferne weilte, wo die irdische Erscheinung eines großen Menschen gespenstig wird.

Goethe macht es dem, der ihn groß sehen will, nicht leicht. Er überdeckte, er bog aus, er versagte, man denke nur an die ergreifenden Worte, mit denen Kleist ihm nahte und zurückgewiesen wurde.

7

Lange vor dem Krieg behauptete ich einmal in Paris, daß auch für Deutschland die Zeit der Magazine kommen werde — jener Inseratenplantagen, die auch ein paar Felder für den Lesestoff freigeben. Die Zeit ist gekommen, und die spießbürgerlichen Familienblätter der Deutschen werden in kurzem nicht wiederzuerkennen sein, alle amerikanisch gefirnist.

Was wird geschehn? Eine ungeheure gesteigerte Nachfrage nach dem unterhaltsamen Lesestoff erzeugt ein unabsehbares Angebot der Produktion. Die Umstellung der Schriftstellerlieferanten erfolgt über Nacht, die Trivialität des modernen durchorganisierten Lebens überbaut sich mit einer Romantik eben dieses modernen Lebens, das darauf dringt, seine Idee zu fühlen — die Idee des Abenteuerlichen, Überraschenden, Maximalen, des Schmisses einerseits, der unverlierbaren Sentimentalität andererseits.

Da habt ihr so recht, was auf dieser Erde Leben heißt: liebenswerte Jugend und anzustrebende Vereinfachung sind nur zu haben, wenn man Platitude, Grellheit, Rührseligkeit mit in den Kauf nimmt.

Seltene Gedanken können einem kommen, über die sehende Blindheit, mit der man selber daran arbeitet, daß der alte Geist gestürzt werde. Und doch weiß man genau, daß der Weg ins Zeitalter der Masse durch nichts versperrt werden kann, nicht versperrt werden soll. Es ist die gleiche Entwicklung, wie wir sie auf dem Gebiet der Technik kennen. Wir geben uns keinem Zweifel über den problematischen Wert der Radioentdeckungen, der Zeppeline, der Maschinen hin, und doch werden wir uns nicht lächerlich machen, indem wir gegen sie auftreten.

Es ist dies so recht der Punkt, wo sich die Unvereinbarkeit der Ideen, die immanente Tragik des Daseins greifen läßt. Begreift sie und meidet die Beredsamkeit.

POLITISCHE RUNDSCHAU

von

SAMUEL SAENGER

I

Bernard Shaw sagt in John Bulls „anderer“ Insel: eine besiegte Nation gleicht einem mit Krebs behafteten Menschen; der kann an nichts anderes denken und muß sich, weil von der besseren Gesellschaft geächtet, nationalistischen Quacksalbern anvertrauen, die vorgeben, ihn heilen zu können . . . Wie wahr — und wie veraltet! Die Pest der nationalistischen Quacksalber zerfrißt den ganzen Planeten, aber Irland ist zu einer Bagatelle zusammengeschrumpft. John Bulls Reich besteht heute aus einem Kranz „anderer“ Inseln. Die gepanzerte Faust, die sich auf dem grünen Nachbareiland als ein brüchiges Instrument der Herrschaft erwiesen hat, wird schwerlich der Kittzauber sein, der die Glieder des über den Planeten verstreuten, englisch-rot angestrichenen Imperiums unauflöslich aneinanderschweißt. Immer neue Krater werden sich bilden, immer neue ägyptische Finsternisse: bis schließlich auch in Downing Street das Licht der Erkenntnis aufleuchten wird, wie es gemeint war, daß der Weltkrieg kein sinn- und nutzloses Gemetzel war.

Mit einer Sprache und Gedankenwucht ohnegleichen hat der italienische Historiker Guglielmo Ferrero in seinem mit dem Feueratem des unerschrockenen „Mutmenschen“ dem Diktator Mussolini entgegen-geschleuderten Pamphlet „Demokratie oder Terror“ (bei Julius Hoffmann, Stuttgart) diese Zusammenhänge bloßgelegt. Der Weltkrieg, führt er aus, hat großartige Wirkungen hervorgebracht, wenn sie auch alle negativer Natur sind, weil es ein gewaltiger Liquidationskampf war. Schon im Jahre 1916 hatte er vorausverkündet: die Sieger werden sterbend auf die Leichen der Besiegten niedersinken: — hat er nicht recht behalten? Hält die Revolte der „Farbigen“, die, gewaltsam wach gerüttelt, das Bett ihrer uralten Kulturen vom fremden Lehrherrn und Ausbeuter zu säubern im Begriff sind, den Weißen nicht schon fest an der Gurgel? „Im Weltkrieg ist das Riesenschwert, mit dem Europa seit einem Jahrhundert die halbe Welt in Schrecken versetzte und brandschatzte, in Stücke geflogen. Er liegt zu Boden, auf immer vernichtet, der europäische Militarismus des neunzehnten Jahrhunderts, dieses von einer Revolution auf die Erde gespiene Monstrum. An einer Magenüberfüllung ist es geplatzt, nachdem es die herrlichste

und mächtigste Kultur der Geschichte verschlungen. Unsere Nachkommen werden vom Weltkrieg ab das Ende jener grossen europäischen Zeitepoche datieren, die im fünfzehnten Jahrhundert mit den geographischen Entdeckungen, der Verselbständigung der Kontinente, der Zerstückelung der großen Reiche und der langsamen, aber wohlthätigen Rückkehr des alten Europas zu sich selbst ihren Anfang nahm . . .⁶

2

Wir Deutsche haben kein Interesse an der Schwächung der englischen Machtstellung, nachdem nun einmal unsere weltpolitischen Träume ausgeträumt sind und wir nicht wenig dazu beigetragen haben, die angelsächsische Vorherrschaft auf dem Planeten mitbegründen zu helfen. Sie hat ihren gewaltigen Beitrag zur Höherzüchtung des Typus Mensch geleistet, auch wo sie alte Werte zertreten hat oder — wer weiß — zertreten mußte; das dumm-hochmütige Nase-rümpfen über die händlerische Seite der Leistung überlassen wir unseren von ressentiments zerfressenen Helden vom Schlage des in das Kasernenformat der hohenzollernschen Machtpolitik verliebten Sombart . . . Aber gerade, weil uns Schadenfreude fernliegt und weil wir wissen, daß in dem englischen Imperialismus menschlicher Ausbeutungsdrang und menschliche Herrschaftsbegier durch kulturell äußerst wertvolle Missionsgedanken verklärt und teilweise gerechtfertigt wurden, dürfen wir besorgte Zweifel äussern, ob nicht die vom Kabinett Baldwin gegen Ägypten eingenommene Haltung einmal das britische Imperium mehr gefährden als schützen und — für uns die Hauptsache — allen in Genf erzielten völkerrechtlichen Gesinnungsfortschritt aufheben wird. Es zeigt sich, daß die ungeheuren und durch die völkerpsychologischen Wirkungen des unseligen europäischen Krieges ins Maßlose gesteigerten Schwierigkeiten, die die Erhaltung des Imperiums der Londoner Zentrale auferlegt, England kaum zum rechten Fürsprecher der Genfer Völkerbundsidee werden lassen. Wenn England es für gut befindet, dem Pharaonenlande, dem eben erst durch ein feierlich bekräftigtes Statut die Unabhängigkeit zuerkannt wurde, in das Stadium des Protektorates zurückzudrängen, das Kondominium im Sudan aufzuheben und die Verwaltung am unteren Nil wieder unter englische Kuratel zu stellen, so ist das natürlich seine Sache und wir Kontinentaleuropäer sind zunächst nur interessierte Zuschauer, ob das Inselvolk wirklich den Baldwin-Konservativen erlauben wird, nach den indischen und sonstigen Entwicklungen die

bewährten liberalen Kolonialmethoden zu den Akten zu legen. Aber wenn es keinen Augenblick zögert, für sein weltweites, über den ganzen Planeten gespanntes Reich eine Monroe-Doktrin zu verkünden, in dem gleichen Augenblick, wo der Außenminister Austen Chamberlain sich in Sachen des Genfer Völkerbundes nach Rom begibt, — so müßten wir Kontinentaleuropäer von der ägyptischen Augenkrankheit befallen sein, um nicht zu sehen, daß der Genfer Bund eine Farce zu werden im Begriff ist, nachdem durch die gedoppelte Monroe-Doktrin der beiden angelsächsischen Reiche das für seine Rechtshoheit übrigbleibende Gebiet ungemein zusammenschrumpft. Entweder also wir erkennen die Fehler in der Genfer Konstruktion, folgen dem pan-amerikanischen und panbritischen Beispiel und gestalten sie zu einer paneuropäischen Einrichtung um; oder wir werfen sie zu dem Haufen unserer übrigen verlorenen Illusionen. Ein Drittes gibt es nicht.

3

Wir erinnern uns, ob wir wollen oder nicht, an das, was Tschitscherin über die imperialistischen Lähmungen des Völkerbundes (von den großen Weststaaten her) in der Genfer Verfassung gesagt hat, ohne uns seine besonderen Motive anzueignen. Nun sehen wir es ja; neben die panamerikanische Monroe-Doktrin tritt die panbritische in die Erscheinung, und wir fragen uns, welches Gebiet die beiden angelsächsischen Reiche dem Genfer Bund zur Betätigung seiner Rechtshoheit eigentlich übrig lassen, da ja gleichzeitig auch der ganze russische Osten Europas bis auf weiteres wegfällt. Das heißt: wir brauchen nicht zu fragen, wir wissen es. Amerikas Abstinenz ist folgerichtig, es will für die aus den europäischen Friedensverträgen und deren Bekenntnis zur Erhaltung des Status quo sich etwa ergebenden Konflikte die Verantwortung nicht übernehmen; es grenzt nach seinem eigenen Interesse ganz scharf den Bezirk seiner innenpolitischen Souveränität, in den es die Regelung der Einwanderungsfrage gegen Japans (und Italiens) Widerspruch ein für allemal verweist, von dem Bereich der zwischenstaatlichen Beziehungen nach Gutdünken ab, es drängt nach einem eigenen Bedürfnis zur Herabminderung der Seerüstungen (Konferenz von Washington) und nimmt für das sonstige Internationale die Wirksamkeiten der Schiedsgerichte in Anspruch. Englands Beteiligung am Genfer Bund dagegen ist folgerichtig nur vor seinem eigenen Standpunkt, nicht aber gemessen an unseren kontinental-europäischen Erfahrungen und Inter-

essen. Es funktioniert als europäische Macht und fühlt sich — als asiatische; oder besser: als planetarische. Die Schwierigkeiten, welche die Ratifizierung des Genfer Protokolls ihm machen, entwerfen, wenn sie berücksichtigt und überwunden werden, die durch das Protokoll erstrebten Friedensgarantien für das kontinentale Europa und das Gewimmel seiner verzankten Mittel- und Kleinstaaten. England will, kann und darf seine Flotte nicht zum Polizeibüttel von Sanktionen machen, die von Genf etwaigen Missetätern als Schlinge über den Kopf geworfen werden sollen, aber es wird nichts dagegen haben, wenn den kontinentalen Mitgliedern des Völkerbundes Beteiligungen an der Exekutive auferlegt werden. MacDonald hat in Genf verkündet, daß „regionale“ Abmachungen zwischen den einzelnen Mitgliedern des Völkerbundes wieder ein System von Sonderbündnissen schaffen, wie wir es aus der Vorkriegszeit her in übelster Erinnerung haben: dadurch würden Sinn und Zweck der Genfer Idee ausgehöhlt, ja gesprengt. Aber was tut nun England selber, wie das ägyptische Beispiel zeigt, indem es die panbritische Monroe-Doktrin in Übung setzt, gleichgültig, ob die farbigen Mitglieder des von ihm dirigierten Staatenbundes dauernd die Bevormundung ertragen und sich den Appell an eine übernationale Instanz verbieten lassen, oder nicht? Für uns Kontinentaleuropäer bildet sich da ein unerträglicher Zustand heraus, wenn wir uns nicht — in grollender Erinnerung an oberschlesische und sonstige Entscheidungen durch Chinesen und Brasilianer — endlich zu rettender Selbsthilfe entschließen.

4

Wer diese Andeutungen zu Ende denkt, wird schon eher begreifen, warum der gesegnete Rumpf Europas (unter Ausschluß also von Sowjetrußland und seinem asiatischen Imperium) von den berühmten „regionalen“ Abmachungen durchwachsen ist. In der pathetisch durchwärmten Schlußsitzung der letzten Genfer Tagung rief ein offizieller Vertreter Frankreichs, der leidenschaftliche und ehrlich friedensgläubige Boncour, aus: den Frieden haben wir nun garantiert, aber noch nicht die Gerechtigkeit. Herr Boncour fühlte also sehr lebhaft die Gefahren, die dem Genfer Protokoll von der mangelnden Gerechtigkeit her drohen, denn sie ist mit der Erhaltung des Status quo in alle Ewigkeit schwerlich erreichbar. Jene Sonderabmachungen aber dienen, so beispielsweise die Kleine Entente, ausgesprochenermaßen dem Frieden, also der Erhaltung des Status quo und nicht dem Ideal der Boncourschen

Gerechtigkeit; und sie dienen ihr mit der „schimmernden Wehr“ großer stehender Heere, die das europäische Geschwür am Leben erhalten. Das Bündnis zwischen Italien, Jugoslawien und Rumänien, dessen Bildung nicht unwahrscheinlich ist, wäre ein weiteres Beispiel, — schon spricht man davon, daß dem französischen Kontinentalblock Konkurrenz erwächst, und tatsächlich spürt man, wenn man so durch die großen und kleinen Zentren Europas kutschiert, wie die armen Staatenlenker von dem cauchemar des coalitions beunruhigt sind. Sieht man noch immer nicht, in welche unselige Sackgasse man gerät? Es gibt nur einen Ausweg: die deutsch-französische Verständigung. Gelänge sie — und sie ist möglich, wenn man sie auf beiden Seiten will und mit den rechten Mitteln erstrebt —, dann würde der Genfer Bund zum Kern eines paneuropäischen Gehäuses, dann würden die zerstörenden Einflüsse und Quertreibereien der „regionalen“ Sonderabkommen entgiftet, dann würde die Überwachung der nationalen Minderheiten, deren Behandlung durch die vom Souveränitätsdünkel geblähten neuen Klein- und Mittelstaaten ein Skandal ist, in die Hände eines wirklich neutralen und europäisch empfindenden Ausschusses gelegt, und dann würde sich erweisen, wie ohnmächtig und wirtschaftshemmend jene Zollschutzbesessenheiten sind, die überall von interessierten Einzelgruppen auf Kosten der Allgemeinheit zu nationalen Idolen erhoben werden.

5

Ja, diese Verständigung ist möglich, man muß sie nur wollen und aufhören, immer wieder ängstlich nach Downing Street zu schielen und dort die Erlaubnis einzuholen, den Weg zu beschreiten, an dessen Ende für das kontinentale Europa der Friede liegt. Der Weg, der zum Ziele führt, ist aber durchaus nicht gefunden, wenn die Richtung von Handelsabkommen eingeschlagen wird: so lange, trotz scheinbarer oder wirklicher Meistbegünstigung, die Konkurrenzierung der sogenannten nationalen Wirtschaften auf dem engen und allein schon verkehrstechnisch gelähmten Gebiet des kontinentalen Rumpfes von Europa weiter besteht, ist alles Hoffen vergeblich. Statt Konkurrenzierung: Kontingentierung; statt der Hypertrophie gleichartiger Industrien, die sich die gleichen Märkte abzujagen suchen (was in lächerlicher Übertreibung zwischen den Nachfolgestaaten des Donaubeckens geschieht: Zusammenlegung und Rationalisierung; statt der böartigen Zollgrenzen — ihr allmählicher Abbau. Die angelsächsischen Mächte könnten freilich diese Entwicklung beschleunigen, wenn sie

dem ersten Akt der Schuldenregelung, der Deutschland betraf, den zweiten möglichst schnell wollten folgen lassen: die nach Billigkeitsgründen vorgenommene Liquidierung ihrer Gläubigeransprüche an Frankreich, das mit 120 Milliarden Goldfranken innerer und äußerer Schuld, einer Passivität seiner Handelsbilanz von etwa einer Goldmilliarde und dem Verlust des Zinsgenusses aus seinen vor dem Kriege in Rußland, der Türkei und dem Balkan angelegten Ersparnisse (40 Milliarden etwa) sich nicht erholen kann. Die Vernunft plädiert für Streichung: es soll nicht sein. Wo bleibt der Wille zum Eumenidenopfer? Deutschlands Höchstleistung macht es nicht überflüssig; und es wäre für die schnellere Mobilisierung der deutschen Schuld und die schnellere Räumung des ganzen besetzten Gebietes die Voraussetzung. Der Leser beginnt zu ahnen, wo die wirklichen Friedenshemmungen liegen, es sieht aber leider nicht so aus, als ob das England der Konservativen die Friedensgarantien in der angedeuteten Richtung suchten.

Immerhin: der Kampf gegen die bisherige Ideenlosigkeit am Quai d'Orsay hat in Frankreich mit überraschender Heftigkeit eingesetzt und es ist nicht nur Herr Jean Herbette, der zukünftige Botschafter Frankreichs in Moskau, der seine Vision über die politische und wirtschaftliche Verständigung zwischen den beiden großen europäischen Kontinentalstaaten der öffentlichen Meinung ins Gewissen spricht. Das führte mit den Mitteln des Friedens und der Gerechtigkeit zu einer Revision des Versailler Vertrages, die niemanden zu schrecken brauchte. Vielleicht werden unsere rundreisenden Köpfe und Kehlköpfe, die das Wahlgeschäft zur Ideenlosigkeit geradezu verpflichtet, nach dem 7. Dezember entbürdet genug sein, zu sehen, wo für Europas Staatsmänner die Lorbeern wachsen.

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Shaw, Bunin und Frankreich

Les Nouvelles Littéraires — sie erscheinen bei Larousse in Paris, die Nummer kostet nur 40 Centimes! — sind in ihrer Fülle und Lebendigkeit, mit der konsequenten Idee einer reinen Literaturzeitung ein überaus erfreuliches Unternehmen. Jetzt erörtert die Zeitschrift die Frage des Einflusses der französischen Literatur auf das gegenwärtige Ausland.

Die Frage wird so formuliert:

„1. Welches ist der gegenwärtige Stand des Einflusses, den die heutige französische Literatur auf die Literatur Ihres Landes ausübt? Ist dieser Einfluß im Rückschritt oder Fortschritt?

2. In welchen Gebieten zeigt er sich am stärksten: Roman, Theater, Poesie, Essay?

3. Welche ‚Schule‘ oder welche ‚Richtung‘ stellt in Ihren Augen am genauesten den französischen Geist dar?

4. Welches sind schließlich, die Schriftsteller und die Werke, die Sie am meisten schätzen und die im literarischen Publikum Ihres Landes den größten Ruf besitzen?“

Diese vier Fragen wurden zumeist skeptisch beantwortet. Hier die Antworten Bernard Shaws und Iwan Bunins.

Bernard Shaw schreibt: „1. Dieser Einfluß ist heute nicht mehr vorhanden. Zola hat George Moore vor vierzig Jahren beeinflußt, und Anatole France prägte sich zehn Jahre später A. B. Walkey ein — seitdem nichts mehr.

2. In keinem.

3. Der französische Geist wird literarisch nunmehr nicht mehr vertreten; nicht einmal in den französischen Zeitungen, die trostlos amerikanisiert sind, kann er seinen Ausdruck finden.

4. Ich bin ein alter Mann, der gelegentlich Molière liest, aber ich kann keine Ähnlichkeit zwischen seinem

Werk und den Werken der modernen französischen Autoren finden, die, wenn sie nicht trostlos partikularistisch und unmodern sind (die Selbstzufriedenheit wird der Ruin Frankreichs sein), in ihren Gefühlen und Erscheinungen international sind und so die europäische Bewegung aufnehmen und nicht die charakteristisch provinzielle Unbeweglichkeit der französischen Kunst.“ —

Iwan Bunin, der auch in Deutschland durch seinen Novellenband „Der Herr von San Francisco“ bekannt gewordene russische Erzähler, antwortet:

„Die französische Literatur hat ihren Einfluß besonders im neunzehnten und im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ausgeübt; dieser Einfluß spielte fast ausschließlich im Bezirk der Poesie. Die Einschränkung ‚fast‘ zielt in meinem Gedanken besonders auf die Novellen von Guy de Maupassant. Die großen heutigen russischen Schriftsteller, die, wie man weiß, fast alle jetzt außerhalb ihres Landes sind, unterstehen schon nicht mehr ihrem direkten Einfluß, trotzdem sie große Bewunderer der französischen Literatur geblieben sind.

Was die russischen literarischen Produktionen betrifft, die aus dem Bolschewismus entstanden sind und in Rußland selbst, so sind sie von so niedriger Qualität, daß es schwer ist, von ihnen ernsthaft zu sprechen.

Ich kann es nicht auf mich nehmen, auf Ihre dritte Frage zu antworten.

Was Ihre vierte Frage betrifft, so gilt meine besondere Bewunderung Flaubert.

Bis zum Augenblick der Revolution wurde die schöne französische Literatur im allgemeinen durch das literarische Publikum sehr beachtet und gewürdigt. Heute folgen die in Rußland gebliebenen oder ausgewanderten Überlebenden unter dem durch die

Not dezimierten Publikum derselben Überlieferung.

Hingegen ist das aus dem Bolschewismus stammende Tagespublikum sehr lüsternd nach Romanen auf Grund physiologischer Sitten und nach Abenteuerromanen, deren literarischer Wert ihm unantastbar und deshalb gleichgültig ist.“

Wladislaw Reymont

Die in München wöchentlich erscheinende, klug geleitete *Auslandspost* informiert außerordentlich geschickt über das europäische Politik- und Kulturleben. Sie bringt gut übersetzte Auszüge aus den wesentlichsten ausländischen Zeitungen und Zeitschriften, ohne in ihrer Auswahl durch ein Parteiprogramm gebunden zu sein, und vermittelt dadurch ein weit lebendigeres Bild europäischer Gegenwart, als es einheimische Blätter zumeist vermögen. In ihrem literarischen Teil gibt sie mannigfaltiges Material zum geistigen Schaffen der europäischen Länder. Über Wladislaw Reymont, den Träger des literarischen Nobel-Preises, bringt die „Auslandspost“ diese Charakteristik von *L'Europe Nouvelle*:

„Bekannt wurde er zuerst durch kleine Novellen über das Leben der Bauern oder der kleinen Beamten; dann kamen bedeutsame Werke: „Die Schauspielerin“ (1896), „Das gelobte Land“ (1898), und endlich sein Meisterwerk: „Chlopi“ (Die Bauern), dessen vier Bände seit 1904 herausgekommen sind.

Die polnische Presse, die Überreibungen liebt, nimmt anlässlich dieses großen Freskogemäldes ländlichen Lebens die Namen Homers und Hesiods in den Mund. Es wäre nicht eben leicht, diesen Vergleich sehr weit zu treiben, aber es ist gewiß, daß in den „Chlopi“ das polnische Landvolk voll und ganz zu finden ist, und daß der ausgesprochen

ationale — man könnte sogar sagen „rassenhafte“ — Charakter dieses episodenreichen Romans ihn den Werken der Antike nahebringt. Reymont malt den polnischen Bauern, „seinen Bauern“, voll Zärtlichkeit und Stolz. Er beschreibt ihn als ein vom Boden unablässiges Element; zeigt ihn uns, wie er lebt und leidet mit der Mutter Natur, wie seine Seele erwacht, aufblüht und sich zerquält durch die Folge der Jahreszeiten hin. Diese vier Jahreszeiten geben den vier Teilen der „Chlopi“ den Titel: sind doch sie es, die den beständigen Rhythmus der nährenden Erde und des „schollengebundenen“ Landmannes selbst regeln.

Vor allem liebt Reymont im Bauern das ursprünglich-instinktive, von Lebensenergie überströmende Wesen, und er sieht eine tiefe Harmonie zwischen diesem Elementarwesen und den Elementen, von welchen sein Dasein abhängt: Regen, Wind, Sonne, Gewitter, Hagel, Schnee usw. Daher die Fülle und der Reichtum der Naturbeschreibungen, und vielleicht sind ihm diese am besten geglückt.

Man versteht, daß Reymont bei so beschaffenen Neigungen die großen Menschenansammlungen, wo das naturgemäße Leben unaufhörlich Entstellungen unterworfen ist, verabscheut. Im „gelobten Lande“ beschreibt er sehr kraftvoll die häßliche Industriestadt Lodz, dieses häßliche Zivilisationsungebilde. Es sind Verhaerens Akzente, in Prosa umgesetzt. Reymont, dessen Nationalismus hier, wie beinahe in allen seinen Büchern, zum Durchbruch kommt, meint, die Höllexistenz eines Lodzer Arbeiters könne wohl zur Not für Deutsche oder Juden erträglich sein, die seit Jahrhunderten in diesem Gitterwerk einer materialistischen Zivilisation gefangen säßen, für den polnischen Bauern aber sei sie todbringend.

Diese sentimentale Begeisterung für die Rasse kommt in Reymonts letzten Werken zu immer deutlicherem Ausdruck. Sie ist übrigens charakteristisch für die gesamte moderne Literatur Polens; und sie ist bei Zeromski in gleichem Maße bemerklich. Erst jetzt, nachdem Polen seine Selbständigkeit wieder erreicht hat, wird man von ihm Werke erwarten dürfen, in welchen das rein und ausschließend nationale Element ein wenig zurücktreten wird, um das allgemeinschliche Element stärker zur Geltung kommen zu lassen.“

Gabriel Fauré

Er starb wenige Wochen nach Anatole France, und der Ruhm dieses Musikers wird von manchen mit dem des Dichters verglichen. In der Pariser Halbmonatsschrift *Le Correspondant* schreibt Maurice Brillant einen eingehenden Nekrolog. Faurés Laufbahn war wundervoll friedlich und führte ihn ohne Umwege und Kämpfe auf den Gipfel offizieller Ehrungen. Er gilt als einer der bedeutendsten Bereicherer der musikalischen Sprache neben Debussy.

„Im allgemeinen sind die Neuheiten, die wir ihm verdanken, nicht durch seine Orchesterwerke verbreitet worden. . . In der Tat genügten ihm Quartett, Sonate, Kammermusik, das Klavier allein oder die Melodie, um seinen ganzen so tiefen und schönen Gedanken auszudrücken. Und das macht in der Tat den größten Teil seines Werkes aus. Man weiß vor allem, wie reich, verschiedenartig, wohlriechend seine Blüte ist. Eine Stimme, ein Piano, aber beides untrennbar. Damit hat er Tausende von menschlichen Seelen bewegt, bestrickt, erleuchtet. In dieser Richtung ist seine Rolle von wichtigster Bedeutung. Er hat erneuert oder vielmehr das französische Lied geschaffen, das vom Schumannschen Lied so verschieden ist, so wahrhaft

unsrig und in dem unser „Geist“ sich genau widerspiegelt; er hat den Blick auf diese prächtige, reiche und schöne Theorie der französischen Muse, wobei mit ihm Debussy Chorführer ist.

Fügen wir hinzu, daß er uns ein wichtiges und wunderbares Werk religiöser Musik vermacht hat. Und ich spreche nicht allein vom „Requiem“, diesem Meisterwerk christlicher Zuversicht und übernatürlicher Melancholie. (Wie kann Vuillermoz darin einen lächelnden Pantheismus sehen? Was denkt er nicht an das von den ersten Christen bei Leichenfeiern gesungene Hallelujah? Das „Requiem“ ist unser und wäre es weniger, wenn es trauriger und verzweifelter wäre.) Die tiefe Menschlichkeit, die feine Zärtlichkeit, Freude oder Melancholie in seinen Melodien — ein Nichts genügte, eine dieser leichten, unendlichen Nuancen, um sie in religiöse Dichtungen zu übersetzen. Was ist der Katholizismus, wenn nicht Hilfe, Reinigung, Aufblühen aller menschlichen Fähigkeiten?“

Maxim Gorki und Anatole France

Das letzte Heft von *La Revue Européenne* wird mit einem Nekrolog von Maxim Gorki auf Anatole France eröffnet. Beider Welten erscheinen uns von einander sehr verschieden zu sein und durch die große ostwestliche Spannung getrennt. Vielleicht empfindet Gorki gerade aus dieser Spannung heraus Anatole France vor allem als den großen Franzosen, als Erben Voltairecher Skepsis und Rabelaischen Lachens. Er sieht in ihm in gleicher Stärke den französischen Geist verkörpert, wie den russischen in Dostojewski und Tolstoi. Auf jeden Fall sei France in tiefer Verbindung mit seinem Lande und in dieser Hinsicht gleichwertig den größten französischen Genies, bewundernswert vor allem

durch die Klarheit und Schärfe seiner Gedanken.

„Anatole France war nach meiner Ansicht ein Herrscher des Gedankens; er erzeugte ihn, erzog ihn, konnte ihn nützlich mit dem Wort vergleichen und führte ihn durch die Welt mit Grazie und mit Eleganz, fröhlich, lebendig und mit Ironie, aber ohne Bosheit. Er dirigierte seine launischen Spiele mit der Leichtigkeit eines genialen Musikers, der ein Orchester leitet, dessen Ausführende sich alle als Talente erster Ordnung betrachten und bis zur Anarchie subjektiv sind.

Allzu oft verkündet die Vernunft, die wie alles in der Welt zu Ruhe strebt, in Eile und mit Sicherheit Dogmen, Theorien, Systeme und verhindert so den Gedanken, sich zu vertiefen und unsere Begriffe zu erweitern.

Oft schien es, als ob Anatole France die Vernunft in einem Wesen von unheimlicher Form verkörpert sah: ein Kopf und ein erzürntes Gesicht über dem Körper einer befiederten Spinne, die eilig versucht, den Menschen mit einem dichten Nest von verschiedenen Wahrheiten zu umgeben, um so seinen Willen, die Welt zu erkennen, zu hemmen.

Anatole France lächelte ironisch, wenn er diese Tendenz eines Teils sah, das Ganze zu knechten.

Man kann France einen Rationalisten nennen, aber einen Rationalisten, der die Vernunft wie einen Löwen oder eine Schlange dressierte. Er liebte es, mit ihr zu spielen und zu diskutieren, er reizte sie und forderte sie heraus. Mit einer Einfachheit, die ich gerne raffiniert nennen möchte, zeigte er stets der Vernunft die Gebrechlichkeit der Wahrheiten, die sie versicherte. Die Logik von Anatole France führte gegen die dicke und harte Haut der allgemeinen Wahrheiten besonders heftige Schläge. Ich erinnere mich nicht, daß unter ihnen eine sei, die nicht von der mit Recht

berühmten Ironie des großen Franzosen getroffen worden ist. Und immer zerfiel zu Staub, was der Abbé Coignard behandelte, wovon man bei der Königin Pédaque sprach, da man die gebrechlichen und oft häßlichen Gerippe der landläufigen Wahrheiten entdeckte.

Ich scheine France zu hören, wie er zur Vernunft, seinem Partner, spricht, ohne einen Augenblick seine Achtung für sie aufzugeben und mit all der dem Franzosen eigenen Anmut: „Oh ja, Herr, Sie sind wahrhaft groß, Sie sind unstreitig prächtig, aber trotz Ihres ansehnlichen Alters sind Sie noch zu jung, und die absolute Vervollkommenheit ist weit von Ihnen. Sie empören sich, gewiß, aber es scheint mir mitunter, daß Ihre Empörung aus Ihrem Wunsch kommt, sich im gemütlichen Nest der Wahrheiten auszuruhen, und daß im allgemeinen Sie unfähig sein müssen, Ruhe zu finden, obgleich Sie sie suchen. Sie fangen zuviel Dinge an, und Sie müssen mehr und mutiger arbeiten, indem Sie der rohen Formgebung der Dogmen die Schöpfung von Hypothesen vorziehen.“

Es ist überflüssig zu sagen, daß in der Ruhmeskrone Frankreichs — eines Landes, das schwer durch Talent zu erstaunen ist — der Name von Anatole France durch Jahrhunderte glänzen wird. Die bestimmt haben, daß auf der Stelle, wo dieser weise Mann ruht, nur diese lakonischen Worte: Anatole France eingeschrieben werden, haben weise bestimmt. Diese Worte drücken ganz die Bedeutung des Mannes aus, der, nachdem er die Welt mit dem Schatz seines Talents bereichert hatte, von uns ging, damit wir leichter und vollständiger seine Werke und seine vorführerische Gestalt verstehen und würdigen können.“

Neurussische Dichtung

Im letzten Heft der Zeitschrift *Das Neue Rußland* schreibt P. S. Kogan,

Präsident der Moskauer Akademie der Künste, über die russische Literatur der Oktober-Epoche in einem etwas verdächtig optimistischen Sinne. In ihrer ersten Periode ist sie kriegerisch gestimmt und kämpft gegen die nicht-politischen Schriftsteller an. In der zweiten Periode, in der auch die politische Revolution nicht mehr zu kämpfen brauchte, sondern sich vor positive Aufgaben gestellt sah, wurde die proletarische Dichtung formal und inhaltlich reicher, gleichzeitig auch komplizierter wie das Leben selbst. Auf jeden Fall trägt die neue russische Dichtung alle Merkmale einer stürmischen und revolutionären Epoche an sich.

„Solcher Art ist die neue Literatur — ein mächtiges Gebilde, das das bunte Leben der siedenden revolutionären Jahre tief in sich trägt. Die erweiterten Horizonte, die neuen Lebensbedingungen und vielseitigen Aufgaben — all das mußte auf die proletarische Poesie wirken. Einige proletarische Poeten anerkannten nicht den ‚Nep‘ und waren bereit, dem Pessimismus zu verfallen, das Wiederauftauchen des spießbürgerlichen Geschmacks gewährend. Andere wiesen auf die drohende Gefahr von seiten der ‚Mitläufer‘ und rüsteten sich zum Schutz der Reinheit der revolutionären Ideologie. Ein heftiger Kampf entbrannte um die ‚Mitläufer‘. Als ihr erbittertster Feind trat die Zeitschrift ‚Auf der Wache‘ auf, mit Wolin, Lelewitsch und Rodow an der Spitze; eine weniger unversöhnliche Haltung nimmt das Organ ‚Die Junge Garde‘ und die sich daran anschließende literarische Jugend ein, aus deren Mitte eine Reihe begabter Schriftsteller und Poeten sich hervortat (Averbach, Besimenskij, Libedinskij, Solokow, Tarasow-Rodionow, A. Weselij, Scharow, Isbach, Doronin, Kosterin, Gerasimowa und andere). Auch mehrere ansehnliche Kommunisten-Publizisten schließen

sich dieser Gruppe an, wie Wardin, Ingulow, Sosnowskij und der Poet Demjan Bednij. Dieser bleibt im Laufe der ganzen Revolutionszeit der volkstümlichste Poet der Arbeiter-, Bauern- und Rotgardistenmassen, ein Poet, dessen große Kraft in der markigen Volkssprache besteht. Er beherrscht sie vollkommen, er weiß den Zugang zu finden, den richtigsten und kürzesten Weg zum Herzen und Verstand der arbeitenden Klasse, er, der Poet von Fabeln und ‚Tschastuschki‘, von erbaulichen Gedichten und wertvollen Weisungen und Ratsschlägen für die Lebensweise des Bauern und Arbeiters.

Die Schriftsteller der Jungen Garde bilden die große Hoffnung der revolutionären Literatur, die sich ganz und gar der Zukunft zugekehrt und den Staub der Vergangenheit von sich abgeschüttelt hat. Einige von ihnen vermochten es, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und riefen großes Aufsehen mit ihren Werken hervor. Solcher Art sind zum Beispiel Besimjenskij's Poem ‚Komso-molie‘ und seine Sammlung von Gedichten ‚Wie das Leben duftet‘, die Erzählung Libedinskij's ‚Die Woche‘, Tarasow-Rodionow's Novelle ‚Chokolade‘. Es kennzeichnet diese Literatur der lebensfrohe, muntere, energische Ton. Es sind dies Schriftsteller, die nicht zurückschreckten vor den Kleinigkeiten des täglichen Lebens, sondern Schritt für Schritt jede Besserung verfechten halfen. Ihr Glaube an den schließlichen Triumph der Revolution bleibt unerschüttert, doch nähern sie sich diesem Triumph auf dem Wege der alltäglichen, langsamen Arbeit, vertiefen sich in das Erlernen all jener Einzelheiten, die das Leben uns in den Weg stellt.

Dieses Interesse an Einzelheiten und fragmentarischen Erlebnissen statt des ehemaligen mächtigen Aufschwungs bildet wohl das hervor-

stechendste Merkmal der zweiten Periode der proletarischen Literatur. Als Wahlspruch dieser Poesie können die folgenden Verse von Besimenskij gelten, der wohl ihr talentvollster Vertreter genannt werden kann:

„Es ist gut, Planeten wie Klumpen zu rollen, in Elektropoemen den Kosmos zu besingen, doch seid auch befähigt, im Vorsitzenden irgendeines Gouvernement-Holzausschusses die Morgenröte der sich nähernden Zukunft zu erfassen.“

Überblickt man die künstlerische Literatur der Sowjetepoche, so fällt der Reichtum der von ihr hervorgerufenen Talente im auffallenden Strom der Ideen auf. Denn wenn die Literatur vom Leben entbrennt, dann ist auch die Epoche selbst lebensvoll und reich an schaffenden Kräften. Mit der wirtschaftlichen Wiedergeburt des Landes wird auch das schaffende Genie des russischen Volkes, in der Esse der Revolution erneut, neue Möglichkeiten erlangen und dem Weltall Talente schenken, die den Namen Tolstoj und Dostojewskijs ebenbürtig zur Seite gestellt werden können.“

Das Genfer Protokoll

In den *Europäischen Gesprächen*, den ausgezeichneten von Albrecht Mendelssohn-Bartholdy in der Deutschen Verlags-Anstalt herausgegebenen Monatsheften für auswärtige Politik, spricht N. Politis, Griechenlands Vertreter im Völkerbund und Gesandter in Paris, über die Bedeutung des Genfer Protokolls und die Pazifizierung Europas. Die bedeutsamen Darlegungen münden in diese Betrachtung:

„Als ehrliches Friedenswerk steht das Genfer Protokoll der Unterschrift aller Staaten der ganzen Welt offen, ob sie Mitglieder des Völkerbundes sind oder nicht. Aber da es dazu bestimmt ist, die Abrüstung zu ermöglichen, ohne die der Friede nie-

mals gesichert sein wird, so wird es erst in Kraft treten, nachdem die Konferenz zur Verwirklichung der Abrüstung Erfolg gehabt hat; diese Konferenz wird vom Völkerbund vorbereitet und frühestens zum 15. Juni 1925 einberufen, falls das Protokoll bis dahin durch die Mehrzahl der Staaten, die ständige Mitglieder des Rates sind, und noch zehn andere Staaten ratifiziert worden ist.

Es hat heute schon die Unterschrift von dreizehn Staaten empfangen; einer davon, die Tschechoslowakei, hat es sogar ratifiziert. Wahrscheinlich werden andere Unterschriften und Ratifikationen in großer Zahl erfolgen: die Annahme des Protokolls verpflichtet in Wirklichkeit zunächst zu nichts, während die Weigerung, es zu ratifizieren, eine schwere Verantwortlichkeit bedeutet, da sie den Zutritt der Abrüstungskonferenz vereiteln kann.

Die große Schwierigkeit wird beim Aufstellen und Ausführen des Abrüstungsplanes kommen. Das wird eine harte und schrecklich verwickelte Arbeit werden. Die Staaten werden sich nur dann zu ihr entschließen, wenn sie die Überzeugung erlangt haben, daß die im Protokoll gegebenen Bürgschaften wirklichen Wert haben.

Die Zukunft bleibt also unsicher; aber man darf sie hoffnungsvoll ins Auge fassen. Das Protokoll von Genf hat Gedanken in die Welt hinausgehen lassen, deren Lauf nichts mehr aufhalten kann. Sie gehören zu den motorischen Gedanken, die kein Hindernis kennen. Denn sie haben nicht nur den Glanz des großen und edlen Ideals für sich, dem sie entsprungen sind. Sie nehmen ihre Kraft aus der Vernunft und aus den wahrhaften Notwendigkeiten des Lebens.

Es gibt kein Land, das nicht wünschen muß, die Rüstung seines Nachbarn herabgesetzt zu sehen. Das gilt besonders von denen, die, aus Spar-

samkeitsgründen oder kraft internationaler Verträge selbst schon entwaffnet, sich von Staaten in voller Freiheit der Rüstung umgeben sehen.

Aber es gibt auch kein Land, das sich nicht in naher Zukunft schon genötigt sehen wird, in die Verringerung seiner eigenen Rüstungen zu willigen. Alle Völker fühlen mehr oder weniger das Bedürfnis, in ihren Staatshaushalten den Werken sozialer Fürsorge und Unterstützung einen größeren Raum zu gewähren, ihre Finanzen zu verbessern, ihren Handel zu entwickeln, sich Märkte zu schaffen. Dazu brauchen sie Mittel, die ihnen ihr Steuer- und Zollwesen — ohnehin fast überall bis zum Äußersten seiner Dehnbarkeit angespannt — nicht mehr liefert. Sie können sich nur helfen, indem sie ihre Ausgaben beschränken. In Wirklichkeit sind aber die Rüstungsausgaben die einzigen, die sich beschränken lassen.

Das Genfer Protokoll ist nur ein erster Schritt auf dem Weg der Menschheit zum Frieden. Es ist noch nicht die Gewißheit des Friedens, aber es ist doch mehr als eine bloße Hoffnung.

Viel ist schon gewonnen. Eine dem Frieden günstige Gesinnung ist erzeugt — die ärgsten Pessimisten wagen es nicht zu leugnen. Der Glaube daran, daß Friede Wohltat, Krieg immer ein Übel ist, beginnt in das Gewissen der Menschen einzudringen: aus dem Kriege kommt der Sieger wie der Besiegte erschöpft, gemindert, verstört zurück. Die Völker gewinnen nach und nach die Einsicht, daß es sittliche Gebote gegen den Krieg gibt, deren Kraft und Geltung sich mit wachsender Klarheit in dem Tag für Tag größeren und stärkeren Werk des Völkerbundes kundgibt.

Wenn dieser Völkerbund seinen Beruf der Universalität erfüllt haben wird, wenn er in seiner Mitte die großen Völker haben wird, die noch

abseits stehen — was für Deutschland nur noch eine Frage von Monaten ist — so wird er einen neuen Abschnitt seines Wirkens beschreiten und sich weiter dem Ziel genähert haben: unter den Völkern eine beständige Ordnung der Gerechtigkeit und des Friedens zu errichten.“

Joseph Hergesheimer

Er ist als der bedeutendste und erfolgreichste Erzähler Amerikas allgemein anerkannt. Vor einigen Monaten erschien sein letztes Werk: „Balisand“, über das *The Saturday Review* (New York) berichtet:

„In diesem mageren literarischen Zeitalter, wo ‚Sparsamkeit des Materials‘ so fleißig gepredigt wird, als ob Sparsamkeit eine Tugend und nicht eine Notwendigkeit wäre, ist es ermutigend, einen Epiker zu finden, der sich nicht vor der großen Tradition fürchtet. Was immer Hergesheimer an Eigenarten besitzen mag, Magerkeit des Textes und Stilkürze sind nicht darunter. Seine Quellen sind anscheinend unerschöpflich; und seitdem er mit Unterscheidungsvermögen begabt ist, webt er seinen Überfluß geschickt in ein Muster von durchgearbeitetem Reichtum und von Verschiedenheit. Da er seiner Neigung für das ornamentale Detail nicht widersteht, ist er einer der wenigen amerikanischen Erzähler, dessen Lebens-Interpretationen sowohl Tiefe wie Oberfläche haben, obgleich die Tiefe seltener aus Intuition als aus Intellekt stammt ...

In ‚Balisand‘ hat Hergesheimer die ‚novel of manner‘, unterschieden von der Novelle der Gemütsarten und Sitten, geschrieben. Der Ort ist das malerische Gloucester County in Virginia; die Zeit ist die von Washington und Jefferson, eine Zeit der beschnitzenen Bäume und wilden Rosen. Treu seinem Temperament hat Hergesheimer eine Periode gewählt, da die Leute, die es selbst hervorbringen,

noch fragen, was bei geschichtlichen Erzählern als Kostüm bekannt ist; und der Vorteil des Kostüms über gewöhnliche Kleider wird von jedem anerkannt, der je Kostüm getragen hat, selbst wenn nur für einen einzigen Abend. —

Die Jahre haben Hergesheimers Kunst vervollkommen, während sie seine überreiche Phantasie diszipliniert haben. Immer interessant, immer echt in seiner Behandlung des Lebens, hat er nichts Eindrucksvolleres geschrieben als diese realistische Novelle von der romantischen Vergangenheit in Virginia. „Balisand“ ist ein reiches, ein seltenes, ein wundervolles Buch.“

Ein neues Werk von d'Annunzio

Im letzten Heft der Pariser *Revue Mondiale* berichtet M. Zeppa de Nolva über d'Annunzios neues Buch „Il venturo senza ventura“ (diesem ersten vorliegenden Bande werden noch mehrere folgen). Das Werk bildet eine Art Selbstbiographie des Dichters, und gleichzeitig zeigt es, welche Stellung d'Annunzio in der italienischen Literatur zwischen dem Jahre 1880 und jetzt einnimmt.

„Wenn man in den sechshundert Seiten, die diesen ersten Band bilden, nach den Haupt-Thesen sucht, um welche sich die unzähligen Episoden gruppieren, die der Verfasser dort angehäuft hat, so entdeckt man drei. Die dichterische Inspiration hat teil an der göttlichen; Kunst und Leben des wahren Dichters können nicht von einander getrennt werden; die verstandesmäßige Anstrengung muß der Schöpfung des Dichter-Helden dienen, dessen ganze Handlungen Symbole sind.

Kann diese ästhetische Auffassung als Führer und Beispiel durch die jetzige Generation angenommen werden?

Nach allem muß man glauben: nein. Die ersten Gedanken von d'Annunzio

wurden zu einem Aufstand gegen die Tradition der italienischen Dichtung, wie sie durch Carducci, den Philologen, Kritiker und Professor, dargestellt war. Seine folgenden Behauptungen halten sie in dieser Hinsicht aufrecht. Aber der Erfolg, der ihm lächelte, isolierte ihn noch mehr. Er hatte viele Nachahmer, aber nichts Lebensfähiges entstand aus dieser Bewegung. Die Wunderlichkeiten, Abnormitäten oder Extravaganzen seiner Existenz duldeten nicht, weiter nachgeahmt zu werden. Das erklärt den Untertitel dieses Memoirenwerks: „Andere Studien zum unnachahmlichen Leben“. Dieser späte Nachkömmling der Renaissance, der den vollkommenen Menschen verwirklichen wollte, den Künstler und Politiker, Denker und Krieger, hat seine Epoche bekämpft. Man könnte auf ihn mit viel mehr Recht als auf Banville, für den es bestimmt war, die erste Strophe von Baudelaires Sonett anwenden:

Vous avez empoigné les crins de la
Déesse
Avec un tel poignet, qu'on vous eût
pris, à voir
Et cet air de maîtrisé et ce beau
nonchaloir
Pour une jeune russian terrassant sa
maîtresse. —

Künstlich oder nicht, nachträglich verändert und harmonisiert oder von der ersten Stunde an begriffen wie den Ritt eines dieser heftigen, sinnlichen und mystischen Reiter, die man auf den Fresken des Trecento gemalt sieht, hat das künstlerische und menschliche Leben von Gabriele d'Annunzio sicher einen Charakter unvergleichlicher Seltenheit. Andere Italiener, die es keineswegs verdienten, fügten zu ihrem Namen das Epitheton „göttlich“. Er hat für sich selbst das einzige angemessene Epitheton gefunden: „der Unnachahmliche“.

In dieser oft begeisterten Apologie, dieser Kette von außerordentlichen

Sensationen, bei denen man sich fragt, ob man zweifeln oder glauben soll, wird eine Episode den Psychologen erstaunen. Das ist die Erzählung einer seltsamen Identifikation des Künstlers mit der Schöpfung. Er schrieb soeben eins seiner schönsten Gedichte: ‚Der Kampf des Zentauren und des Hirten‘ und er fühlt sich ‚selbst zum Stoff seiner Kunst werden, zur Eigenschaft seiner materialisierten imaginären Konzeption‘. Und da beugt er sich auf das Steinpflaster, legt sich auf alle Viere, seine Hände und Füße scheinen Hufe zu werden; seine Kehle wiehert, er hat die Illusion, ebenso triumphierend nach dem Kampf zu entfliehen und daß er erschläft, schläfrig niederfällt, zurückgeführt zu einem reinen Zustand von Animalität.

Unnachahmlich, wahrlich. Und einsam. D'Annunzio ist nunmehr nicht allein in Italien, sondern in der ganzen zeitgenössischen Welt eine seltsame und einsame Gestalt in seiner wütenden Unabhängigkeit. ‚Die Einsamkeit‘, schreibt er, ‚bewahrt mich vor dem Triumph. Möge sie mich bis zum Tode vor dem Triumph bewahren.‘ Und noch einmal: ‚Meine Liebe und

meine Wahrheit sind nicht aus dieser Zeit.‘ —

Soll man sagen, daß die Komposition dieses Bandes, die Mischung von Heiligem und Profanem, die biblischen Parabeln oder verwässerten Evangelien, die Kindheits- und Jugenderinnerungen immer befriedigen? Man wird nicht wagen, das zu versichern. Der Hauptmangel ist das Fehlen von Plänen, wo in der Tiefe die Episoden ihren Platz einnehmen würden. Nichts von Mysterium, von Halbschatten, von unbestimmten Linien. Die vollkommene Sicherheit der Zeichnung ermüdet schließlich . . . Ein durch volle Sommersonne blendendes Licht erhellt die Gestalten und die Krümmungen dieser vielfältigen geistigen Landschaft. Der Schriftsteller weiß es und ist stolz darauf. ‚Die Vergangenheit ist gegenwärtig. Die Zukunft ist gegenwärtig. Das ist meine Magie. Im Schmerz und in der Finsternis verjünge ich mich statt zu altern.‘

Jugend, Giovinezza! D'Annunzio beansprucht selbst den Besitz der Devise des faschistischen Italiens. ‚Ich habe nur das,‘ sagt er ‚was ich gegeben habe.‘

Rudolf Kayser

ANMERKUNGEN

Manzoni*

Alessandro Manzoni, den in Italien nicht nur jedes Kind kennt, sondern auch jeder nicht vollends antiliterarische Erwachsene, ist bei uns, seit der historische Roman nicht mehr von der Sonne der Zeitgunst bestrahlt wird, leider immer mehr zu einer Angelegenheit der Schulstuben und Konversationszirkel geworden, deren man sich späterhin ja am Ende noch in wohlwollender Distanz entsinnt, aber ohne jede Neigung, das Buch von Renzo und Lucia sich nun auch in reiferen Jahren mit reiferen Sinnen neu zu eigen zu machen.

Das liegt vielleicht zu gutem Teil daran, daß die „Verlobten“ sozusagen als ein isolierter Block in unsere Übersetzungsliteratur herübergerollt worden sind: da stand nun die schöne Episode aus dem oberitalischen Barock losgerissen und vereinzelt da, ohne daß der deutsche Leser vom Wesen ihres Schöpfers und von der Stellung des Romans in dessen Gesamtwerk nähere Kenntnis oder gar selbstgewonnene Eindrücke erlangen konnte. Es fehlte eben an einer tieferen deutschen Biographie des lombardischen Dichters ebensosehr wie

an einer deutschen Gesamtausgabe seiner Schriften.

Wenigstens dem letzteren Mangel zu steuern, hat nun glücklicherweise ein deutscher Verlag gerade in düsterer und schwerer Zeit den Mut und den Idealismus aufgebracht: ein Hinauszögern des Unternehmens auf bessere Tage kam schon deshalb nicht in Frage, weil diese erste deutsche Gesamtausgabe des Manzonischen Oeuvre ja zugleich ehrender Teilnahme an der Feier seines fünfzigsten Todestages gelten sollte.

Daß Manzoni erst vor fünfzig Jahren gestorben ist, wird nun freilich so manchen wundernehmen, der ihn nur als Verfasser der „Promessi sposi“ kennt und weiß, daß dieser bekanntlich schon von Goethe unter die klassischen Werke der Weltliteratur eingereihte Roman seinerseits schon bald auf eine hundertjährige Lebensdauer zurückblicken kann.

Ging der weit über die Achtzig hinaus gelangte Dichter, der sogar noch das neue einige Italien miterlebte, etwa in den Pflichten eines Amtes, den Sorgen des Lebenskampfes, der Einzeltechnik des Carbonarotums so sehr auf, daß er ein volles Halbjahrhundert lang die Literatur völlig an den Nagel gehängt hätte?

Nichts von alledem: der von Haus aus nicht Unvermögende wurde durch das Testament eines Freundes seiner Mutter Besitzer eines schönen Schloßgutes, dessen Einkünfte es ihm gestatteten, unbeamtet als freier Schriftsteller zu leben; und seine Anti-

* „Die Werke Alessandro Manzonis.“ Herausgegeben von Hermann Bahr und Ernst Kamnitzer. München, Theatiner-Verlag, 1922 ff. Die Ausgabe soll im Ganzen zehn Bände umfassen. Bisher erschienen Band 3/4 („Die Verlobten“), Band 5 („Schriften zur Philosophie und Ästhetik“) und Band 6 („Betrachtungen über die katholische Moral“).

pathie gegen die österreichischen Beherrscher Oberitaliens bekundete er nur in negativer Form (indem er einen österreichischen Orden und einen erzhertzoglichen Besuch ablehnte), ohne aber am Werke des Risorgimento aktiv teilzunehmen.

Die Lösung des Rätsels geben die theoretischen Schriften des lombardischen Dichters, von denen bisher die philosophisch-ästhetischen und die moraltheologischen im Rahmen der Theatinerausgabe deutsch herausgebracht worden sind (die historisch-philologischen sollen in absehbarer Zeit folgen).

Schon aus dieser rein schematischen Gliederung nach Stoffgebieten (dabei bleibt zum Beispiel ein Unikum, wie die Schrift über Urheberschutz, die juristische Fachleute für vortrefflich erklären, ganz außer Betracht), ergibt es sich, daß Manzoni sich niemals als Literat im besonderen gefühlt hat, sondern rezeptiv (von der Intensität seines Lesens zeugen die italienisch veröffentlichten Randnotizen zu Büchern seiner Bibliothek), kritisch und produktiv im weitesten Ausmaß an allen geisteswissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit teilzunehmen willens war.

Als Ästhetiker ist er denn auch sozusagen der Lessing Italiens geworden, ein Halbjahrhundert später dem Datum nach und auch entschieden weniger radikal als der Deutsche, weil ihm die französischen Vorkämpfer der pseudaristotelischen Regeln doch von der Seite der Glaubensüberzeugung wie des Volkstums erheblich näher standen. Von seinen philologischen Schriften gelten die zu seinen Lebzeiten herausgekommenen hauptsächlich dem aktuellen Kampf um die italienische Einheitsschriftsprache: in seinem Nachlaß fand sich dazu dann noch eine Fülle sprachphilosophischer Fragmente. Als Moraltheologe schrieb er eine Apologese der kirchlichen Moral, in der übrigens das allgemein Christliche

stärker hervortritt als das spezifisch Katholische. Als Historiker untersuchte er allerhand Einzelfragen der longobardischen Geschichte in seiner Jugend mit der gleichen Sorgfalt, die er in seinen letzten Lebensjahren auf die Klärung der Frage verwandt hat: warum die französische Revolution aus einer produktiven zu einer destruktiven Bewegung geworden ist. Auch rein philosophische Werke finden sich in seinem Oeuvre, darunter der formal prachtvolle, dialektisch äußerst gewandt geführte Dialog über die Erfindung, eine Frucht langjähriger Beschäftigung mit der Ideenlehre seines Freundes Rosmini.

Nimmt man zu alledem (die Aufzählung sollte natürlich nur einige Stichproben geben) noch seine ewig unbefriedigte Suche nach den korrektesten und adäquatesten Ausdrucksformen, seinen umfangreichen Briefwechsel, der ebenfalls in die neue Ausgabe einbezogen werden soll, und die vielfältige Aktualität, die den Familienvater, Gutsherrn, praktischen Christen immer von neuem beschäftigte, so kann man ja wohl nach der positiven Seite ungefähr ermessen, was im Leben des späteren Manzoni an die Stelle der dichterischen Produktion getreten war.

Aber auch wichtige negative Einsichten vermitteln uns seine theoretischen Schriften: wir lernen daraus begreifen, warum der Dichter seinem poetischen Schaffen so früh ein Ziel setzte.

In der Tat: ein Mann, der als Verfasser eines der erfolgreichsten historischen Romane aller Zeiten in einer Abhandlung über den historischen Roman die ganze Gattung als Halbheit verwarf, konnte nicht recht wohl fortfahren, in der bisherigen Richtung weiterzuarbeiten. Und der Lombarde, der sich in reiferen Jahren noch die Mühe gab, seine sämtlichen poetischen Werke einer gründlichen „risciar-

quatura in Arno“ zu unterziehen, der an deren unbefugtem Abdruck eigentlich nur den Abdruck der annoch dialektbehafteten Sprachformen perhorreszierte, konnte nicht wohl mehr mit jener elementaren, leidenschaftlichen Kraft Verse schreiben, die aus den religiösen Hymnen seiner Jugendjahre singt und glüht. Auch mußte ein Autor, der sich nun einmal ein Gewissen daraus machte, etwa durch allzu lebendige Schilderungen erotischer Gefühle die seiner Meinung nach ohnedies mehr als ausreichend starken Liebesregungen seiner Mitmenschen über Gebühr zu begünstigen, in der Spontanität seines Schaffens auch von dieser Seite doch vielfach Hemmungen unterworfen sein. Dazu kam dann endlich ein subjektives Empfinden von Nachlassen seiner poetischen Kräfte: wenn die Muse nicht von selbst zu ihm komme — schreibt er einer französischen Freundin —, habe er denn doch keine Neigung, sie zu rufen. Der Vergleich mit Lessing liegt auch in diesen Belangen nahe genug: nur war bei dem Deutschen die kritisch-ästhetische Arbeit von vornherein Hauptsache, und weder die eigene poetische Produktivität noch deren Hemmung durch zerfasernde Selbstanalyse so stark wie bei dem Italiener, bei dem auch die traditionalistisch-aristokratische Grundlage, zu der er durch alle revolutionär-intellektualistischen Strömungen der Jahrhundertwende instinktsicher den Heimweg bald wieder fand, von vornherein für dichterisches Schaffen günstigere Bedingungen bot als Lessings Pastoren- und Kritikermilieu.

Dennoch ist auch Manzoni nicht in dem Sinne Romantiker und Antirationalist gewesen, wie die Häupter unserer romantischen Schule: war doch die intellektualistische Strömung der Renaissance, deren Auswirkungen bis tief in die Aufklärungszeit herüberreichen und die im Frankreich Lud-

wigs des Vierzehnten eine glückliche Vernunftthe mit dem Neokatholizismus des Barock einging (nicht umsonst hing Manzoni so sehr an den religiösen Klassikern gerade dieser Epoche und Landschaft!), dem romanischen Wesen überhaupt weit tiefer immanent als dem germanischen. Seine „Romantik“ ist jener feinfühligste Historismus, von dem die „Verlobten“, jener sehr stark gemilderte Shakespearianismus, von dem seine beiden Versdramen Zeugnis ablegen, ist endlich ein heftiges Überbordwerfen des ganzen mythologischen Arsenal, das Jahrhundert humanistischer Bildung mit immer neuen Zutaten begabt hatten: eine innerliche Abkehr vom klassischen Wesen ist sie aber nicht. Wie denn überhaupt — in jüngster Zeit haben das auch italienische Interpreten des Dichters sehr richtig erkannt — die Antithese von Klassizismus und Romantik für die romanischen Länder niemals mit der gleichen Exklusivität gestellt werden darf wie für die germanischen Kulturen.

Diese flüchtigen Zeilen mögen ein wenig dazu helfen, anzudeuten, wie der Autor der „Promessi sposi“ als geistige Gesamtpersönlichkeit zu beurteilen und zu bewerten ist: als eine poetisch höchst befähigte, nur durch überstrenge Selbstkritik gehemmte, bei allem Freiheitssinn und Europäertum typisch romanisch-aristokratische Übergangserscheinung zwischen den rationalistischen Strömungen der Renaissancefolgezeiten und den organisch-historischen Geistesformen, die im neunzehnten Jahrhundert vorherrschen sollten: einen besonderen Reiz seines Schaffens bildet dabei die überall durchstrahlende vornehm-humane Liebenswürdigkeit und gütige Duldsamkeit seines gerechtigkeitsbegeisterten Wesens.

Die im Erscheinen begriffene deutsche Gesamtausgabe wird jedem, der sich mit dem bedeutenden Lombarden

näher bekannt machen will, die beste Gelegenheit dazu bieten; herausgekommen sind einstweilen außer einer vortrefflich kongenialen Übersetzung der „Verlobten“ durch Johanna Schuchter zwei Bände theoretischer Schriften, die der Verfasser dieser Zeilen ins Deutsche übertragen hat. Graf Paul Thun, der die Gedichte und Dramen übersetzt, hat zunächst einmal im Rahmen der „Theatinerdrucke“ (sehr schön ausgestatteter und opulent gedruckter Quartbände) eine prachtvoll ausdrucksstarke Übertragung der „Religiösen Hymnen“ vorausgeschickt. Nach allem, was wir oben zur Psychologie Manzonis angeführt haben, wird es niemanden wundernehmen können, daß der unerbittliche Kritiker seiner eigenen Produktion auch seinen wissenschaftlichen Arbeiten, (die ihrerseits zweifellos wieder den poetischen bisweilen entgegenwirkten) keineswegs ein nachsichtiger Beurteiler gewesen ist: so kommt es, daß auch unter diesen oft gerade die schönsten und

kräftvollsten (so zum Beispiel die sehr bedeutsamen Kapitel, aus denen ursprünglich ein zweiter Teil der „Betrachtungen über die katholische Moral“ hätte erwachsen sollen) in seinen Mappen unveröffentlicht verstaubten und selbst Italien erst nach dem Tode des Dichters so recht ermessen konnte, welch vielseitiges und reiches Ingenium dem bescheidenen Gentiluomo und Poeten innegewohnt hatte. Dieser späten Erkenntnis an der Hand noch nie für Übersetzungen benutzter Nachlaßpublikationen nun endlich auch die Deutschen, deren Wesen und Streben Manzoni trotz seiner zweifellos innigeren Beziehung zur französischen Kultur in vielen Dingen gerecht zu werden vermochte (man denke an seine Liebe für Lessing und Schlegel, seine Goetheverehrung, seine Ode auf den Tod Theodor Körners), in vollem Maße teilhaftig werden zu lassen, ist denn nicht an letzter Stelle Sinn und Ziel der neuen Ausgabe.

Franz Arens

MAR 12 1925

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

ZWEITES HEFT

FEBRUAR 1925

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVI. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

- Karl Joël, Weltanschauung und Wahrheit
Werner Bergengruen, Zur russischen Wirtschaft
Alfred Döblin, Reise in Polen
Johannes V. Jensen, Darduses Mündel
Alfred Kerr, Sechzig Millionen suchen einen Autor
Oskar Bie, Bücher über Musik
Samuel Saenger, Politische Chronik
Martha Saalfeld, Sonette
Europäische Rundschau

Anmerkungen

- Hermann Hesse, Der Pyramidenrock
W. Schüler, Brief aus dem Orient
-

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten. — Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,

das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann.

Preis des Heftes Gm. 2.—; Quartalspreis Gm. 6.—, für das Ausland Schw. Fr. 7.50, umgerechnet in die betreffende Währung nach dem jeweiligen Schlüssel des Buchhändler-Börsenvereins.

Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

Das Märzheft der „Neuen Rundschau“

bringt voraussichtlich u. a. folgende Beiträge:

ROBERT WILBRANDT, Nationalökonomische
Sozialpolitik

LAURENCE HOUSMAN, Gespräche mit Oscar Wilde

ALFRED DÖBLIN, Reise in Polen

RENÉ SCHICKELE, Die Gletscherspalte (Novelle)

BENVENUTO HAUPTMANN, Ausflug nach England

EMIL LUDWIG, Nil

OTTO FLAKE, Schreibende Welt

SAMUEL SAENGER, Politische Chronik

RUDOLF KAYSER, Europäische Rundschau

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:

Antiqua Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin

Eugen Diederichs Verlag, Jena

Duncker & Humblot, München

Dr. med. Robert Hahn & Co., Magdeburg

Alf Häger Verlag, Berlin

WELTANSCHAUUNG UND WAHRHEIT

von

KARL JOËL

Nach Weltanschauung hungert der moderne Geist — so finden es alle, die da tiefer hineinhorchen in die werdende Zeit, die Beichtväter der Seelen wie die Kenner des Büchermarkts und vor allem die Lehrer der Jugend. Doch diese Jugend liest auch einen Spengler, der sich zu Pilatus bekennt und zu seiner skeptischen Frage: Was ist Wahrheit? Oder ist etwa das Verlangen nach Weltanschauung schon eins mit dem Verlangen nach Wahrheit? Gilt heute wirklich die Weltanschauung nur als der Weg und die Wahrheit als Ziel? Oder sind sie nicht vielmehr Gegensätze? Die Wahrheit ewig, die Weltanschauung zeitlich, die Wahrheit sich gleichbleibend, die Weltanschauung wechselnd, die Wahrheit einheitlich, die Weltanschauung vielartig. Liegt so nicht in der Sehnsucht nach neuer Weltanschauung schon ein Unglaube, schon ein Verzicht auf die Wahrheit, von der es doch gilt: sie ist, wie sie ist, oder sie ist gar nicht? Muß nicht der Wandel der Weltanschauung über die Wahrheit dahinbrausen, ihre Gültigkeit zertreten, ihr Kriterium gegenüber dem Irrtum zerreiben? „Weltanschauung“ — das ist ein Wort, das erst der geschichtliche Geist seit der Romantik kennt. Die Antike aber und das Mittelalter wußten nichts von Weltanschauung, wußten nur von „Wahrheit“. Ach, die glücklichen Alten, sie schauten die Wahrheit draußen in der Weltklarheit und jauchzten ihr Heureka zu, jauchzten wie die Helden der Anabasis vor der blauen See, als die sich ja auch dem platonischen Eros zuletzt die Wahrheit in Schönheit auftut. Die Mittelalterlichen aber glaubten selig an die Wahrheit, die sie nicht sahen, die sie demütig vernahmen als Stimme von droben. Uns endlich gilt die Wahrheit als Erkenntnisleistung, als Arbeitsfrucht, und als solche noch fällt sie jedem Einzelnen anders in den Schoß — nur als Weltanschauung.

Doch mag nun die Wahrheit erschaut oder erlauscht, erlebt oder

errechnet, erfüllt oder erdacht, gefordert oder geleugnet worden sein, wie konnte man in so verschiedenen Haltungen der Wahrheit nahen, mit so verschiedenen Organen an ihrer Sphäre saugen? Was ist da so vielartig, der Sucher oder auch die Wahrheit? Dem naiven Kopf erscheint sie wie ein Dornröschen, unsichtbar hinter dichten Hecken schlafend, als ein fernes verschleiertes Bild von Sais, kurz als ein Wesen irgendwo in einem Winkel starrend, kalt und gleichgültig dagegen, ob es gefunden wird oder nicht. Aber kein Wesen als solches ist wahr, und wenn es noch so wirklich ist. Die Wahrheit wohnt nicht im toten Sein, sondern richtet über Sein und Nichtsein, und allem positivistischen Aberglauben zum Trotz löst sie sich auch von der Wirklichkeit; denn auch mathematische Sätze von nie so rein in der Natur gegebenen Figuren, auch Satzungen von nie erfülltem Sollen, von bloßen Möglichkeiten, ja von Unmöglichkeiten haben Anspruch auf Wahrheit. Eine Welt könnte strotzen von realen Dingen, könnte Wälder und Vulkane, Ozeane und Sterne entladen und wäre doch aller Wahrheit bar ohne einen urteilenden Geist, der sie erst zur Wahrheit stempelt, und mag er auf Erden wohnen oder im Himmel, mag er unbewußt oder nur als möglich vorausgesetzt sein. Die Wahrheit ist wie das Licht nur, indem sie leuchtet, erleuchtet, einleuchtet, und die Evidenz gehört zur Wahrheit nicht als Akzidens, sondern als Ingrediens. Die Welt muß in den Geist eingehen, wenn sie als Wahrheit aufstrahlen soll. Denn Wahrheit ist nur geistige Gültigkeit. Ja so einfach es klingt, so wenig ist es begriffen, daß die Wahrheit geistig ist.

Aber soll sie damit ganz in den urteilenden Geist gelegt, nur aus ihm abzuleiten sein? So scheint es, denn die Wahrheit sieht doch wohl anders aus im Kopfe eines genialen und eines stumpfen Menschen, eines antiken und eines modernen, eines Parisers und eines Grönländers. Aber wenn diese Beiden statt ihrer Ansichten nur ihre Erlebnisse „wahrheitsgemäß“ berichten? Doch sie erleben eben ganz Anderes. Aber wenn sie bei einem Besuch hier oder dort dasselbe erleben? So erleben sie's anders und finden gewiß Anderes daran recht, schön, wohlschmeckend. Aber selbst abgesehen von solchen Gefühlsurteilen: sie differieren doch wohl auch in der Schätzung von warm und kalt, schwer und leicht, groß und klein. So streicht der Geist immer mehr von der Wirklichkeit ab für seine eigne Urteilssphäre. Und nun kommt erst der erkenntnistheoretische Physiker und weist immer mehr Qualitäten der bloßen Empfindung zu, und dahinter kommt Kant

und nimmt auch Raum und Zeit, und dahinter nehmen Fichte, Schopenhauer, Berkeley auf verschiedene Weise die ganze Dingwelt ins Subjektive zurück. Und der Romantiker findet als Weltsymbol im Bilde zu Sais nur sich selbst, und der Sophist legt die Entscheidung über Sein und Nichtsein in die Willkür des Menschen, und der Solipsist leugnet außer sich die Welt, die dem Inder zerfließt in Traum und Schein.

Ja, dem reinen Idealisten oder Subjektivisten verflüchtigt sich alles zur Einbildung, wie dem extremen Objektivisten oder Realisten sich alles zur Naturwirklichkeit versteinert. Beiden schwindet die Möglichkeit des Irrtums als des Widerstreits zwischen Subjektivem und Objektivem und damit auch die Wahrheit. Dort kommt man vor lauter Denken als bloßem Ausdenken nicht zum Sein, hier vor lauter Sein als bloßem Dasein nicht zum Denken. Die Wahrheit aber fordert gerade Einigung des Subjektiven und Objektiven und besteht gerade in der Übereinstimmung von Denken und Sein. Diese Wahrheit über die Wahrheit ist fast die einzige, in der alle großen Denker einig sind. Denn Übereinstimmung von Denken und Sein ist die Wahrheit für Platon wie für Aristoteles, für Augustin wie für Thomas, für Spinoza wie für Leibniz, für Kant wie für Hegel. Die Wirklichkeit kann der Wahrheit nur Material, nur Inhalt bieten als Objekt des Denkens, und das Denken kann der Wahrheit nur Form bieten, kann aus sich heraus nur zu formaler, widerspruchsfreier, konsequenter Richtigkeit gelangen, nicht zur Wahrheit. Formendes Subjekt und inhaltspendendes Objekt müssen sich finden, Geist und Welt müssen sich gatten zur Geburt der Wahrheit.

Aber ist solche Einigung so schwer? Müssen denn Subjekt und Objekt überhaupt erst sich finden, können sie nicht unmittelbar eins sein? Ja, sie sind es am Anfang und am Ende, sind es in der Einzelpfindung und im Allgefühl. So hat das Tier seine Wahrheit im dumpfsten Sinnesindruck, und der Mystiker hat sie im höchsten Seelenerlebnis, und kein Deuter und Kritiker kann beide Lügen strafen. Aber nun kommt das Denken mit seiner Qual, kommt mit Platon und Aristoteles aus dem Staunen, kommt mit Augustin und Descartes aus dem Zweifel, mit Fichte aus dem Anstoß, mit Schopenhauer aus dem Leiden, kurz, das Denken kommt aus dem Zerbrechen der Lebenseinheit, aus der Dissonanz des Gefühls, aus der Spaltung und Spannung zwischen Subjekt und Objekt, und der Sinn des Denkens ist nun die verlorene Lebenseinheit mittelbar wieder herzustellen, die wir

unmittelbar genießen in Empfindung und Gefühl — in beiden allerdings schon nach verschiedener Richtung. Wir leben in der Empfindung peripherisch, in die Welt hinaus, empfinden mit verschiedenen Sinnesenergieen lauter Verschiedenes, Anderes, Fremdes, Objektives, empfinden aus unsrer unmittelbaren Lebenseinheit und Lebensganzheit eben nur die Abweichung davon, empfinden nur Differentes, Momentanes, Spezielles. Im Gefühl aber leben wir zentral in uns selbst hinein und fühlen hier gerade die unmittelbare Einheit als Ganzheit. Und eben aus diesem Konflikt zwischen der Vielheit erfahrener Objekte und der Einheit, die das Subjekt fordert, aus dem Konflikt zwischen der Einheit des Bewußtseins und der Vielheit des Bewußten ergibt sich die Aufgabe und Bedeutung des vermittelnden Denkens, ergibt sich auch seine doppelte Funktion, um der Vielheit wie der Einheit gerecht zu werden, als Zerlegen und Verbinden, Analyse und Synthese, und seine doppelte Methode des induktiven Weges von der Vielheit zur Einheit wie des deduktiven von der Einheit zur Vielheit und endlich sein Ziel, das System, das eben den Zusammenhang der Einheit und Vielheit darstellen soll. Wer sich im Einzelnen oder im Ganzen verliert, braucht nicht das Denken. Je mehr aber der Geist die Fülle des Einzelnen sich als Ganzes zuführen will, je mehr er sich von der Anschauung zur Weltanschauung erhebt, um so größer wird ihm die Spannung zwischen der Einheit und Vielheit, um so schwerer das Ringen des vermittelnden Denkens.

Doch die Tragik aller Weltanschauung liegt nun eben nicht nur darin, daß der Geist Einheit ist und die Welt Vielheit, sondern noch mehr darin, daß zugleich das Umgekehrte der Fall ist. Wenn nun glücklich die Vielheit in der Weltanschauung gemäß der Natur des Geistes zur Einheit gebracht ist, dann entpuppt sich dieser Geist, selber in die Welt eingetragen, nur als einer von vielen und die Weltanschauung nur als individuelle Anschauung, und so sinkt das Universale wieder zurück ins Einzelne, nun nicht mehr der Objekte, sondern der Subjekte, und das Ringen hat von neuem zu beginnen. Eine Vielheit von Einheiten, von Geistern ringt mit der Welt als einer Einheit von Vielheiten, von Dingen.

Aber damit noch nicht genug der tragischen Spannung! Die so variable Welt der Objekte ließe sich noch eher zu der vom Subjekt geforderten Einheit bringen, wenn nur nicht das Subjekt in den Individuen sich noch viel reicher und rascher variierte als alle Welt der Objekte. Gleichförmig durch die Jahrhunderte liegt diese Welt da

ausgebreitet: die gleichen Sterne ziehen die gleiche Bahn und mit gleichem Anwurf prallt die Woge an den gleichen Fels unter dem gleichen Flügelschlag der Möven, die sich im gleichen Winde wiegen. Warum sollte die gleiche Welt nicht stets das gleiche Bild werfen? Doch mögen Himmel und Erde in den Jahrtausenden noch so wenig ihr Antlitz verändert haben, das Bild der Welt hat sich tausendfach gewandelt, weil es eben nicht nur von der Welt geworfen, sondern zugleich entworfen, als Bild gebildet ward vom Geiste, der inzwischen tausendfach sich variierte, individualisierte und in jedem Individuum auf eigene Weise die Welt fassen wollte.

Zunächst allerdings könnten ja alle Weltbilder der Einzelgeister sich gleichen wie Spiegelfacetten, wenn eben die Individuen nur Spiegel wären, leer für sich selbst und überflüssig für die Welt — denn was braucht auch die Welt lauter Spiegel? Doch die einzelnen Weltanschauungen geben ja einen Reflex der Welt mindestens in verschiedener Perspektive je nach dem Eingestelltsein des Individuums. Aber dann wären die verschiedenen Weltbilder als perspektivische Verkürzungen nach beliebigen Einzelrichtungen höchstens technisch interessant, und mit einer leichten Umbiegung von Zolas Kunstdefinition ließe sich jede Philosophie bezeichnen als ein Winkel der Welt gesehen ohne ein Temperament. Was sind wir, wenn wir nur Blickpunkt sind? Gelte es wirklich nur das Auge möglichst weit aufzureißen und als ein irgendwo aufgestellter Registrierapparat nur möglichst viel Welt einzufangen, dann müßte ja all unsre Weltweisheit lautlos in Astronomie versinken. Denn wie armselig versinkt doch im großen Reich der Welt unser Dörfchen von Sonnensystem? Wie winzig verliert sich doch darin wieder die kleine Erdhütte und gar auf deren dünner Dachdecke das Kleingetriebe der ganzen Lebewelt und wieder in deren Trillionen die einundeinhalb Menschenmilliarden, die bekanntlich auf der Fläche des Bodensees Platz fänden, und was bedeutet selbst noch in diesem Menschenmeer und im Brausen der Weltgeschichte schließlich die nichtige Welle, die wir unser Eigenleben nennen? Wie kann da ein beliebiger Punkt der Welt sich als Zentrum einer Welperspektive auf tun? Wie kann eine Individualität eine Universalität erfassen? Nur, wenn sie eben mehr ist als ein Stück Welt, mehr auch als ein Spiegel der Welt oder eine Weltprojektion, nur, wenn sie ein Weltüberwinder, das heißt ein Geist ist, der sich als Subjekt die Welt zum Objekt machen kann.

In der bloßen Verweltlichung des Geistes strandet alle Welt-

anschauung ebenso wie am idealistischen Gegenpol, in der bloßen Vergeistigung der Welt, wo sie sich verflüchtigt zum bloßen Bewußtseinsmoment, zum Spiel und Traum des Subjekts. Die Weltanschauung wird ebenso leer, wenn der Mensch nur Spiegel der Welt wird, wie wenn die Welt nur Spiegel des Menschen wird; denn sie fordert nun einmal irgendeine gegenseitige Selbständigkeit, irgendeine Distanzierung von Geist und Welt und kann auch wieder in ihrer reinen Scheidung nicht aufkommen, denn eine absolut fremde Welt bliebe dem Geist ja unfassbar und müßte die Weltanschauung im Extrem der Skepsis aufheben. Geist und Welt dürfen weder ineinander versinken, noch ganz auseinanderfallen. Der idealistische, wie der naturalistische Monismus und der skeptische Dualismus bleiben die Grenzpunkte, die Gefahren der Weltanschauung. Der Geist muß sich an der Welt reiben eben in jenem Staunen, das nach Platon der Anfang der Philosophie ist, in jenem Anstoß, der nach Fichte erst das Bewußtsein aufspannt, und Philosoph ist nur, wer die erst selbstverständliche Welt verständlich macht, nachdem er sie in der Fremdheit erlebt und aus der Fremdheit erlöst hat. Zur Weltanschauung muß der Mensch sich emanzipieren von der Welt — und darum ward der Grieche der Begründer der Weltanschauung, — muß aber der Mensch sich auch wiederfinden in der Welt — und darum verlor der Grieche die Weltanschauung als Sophist. Weltanschauung ist weder mit der Welt noch mit der Anschauung gegeben; sie ist nun einmal aus den Dingen nicht abzulesen; sondern die Anschauung muß sich da weiten zur Welt, die sich nicht mehr schauen, nur überschauen läßt durch den Geist. Je weiter die Welt, desto größer der Geist, der zu ihrer Anschauung nötig ist und der schließlich hinter der Welt noch sich selbst erschaut. Ja, der Geist ist's, der die Pforte der Welt sprengt. Und so wunderbar bedingen sich hier Objekt und Subjekt, daß Geistestiefe und Weltweite immer zusammen aufbrachen. Gleichzeitig mit der Weltmechanik Demokrits tat sich die Selbsterkenntnis des Sokrates auf und gleichzeitig mit Kolumbus und Kopernikus versenkte sich fromme Mystik in die Tiefen des Geistes. Aber auch jene Weltaufspanner waren gläubig, und gerade die Mystiker fühlten sich ein in die unendliche Welt. —

In jeder Weltanschauung ringt sich ein Weltverhältnis des Geistes heraus; denn der Geist läßt sich die Welt nicht nur gefallen, sie hinnehmend wie einzelne Sinneseindrücke, sondern schon indem er sie als Welt, als Ganzes nimmt, faßt er sie aus seiner Einheit heraus

und nimmt Stellung zu ihr. Und wenn er die Welt nur befragt, jede Frage bedingt eine andere Antwort, und jede Antwort zeigt das Weltverhältnis in anderm Licht. Mag daher die Welt selber noch so gleichmäßig sich darstellen, sie reizt doch jeden Geist zu andern Fragen je nach der Sphäre, in der er aufwächst oder vornehmlich sein Feld findet, und dabei wird der Geist, wenn er wirklich ein Geist ist, doch immer noch individueller, variabler sein als seine Welt und kann ihr nicht nur fragend, auch fordernd und überhaupt in den verschiedensten Haltungen gegenübertreten — scheu oder stolz, stumpf oder sehnstüchtig, empfangend oder wirkend, jubelnd oder klagend, ja anklagend, als Freund, als Feind, als Schüler, als Meister, als Bettler, als Anbeter, als Herr, und er kann die Welt mit den verschiedensten Sinnen einsaugen, kann sie aber auch mit Phantasie durchschweben, mit Gefühl umschlingen, mit Vernunft ordnen, mit Verstand zerlegen, mit Willen sich aneignen, mit Unwillen abstoßen, kurz in dem herrlich großen Drama der Philosophiegeschichte hat der Geist der Welt gegenüber alle Gesten entfaltet, deren er fähig ist, und jede gab die Dominante für eine Weltanschauung. Nichts falscher darum als die Weltanschauung zu wörtlich auf die Haltung des bloßen Anschauens einzuschränken, das nicht bloß nach Kant geistig blind bleibt. Der Philosoph ist gewiß mehr als ein Weltneugieriger, als ein Weltglotzer und selbst ein Weltphotograph, mehr auch als der Weltbettler, dem unsre Positivisten gnädigst erlaubten ein paar „gegebene“ Weltbrocken einzusacken, gleichgültig, ob es Steine waren oder Brot.

Aber der Philosoph ist sogar noch mehr als auch unsre Rationalisten zugeben, die gar nicht wissen, wie tief sie selber noch in dem Positivismus stecken, den sie bekämpfen, indem sie den Weltkenner zum bloßen Welterkenner machen und gar nicht ahnen, daß Denken mehr ist als Erkennen, daß aus der über gegebenem Stoff gebückten Forscherhaltung der Denker erhobenen Hauptes hinausschweifen kann in Wertung und Praxis, ins Reich der Ideen und Pläne. Denken können und müssen wir nicht nur im Begreifen, sondern auch im Ergreifen, nicht nur im Auffassen, sondern auch im Umfassen, Ordnen, Formen, Bauen, nicht nur in der Reproduktion des Wirklichen, auch in der Produktion, Konstruktion und Spekulation des Möglichen, Notwendigen, Idealen. Oder meint man wirklich, daß nur um die Welt zu erkennen, Platon als Hauptwerk gerade seinen „Staat“ geschrieben habe oder Spinoza seine „Ethik“, und hat Kant dazu den Primat seiner praktischen Vernunft verkündet? Nicht zu

reden von den wesentlich ethischen Zielen der Stoiker und Epikureer, den religiösen eines Augustin und Thomas, den praktischen eines Bacon, Hobbes, Rousseau, nicht zu reden von dem im Denken „handelnden“ Fichte, von den Weltwertungen Schopenhauers und Nietzsches und selbst von der Gemütsversöhnung Lotzes und Fechners. Man mag heute den Beruf der Philosophie auf wissenschaftliche Weltkenntnis einengen, aber man soll sich dabei eingestehen, daß man in solcher Bestimmung nicht definiert, sondern kommandiert, daß sie den Tatsachen der Philosophiegeschichte zumeist widerstreitet und daß sie die Mehrzahl der großen Philosophen aus der Philosophie herauswirft. Der Philosoph bleibt Denker, nicht bloß Erkenner und nimmt daher zur Welt eine Stellung, die nicht bloß mit der Wissenschaft, sondern auch mit den religiösen, künstlerischen, praktischen Strebungen seiner Natur wie seiner Sphäre in Fühlung steht, und wer's nicht spürt, daß auch in einem Glaubensmartyrium, einer Staatsreform, einer Symphonie sich eine Weltanschauung bekunden kann, der mag ein noch so gelehrter Kritiker und Forscher sein, ein Philosoph ist er nicht, denn es fehlt ihm dazu der Horizont und Atem für eine Weltanschauung, der Blick für die Welthaltung einer Zeitseele, die eben der Philosoph führend oder folgend zum Bewußtsein zu bringen hat. Oder meint man wirklich, die Menschenseele lasse sich so zerreißen, daß sich die Denkhaltung einer Zeit völlig ablöst von ihrem Fühlen und Wollen, ihrem Glauben und Schaffen? Man wird es von der Religion kaum bestreiten, daß sie eine Weltanschauung geben kann und jedenfalls ursprünglicher und allgemeiner noch gegeben hat als die nur in einzelnen Völkern und Kreisen aufgewachsene Philosophie. Man wird auch zugeben, daß politischen Gesamtrichtungen, wie der romantisch-feudalen, der aufklärerisch-liberalen, der sozialistischen eine Weltanschauung zugrunde liegt. Man führt ja heute auch Kunststile in ihren Unterschieden auf solche der „Weltanschauung“ zurück. Selbst ein so stark, ja so prinzipiell praktischer Denker wie W. James konnte gerade seine Vorlesungen über den Pragmatismus mit Berufung auf ein Wort von Chesterton beginnen: es sei für eine Wirtin wichtiger als über die Kasse ihres Mieters über seine Weltanschauung Bescheid zu wissen und für einen Feldherrn wichtiger die Weltanschauung seiner Feinde als ihre Zahl zu kennen.

Damit scheinen die Weltanschauungen nach Zeiten, Lebensrichtungen, ja Individuen auseinanderzugehen und als geistige Weltgesten beliebig zu wechseln, alle gleich wahr und alle gleich falsch. Damit wäre die

Wahrheit nicht mehr, was sie ist, sondern löste sich auf in einen kaleidoskopischen Wirbel von Weltbildern, und die Geschichte der Weltanschauungen könnte uns nur als ein Wechsel von Geistesmoden wie ein Schauspiel belustigen. Wahrhaft klassisch und wahrhaft tragisch hat Dilthey so vor uns die Mannigfaltigkeit der Weltanschauungen vom Standpunkt des bloßen Zuschauers ausgebreitet, der den Wandel fremder Weltbilder an sich vorüberziehen läßt, auf ein eigenes verzichtend. Denn was bleibt bei einer solchen ohnmächtigen Dienstfertigkeit des Denkens anders übrig als historischer Relativismus? Dessen Gefahren hat keiner vielleicht schwerer empfunden als Tröltzsch, der sie als den Alb der modernen Kultur geschildert hat. Ja, dieser Relativismus kann zum Vampyr werden, der unsrer Zeit das Mark des Denkens und Glaubens aus der Seele saugt.

Doch hat Dilthey selber schon über ihn hinausgetastet. Er hat dieser Relativität eben doch ein Absolutes zugrunde gelegt, das Leben selber, das aus seiner eigenen Fülle die Buntheit der Weltanschauungen entladet. So tiefe Wahrheit ich darin anerkenne, das Absolute Diltheys und unsrer meisten „Lebensphilosophen“ bleibt doch im Grunde nur der Quell des Relativen, ein völlig Unbestimmtes und Unbestimmbares, ein alles gebärendes Chaos, ein ewig in seinen Gestalten wechselnder Proteus, aber kein Odysseus, der doch in aller Polytropie den denkenden Willen zeigt. Allerdings hat Dilthey noch das Verdienst, jene bunte Fülle lebenentströmter Weltbilder vereinfacht zu haben durch Zurückführung auf drei Typen: Naturalismus, Idealismus der Freiheit und objektiven Idealismus (wobei ich zu deutlicherer Konfrontierung die Namen Realismus, Idealismus und Idealrealismus vorziehen würde). Gewiß, die Geschichte der Philosophie bezeugt diese drei Typen, die Nohl auch in der Geschichte der Künste aufgesucht hat, während Dilthey wesentlich Religion und Poesie noch heranzog. Aber zeigt es sich nicht eben bei diesen, daß sie in dem einen der Typen mehr als in den andern gedeihen? Warum wohl? Und woher überhaupt diese rein deskriptiv aufgefischten drei Typen der Weltanschauung? Aus dem selber unbestimmten Leben — aus einem Rätsel drei weitere? Sie müssen doch wohl mit dem Rätsel des Lebens zusammenhängen, dem sie entstammen und das selber in ihnen eine Bestimmung finden muß.

Um solche Verschiedenheit zu entfalten, muß doch wohl das Leben selber nicht starre Einheit, sondern ein Verhältnis enthalten, einen Kontakt von Faktoren, die sich eben verschieden zueinander einstellen

können, den Kontakt des Lebenden und Erlebten, der Seele und Welt, des Subjekts und Objekts. Und hier ergeben sich drei Möglichkeiten, drei Seelenfunktionen als Welthaltungen, drei Stellungen des Subjekts zum Objekt. Das Subjekt läßt sich durch das Objekt bestimmen im Empfinden und gelangt vom Empfinden bis zum Erkennen; das Subjekt bestimmt ferner als strebendes, wollendes selber das Objekt, und endlich, es vereinigt sich als fühlendes mit dem Objekt. In den Niederstufen des Empfindens, Strebens, Fühlens zeigt sich diese Dreiheit bei allem Lebendigen. Kehrt sie nun nicht in geistigen Hochstufen wieder in den drei Typen der Weltanschauung? Der Erkennende sucht Reales, der Wollende erhebt sich darüber in Freiheit zur Idealität und im Fühlenden verschmelzen Ideales und Reales, Subjekt und Objekt zur Einheit. Es sind ja die drei einzigen möglichen Grundhaltungen des Geistes zur Welt, die er als Inhalt in sich aufnehmen, als Material sich unterwerfen, als Ergänzung mit sich vereinigen kann, zu der er sich also mehr passiv oder aktiv oder medial einstellen kann.

Wenn man aber einmal die Weltanschauungen als Geisteseinstellungen begriffen hat, so darf man hier noch weiter differenzieren und die geschichtlichen Philosophien aus seelischen Dominanten deuten. Danach erfaßt etwa Fichte die Welt aus dem wollenden Denken, Schelling aus dem Phantasiedenken, Hegel aus dem reinen Denken, Schleiermacher aus dem Fühlen, Herbart aus dem Vorstellen, Schopenhauer aus dem Begehren, Nietzsche aus dem Streben, die Empiristen natürlich aus den Sinnen, und hierbei könnte man wieder spezieller sondern: Condillac zum Beispiel geht vom Geruchssinn aus, Feuerbach vom Geschmackssinn, Mach vom Wärmesinn, während von andern modernen Naturforschern Ostwald vorwiegend kinästhetisch die Welt erlebt und deutet und H. Hertz vielmehr visuell. Stark akustisch dachten Mystiker und schon Pythagoreer, eher haptisch die Stoiker, wie schon ihre Wahrheitsdefinition zeigt, Empedokles dagegen koloristisch, während von Demokrit Aristoteles mit Recht sagt: er fasse alles aus dem Tastsinn — wie ja der Materialismus überhaupt; Descartes aber, der „Weltbeschauer“ sein will und der Optiker Spinoza setzen das Wesen der Materie nicht taktil in die Undurchdringlichkeit wie die Praktiker Locke und Leibniz, sondern visuell in die Ausdehnung. So übersetzt jeder Philosoph die Welt in die Sprache eines Sinnes oder einer Seelenfunktion (oder einer Kombination von mehreren) — tut er's nur in subjektivistischer Willkür? Nein, keine Sinnes- oder Seelen-

funktion ist ja rein subjektiv, sondern jede, ob Wollen oder Schmecken, Denken oder Tasten, ist eine Lebensfunktion und als solche zugleich objektiv gerichtet, eine Haltung zur Welt. Gewiß ist nun jeder Lebensakt, jede Kontaktweise zwischen Subjekt und Objekt einseitig, aber so wenig irgendeine absolutes Recht hat als Weltfassung, so sehr haben alle relatives Recht. Heißt das nicht offenkundig wieder dem Relativismus verfallen, der Recht und Unrecht hier überhaupt aufhebt?

Um ihn zu überwinden, müssen wir den Relativismus selber relativ nehmen und ihn dafür zunächst einmal aus seiner Negativität befreien zur Positivität. Lügen denn die Sinne mit ihren spezifischen Energien? Jeder Sinn, jedes Organ gibt den Ansatz einer Weltanschauung, aber jedes einseitig, ergänzungsbedürftig. Daß die Weltanschauungen wechseln, bedeutet nicht, daß keine, sondern daß jede recht hat, aber jede eben nur relativ, mit Leibniz zu reden, jede recht in dem, was sie bejaht, und unrecht in dem, was sie verneint. Aber heißt das nicht doch wieder die Wahrheit opfern, sie nur der Szylla der Skepsis entreißen, um sie in die Charybdis der Eklektik zu werfen, die alles einschlingt? In den „Tropen“ dieses Relativismus schießt die Wahrheit doch wohl gar zu üppig auf bis zur Unfaßbarkeit. Aber auch das Leben mutet uns tropisch an und unfaßbar in seiner Fülle, solange wir es nicht in seinem eigenen Sinn als organisch verstehen. Die Wechselfülle der Weltanschauungen, die der Relativist nur als solche und damit mechanisch faßt, muß sich für den Wahrheitssinn organisieren. Dann schießen diese Weltanschauungen nicht mehr blind und fremd nebeneinander auf, sondern sie wenden sich einander zu, orientieren sich auch in ihrer Folge aneinander wie die Lebensfunktionen in wechselndem Entfalten der Glieder, und sie streiten und reagieren gegeneinander und lösen sich ab, gerade weil sie zusammenhängen und sich gegenseitig ergänzen. Und sie müssen sich ergänzen, gerade weil ihr Urquell, das Leben selber, ein Ganzes ist und in aller Lebendigkeit, das heißt in aller Bewegtheit nach allen Richtungen, im Ausschwingen aller Einseitigkeiten immer wieder seine Ganzheit sucht, die dabei in jedem Gliede schon mitschwingt, wie es so wundersam eben der Organismus zeigt im Gegensatz zum Mechanismus.

Man muß so die Weltanschauungen, auch die einseitigsten, fanatischsten nicht als Ausschließungen, sondern als Betonungen verstehen, als grelle Beleuchtungen einer Seite, wobei die andere, im Schatten bleibende doch stillschweigend vorausgesetzt und unbewußt mitgenommen wird. So trägt jeder Denker zugleich seinen Gegner gefesselt

in sich als seine Ergänzung, der Stoiker trägt einen Epikureer in sich und umgekehrt, wie beide nicht zufällig einer Zeit entstammen. So leben alle Weltanschauungen in allen, nur eben mit verschiedenen Akzenten. So findet man bei jedem Denker anscheinende Widersprüche, Sätze, die man eher seinem Gegner zutrauen würde und die nicht die individuelle Logik, sondern die höhere des Lebens in ihm als notwendige Ergänzung hervortreibt, und so offenbart sich die lebendige Entwicklung des Denkens als eine beständige Selbstkorrektur aller Einseitigkeiten und beständige Ergänzung aus dem geheimen Lebensgrunde.

Die Geschichte der Weltanschauungen gewinnt so einen weiteren Sinn, eine innere höhere Bestimmung: es ist, als wollte und sollte in ihr das ganze menschliche Seelenleben sich entladen, ein Gesamt-mensch all seine Kräfte und Anlagen entfalten im Wechsel der Lebens-akzente, indem Geistesmensch und Sinnenmensch, Willensmensch und Denkmensch, Schaumensch und Tastmensch und so noch andere Typen einander ablösen, damit alle geistigen Organe und Funktionen ihr Lebensrecht geltend machen und wechselnd hervortreten als Dominanten einer Weltanschauung. Denn sie alle sind ja nicht nur Funktionen des Menschen, der Seele für sich, sondern des Lebens, das heißt des Weltkontakts, sie alle sind selber schon Welterfassungen im Einzelnen, Keime einer Weltanschauung, die das Denken erst höher führen und austragen muß. Und dabei kommt der Relativismus noch stärker zur Überwindung; denn der Wechsel zeigt sich eben nicht als mechanischer, sondern als organischer, das heißt im Wechsel wächst der Geist und kommt zu höherer Entwicklung. Seine Einseitigkeiten sind notwendig und nützlich als Signalstangen, sind Erhellungen, Bewußtmachungen, und erst im Wechsel der Kontraste, erst durch viele Einseitigkeiten steigert sich immer vielseitiger das Bewußtsein, umschlingt es immer voller im Wunder des Lebens das Rätsel der Welt, um es der Lösung näher zu führen.

Alle Weltanschauungen bereichern das Lebensbewußtsein, alle mehr oder minder. Und damit ersteigen wir noch eine weitere Stufe, die über den Relativismus herausführt. Er sieht nicht, daß jede Weltanschauung irgendein Lebensrecht, einen Wahrheitsanteil hat; er sieht auch nicht, daß alle in ihren Einseitigkeiten sich gerade ergänzen und darum ablösen müssen wie die Funktionen eines Organismus, und ferner nicht, daß gerade ihr Wechsel den Bewußtseinsfortschritt steigert und das Wahrheitsstreben reifer macht, und sieht endlich nicht, daß

ihr Wahrheitsanteil nicht gleichmäßig, sondern verschieden groß ist. Es ist klar, daß der Denkende mehr von der Welt faßt als etwa der Riechende, und doch ist dieser partikular der Welt näher und hat darin sein noch so beschränktes Sonderrecht auf Wahrheit gegenüber der Universalität des Denkens. Kein Sinn lügt, und keiner gibt die ganze Wahrheit, auch nicht das Denken mit seiner Allgemeinheit, aber alle Funktionen helfen zur Wahrheit hin. Und damit ergibt sich als letzte Überwindung des (mechanisch vereinzelnenden) Relativismus, als Forderung der Organisierung für die Wahrheit, daß sie über jeder Einzelfunktion höher in der Synthese liegt. Vielleicht ist der Mensch zum Wahrheitssucher, zum Denker geworden, weil er, mit Oken zu reden, als das „Allsinntier“, durch den Widerstreit der Sinne, überhaupt der Lebensfunktionen zur Synthese gedrängt ward. So ist jede Weltanschauung mehr oder minder schon eine Synthese, eine Kombination ausgestreckter Weltfühler, ein Streben nach Universalität.

Aber liegt nun in der bloßen Universalität, in der Ganzheit und Allgemeinheit schon die Wahrheit? Dann wäre sie nicht mehr organisch, nicht mehr lebendig; denn bloße Allgemeinheit ist leer, starr und tot ohne die Gliederung, die alles Organische braucht. Die Wahrheit muß schon nach Kant ebenso das Spezifische fassen wie das Homogene, und sie muß auch den Zusammenhang beider fassen. Aus dem Wesen der Wahrheit, in der ja der Geist die Welt erfaßt, ergeben sich schon drei absolute Forderungen, die über den Relativismus hinausragen zu einer Wahrheitswertung der Weltanschauungen. Die Wahrheit ist (trotz Nietzsche) kein Spiel, sondern eine Sache des Ernstes, ja des Charakters, ein Ethos. Das Wahre wahrte und zwar dreierlei: das Wesen des Geistes, das Wesen der Welt und den Zusammenhang beider. In der Wahrheit muß zuerst der Geist sich selber wahren, seine Einheit. Denn das Subjekt lebt in der Einheit des Bewußtseins und fordert daher von einer Weltanschauung, die seinem Wesen entsprechen soll, Übereinstimmung des Denkens mit sich selbst, Konsequenz. Der Widerspruch tötet die Wahrheit, weil er die Einheit aufhebt, die der Geist fordert. Aber die geistige Einheit gibt in der bloßen Widerspruchslosigkeit erst die bloße Denkbarkeit, die formale Wahrheit. Zur materialen Wahrheit muß das Denken, das Sein, der Geist die Welt fassen, das Subjekt auf das Objekt eingehen. Alle logische Richtigkeit, alle Konsequenz des Denkganges kann vor der Illusion nicht schützen, und auch die Illusion, die bloß subjektive, hebt die Wahrheit auf. Dem Subjekt in seiner Identität, in seiner

Einheit stellt sich so das Objekt als different, ja als die Sphäre der Differenz, der Mannigfaltigkeit gegenüber. Und hier geht die Forderung der Wahrheit an die Weltanschauung vielmehr auf möglichste Schärfe der Unterscheidung, Genauigkeit, Gründlichkeit, Vielseitigkeit und Vollständigkeit. Aber die Einheitlichkeit, die der Geist fordert nach dem Grundsatz der Identität, und die Vielhaltigkeit der Welt, die nach dem Grundsatz der Differenz zu erfassen ist, dürfen zuletzt nicht auseinander klaffen, sondern müssen zum Ausgleich kommen in einer Einheit der Vielheit, und darum strebt die Weltanschauung zum System, das den Zusammenhang begründet nach der dritten logischen Forderung, dem Satz vom Grunde. Dies also sind die Stufen der Wahrheit: die subjektive „Wahrheit“ des Geistes gibt in der Denkbarekeit nur die formale Möglichkeit, die bloß objektive „Wahrheit“ der Welt gibt nur das Material der Wahrheit in der Wirklichkeit, die volle Wahrheit aber trägt in sich Notwendigkeit.

Gewiß auch der Gläubige fühlt diese geistige Notwendigkeit, auch das Kunstwerk wird durch sie klassisch, wenn es nicht anders sein kann, als es ist, ein harmonischer Ausgleich von Einheit und Vielheit, von Geist und Gegenstand, von Form und Material. Doch in der universalen Einigung der Religion und in der partikularen der Kunst wird die innere Notwendigkeit dieses Verhältnisses unmittelbar erlebt im Gefühl, in der Philosophie aber, wo gerade das Partikulare auf das Universale und umgekehrt bewußt bezogen werden soll, ist die Notwendigkeit der Beziehung eine logisch vermittelte, ist der Ausgleich zwischen Geist und Welt, zwischen Logik und Kosmik schwer erungen im System und unmittelbar erreicht im Absoluten der Metaphysik. Aber auch das System als Ausgleich zwischen der Geistesinheit und Weltvielheit kommt nicht durch Addition oder Subtraktion zustande, sondern zuhöchst wenigstens durch Intuition, durch das Genie als den Geist, der in geheimnisvollem, unmittelbarem Weltbezug steht, dem aus der Einheit sogleich wie in tausend Obertönen die Vielheit erklingt oder die Vielheit sogleich sich symphonisch zur Einheit zusammenschließt. Das Talent spielt als der geborene Relativist, das Genie aber trägt den Keim des Absoluten in sich und ist darum dem Weltgeist näher und darum auch der Wahrheit. Das Genie als der wahrhaft organische Geist faßt in tieferer Einheit des Geistes weitere Vielheit der Welt zu höherer Ganzheit zusammen. Und dennoch bleibt ja auch das Genie nur einseitig und kann dem Ideal der absoluten Einheit nur näher kommen, die menschlich uner-

reichbar ist, weil sie allseitig ist. Aber wie wir an klassischen Kunstformen, an geschichtlichen, an dramatischen Heldengesten spüren, daß sie im Gegensatz zur tastenden, fackelnden Willkür der Pfuscher und zum schlaffen Geschlenker der Dutzendseelen sich mit innerster Notwendigkeit herausprägen und monumental hineinragen in die Ewigkeit, so gibt es auch heroische Denkhaltungen, die aus der Tiefe des Geistes weltverantwortlich, weltwürdig herausgerungen sind und in reinen, unzerstörbaren, undurchbrechlichen Bahnen dem Weltgeist entgegenstreben, dem die Wahrheit ewig leuchtet in unmittelbarer Schauung. Solche Denkerhelden stellen den Geist auf neue Aussichtsberge, ja formen ihn selber um, bauen mit ihren Lehren ihm neue Organe ein und schaffen so neue Menschentypen.

Wir werden ewig von ihnen lernen, mit ihren Errungenschaften weiterleben, aber sollen wir ihnen darum treulich nachwandeln auf ihrer ganzen Bahn? Nur, wenn wir es ehrlich könnten von unserm Standpunkt, aus unsrer Geisteshaltung. Die Wahrheit läßt sich nicht erben und nicht kopieren, nur erringen in eigenem Erleben, und die Wahrheit von gestern kann morgen zur Lüge werden, wenn der nachsprechende Geist ein anderer geworden, dem sie nun anderes bedeutet; ja, der eigne Irrtum kann echter, ehrlicher und darum wahrer sein als eine fremde Wahrheit, die äußerlich suggeriert, innerlich unverstanden bleibt. Gerade, weil die Wahrheit zugleich Charaktersache ist, weil die Wahrheit nur aus der Wahrhaftigkeit kommt, muß die Weltanschauung sich wandeln; denn der Lebensstoff wechselt und will aus neuer Seele neu erlebt und geformt sein. Mit allen Lehren der Vergangenheit bereichert ist doch jeder denkende Geist zugleich ein Neugeborener, der von vorn anfangen muß, der verantwortlich steht vor der ganzen Welt und mit ihr eignen Kontakt suchen muß; sonst ist er kein Denker. Und es bleibt dabei: die Wahrheit ist kein Ding, sondern ein Verhältnis: Geist und Welt, Subjekt und Objekt müssen zusammenschlagen, damit die Evidenz der Wahrheit aufleuchte, damit der Geist sozusagen der Welt zunicke in jenem vollen Einverständnis, jener Überzeugtheit, indem er im Glauben an den Gegenstand zugleich sich selber glaubt. Und diese Einigung muß immer von neuem sich vollziehen nach immer neuer Entfremdung. Denn mag dem Wurm sein Quantum „Wahrheit“ unmittelbar gegeben sein in jeder Tastempfindung, mag vor dem Gotte die universale Wahrheit offenbar liegen, der Mensch muß die Wahrheit dazwischen erst suchen durch das Mittelbare des diskursiven

Denkens und hier zwischen tierischer Impression und göttlicher Intuition die Notwendigkeit in der Einigung von Subjekt und Objekt, von Denken und Sein erst künstlich herstellen.

Da die Wahrheit dabei aber für das Weltobjekt Vielseitigkeit erheischt und zugleich für das weltfassende Subjekt Einheitlichkeit, diese aber in menschlichen Grenzen sich immer wieder als Einseitigkeit herausstellt, so muß der Philosoph immer wieder erfahren, daß er nicht der Weltgeist ist, dem nachzustreben doch gerade sein Wesen ausmacht, und so muß sich jede Welterfassung immer wieder von neu aufschießenden Seiten des vielseitigen Weltobjekts überholen lassen, bis das Subjekt von dessen Übermacht sich losreißt und von neuem ringend über bisherige Einseitigkeiten sich aufspannend es höher umgreift, um seiner Fülle Herr zu werden. So waren alle höchsten Standpunkte, die eines Platon oder Aristoteles, eines Spinoza oder Leibniz, eines Kant oder Hegel aus aufgeweiteter hoher Seele gewonnene Welteinigungen, Überwindungen früherer Gegensätze und darin dem formalen Ideal der Wahrheit als System, als ganzer Einheit voller Vielheit, als geistigem Kosmos näherkommend und somit ewig vorbildlich — doch mehr dynamisch in ihrer Geisteskraft als statisch nach ihrem Inhalt, ihrem Geistesstoff; denn auch in diesen größten Synthesen lag noch die menschliche ὑβρις der Einseitigkeit, die ihren Lehrinhalt in tragische Vergänglichkeit riß und so nur ihre Idee fortleben ließ. Inzwischen aber durften engere Geister gegenüber diesen hohen Synthesen das Recht ihrer skeptischen Kritik, ihrer kühnen Thesen und scharfsinnigen Antithesen verfechten, die gewiß einseitiger, doch anderen auftauchenden Seiten des Weltlebens besser gerecht wurden. So vollzieht sich der Weltprozeß des Geistes in bald höheren, bald niederen Wahrheitsbildungen als ein gewaltiges Ringen der Geisteseinheit mit der Weltvielheit.

Alles, was sich bildet, bildet sich als System, ob nun als Denksystem oder Planetensystem oder Nervensystem, ob als Staat oder als Kunstwerk. Denn alles, was sich bildet, bildet sich als Einheit der Vielheit, und sofern es lebt, atmet es wechselnd in beiden Momenten, ausschwingend nach beiden Polen, wechselnd im vorwiegenden Zug zur Einheit und im vorwiegenden Zug zur Vielheit, wechselnd also in Zusammenschließung und Gliederung, und sofern es sich lebend entwickelt, steigert es sich, aber im Wechsel nach beiden Richtungen. So steigert sich auch das Wahrheitsstreben im Wechsel der Weltanschauungen, der möglich, ja notwendig ist für das Atmen der

Wahrheit; denn sie selber, die Wahrheit, lebt. Wir müssen auf-räumen mit jener starren Wahrheit eines verschollenen, heut nur noch sich selbst verkennenden Absolutismus. Man ehrt nicht die Wahrheit, indem man sie versteinert; man erniedrigt sie damit und nährt höchstens den Unglauben des Relativisten, der solcher Wahrheit den Rücken kehrt. Gewiß, die Wahrheit ist ewig; aber muß denn das Ewige durchaus das Starre und Tote sein? Die Wahrheit lebt als ewig alte und ewig neue. Oder gibt es kein Neues? Dann gibt es auch keine Schöpferkraft, weder in der Welt noch über der Welt. Dann ist die Welt nur eine unendliche Wiederholung. Dann sind wir auch selber nicht originell noch auch nur individuell, sondern bloße Repe-tiermaschinen starrer Allgemeinheiten, Wiederkäuer von Wieder-käuern. Aber wir empfangen nicht nur alte Wahrheiten, sondern bilden auch neue; denn wir selber sind immer zugleich alt und neu, und schauen Altes und Neues, und wie sollten Neue über Neues nur alte Wahrheiten austragen?

Wohl ist die Wahrheit über uns — sonst könnten wir sie nicht suchen; aber sie ist auch in uns — sonst könnten wir sie nicht finden. Die Wahrheit ist zugleich subjektiv und objektiv, immanent und transzendent wie das Leben, das in uns ist und über uns hinaus-schwingt. Und die Wahrheit ist ewig, aber sie muß auch irgendwie zeitlich sein, sonst könnte sie auf Zeitliches wie unsern Geist nicht einwirken noch selber zeitliche Wirkungen als Inhalt in sich auf-nehmen, sondern müßte sie auslöschen, so daß es über solche keine Wahrheit gäbe. Nein, die Wahrheit ist ewig und zugleich zeitlich, und darin nicht rätselhafter als das Leben überhaupt, das aus ewigem Grunde quellend zeitlich sich entfaltet. Wie von allem Lebendigen gilt es von dem Wahren: es ist und es wird.

Und auch diesen anscheinenden Widerspruch hat ja die Wahrheit mit dem Leben gemein, daß sie zugleich einheitlich und vielheitlich ist, wie alles Lebendige nur als Einheit der Vielheit, zuletzt nur als System faßbar ist. Wie will man's sonst deuten, daß die Wahrheit gleich einem Lebendigen ihre Einheit wahrt wie im stärksten Selbst-erhaltungstrieb und im Widerspruch stirbt wie das Lebendige in der Zerspaltung? Und doch gliedert es sich und entfaltet sich vielseitig, und wenn sich das Leben wandelt und steigert, muß nicht auch die Wahrheit über das Leben sich wandeln und steigern? Die Wahrheit selber entfaltet sich geschichtlich, und die Weltanschauungen sind eben ihre mehr oder minder echten Entfaltungen, sind mehr oder

minder hohe Ausschwingungen des Lebens zum Bewußtsein, mehr oder minder große Siege oder Niederlagen des Geistes im ewigen Ringen mit der Welt. Die Wahrheit ist das Weltbewußtsein, das heißt nicht das Bewußtsein der Welt, sondern über die Welt, die vollendete Weltvergeistigung, und darum kann sie selber im Weltgeist wohnen.

Der Weltgeist aber, wenn er existiert und wahrhaft ein Gott ist und kein Götze, kein Idol und Schema, muß geschichtlich sein als der, der da war, ist und sein wird, und dann kann er die Wahrheit nicht als einen Sack voll Steinen in sich tragen und auswerfen, sondern als eine Fülle von Samen; selber lebendig läßt er sie als Leben zu Leben sich auswirken, zu immer neuen Wahrheiten. Ja, die Wahrheit ist fruchtbar, das heißt aber nicht, wie der Pragmatiker will, die Fruchtbarkeit ist wahr. Nein, die Wahrheit ist fruchtbar auch für sich selbst. In der Wahrheit kommt das große Weltmysterium zur Offenbarung, die, ewig sich austragend, ewig neue Zeugen zeugt. Und wenn selbst die Wahrheit schon geboren ist, ausgetragen als Wort, der Sinn des Worts muß immer neu erlebt, neu gedeutet, neu verwertet werden. Die Wahrheit selber ist ja ein Wert und gewiß ein absoluter; aber das Absolute ist tot, wenn es sich nicht beständig auswirkt im Relativen, im Individuellen. Der Wahrheit als absolutem Wert widerspricht nur die Nivellierung, die bloße Relativierung, nicht aber die Graduierung der Denkgestalten. Der reine Relativismus entwertet die Wahrheit, der reine Absolutismus entwertet die Geschichte, entwertet sie zum leeren Maskenspiel. Der Absolutist unifiziert die Wahrheit, der Relativist atomisiert sie; beide mechanisieren die Wahrheit, die damit abgetötet wird. Die Wahrheit lebt aber in ihren Gestalten, den Weltanschauungen, die, wie alle Gestalten, eben leben und sterben, weil sie die Allgestalt anstreben und nicht erreichen und nur mehr oder minder Anteil haben am ewigen Leben der Wahrheit. Wer aber meint, die Wahrheit sei nur substantiell, fest und starr und ohne Fähigkeit zur Funktion, zur Entfaltung in der Mannigfaltigkeit, der steckt bei allem modernen und kritischen Gebahren noch tief im Mittelalter, ja steht geistig noch unter ihm, in dem sie doch immerhin als Glaube lebendig war. Die Wahrheit lebt — und darum atmet sie auch im Wechsel des Denkens. Die Wahrheit lebt, und darum entfaltet sie sich fruchtbar in immer neuen Geistesgestalten. Die Wahrheit lebt, und darum entwickelt sie sich im Wandel der Weltanschauungen.

ZUR RUSSISCHEN WIRTSCHAFT

von

WERNER BERGENGRUEN

In wenigen Jahrzehnten zu einer Städternation geworden, hatte das deutsche Volk sich gewöhnt, die Ernte als eine Privatangelegenheit der Landwirtschaft und des Getreidehandels anzusehen; darüber hinaus war sie bestenfalls eine Sache von belletristischer Unverbindlichkeit. Die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung kümmerte sich nicht darum, nach welchem Schlüssel der Ernteausfall den Anteil regulierte, den auf der einen Seite der Landwirt, auf der anderen der Getreideimporteur an ihrer Ernährung nahm. Erst Kriegs- und Übergangsjahre gaben jäh eine mit schrecklicher Schärfe umrissene, heute bereits wieder im Verblässen begriffene Vorstellung davon, was es bedeutet, wenn das Schicksal eines Volkes in einer an Urformen menschlichen Daseins gemahnenden Verbundenheit mit seiner Ernte steht; das heißt, zu einem sehr wesentlichen Teil von rein elementaren, menschlicher Einwirkung entrückten, politischem Zugriffsversuch unzugänglichen Gewalten abhängt.

Anders in Rußland, im alten ebenso wie im neuen, und es scheint mir — in Parenthese — nicht zweifelhaft, daß gerade diese Abhängigkeit vom Außermenschlichen für die Bildung des russischen Volkscharakters und insonderheit der russischen Religiosität ein Faktor von höchster Bedeutung gewesen ist. Es ist schwer, dem städtischen Nichtrussen einen Begriff davon zu geben, welche ins Mythische hineinreichende Rolle schon im Rußland der Zarenzeit Ernteaussichten, Erntehoffnungen, endlich Ernteergebnisse spielten; wie sehr sie Sache der Gesamtöffentlichkeit waren, fast möchte man sagen: nicht nur des öffentlichen Interesses, sondern auch des öffentlichen Gewissens. Gospodin Uroshai, der „Herr Ernte“ — das russische Wort für Ernte ist männlichen Geschlechts, — als Personifizierung der Macht, die dem Jahr sein Gesicht gab, war eine stehende Figur nicht nur des Zeitungsjargons, sondern auch der Umgangssprache. Die politischen und wirtschaftlichen Strukturänderungen des letzten Jahrzehnts haben die einzigartige Geltung und Entscheidungsfülle des Ernteausfalls noch um ein Vielfaches gehoben. Der Towarischtsch Uroshai, der „Genosse Ernte“, ist an Macht und Bedeutung gegenüber dem Gospodin Uroshai zu einem Riesen geworden. Die eigen-

tümliche Bildhaftigkeit des bolschewistischen Plakat- und Propagandastils hat auch die Personifizierung der Ernte noch weiter getrieben. Vor der großen Hungerernte von 1921 hieß es in einem beruhigenden Regierungsflugblatt: „Genosse Ernte wird uns nicht im Stich lassen. Er ist Mitglied der Dritten Internationale!“

Fast ist man versucht zu sagen, die Bedeutung des Ernteausfalls sei auch noch in den allerletzten Jahren progressiv gewachsen; nämlich in dem Maße, in welchem sich neben dem Gesichtspunkt der Volksernährung — für die ein Ausgleich von Ernteunterschüssen im Wege der Einfuhr bekanntlich nicht in Frage kommt — oder sogar über diesen Gesichtspunkt hinaus die unabweisbare Notwendigkeit einer Wiederaufnahme der durch Kriegs- und Umwälzungszeit unterbrochenen Getreideausfuhr erhob. Von den Gründen, die sie notwendig machten, seien hier zwei genannt. Einmal mußte exportiert werden im Hinblick auf die Beschaffung von Valuten zur Finanzierung der freilich gewaltsam auf ein Mindestmaß beschränkten Einfuhr, und tatsächlich hat der Erlös des 1923/24 exportierten Getreides unter anderem beispielsweise fünfundsiebzig Prozent der von der russischen Textilindustrie benötigten Baumwolleneinfuhr bestritten. Zum zweiten aber war eine Getreideausfuhr nötig — und dieser Gesichtspunkt spielte namentlich in der Ausfuhr des Wirtschaftsjahres 1923/24 eine wichtige Rolle, — um ihrer preissteigernden Tendenz für den Binnenmarkt willen: es galt damals durch erhöhte Getreidepreise die Kaufkraft der bäuerlichen Bevölkerung zu stärken und mithin die gefährvolle Absatzkrise der staatlichen Industrie zu lindern, oder, wie der Fachausdruck lautet, „die Schere zu schließen“, das heißt, die Spannung zwischen den zu niedrigen Getreidepreisen und den allzu hohen Gestehungskosten der Industrie zu verringern.

Nichts ist besser geeignet, die Verengerung aller wirtschaftlichen Ausmaße im heutigen Rußland zu kennzeichnen, als die gewaltige Rolle, welche die im Verhältnis zur Vorkriegszeit so überaus bescheidenen Getreideexportziffern spielen. In den letzten Jahren vor dem Kriege konnten von der durchschnittlich 4 453 Millionen Pud* betragenden Ernte rund 687 Millionen ausgeführt werden, während die Ernte des Jahres 1923 nur 2 748 Millionen Pud brachte, von denen rund 170 Millionen zum Export gelangten und zwar nur auf Grund forciertester Anstrengungen der Regierung. Daß sich analoge

* 1 Pud = 16,38 kg.

Erscheinungen auch auf dem Gebiet des Gesamtexports beobachten lassen, lehrt ein Vergleich der russischen Ausfuhrwerte aus den Jahren 1913, 1922 und 1923. Hier lauten die Ziffern 1520135000 bzw. 81621000 bzw. 205717000 Goldrubel. Und der erwähnten Getreideausfuhrmenge des Vorjahres (170 Millionen Pud) steht eine Gesamtausfuhrmenge von nur 228 Millionen gegenüber, während in der Vorkriegszeit bei einer Gesamtausfuhrmenge von annähernd anderthalb Milliarden Pud die Gewichtsmenge des exportierten Getreides im Durchschnitt 687 Millionen ausmachte. (Das Ausscheiden der Randstaaten usw. aus dem russischen Wirtschaftsgebiet ist bei diesen Ziffern bereits in Rechnung gestellt.) Mit anderen Worten: die Bedeutung der Getreideausfuhr für die russische Handelsbilanz hat im Rahmen eines absoluten Rückganges relativ eine ungeheure Steigerung erfahren.

Der in der Sowjetunion herrschende starre, anachronistisch wirkende und doch so folgerecht aus der heutigen russischen Staatsform erwachsene Merkantilismus hat seinen präzisesten Ausdruck im staatlichen Außenhandelsmonopol gefunden. Dieses Außenhandelsmonopol muß konsequenter Weise im Sinne größtmöglicher Beschränkung der Einfuhr gehandhabt werden, denn ein ungehinderter Import der so heiß begehrten ausländischen Fertigfabrikate könnte nicht nur Handelsbilanz und Währung gefährden, sondern auch eine schwere Bedrohung der verstaatlichten Industrie bedeuten und gleichzeitig, da er zunächst kaum anders als im Wege von Warenkrediten denkbar wäre, Zugeständnisse an die kapitalistischen Mächte notwendig machen und damit auch innenpolitisch unerwünschten Einflüssen die Wege ebnen. Immerhin ist es unmöglich, von einer Einfuhr überhaupt abzusehen (Maschinen, Chemikalien, Farben, Arzneimittel usw.), deren Finanzierung wiederum nur auf dem Wege der Rohstoffausfuhr möglich ist. Kern jeder russischen Ausfuhr kann aber wie früher so auch jetzt nur der Getreideexport sein. Versuche, die Ausfuhr anderer Erzeugnisse zu heben, haben im Vergleich zum Getreide keine nennenswerten Erfolge gehabt. Wichtig ist auch das psychologische, das propagandistische Moment. Das Ausland will russisches Getreide sehen, um den Glauben an die Regenerationsmöglichkeit der russischen Wirtschaft wiederzugewinnen. Und der Schemen der Auslandsanleihe, dem die bolschewistische Wirtschaftspolitik nachjagt, wird ein Schemen bleiben ohne diesen Glauben.

Man hat behauptet, auch im alten Rußland wäre Getreide nur auf

Kosten der Volksernährung ausgeführt worden; man multiplizierte die Bevölkerungsziffer mit einer als Existenzminimum errechneten Brotverbrauchs menge, addierte das benötigte Saatkornquantum zu der so gewonnenen Zahl, stellte fest, daß sie das durchschnittliche Erntergebnis überstieg, und zog daraus den Schluß, daß die Getreideausfuhr des Zarenreiches einzig auf einer freilich sehr ungleichmäßig verteilten Unterernährung des russischen Volkes basierte und daher sozusagen eine nationalökonomische Reglementwidrigkeit darstellte. Dies Rechenexempel ging — wie alle nationalökonomischen — auf dem Papier mit sättigender Promptheit auf. Aber das Brot der russischen Erde erschien trotzdem Jahr für Jahr auf dem Weltmarkt und zwar nicht auf Grund regierungsbehördlicher Zwangsmaßnahmen, sondern im Ergebnis eines freien wirtschaftlichen Kräftespiels und ohne daß — hier scheint der entscheidende Umstand zu liegen, — dieser Vorgang sich in ungebührlich hohen innerrussischen Brotpreisen bemerkbar machte. Es steckt hier ein irrationales Moment, das den Rechenkünsten der Volkswirtschaftslehre nicht zugänglich ist, und es erscheint zum Verständnis aller russischen Lebensäußerungen notwendig, immer wieder die Bedeutung solcher irrationalen Momente zu betonen. Es gibt kein Land, das so von Grund auf „unstatistisch“ ist, in dem die Fülle des Lebendigen in solchem Maße einwandfreier Rechenkünste spottet, wie Rußland. Und selbst auf Gebieten, die geradezu dieser Rechenkünste Domänen sind; so existieren anscheinend unwiderlegliche, von wirtschaftsamtlicher Sowjetseite stammende Berechnungen, die angesichts der ungeheuerlichen Geschäftskosten die völlige Unrentabilität der derzeitigen russischen Ausfuhr dartun und den Nachweis erbringen, daß die staatlichen Wirtschaftsorgane dabei sogar noch zusetzen. Und trotzdem wird exportiert und zwar mit Gewinn exportiert, wenn auch mit einem bescheidenen.

Auf die ersten alarmierenden Nachrichten über eine zu erwartende Mißernte des Vorjahrs im Wolgagebiet, im Südosten, in Teilen der Ukraine und in Westsibirien reagierte das amtliche Rußland mit Dementis, Beruhigungsversuchen und optimistischen Schätzungen, die sichtlich nicht nur einer Panik unter der Bevölkerung entgegenwirken wollten, sondern auch als Begleitoffensive für die nach Westeuropa ausgestreckten Fühler der russischen Anleihe- und Kreditpolitik gedacht waren. Diese Taktik war um so naheliegender, als ja die Möglichkeit bestand, daß später einsetzende Regenfälle wenigstens einen Teil der durch die Dürre angerichteten Schäden wieder gutmachen konnten,

— eine Hoffnung, die für einige der bedrohten Gebiete auch in Erfüllung gegangen ist. Die offiziöse russische Telegraphenagentur, der die Versorgung des Auslandes mit Sowjetnachrichten obliegt, erklärte lange vor Einbringung der Ernte mit einer Sicherheit, die Kennern russischer statistischer Methoden doppelt verdächtig erscheinen mußte: „Die diesjährige Ernte ergibt 2 786 Millionen Pud Getreide, von denen ohne Nachteil für die Bevölkerung 200 Millionen exportiert werden können. Vorsichtiger waren die Schätzungen der weniger zu propagandistischer als zu sachlicher Arbeit berufenen Organe der sowjet-russischen Wirtschaftsführung. Die Staatsplankommission berechnete den zu erwartenden Ernteertrag auf 2 675, die Zentrale Statistische Verwaltung auf 2 550, das Landwirtschaftskommissariat nur auf 2 435 Millionen Pud.

Während dem Auslande gegenüber immer noch die zuversichtliche Hoffnung auf eine mittelmäßige Ernte und eine unverminderte Exportmöglichkeit betont zur Schau getragen wurde, stiegen in Rußland selbst, durch Hunderte heimlicher Gerüchte genährt, Verwirrung, Panik, Resignation. Man raunte von einer vollständigen Mißernte in 22, einer Mißerntegefahr in 10 Gouvernements und einer durchschnittlichen Untermittelernte in der Sowjetunion übrigen Territorien. Die anhaltende Hitze, die in der Ukraine bis zu 60 Grad Celsius erreichte, wurde durch kurze und plötzliche Regengüsse unterbrochen: aber diese Regengüsse traten vielfach wolkenbruchartig und oft in Verbindung mit Hagelschlag auf und vernichteten in manchen Gegenden, was der Dürre standgehalten hatte. Hundertfältig vergrößerte Angst die Gefahr. Apokalyptischer Mythos wurde lebendig. Heuschrecken, Hamster, Spring- und Zieselmausschwärme fielen über das Land her. Amtliche Angaben berechneten die von Heuschrecken verseuchte Anbaufläche auf 1,46 Millionen Deßjatinen,* die von Feldmäusen verwüstete auf 7,1, die von Zieselmäusen überflutete auf 8,8 Millionen Deßjatinen. Im Lande von Astrachan, im Kaukasus, im Dongebiet hinterließen Millionenzüge wandernder Springmäuse an manchen Orten Bubonenpestherde. Die Getreidepreise stiegen unaufhaltsam, die Fleischpreise sanken. Die Bauern begannen ihr Vieh zu Schleuderpreisen abzustoßen. Wie konnte man hoffen, Pferd und Kuh durch den Winter zu bringen? Selbst das so spärlich vorhandene tote Inventar wurde vielfach um ein geringes fortgegeben. Wieder setzte, wie in

* 1 Deßjatine = 10925 qm.

allen russischen Hungerjahren, eine planlose, von legendären Impulsen gespeiste Wanderbewegung ein. Bauernscharen aus den bedrohten Gebieten machten sich auf den Weg. Wohin? Geheimnisvolle Antwort der Wundergläubigen: zu den warmen Flüssen, zum guten Lande, zum indischen Kaiser. Andere bestellten ihr Haus, aber nicht um zu gehen: geht, wohin ihr wollt, wir bleiben und erwarten ihn hier. Wen? Ihn selbst, der Tag ist nahe, alle Zeichen sind da, der Herr kommt, merkt ihr nicht, daß die Zeit erfüllt ist? Tanzschritte, Gesänge, Geschrei, Ekstase der letzten Tage.

Es will scheinen, als habe die Überzeugung von der Notwendigkeit der Getreideausfuhr die maßgebenden Stellen im Anfang verhindert, die gefährvolle Lage der bedrohten Gebiete richtig zu erkennen. Anders ist es nicht zu erklären, daß Kamenew in einer Parteiversammlung, deren interner Charakter propagandistische Rücksichten ausschloß, den Export von 400 Millionen Pud diesjähriger Ernte forderte.

Dann fiel man ins andere Extrem, und das nächste Stadium war eine Überschätzung des Umfanges der Katastrophe; endlich rundete sich das Bild, je näher der Zeitpunkt der Ernteeinbringung rückte. Das Ergebnis entsprach ungefähr den zuletzt gehegten Erwartungen. Nach endgültigen Feststellungen betrug die Anbaufläche 65 770 000 Deßjatinen gegenüber einem Vorkriegsdurchschnitt von 85 Millionen. Die Ernte belief sich auf 2 548, die Vorräte der staatlichen Organe auf 74 Millionen Pud, während der noch in Händen der Bauernschaft befindliche Rest der vorjährigen Ernte auf 139 Millionen Pud geschätzt wird. Die Differenz zwischen dem tatsächlichen Ernteergebnis und den offiziellen, für das Ausland bestimmten Schätzungen beträgt 238 Millionen Pud, das heißt: sie ist wesentlich größer als die gesamte Getreideexportmenge des Vorjahres und des ursprünglichen Voranschlages für die diesjährige Ausfuhr. Immerhin kann von einem Vergleich der diesjährigen Mißernte mit der des großen Hungerjahres 1921 nicht die Rede sein. Das Mißerntegebiet umfaßte damals 28 Gouvernements mit 22,7 Millionen Deßjatinen und 36 Millionen Hungernder; demgegenüber handelt es sich in diesem Jahr um 12 Gouvernements mit 8 Millionen Deßjatinen und, wie amtliche Verlautbarungen beruhigend hervorheben, nur 6,2 Millionen hungernder Menschen; ein geringer Prozentsatz des russischen Volkes.

Wer russische Verhältnisse kennt, der weiß, wie wenig es ist, was in diesem Lande menschliche Hilfe elementaren Katastrophen gegen-

über vermag. Im Rahmen des Möglichen hat die Sowjetregierung es an Hilfsmaßnahmen gewiß nicht fehlen lassen. Sie erhöhte die zur Seuchenbekämpfung angewiesenen Kredite und suchte durch Vergasung ausgedehnter Ackerterritorien der Schädlingsplage entgegenzuwirken. Sie gewährte umfangreiche Steuernachlässe für die Mißerntegebiete und schrieb für die übrigen eine außerordentliche Hungerhilfssteuer in Höhe von 18 Millionen Goldrubeln aus. Nach dem Budgetvoranschlag für 1924/25 sollen von den 211 550 000 Goldrubeln außerordentlicher Ausgaben 48 Millionen im Zusammenhang mit der Mißernte verwandt werden. Vor allem galt es, die Hungergebiete rechtzeitig mit Saatkorn zu versorgen. Auf diese Aufgabe ist viel Energie verwandt und sie ist im allgemeinen befriedigend gelöst worden. Die Panik der Bauernschaft ließ nach, Züge von Hungernden konnten zum Stehen und zur Umkehr gebracht, die Bestellung der Felder mit Wintersaat konnte aufgenommen und durchgeführt werden. Kleine aufzuckende Hungerrevolten — sie äußerten sich meist in Plünderung und Zerstörung staatlicher Getreideexportspeicher — blieben lokal beschränkt. Übrigens trat der Hauptgrundsatz der bolschewistischen Agrarpolitik, nämlich die Verschärfung der innerdörflichen sozialen Gegensätze und das Ausspielen des kleinen Bauern gegen den als kapitalistischen Privatunternehmer bekämpften Großbauern auch in der Art der Saatgutverteilung zutage. Während die Bauernschaft das Saatgetreide im allgemeinen auf die einzelnen Besitzer proportional der von ihnen zu bestellenden Anbaufläche verteilen wollte, suchte die Regierung die Hilfeleistung überhaupt auf die Kleinbauern zu beschränken und die Gelegenheit zur wirtschaftlichen Schwächung des großbäuerlichen Elements nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen.

Vor der Regierung stand die Aufgabe, zur Saatgetreideversorgung der Mißerntegebiete sowie zur Ausübung einer preisregulierenden Funktion auf dem gesamten Getreidemarkt einen Getreidefonds zu bilden, das heißt durch staatliche und genossenschaftliche Organe Getreideaufkäufe größten Stils vorzunehmen. Gleichzeitig aber mußte den gewaltigen Preissteigerungen entgegengetreten werden, die weitgehende Lohnerhöhungen herbeizuführen, damit die Industrieerzeugnisse zu verteuern und eine neue Absatzkrise hervorzurufen und währungsgefährdende staatliche Industriesubventionen nötig zu machen drohten. Der forcierte staatliche Getreideankauf und der gleichzeitig angestrebte Preisabbau mußten einander entgegenwirken. Der Getreidemarkt geriet in eine nervöse Verwirrung, die durch die Höchstpreise gereizten

Bauern stellten die Verkäufe ein oder verkauften ihr Getreide unter der Hand zu höheren Preisen, die Zufuhren in die Städte stockten. Es gelang wohl, das Preisniveau um einige Prozent zu senken und die Saatgetreidebeschaffung für die Mißerntegebiete durchzuführen. Wie aber die Aufgabe gelöst werden soll, darüber hinaus einen staatlichen Fonds zu schaffen, der die dauernde Aufrechterhaltung eines „gerechten Brotpreises“ ermöglicht, — als solcher werden, schon lange und stellenweise um ein Vielfaches überschritten, 75 Goldkopeken pro Roggenpud angesehen — und die Ernährung bis zur nächsten Ernte sicherstellt, bleibt unklar. Hier türmen sich wirtschaftliche Schwierigkeiten auf, deren Wirkungen dem Jahre 1925 sein Gepräge geben werden.

Aber die wichtigste Frage der russischen Wirtschaft bleibt doch die der Getreideausfuhr. Die Stellung der führenden Sowjetwirtschaftler zu ihr ist starken Schwankungen unterworfen gewesen. Kamenews oben erwähnter Forderung steht des Finanzkommissars Sokolnikow Auffassung gegenüber, von einem Getreideexport vor dem Frühjahr könne überhaupt keine Rede sein; bis dahin werde die Situation sich klären und eine endgültige Entscheidung ermöglichen. Von anderen Schätzungen der Getreideausfuhrmöglichkeiten für 1924/25 seien noch die auf 700, auf 200, auf 100 und auf 75 Millionen Pud genannt. Tatsächlich ist erst am 24. August 1924 die Verfügung erlassen worden, den Getreideexport vorläufig in Erwartung endgültiger Bestimmungen ruhen zu lassen. Der August war der erste Monat, in welchem sich Anzeichen einer beginnenden Krise des russischen Außenhandels bemerkbar machten. Die bisher stark aktive Handelsbilanz war infolge der Einschränkung der Getreideausfuhr zum ersten Male wieder passiv und zwar betrug der Wert der Einfuhr 20,9, der Wert der Ausfuhr 20,7 Millionen Rubel, von denen nur 0,9 auf den Getreideexport entfielen gegen 4,7 im Juli.

Eine Zeitlang schien sich in der Leitung der russischen Wirtschaftspolitik die Strömung durchsetzen zu wollen, die für 1924/25 einem völligen Verzicht auf die Getreideausfuhr das Wort redete. Das war damals, als man noch ernsthaft damit rechnete, eine englische Anleihe könne den notwendigen Import und die Weiterarbeit der russischen Industrie finanzieren. Diese Hoffnung zerschlug sich, und allmählich kehrte man zur Auffassung der Getreideausfuhr als einer Unvermeidlichkeit zurück. Weitere Beschränkungen der Einfuhr, die auch ohne Getreideausfuhr die Aktivität der Handelsbilanz wieder herstellen oder

doch eine allzu schwer wiegende Passivität verhindern könnten, gelten als unmöglich, soll nicht die Staatsindustrie schwerster Gefährdung ausgesetzt werden. Bereits im August hat die Valutenabteilung der Hauptfinanzverwaltung den Auftrag erhalten, als Vorschuß auf die Deckung aus dem Erlös des Getreideexports eine Summe von 100 Millionen Rubeln aus einer vorzunehmenden neuen Banknoten-emission zur Bestreitung der Beschaffungs- und Exportkosten für Getreide bereit zu stellen. Nachdem der Rahmen budgetmäßiger Emission durch Ausgabe von 247 Millionen neuer Wertzeichen ohnehin schon gesprengt ist, bedeutet das eine weitere, lediglich in der Hoffnung auf die Getreideausfuhr unternommene, 100 Millionen Rubel schwere Belastung des Finanzwesens. Eines der letzten Exportprojekte gelangte wenigstens zu der bescheidenen Menge von 39 Millionen Pud. Es ging von der vorgesehenen Herabsetzung des Brotkonsums der Landbevölkerung um 12,5 Prozent und der Futtermittelversorgung des Viehbestandes um 28,5 Prozent gegenüber dem Vorjahr aus und gelangte so zu einem Innenbedarf von 2722 Millionen Pud Getreide. Die Gesamtmenge des vorhandenen Getreides wurde auf 2899 Millionen Pud geschätzt, nämlich 2675 Ernteerträge, 74 staatlicher Vorräte und 150 bäuerlicher Kornreserven. Nach Abzug des Innenbedarfes und des von der Regierung für die Landbevölkerung zu bildenden Vorrats von 138 Millionen sollten somit 39 Millionen Pud für Ausfuhrzwecke zur Verfügung stehen. Nun aber erweist es sich, daß die Ernte nur 2548 und die bäuerlichen Getreidereserven nur 139 Millionen Pud ausmachen. Ein Export von genau 39 Millionen Pud ist demnach nur durchführbar, wenn der für die Landbevölkerung zu bildende Vorrat von 138 Millionen Pud vollständig in Wegfall kommt. Bedarf es hier eines Kommentars?

Nun soll freilich der Versuch gemacht werden, die Ausfuhr anderer Erzeugnisse zu verstärken. Man denkt in diesem Zusammenhang an landwirtschaftliche Produkte wie Erbsen, Linsen, Ölkuchen, Flachssaat, Sonnenblumenkerne, Butter, Eier, und muß doch zugeben, daß deren intensivster Export niemals den Ausfall der Getreideausfuhr wettmachen kann; man denkt an Holz und kann doch die Augen nicht vor den großen Schwierigkeiten verschließen, mit denen selbst die viel höher entwickelte finnische Holzindustrie zu kämpfen hat; man denkt an Kohlen und weiß doch, daß in Petersburg die teuersten englischen Kardiffsorten noch billiger sind als die Donezkohle.

Die Getreideausfuhr soll nicht eingestellt, sondern nur eingeschränkt

werden. Aber wenn es sich zeigt, daß der Gesamtexport einen dauernden Unterschuß gegenüber der Einfuhr ergibt? Womit soll die Einfuhr lebensnotwendiger Dinge gedeckt werden? Oder soll sie abermals eingeschränkt werden? Und kann sie das überhaupt? (Der Importplan für 1924/25 mußte mit Rücksicht auf die Erhaltung der Staatsindustrie gegen den des Vorjahres um 60 Millionen Rubel erweitert werden.) Kann sie es aber nicht, und mißglückt der nahezu aussichtslose Versuch einer entsprechenden Steigerung der anderen Ausfuhrzweige, — welcher Ausweg bleibt dann? Das Brot der Hungernden? Sie sind ja nur „ein Prozentsatz“.

Der aller Phrasenhäufung, allem rhetorischen Schwulst abholde Lenin hat 1921 gesagt: „Wir Kommunisten müssen dem zum Bettler gewordenen, hungergequälten Bauern zeigen, daß wir tatsächlich Hilfe zu bringen vermögen. Entweder beweisen wir das, oder er jagt uns zu allen Teufeln. Erbringen wir diesen Beweis nicht, so bedeutet es das Ende der neuen Wirtschaftspolitik, aber damit entscheidet sich auch das Schicksal der kommunistischen Herrschaft in Rußland.“ Dieser Ausspruch Lenins ist kein Dogma, und ein Versuch, ihn wörtlich auf die heutige Lage anzuwenden, könnte zu Trugschlüssen führen. Aber faßt man den Bauern, von dem Lenin spricht, hier in einem Sinne auf, der ihn als das gestaltgewordene Symbol der russischen Realität, der Gesamtheit aller in Rußland wirkenden Lebensstatsachen erscheinen läßt, so gewinnt dieser Satz eine andere Bedeutung.

Stärke und Geheimnis der Sowjetregierung ist das unbeirrbarere Fingerspitzengefühl für das, was sie dem Volk zumuten kann. Die Schwierigkeiten, die vor ihr liegen, sind aufgezeigt worden. Der Ausweg, den ihr Instinkt sie einschlagen lassen wird, muß nicht nur für die russische Wirtschaft, sondern für das Gesamtgewicht der russischen Lebensdinge entscheidend sein.

REISE IN POLEN

von

ALFRED DÖBLIN

Im langen Eisenbahnwagen schaukele ich über die Schienen. Der Zug ist wie ein Pfeil von Berlin losgelassen. Der Schienenstrang ist unendlich. Nun schieße ich, schaukele, vibriere mit Holz- und Eisenwerk, in einer gurgelnden Röhre, in die Nacht hinein. Die Wagen federn. Ein Durcheinander von Geräuschen hat angefangen, leise rhythmische Stöße, von den Rädern herauf, Rollen, Fensterklirren, Sausen, hohles Schleifen, Schurren, kurzes, helles Aufschmettern. Der Zug, die Schiene, die Luft aneinandergestreift, singen so.

Ich — bin nicht da. Ich — bin nicht im Zug. Wir prasseln über Brücken. Ich — bin nicht mitgeflogen. Noch nicht. Ich stehe noch am Schlesiſchen Bahnhof. Sie stehen um mich herum, aber ich bin dann eingestiegen, sitze auf dem grünen Polster, zwischen Lederkoffern, Handtaschen, Plaids, Mänteln, Schirmen. Ich bin gefangen. Der Zug trägt mich fort, hält mich, schwankt mit mir über die Schienen in die Nacht.

Aus dem Fenster, über die Metallstange, hatte ich hinausgesehen. Jetzt stehen zwei junge Männer da, ziehen den Vorhang herunter, stecken sich Zigaretten in den Mund, rauchen, plaudern in einer fremden Sprache. Haben hellgraue Zwirnhandschuhe an, Reisemützen dicht über den beweglichen dunklen Augen, lächeln. Einer zeigt auf die Zeitung, die er unter dem Arm hat. Ein älterer kommt hinzu, beleibt. Das fremde Parlieren, Zungen-r, Zischlaute, geht weiter. Jetzt machen sie Platz. Ein kleines Mädchen, die Beine weißnackt bis zur Mitte der Oberschenkel, feine Lackschuhe, loses kurzes Samtkleid, offenes Schwarzhaar, geht vortüber, hält sich rechts und links im Gang. Sehr ernst, traurig blickt sie vor sich.

Ich — bin nicht da. Die Zeitung liegt auf meinen Knien. „Der Triumphzug des Zeppelin“, lese ich, mit aufsteigendem heftigem Bangen, beinah mit Schmerz. Der Zug, das hallende Gebäude, fährt mich nach Osten. Dies ist noch Deutschland, ich bin doch noch fast zu Hause, hier kommt Frankfurt an der Oder: — ich kann es nicht glauben, erkenne das Land nicht wieder. Sie fahren alle. Das sind die Menschen, mit denen ich fahre. Der junge Mann, der an der Stange geplaudert hat, schlendert in mein Coupé, setzt sich neben

mich. Er spricht. Eine Stimme, die sich an mich wendet. Meine Stimme kommt zu mir. Ich rücke die Koffer, disponiere für die Nacht. Bekommen denke ich an Polen, lasse ihn davon sprechen. Ich denke an meine Absichten. Aber es sind jetzt nicht meine Absichten, ich erkenne sie nicht.

Nacht. Der Zug wogt um uns. Die Grenze kommt, drei Stunden östlich von Berlin. Die drei eleganten Herren sprechen gelegentlich eine andere Sprache als vorhin. Mir fallen eigentümlich suchende Augenbewegungen auf, eine Art mit den Schultern zu zucken: sie gurren und singeln jiddisch. Stecken die Köpfe zusammen mit den englischen Reisemützen. Da hält der Zug. Ein feierlicher Akt beginnt. Die Tür am Ende des Waggon hat sich geöffnet, fast alle Reisenden sind aus dem Gang getreten. Zwei Männer in grünen Uniformen sind in den Waggon gestiegen, einer hinter ihnen in Zivil mit einem Heft. Sie nehmen die Paßbüchlein ab, notieren. Einer tritt in das Abteil, läßt die Koffer öffnen. Alles verläuft sehr still. Von Coupé zu Coupé wandern die Beamten. Der Zug rollt weiter. Schwarze Mitternacht. Er hält; ist es ein Bahnhof? Gespannte Stille. Wieder den Gang her über den Teppich drei Männer. Jetzt aber an der Spitze ein schwarz uniformierter Soldat, ein Polizist mit ungeheurem schwarzlackiertem Kavalleriesäbel. Für den Paß gibt er Blechmarken. Das sind Polen, Männer wohlgenährt, von gesunder Farbe, gutmütige Gesichter. Als wäre es Krieg, ergießen sich dann Scharen der Passagiere aus dem Zug, müssen über finstere Bahnsteige, Treppen ab und auf, in Riesenholzschuppen, die Zollstelle. Das ist schon Ausland. Der Zug hat die Grenze überfahren. Ich geh schon auf fremdem Boden. So rasch ging das. Eben habe ich es noch erwogen, vor zwei Wochen, drei Wochen, zu Hause, es hin- und hergehalten. Es war mein Plan. Jetzt steht es da, bewegt sich, ist nicht mehr in meinem Kopf, rollt um mich ab. Ich steige darin herum. Es ist jetzt mehr als ich. Traumhaft diese Überführung eines Gedankens in die Realität, der „Wille“.

Die Schilder an den Wänden auf der Treppe tragen Silben, Worte, Silben, deren Sinn ich nicht ahne. Es heißt wahrscheinlich nur: der und der Zug fährt auf dem Bahnsteig; aber in der fremden Sprache reizt es, wirkt erregend. Wie sollte es nicht. Jetzt fange ich an zu verstummen, taub zu werden. — Weiter. Ich liege, dämmere einige Zeit, — Stunden oder Minuten, — zwischen der Leinewand des Schlafwagens. Graues Licht in einer Vorhangslücke. Ich richte mich auf.

Flache Felder huschen vorbei, kleine Wälder. An ein Wasser, unten an einer Holzbrücke, geht barfußig eine Bäuerin, weißes Kopftuch. Was ist das? Rinderherden. Neue Ackerflächen. Viele weiße Gänse. Das ist Polen. Ein Trupp buntröckiger Weiber zieht über einen Weg. Ein alter grauer Bahnhof; man geht über Schienen an den Zug heran. Mein Herz krampft sich zusammen. Ich schüttelte mich.

Sprühregen. Warschauer Bahnhof. Wie ich zum Fenster hinausblicke, matt, schlaff, ist draußen lebhafte Bewegung. Eine Masse hat sich vor dem Zug versammelt. Junge Leute, — ach, das gibt es noch, das gibt es hier, — männliche und weibliche, gutbürgerlich gekleidet, stehen zum Spalier geordnet da, vielleicht hundert oder mehr. Um sie Zuschauer; ein Zug von etwa zwanzig Schutzleuten im Hintergrund. Russisch sehen diese Schutzleute aus mit dem Sturmband unter dem Kinn. Der linke Flügelmann der Jugendtruppe trägt ein Banner, blauweiß, ein Davidstern ist aufgesteckt. Und alle tragen blauweiße Abzeichen. Zionisten. Ich stehe im Regen vor ihnen, es sind wohl Akademiker, Gymnasiasten. Sie halten sich bei den Händen, um die Reihe zu sichern. Jetzt gehen drei Männer grüßend das Spalier entlang. Die Reihe umschließt sie, führt sie hinaus, fliegende Fahnen. Unten löst sich das Getümmel um ein Auto, sie rufen hurra. Ich frage ein paar Leute, einen Schutzmann, deutsch; dann höre ich den Namen „Ussischkim“. Der zionistische Agitator ist es; sie begrüßen ihren Führer.

Wie ich auf dem Bahnhofsplatz einen Wagen suche, noch grämlich, schon munterer, werde ich deutsch von einem Jungen angesprochen, der mich sofort zu einem Auto führt. Ich laß mit mir tun, lande nach acht Minuten durch trübe Straßen vor dem Hotel. Der Junge wollte mich durchaus in eine „Pension“ am Bahnhof fahren. Jetzt weckt er mich scharf durch die Mitteilung, die Fahrt kostet 15 Slotys, etwa 3 Dollars. Ich gebe fröstelnd dem Portier einen 20 Slotyschein mit dem Auftrag, die Sache vernünftig zu erledigen, habe nicht fünf Pfennig davon wiedergesehen. Als ich nach zwei Tagen schonend frage, wie die Sache mit dem Auto verlaufen sei, antwortet der Portier kalt: mit 10 Slotys hätte er den Mann entlohnt, für die restlichen 10 hätte er meinen Koffer von der Bahn abholen lassen —.

Das Warschauer Hotel, in dem ich einige Wochen wohne, — ich bringe mich zur Besinnung und Ruhe — heißt Bristol. Ist aber nicht so. Ein von Orlowicz, im Ministerium der öffentlichen Arbeiten,

herausgegebener „Kleiner Führer durch Warschau“ erzählt: „Die Gemächer des Hotels dienen gewöhnlich fremden Missionen zur Residenz während ihres Aufenthalts in Polen.“ Es hat ein großes Vestibül mit kühlem Steinboden, darauf stehen wie in einem Gartenlokal Korbmöbel. Hier frühstückt man. Kübel mit kümmerlichen Blattpflanzen sind an den Seiten aufgestellt. Am Eingang zum Vestibül prunken zwei bemalte Gipsfiguren: eine nackte Frau, die mit ihrem Zopf spielt und ihn wohl für unecht hält, eine andere, die in die Krone eines Apfelbaumes greift. Wenn das nur nicht Eva ist. Links Lesezimmer; Zeitungen muß man sich mitbringen. Marmortreppen führen nach oben; sie waren einmal mit Teppichen belegt; das bezeugen die Metallstangen auf den Stufen. Das Hotel arbeitet aber krampfhaft an seiner Restaurierung, wie die Preise beweisen. Viel habe ich nachgedacht über die Toilettenräume in diesem Luxushotel. Da stehen in einem Raum immer zwei gleiche Apparate für menschliche Bedürfnisse nebeneinander. Ob das Räume für Ehepaare sind, ob die Ehepaare hier immer zusammen — —. Welche geradezu russische Intimität.

Das Gesicht der Polinnen: breite Stirn, nicht hoch, das ganze Gesicht voll. Die Nasenwurzel tief ansetzend, manchmal mit fast sattelförmiger Vertiefung. Die Nase flach sich abdachend nach den Wangen; sehr kräftige Nüstern; die dunklen Öffnungen aufgestülpt. Der Mund breit und fleischig. Die Augen, unter starken, fast wahren Augenbrauen grade nebeneinander, ziemlich weit voneinander abstehend. Ihre Figuren meist groß. Auf der Straße, unter dem Hut, sind sie von einer außerordentlichen Pikanterie. Die jungen Mädchen, Fräulein, jungen Frauen bevölkern in ganzen Scharen die Straßen, Arm in Arm, neben jungen Herren, steigen aus Droschken, spiegeln sich vor hellen Schaufenstern. Sie gleiten mit hellen und fleischfarbenen Strümpfen, eleganten Schuhen sehr graziös aus den Konditoreien, Restaurants, gehen die Kirchentreppen herunter. Gepudert, geschminkt, bemalt sind sie alle. Sie bewegen sich absichtslos auf den Trottoirs; es ist sicher, sie wissen die Pfeile des Kupido zu zielen. Im geschlossenen Raum verlieren sie oft.

Männer wie Frauen, vom reinen Typus, mit hellen und braunen Haaren. Die Männer massiv, kräftig, ja es sind ganz gewaltige Exemplare darunter. Das hat bäuerliche Kraft. Neben dem Hotel Bristol ist ein Ministerpalais mit tiefem grünen Vorgarten. War früher Magnatenschloß, der Radziwill, dann Sitz des russischen Gouverne-

ments. Ein Bronzestandbild des Fürsten Paskewitsch stand davor, Paskevic Erivanskij. Das war ein Geschöpf von Härte und Grausamkeit. Es gab eine Revolution der Polen im Jahre 1830/31.

Großfürst Konstantin, der russische Oberbefehlshaber der polnischen Armee, sollte ermordet werden, die fremden Soldaten entwaffnet, das Land von Rußland losgerissen. Mißlang alles; in der Nähe Warschaus, bei Grochow, erlagen die Polen dem Russen Diebitsch, und noch einmal bei Ostrolenka. Auf Diebitsch folgte dieser Paskewitsch. Der gab den Rest, hat Warschau gestürzt, Polen war hin.

Die Polen haben nichts vergessen. Sein Denkmal haben sie beseitigt. Vor dem neuen Sitz der polnischen Regierung stehen jetzt zwei lebendige Schutzleute in ihrer schwarzen Uniform mit dem großen Säbel und dem heruntergeschlagenen Sturmband. Lebende Kolossalgestalten. Ich betrachte sie jedesmal, wenn ich das Hotel verlasse.

„Krakauer Vorstadt“ heißt eine Hauptstraße von Warschau. „Marschallstraße“ die andere. Die Marschallstraße dicht bevölkert, in ihrem nördlichen Teil, dem Kinoviertel, überflutet. Elegante Geschäfte. Der Bahnhof wirft seine Massen aus. Die Straßenseiten zählen nach geraden und ungeraden Hausnummern. Sehr hilfreich, sehe ich, nennt sich das Einzelhaus: eine zweiseitige Laterne springt über dem Torbogen vor, zeigt Nummer und Straßennamen, ist abends beleuchtet.

Vormittags durch die „Krakauer Vorstadt“. Viel Offiziere. In der Nähe ist der Generalstab. Sie grüßen mit zwei Fingern, bequem; die Untergebenen wenden salutierend den Handteller dabei nach vorn. Ihre Mützen, lose flache Käppis auf französische Art, aber bauchig nach hinten gezogen und mit vier Ecken. Am Kragen vorn tragen sie silberne Raupen von wechselnder Form; auf den Achselklappen Sterne. Durchweg grünlich-gelbe Felduniformen. In den Schaukästen der Photographen der Straßen hängen Bilder von ihnen; sie tragen reichlich Orden und bunte Ordensbänder. Haben noch nicht lange Militär und sind lecker danach. Elektrische fahren vorbei; rote Wagen mit Anhängern, alle gezeichnet an den Flanken mit dem Wappen Warschaus: ein Weib mit Fischleib und Fischschwanz, eine Undine, Sirene. Sie schwingt einen Säbel, hält einen Schild. An der Elektrischen hängen die Menschen, stehen auf den Trittbrettern, ja, schräg und schauerlich anzusehen, balancieren sie mit einem Bein auf dem hinteren Puffer. Sie schieben sich drin nach vorn; der Ausgang ist vorn neben dem Führer. Was im Wagen steht, hält sich schwankend

an den Holzgriffen, die herabhängen. In einer Weise, die keine deutsche Stadt kennt, jagen die Menschen hinter der Elektrischen her, springen im vollen Rasen auf und ab.

Soldatenmusik, langsam, feierlich getragen; muß eine Beerdigung sein. Da marschieren sie mit ihren blitzenden Blasinstrumenten; ein Soldat, barhäuptig, trägt ein großes Kreuz, Priester in weißem Ornat; der blumenbedeckte Leichenwagen. Die Menschen auf den Trottoirs ziehen die Hütte. Ein Zug Trauernder, die Hütte in der Hand, hinterdrein.

Ich gehe über den Damm; der ist mit Holzwürfeln gedeckt und hat tiefe Löcher. Da ist eine Plakatsäule an der Ecke. Die Theater zeigen an, aber auch breite schwarzumrandete Todesanzeigen sind angeklebt, immer zu oberst das schwarze Kreuz, Palmwedel darunter. Obsthändler sitzen neben der Säule; haben ihre Äpfel und Birnen in großen aufklappbaren Glaskästen. Was tut die Bäuerin mit dem roten Kopftuch? Sie sitzt hinter ihrem Korb, hat den Kopf hängen, ist im Begriff am hellen Licht einzuschlafen. Der Mann neben ihr hat die amtlichen Zigaretten, die „Papierosy“; in einem roten Kasten auf einem Stativ liegen sie. Abends läßt der Mann den leeren Kasten an der Ecke stehen; im Dunkel rennt man dagegen.

Wie ich an der Ecke stehe, nach rechts in die breite Querstraße schaue: welch abenteuerlicher Anblick. Diese verblüffende, ja verwirrende Erscheinung. Steht da ein ungeheures phantastisches Gebäude, eine russische Kathedrale. Noch eben fahren neben mir Droschken, flitzt ein Auto, schreien sie den „Curier Warschawski“ aus, blitzen moderne Schaufenster. Und da gähnt, — weiß Gott — gräßlich und lähmend die Steppe der Wolga. Es müßte alles stillhalten bei diesem Anblick. Da bäumt sich und ist erstarrt ein brustbeklemmendes Asien. Der Bau hieß Alexander-Newsky-Kathedrale. Achtzehn Jahre hat man ihn aufgebaut. Soll fünf vergoldete Kuppeln gehabt haben; ein hoher Glockenturm stand frei daneben. Der Turm steht nicht mehr, die fünf Kuppeln seh ich nicht. Nur mit sonderbaren turmartigen Rundbauten erhebt sich das Steingeschöpf von dem weiten Platz. Seinen großen Mittelturm, stumpf, platt, umringen kleinere. Weit greift das Wesen mit Vorbauten, Torgebäuden über den Platz vor. Ist eine Burg mit Zinnen. Bunte byzantinische Heiligenbilder hat man über die Türen gemalt. Aber tritt keiner ein. Das Haus ist im ganzen Umfang von einem banalen Bretterzaun umgeben; Kinoplakate darauf; Schwellen liegen herum. Die Fenster des Riesenbauwerks leer, schwarz,

viele mit Holzbrettern vernagelt, manche vermauert. Der Platz heißt der Sächsische Platz. Großstädtisches Leben um ihn; diese Mitte ganz unheimlich. Erschreckend, finster beunruhigend wirkt die Erscheinung dieses Gebäudes, das jetzt abgerissen, abgetötet wird. Es ist etwas Schmerzlich-ergreifendes, Rührendes im Anblick dieser Kirche, die einem Gott, einem doch tief geglaubten Gott, geweiht war, — und wie sie eben steht, zertrümmert man sie, als wäre sie böse.

Aber es ist noch etwas anderes. Ich merke es. Das hier, dieses Bauwerk, war nicht als Kirche gedacht, gewollt. Das sollte eine Faust sein, eine ganz und gar eiserne, die auf den besten Platz der Stadt niederfiel und deren Klirren man immer hören sollte. Diese Kirche war nicht zu übersehen. Das sollte nochmal ein Denkmal des Generals Paskewitsch sein. Was ist dieser Zaun? Der Käfig, das Gitter, hinter dem man ein Untier eingesperrt hat. Trauergefühl bleibt, aber ich kann der Lösung nicht widersprechen.

Der Stolz und das Lebensgefühl des befreiten Volkes ist groß. Nicht weit von dem Zaun steht auf einem niedrigen Steinsockel ein Poniatowski, Bronze. Man hat den polnischen Helden als Römer in abstrakter Toga formen müssen unter russischer Ägide; die alte Uniform sollte er nicht zeigen. Dann kam ein Aufstand, eine Niederlage, der Polen; der siegreiche General bekam das Denkmal geschenkt; es mußte weg. Er nahm es auf sein Landgut; vorher zerlegte man den bronzenen Stolz der Nation, denn die Brücken waren zu schwach für das Gewicht. Auf dem Gut in Schuppen lagen die Stücke; der Versailler Friedensvertrag zwang die Russen sie herauszugeben. Jetzt steht der Held zu ihrer Freude wieder am Licht.

Man hat Straßen und Plätze der Stadt in Masse umbenannt, die Erinnerung an das alte Unglück und die Erniedrigung beseitigt. Nach den Dichtern Mickiewiz und Slowacki heißen zwei vielbegangene Plätze. Eine große Straße nennt man „Traugutta“: Romouald Traugutt, Führer des dreiundsechziger Aufstandes, in der Warschauer Zitadelle hingerichtet. Seit der hundertsten Wiederkehr des Todestages Napoleons heißt der große Platz an der Hauptpost Napoleonsplatz.

Die „Krakauer Vorstadt“. Sonderbar das Gemisch dieser Menschen: elegante, großbürgerliche und aristokratische Geschöpfe, Studenten und Studentinnen mit weißem Stürmer und roter Schnur. Aber stark das Überwiegen, Vordringen von grobgekleideten Kleinbürgern, von Bauern und Bäuerinnen in roten geblühten Kopftüchern. Ein Mönch, barhäuptig, mit brauner Kutte und Pelerine, mit Seilen gegürtet, geht

auf Sandalen, die Füße bloß, über das Trottoir; er hat einen braunschwarzen langen Bart. Am Tor der Kirche rechts, auf ihren Stufen kauern in einer Reihe alte Weiber, Bettlerinnen, auch eine junge Frau; sie streckt die linke Hand aus. Ein Schutzmann treibt eine üppige blondhaarige Dirne, mit weißem Schultertuch, über den Damm; sie spaziert gleichmütig in giftgrünen Schuhen. Flink laufen die Droschken; die Kutscher schlagen auf die Pferde ein. Langsam trotten dazwischen zwei Bauernwagen; die Seitenbretter der Wäglein stark nach außen gebogen; das Bäuerlein sitzt mit der Frau im Stroh in der Mitte, hält die Leine und zuckelt daran.

Ich stehe an einer Haltestelle, studiere die sehr höflichen Tafeln der Straßenbahn, die alle vorüberfahrenden Linien und ihre Route angeben. Da kommt im Gedränge grade auf mich zu ein einzelner Mann mit bärtigem Gesicht, in schwarzem lumpigen Kaftan, schwarze Schirmmütze auf dem Kopf, lange Schaftstiefel an den Beinen. Und gleich dahinter, laut sprechend, in Worten, die ich als deutsch erkenne, ein anderer, ebenso schwarzrockiger, ein großer, mit breitem roten Gesicht, rote Flaumhaare an den Backen, über der Lippe. Redet heftig auf ein kleines armselig gekleidetes Mädchen ein, wohl seine Tochter; eine ältere Frau mit schwarzem Kopftuch, seine Frau, geht bekümmert neben ihr. Es sind Juden. Es gibt mir einen Stoß vor die Brust. Sie verschwinden im Gedränge. Man beachtet sie nicht. Ich bin noch verblüfft, nein, heimlich erschrocken, erregt; wie das hier auftauchte. Da geht ein Bauer mit rotem Schal; in jedem Arm trägt er ein lebendiges Huhn. Es ist die Straße „Neue Welt“. Ich folge ihm in einen Torweg. Er wird ein Hof, eine Gasse: ein größerer Markt.

Ich spreche auf einem Amt vor. Provisorische Räume, die Stadt ist zu klein für die Masse Behörden, die sie heranzieht. Draußen hölzerne Garderobenständer. Im Vorraum schlendern vier elegante Herren auf und ab, zu zwei Arm in Arm. Einer lehnt sich an einen Heizkörper, hat dann einen weißen Streifen am Rücken. Eine russische Szene: ein alter Herr sitzt am Telephon in einem Abteil, ein niederer Angestellter; ein Fremder kommt, fragt; sie verneigen sich tief voneinander. Ich gehe durch rote Vorhänge Treppen hinauf, über Gänge, an verstellten Kochherden vorbei. Ein gebildeter, sehr ruhiger Mann spricht mit mir; er hat Soziologie in Berlin gehört. Er hilft mir sehr freundlich.

Sie sitzen jetzt in ihren eigenen Häusern. Es ist ein ungeheures Ding. Garibaldi hatte die Völker Europas angerufen für sie:

„Verlaßt Polen nicht!

Alle Völker haben die Pflicht, dieser unglücklichen Nation zu helfen, welche der Welt beweist, was die Verzweiflung vermag. Obgleich entwaffnet, ihrer besten Jünglinge beraubt, die bereits proskribiert oder eingekerkert sind, von einer großen Armee niedergehalten, erhebt sie sich wie ein Riese. Die Männer verlassen die Städte und werfen sich in die Wälder, entschlossen zu siegen oder zu sterben. Die Frauen stürzen sich auf die Schergen, welche ihnen ihre Kinder entführen und kratzen ihnen die Augen aus.

Verlaßt Polen nicht! Wartet nicht, bis ihr wie sie zur Verzweiflung gebracht werdet — lasset nicht das Haus eures Nachbarn brennen, wenn ihr wollt, daß man euch helfe den Brand löschen, der das eurige verzehrt.

Rumänen der Donau, Magyaren, Germanen, Skandinavier, ihr seid die kriegerische Vorhut der Völker in dem Kampfe bis zum Tode, welcher heute auf der ruhmreichen Erde eines Sobieski und Kosciuszko geliefert wird.

Dieser Kampf ist ein Kampf des Despotismus gegen das Recht — eine tragische Episode des Diebstahls, welcher von den drei Geiern des Nordens zum Verderben der Freiheit und des Lebens einer der bedeutendsten Nationen Europas begangen ist. Es ist ein Kampf der Unordnung, der brutalen Gewalt gegen die Ordnung des Menschen, welcher in seiner Hütte von der Arbeit seiner Hände leben will, einer Unordnung, welche so lange dauern wird, als jeder nur an seinen Bauch denkt und seinen unglücklichen Nachbar unter der Keule des gekrönten Schlächters läßt.

Verlaßt nicht Polen! Ahmet wenigstens euren Tyrannen nach. Sie verlassen einander nicht.

Und du, Wächterin der Alpen, Sprößling der Männer vom Rütli, wirf deine republikanische Büchse in die Wagschale Europas und du wirst wissen, was sie wiegt. Heute sind es die freien Völker, welche die Ordnung wieder in der Welt herstellen müssen, die gestört ist durch die Gelüste des Despotismus. Verlaßt Polen nicht! Wenn wir alle helfen, wie es unsere Pflicht ist, werden wir eine heilige Pflicht erfüllen und die Welt kann sich der Wohlfahrt der dann von Gott gesegneten menschlichen Rasse gemäß konstituieren.“

Und die Polen selbst: „Und nun sprechen wir auch zu dir,

du Moskowitische Nation. Unser uns überlieftes Losungswort ist Freiheit und Brüderlichkeit der Völker; deshalb verzeihen wir dir auch sogar den Mord unseres Vaterlandes, sogar das Blut von Praga und Oszmiana, die Gewalttaten auf den Straßen von Warschau, die Folterei in den Löchern der Zitadelle. Wir verzeihen dir, denn auch du bist im Elend, wirst gemordet, bist niedergedrückt, gefoltert; die Leichen deiner Kinder schaukeln auf den Galgen des Zaren, deine Propheten erfrieren im Schnee Sibiriens. Wenn du aber in dieser entscheidenden Stunde nicht Reue für die Vergangenheit und ein heiligeres Sehnen für die Zukunft in deiner Brust fühlst, wenn du in unserem Kampfe den Tyrannen, welcher uns mordet und dich zertritt, unterstützen wirst, dann wehe! Wehe dir! Denn angesichts Gottes und der ganzen Welt werden wir dich zu der Schande ewiger Untertänigkeit und zu den Foltern ewiger Knechtschaft verfluchen und dich zum schrecklichen Kampfe der Ausrottung herausfordern, zum letzten Kampfe der europäischen Zivilisation mit dem wilden asiatischen Barbarentum.“

Sie sitzen jetzt in ihren eigenen Häusern. Es gilt nichts zu vergessen, auch sich nicht.

Kino, „Ossi Oswalds“. Ein Glück, nichts vom Text zu verstehen; sie flüstern ihn hier alle, sobald die Worte erscheinen; Rauschen, Zischen geht durch den Saal. Diese Musik beglückend; nichts als Klavier, zwei Geigen und eine Bratsche; lauter Bekanntes, auch Deutsches, aber wie vorgetragen. Schon gestern wachte ich mittags im Schlaf von solcher Musik auf. Durch das offene Fenster kam von unten Geigenmusik, erschütternd, bezwingend. Wie spielt man hier. O was können die Geigen singen. Wie klang durch den grauen Sprühregen den Hof herauf das Singen der Geigen. Und hier. Der Film gab — ich weiß nicht was. Ich sah nur ab und zu hin. Die Geigenmusik schlich mir himmlisch ins Blut. Wenn ich aufblickte, hatte die Oswalds wieder einen verführt; den Freund hatte sie verdorben, vor den Revolver getrieben; vor diesem da — wird sie rein. Einfache Liebesdinge, die „Handlungen“ sind ganz gleichgültig, man kann die Situationen immer wieder sehen. Es ist das süße Leben.

Und welch schöne junge Männer, junge Mädchen sitzen neben mir, lassen sich schmeicheln von dem Film, lauschen getrieben, nachahmungssüchtig.

Der einfache Straßenplan: von Norden nach Süden die beiden großen Parallelstraßen „Krakauer Vorstadt“ und Marschallstraße mit ihren Verlängerungen. Im Süden Villen und Parks. Im Westen Wola, das Arbeiterviertel. Im Norden an der Weichsel die Altstadt mit dem Schloß. Westlich davon die Judenstadt.

Da ist eine alte Stadt mit Palais, Patrizierhäusern, langsam und intensiv verfallen; Russenwirtschaft hat die Zerstörung beschleunigt. Der Verfall einer alten vornehmen Welt läßt sich vom Schloß über den alten Markt in alle auslaufenden Straßen und in entfernte verfolgen. Da sind schrecklichbröckliche Fronten, zerbrochene Fenster, dunkle Flure. Geht man hinein, sieht man die Tür, die einen stutzig macht, einen Balkon mit schönem schmiedeeisernen Gitter, — Proletarierlampen hängen darüber.

Moderne Gebäudereihen stehen einzeln, in Gruppen, sechs- bis achtstöckig. Manche Gegenden, um den Napoleonsplatz, an der Hauptpost, nach der „Neuen Welt“ zu, im Zusammenhang modern. Dann wieder stehen die wuchtigen Ichthyosuren von heute und morgen neben rührenden versunkenen hinfälligen Steingroßmütterchen. Ich schlendere nach Norden die „Krakauer Vorstadt“ hinauf zur Weichsel. Man hat den Strom, diese Kostbarkeit, außerhalb der Stadt gelassen; es ist gut, die Ufer liegen wohl still und unberührt von Gebäuden. Auf der Straße, im Kasten eines Photographen, betrachte ich das Bild eines Mannes ohne Schlips. Er blickt verschlagen. Das ist Witos, der ehemalige Minister. Er will auch als Großgrundbesitzer Bauer sein, hat so ohne Schlips die Königin von Rumänien empfangen. Drüben an der Ecke gegenüber der Buchhandlung gehen viele in ein großes Café. Sie stehen drin mit Hüten herum, nur Männer, war früher schwarze Börse, was wird es jetzt sein? Es ist Mittag, warme Sonne, ich gehe ohne Mantel. Ein Sträfling in grau-grünen Leinen wird geführt, ein Soldat mit Gewehr hinter ihm. Bald darauf zwei Sträflinge, die Handknöchel aneinander gebunden. Auf dem Damm, hinter der Elektrischen begegnen sich zwei Männer. Sie schütteln sich heftig beide Hände, küssen sich auf die Backen.

Musik von Norden vom Schloß her. Jungens laufen voraus, das Trottoir bewegt sich voll Menschen. Eine Kompanie polnischer Infanteristen, feldgrau, Tornister, Kochtöpfe hinten auf, Stahlhelme mit weißem Adler. Kräftige Burschen, haben den stumpfen Ausdruck aller marschierenden Soldaten.

Im Treiben zwischen den kleinen Leuten, den Bauern taucht immer

die polnische Frau auf, stark bemalt, mit eleganten Bewegungen, unregelmäßige, sehr weiche bis üppige pikante Züge.

Ein mächtiges eisernes Gitter zäunt einen Rasen ab. Zwischen Bäumen und Blumenbeeten führen Treppen zum Sockel eines Denkmals. An den Seiten des Sockels schwarze geschmiedete Fackelhalter. Oben in großer Höhe ein Mann, den die Inschrift nennt: Adam Miskiewicz, barhäuptig, in langem Rock, den Mantel umgeworfen, die rechte Hand sprechend vor der Brust, die Linke hängend. 1885 unter der Russenherrschaft ist das Denkmal ganz still enthüllt. Der Mann des Pan Tadeusz. Einer von denen, die die Seele des schon zerbrochenen Volkes wachhielten. Im Winter gehen die Bäume unter die Erde. Nun steht er hier, in Konstantinopel gestorben. Jede polnische Stadt nennt Plätze, Straßen nach ihm.

Dicht dabei eine Gartenanlage mit einer modernen Frauenfigur. Solche Straße ist eine Sammlung *Aperçûs*; jedes steht isoliert. Hier ist in den Stein gegraben „Hoovers Garden“ zur Erinnerung an das amerikanische Hilfswerk an Kinder in und nach dem Krieg. Eine Kirche; die Leute, die vorübergehen, machen das Kreuzeszeichen, einige ziehen den Hut. Ich gehe hinein, an dem Geistlichen vorbei, der einen Tisch mit Zetteln bewacht, lege Kleingeld hin, er scheint zu danken. Welche Pracht, Säulen, barocke Altäre, goldener Pomp. Eine ärmliche Frau kniet im Mittelgang. Das Bild einer Maria macht mich betroffen. Sie schwebt auf einer Silbersichel, einem Mond. So dämmert die Gottheit in die Natur hinein; ganz Altes klingt an. Noch draußen habe ich das zauberische Bild vor Augen: die Göttin auf der Sichel, eine Mondgöttin.

Der Boulevard ist zu Ende an einem Platz mit einer hohen Steinsäule und einem alten gelblichen Bauwerk. Es ist das alte Schloß.

Ein alter kahlköpfiger feiner Konservator zeigt es mir, der französisch spricht. Wie er die Säle kennt, verliebt von den Gegenständen redet. Er läßt zurücktreten, demonstriert das schimmernde Sonnenlicht, das über den Saal herfällt. Terrassen mit hängenden Gärten sind der Pragaseite vorgelagert. Verschlampt haben die Russen das feine Gebäude, die delikaten Säle, haben Tünche, gelbe und rote, außen und innen über die Wände gegossen. Einen weiten Saturnusaal gibt es: der Metallsaturn trägt eine große Uhr tief gebückt auf dem Rücken. Vieles haben die Russen weggenommen und nicht wiedergegeben.

Über Bretter gehe ich in den Kellerraum: eine Riesenbibliothek

wird freigelegt; ein langes liches Gewölbe. Auf dem Hof hatten sie die alte Front verbaut, Bögen zugemauert.

Ein Wisent aus Metall, kolossales Tier, steht im Freien.

Zur Rechten schwingt sich mächtiges Eisenwerk, Brückenbögen. Das Wasser muß da sein. Elektrische schwenken herum. Das gelbliche Bauwerk, das Schloß, senkt sich zum Fluß herunter. Das ist die Weichsel, der breite flache Strom. Keine Strömung: der Spiegel finkert allgemein. Gelbe Sandmassen treten dicht an die Oberfläche. Kleine Schiffe am Ufer. Die Sonne wirft den Schatten des Brückengitters über das Wasser. Das Ufer drüben ist sandig, grasbewachsen. Arbeiter lungern herum, Schienen, dampfende Lokomotiven. Lange geht man über diese Brücke, viele ärmliche Menschen wandern herüber. Ein Schutzmann thront am Ende auf seinem Braunen. In eine dürftige Gegend bin ich herüber gekommen, die mich erfreut, wie alle trüben unordentlichen lebendigen Orte: an Kirchen, Palästen gleite ich zu rasch ab. Da ist Praga. Körbe schleppen Bäuerinnen in losen geblühten Leinenröcken. Viele Juden in Kaftan, ihr suchender Blick, ihr schwerer latschiger wie klebriger Gang. Klobige Stiefel tragen sie, breite Hosen, von Schmutz bespritzt. Viele sind schwächig, die meisten gebückt, ziehen langsam ihres Wegs.

Eine breite Allee führt nach rechts. Jämmerliches Pflaster, kleine Häuser mit unsauberen Fronten. Ein Spalt zwischen zwei Häusern: der Eingang zu Verkaufsständen. Es sind kleine rote Holzbuden, für Obst, Kleider, Stiefel. Die Menschen, die verkaufen, fast nur Juden. Manchmal steht eine ganze Familie hinter dem kleinen Tisch. Sie rufen die Käufer an. Haben oft nur einen Kasten, einen Korb. Manche Schilder nennen jüdische Frauennamen: Gitla, Freidla, Nisha, Chana, Estera. Wieviel leidende Gesichter, weiß pergamentene Gesichtsfarbe, die Frauen mit unordentlichem Haar, ältere Frauen mit dicken Lippen, großen Augen, hängenden Backen von einer schrecklichen Häßlichkeit.

Im Süden der „Krakauer Vorstadt“ aber die „Neue Welt“ und die „Allee Ujazdowska“ schön, modern, mit wenigen Geschäften, Möbeln, Antiquitäten. Zuletzt ein Park und Lustschloß, das Poniatowskis. Über einem herbstlichen Teich sieht man hinüber zum Schloßchen, einer Art Sanssouci. Mitten im Wasser liegt es, nackte Rokokostatuen herum. Das Freilufttheater des Königs wird renoviert. Es hat eine Runde abgebrochener Säulen: man delektierte sich damals an künstlichen Ruinen. Das Amphitheater trägt einen

ganzen Kranz antiker Statuen auf seiner Höhe; ich klage nicht, daß sie mit Holz verkleidet sind. Es gibt noch ein Theater, das ist geschlossen. Sein Garten ein Café. Korbstühle, Tische auf dem lockeren gelben Sand, wenig Menschen. Ein sanfter Herbst. Ein junger Soldat hat seine Kappe neben sich auf den Tisch gelegt. Er hält auf dem Schoß beide Hände seiner jungen braunzöpfigen Freundin, die mich mit Glanzen anlächelt.

Über den Schloßplatz; ich krieche tiefer nach Norden und Westen. Da ist die Kathedrale in einer engen Straße. Ein alter höherer Offizier, das Käppi in der Hand, den weißen Kopf gesenkt, wandert durch das offene Tor der Kathedrale vor mir hinein, kniet vor einer Seitenkapelle. Auf dem Steinboden im Seitengang hingestreckt ein Mensch, ein Mann, Bauer oder Arbeiter, in schmutzigen Schaffstiefeln. Solang er ist, liegt er auf Bauch und Gesicht. Die Arme hat er wagerecht ausgestreckt, hat sich als Kreuz ausgebreitet. Die Mütze vor seinem angedrückten Kopf. Die Steinplatte um seine Nase und seinen Mund herum ist schwärzlich naß angelaufen. Gotisch die Kirche außen; drin ist alles durcheinander, Altäre, Statuen, Büsten, Barock, Renaissance, Rokoko. Man hat nach und nach an dem Haus gebaut, vom fünfzehnten Jahrhundert an. Ist mir angenehm zu sehen, daß jeder gebaut hat, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Eine Kirche ist für Leute, die hineingehen; der Mann, der da liegt, hat keine Ahnung von Gotik. Neugierig bin ich, wann er aufstehen wird. Als ich nach zehn Minuten wieder den Gang hinaufkomme, liegt er noch da.

Es ist gut, daß es Bettler gibt und sie sich zeigen. Sie wecken das Gefühl. Sie zu sehen ist notwendig wie die anderen Martyrien in den Kirchen. Man kauft sich nicht von ihnen los. Morgen, übermorgen sind sie wieder da, so gewiß wie das menschliche Elend, das ganze dunkle Dasein. Viele Kirchen: Gegenüber der Miodowastraße in der Krakauer Vorstadt eine, die Bernardinerkirche; hinter dem Mickiewiczdenkmal in derselben Straße eine, die Kirche der Besuchnonnen; am Kopernikusdenkmal die Heiligenkreuzkirche. Immer stehen vom Morgen an und liegen die Bettler da, gehen Menschen hinein, hinaus, kleine Leute, viel Frauen, Studentinnen mit weißen Mützen, knien hin neben einer Bank, auf den Stufen zu einem Seitenaltar, an dem Kerzen brennen; die Gestalten der Maria, der Heiligen, deren Bilder da geschmückt hängen, bewegen sich im Kerzen-

flackern und vor soviel drängender Liebe. Rührend die Geschäftsleute, die jungen Herren und Fräulein, die ich frühmorgens treffe; sind in Eile, stürzen durch das Spalier der Bettler, mit Aktenmappen und Taschen. Ganz hinten im Gang knien sie hin, senken den Kopf, blicken auf den Altar, bewegen die Lippen, erheben sich, bekreuzigen sich, sind draußen.

Diese Kirchen, von Kostbarkeiten strotzend, bedient von sehr gesunden satten Priestern, haben einen merkwürdigen Schmuck, Gedenktafeln, Grabsteine berühmter Polen. Nationaler Ruhm halt zusammen mit Gebeten. Epitaphe in der Heiligenkreuzkirche von Chopin, dem Musiker, der in Paris starb, von einem Romanschriftsteller Josef Ignaz Kraszewski, einem Schriftsteller Plug, Bildhauer Proszynski, Grabmäler eines alten Kardinals Michael Radziapowski, eines Geistlichen Tarlok. Die Kirche der Besuchsnonnen auf der anderen Straßenseite mit Marmorbüsten des Romantikers Casimir Brodzinski; die Namen Thadeus Czaki und Sniadacki. Von Straßen und Plätzen verjagt die Nationalität, der Stolz des Volkes, in die unnahbaren Kirchen. Und nicht nur die Mauern, auch die Kirchenmänner nahmen die flüchtende Nationalität auf. Kirchen und Klöster wurden Waffendepots; Orden und Kongregationen beteiligten sich an Volkserhebungen. Eine Razzia veranstaltete in den sechziger Jahren der Generalfeldmarschall Graf Berg in Warschauer Klöstern und Kongregationen: im Bernardinerkloster fand man Dolche, Kugelformen, Steigbügel, Montierungsstücke, eine Druckerei. Der Prior Zaremski war der revolutionäre Waffenmeister. Die polnische Geistlichkeit mußte darauf zwölf Prozent ihres jährlichen Einkommens als Kontribution zahlen. Die illegale polnische Nationalregierung hatte „Hängendarmen“ für ihre Feinde; die Idee faßte ein Priester, Mikozewski.

Geistliche wurden Bandenführer, Marianer, Trinitarier, Lazaristen, Karmeliter, Pauliner. Der Bernardiner Superior Zaborek half Aufstände organisieren. Franziskaner beteiligten sich an Attentaten; den Kapuziner Kowarski hängten die Russen 1863, er hatte einen zaristischen Offizier niedergemetzelt. Als der Zar die Johannes- und Bernardinerkirche wegen politischen Mißbrauchs schloß, schloß der Klerus alle Kirchen und der Verweser der Erzdiözese Warschau forderte zu allgemeiner Landestrauer auf. Den Warschauer Weihbischof Rzewuski, der sich weigerte, das kirchliche Interdikt zu widerrufen, und es ablehnte, sich des kaiserlich russischen Geschäftsträgers zur Verbindung mit dem Wiener Nuntius zu bedienen, auch die Besetzung

von Äbten durch die Regierung nicht zuließ, schickten die Russen nach Astrachan. Ein katholisches Wochenblatt, von einem Propst herausgegeben, schrieb: „Die polnische Nation ist nach Gottes Willen ein unteilbares Ganzes“, und dann tönte das Seltsame: „Es ist Beruf Polens, das Leben des Katholizismus zu bewahren, überliefern, entwickeln.“ Erfüllt war alles vom Gedanken des polnischen Messianismus; verhindert, nach innen geschlagen, wuchs, wucherte das Nationalgefühl: „Bei uns, am Kreuz des gemarterten Polen, werden die alten Sitten, die Überlieferungen der Vorfahren, die hergebrachten religiösen Gebräuche heilig und unverbrüchlich gehalten. Wer weiß, ob das durch das Feuer langer Leiden gereinigte Polen gewissermaßen nicht ein Beispiel werden wird, wie aus dem traurigen Zwiespalt, der die Christenheit gegenwärtig scheidet, herauszufinden ist.“ Durch das Volk lief das Gebet:

„Gott, der du Polen so viele Jahrhunderte hindurch
Umgeben hast mit dem Glanze der Macht und des Ruhmes,
Der du es beschirmt hast mit dem Schilde deiner Vorsehung
Vor Unglücksfällen, die es niederbeugen sollten:
Vor deinen Altären erheben wir unser Flehen.
Herr! gib uns das Vaterland, die Freiheit wieder.

Du, der du gerührt bist durch seinen Fall,
Der du unterstützt hast die für die heilige Sache Kämpfenden,
Der du die ganze Welt als Zeugen ihrer Tapferkeit haben wolltest,
Der du selbst im Unglück ihren Ruhm vermehrt hast,

Gib unserem Polen den alten Glanz zurück,
Befruchte die Felder, die verwüsteten Äcker,
Verleih ihnen Glück und ewig blühenden Frieden,
Höre auf zu strafen, erzürnter Gott.“

Und das andere:

„Mit Feuerrausch und Dunst von Bruderblut
Dringt zu mir diese Stimme, o Herr!
Die schrecklichste Klage, der letzte Seufzer,
Von solchen Gebeten bleicht das Haar.

Wir kennen ohne Klage schon keinen Gesang,
Die Dornenkrone ist um unsere Schläfe gewachsen,
Ewig wie ein Denkmal deines Zornes.
Ragt zu dir die flehende Hand empor.

Wie oft schon hast du uns gezüchtigt!
Und wir noch nicht geheilt von frischen Wunden
Rufen wieder: Er ist besänftigt,
Denn Er ist unser Vater, ist unser Herr!

Und wir erheben uns wieder, lauterer im Vertrauen,
Denn mit deinem Willen beugt uns der Erbfeind,
Und wirft uns mit Lachen wie einen Kiesel die Frage auf die Brust:
„Und wo ist denn der Vater? wo der Gott?“

An der Ecke der „Neuen Welt“ und der breiten „Jerusalemmer Allee“ hinter einer schönen Glasveranda ist ein Restaurant, das fällt mir abends auf. Viele kleine Glühbirnen sind da in die Decke eingelassen. Das blinkt freundlich wie Sterne, erhellt die Straße. Nach links heißt der Boulevard nicht mehr „Jerusalemmer Allee“, sondern „Allee des 3. Mai“. Hier wird gebaut. Ein Bretterzaun sperrt die Straße ab bis auf einen Durchlaß für Passanten. Man will die Gegend regulieren, die Eisenbahn vom Hauptbahnhof hier unterirdisch eine Strecke durch die Stadt leiten, sie auf die andere Pragaseite führen. Das neue Reichstagsgebäude soll hier errichtet werden, — jetzt tagt der Sejm bescheiden in einem alten zaristischen Mädchengymnasium und Internat. Durch die schmale Öffnung des Bretterzaunes gehe ich, an einem langen Zaune vorbei.

„Allee des 3. Mai“ heißt diese unfertige Straße. Es gab im alten Polen um die Zeit der großen französischen Revolution einen langen vierjährigen Reichstag. Unglück, ja Tod stand schon vor der Tür Polens. Alle Mißstände wurden schwer empfunden, diskutiert: „Die Viehrassen schlecht und entartet, die Äcker ausgesogen, voller Unkraut und Stein, Wiesen versumpft. Die Wälder unordentlich ausgehauen und gelichtet. Das Land durch unaufhörliche Kriege und Fehden der vergangenen Jahrhunderte, durch Feuerbrünste und Seuchen, durch mangelhafte Verwaltung entvölkert und entsittlicht. Der Bauernstand ganz verkommen. Ein Bürgerstand existiert kaum. Der Netzedistrikt

fast entvölkert, Bromberg im Jahr 1772 mit keinen achthundert Einwohnern“. Die Konstitution vom 3. Mai 1791 hob das Wahlkönigreich auf, die Hauptquelle der Korruption im Staat, beseitigte fürchterliche Vorrechte des Adels: durch den Widerspruch eines Einzelnen Beschlußfassung zu verhindern. Das war eine schöne Konstitution; man kann schon Straßen nach ihr benennen. Das Jahr darauf fühlten sich einige Mächtige bewogen, die alte „polnische Freiheit“ zu schützen. Rußland applaudierte. Nach der Konföderation zu Targowice hat man keine Straße benannt. Der Zar marschierte ins polnische Land, gegen den 3. Mai.

An dem Zaun schlendere ich in der Abenddämmerung entlang. Bänke, Kinderwagen fahren nach Hause. Es gibt alte Leute, die Zeitungen lesen, Pärchen, die sich auf Bänken mit den Knien berühren. Der Zaun hört auf: nun ein imposantes Bild, mit das mächtigste in Warschau, die „Brücke Josef Poniatowski“. Das Land unten weicht zurück. Man hat die Hügel und Erdwellen überbrückt, dann die Pfeiler und Bogen über die Weichsel hinweggeführt. Die Brücke beginnt vor mir. Von einer enormen Breite ist sie. Lange geht man, ehe man sich dem Wasser, wieder der Weichsel, nähert. Diese Brücke ist dem Wasser würdig. Wuchtige Torgebäude leiten sie ein, dann dehnt sich die prächtige Allee hin, die Brückentafel mit Schienensträngen, Trottoirs rechts und links. Unten klingelt die Elektrische, rechts Kohlenschuppen, dahinter in schwarzem Bogen die Silhouette eines Waldes. In der wachsenden Dämmerung steigen schwarz hinter mir und zur Linken Häuser auf, vereinzelt schon Licht in den Fenstern. Rauchende Fabrikschlote. Treppenhäuser führen abwärts, Frauen mit Obst sitzen darin. Ein weißer großer Stern erscheint am Himmel.

Dann ist ein Zaun quer über die Brücke gezogen; ich kann nicht weiter, muß zurück oder links zur Seite. Hier unten beginnt die Weichsel. Im Halbdunkel erheben sich mächtige nackte Brückentpfeiler aus dem schwerflüssigen Wasser. Um einige Pfeiler sind Gerüste. Der Raum zwischen den Pfeilern ist leer, der große Strom zieht unbezwungen Wellen zwischen ihnen. Wenige Menschen gehen. Ich stehe lange, kehre um.

Es schlägt sechs. Furchtbar schnell, geradezu greifbar fällt die Dunkelheit herein. Rechts vor mir am Himmel ist noch helles Weiß. Den Mond hatte ich fahl, matt gesehen; jetzt steht da eine grelle, immer grellere Scheibe, ein fast kreisrundes blendendes Gelb-

weiß; gelegentlich Wolkenfetzen darüber. Über die Brücke sind elektrische Kandelaber gestellt. Sie hatten schon weißlich geschienen, ich konnte über sie wegsehen. Jetzt lassen sie den Blick nicht los. Je mehr Dunkelheit, Schwärze hereinfällt, um so gewaltiger wird ihr kugelförmiges, allseitig bedrängtes Licht. Im Raum ist keine Tiefe mehr. Rote Lichter blicken rechts und links aus der Stadt her, auf die ich zugehe. Wo sind die Kirchtürme, Fabrikschlote?

Zum drittenmal an die Weichsel. Von der „Neuen Welt“ zur Tamkastraße herunter, die nur teilweise bebaut ist. „Nadbrzezna“ heißt die Straße, die sich dem Wasser und den Anlagen entlang zieht. Den Weg ganz unten hat man nach Kosciuszko genannt, dem größten polnischen Revolutionär und Freiheitsmann; sein wilder Kopf steht auf den Banknoten. Hier unten ein neues Gebäude, die Warschauer Kunstschule, innen ist sie nicht fertig. Ich frage mich — mühselig, ach wie mühselig — nach einem Herrn durch, den man mir genannt hat. Er ist in voller Arbeit, Pläne für das Semester, konferiert. Der Maler, Professor, trägt einen weißen Leinenmantel. Mitte vierzig scheint er, sein Schnurrbart graumeliert. Sanguiniker, Stimmungsmensch, feines sympathisches Wesen. Vor zwei Jahren wurde diese Schule organisiert, zehn Lehrer sind ständig da, an dreihundert Schüler, dabei vieles Weibliche, das begabt ist. Er fasse die Kunst und sein Arbeitsgebiet weit auf. Es sei nicht bloße Bildermalerei, das Dekorative, Architektonische gehört dazu, Skulptur; Professoren von den technischen Hochschulen. Ich kenne diese Linie; er ist wirklich Europäer. „Aber was ist mit Warschau?“ Er klagt zwischendurch. „Es ist wenig Kunstsinn da. Eine Handelsstadt. Krakau ist anders.“ Man plant jetzt ein Nationalmuseum an der Poniatowski-Brücke, an der gesprengten, wo die Zäune sind. Der Krieg, sagt er und ich sehe es, hat schwer auf die Menschen seiner Generation gewirkt. Sein Gesicht wird schwermütig und grau. Hoffnungsfreudig sei man, bis zum Erlahmen spanne man sich an, das Aufbauen, das ungeheure Aufbauen sei nicht leicht. Wie herzlich er mich aufklärt, sich offen gibt.

Wieder die Uferstraße entlang. In einer Seitenstraße baut man ein großes rotes Haus: „Auxilium academicum“. Für die Studenten bestimmt. Das Land weiß, was es tut: schafft sich Köpfe, hat einen Teil der Kollegelder für Studentenhäuser bestimmt, einen andern für Professorenhäuser.

Rechts drüben am Wasser dann die zerstörte Brücke, bei hellstem Tageslicht, wie ich es wünschte, vier Pfeiler, massiv steinern, zwei mit Gerüsten, ohne Bögen. Die Handschrift eines großen Faktums, des Krieges. Sehr lebendig steht die zerstörte Brücke. So ist zuletzt eine Riesengewalt, der Zar, aus dem Land gezogen. Ein immenses Bild, Historie ohne Buch, furchteinflößend, man kann es nicht leugnen, warnend und drohend.

In dem schwärzlich grauen Wasser treten keilförmige Streifen auf, vor dem Wind; sie wechseln. Greller Sonnenschein liegt auf den roten Kirchtürmen. Jetzt fährt die Elektrische drüben über die Brücke. Es geht sich schön und voller Frieden am Wasser. Kleine Leute spazieren hier, mit Kindern auf dem Arm; man legt Wiesenplätze mit Bäumen, Sitzbänken an. Die schön gepflasterte Karowastraße mündet links. Über Holztreppe klimmt sie zur Stadt an. Das Hygienische Institut an einer Ecke; weißbemützte Fräulein gehen hinein, Büchermappen unter dem Arm. Oben eine Droschkenreihe; die Pferde lassen die Köpfe hängen; die große Straße kündigt sich an. Ich bin schon — da stehen die Dienstmänner — am Hotel Bristol.

Man erzählt mir: Pilsudski ist ein Revolutionär wie Mazzoni. Er ist antiklerikal, zum zweitenmal verheiratet, hat mehrere Kinder von der zweiten Frau. Zur kirchlichen Ehe wurde er als Staatschef durch die Geistlichkeit gedrängt. Er ist radikaler Linker, wenn er auch nicht mehr der P. P. S. angehört. In der russischen Zeit gehörte er einer Terrorgruppe an. Die Armee hat er entschlossen auf seine Weise organisiert, mit seinen Freunden und Helfern an der Spitze: die alten russischen und österreichischen Offiziere hat er hinter die frischen neuen gesetzt. So daß hier wohl viel jüngere Leute in hohen militärischen Stellungen sind. Er ist ein faszinierender, höchst leidenschaftlicher Mann, durchaus Antiparlamentarier. Das Parlament ist ihn eine Schwatzbude. Er läßt sich nicht zum Staatschef wählen, weil er nicht bloß Ausstellungen eröffnen will. Er sitzt jetzt abseits, aber sicher nur für eine Zeit.

Man muß die polnischen Arbeiter nicht mit deutschen vergleichen. Sie sind noch Revolutionäre. Viele haben noch ihre „Maschine“, den Revolver, in der Tasche. Die „Arbeit“ der Versammlungen fassen viele noch nicht. Die Bolschewiken fanden 1920 keinen Rückhalt an ihnen; nur die Bauern hofften auf Gewinn, wählten „Räte“ in dem besetzten Gebiet, teilten; die Herren flohen. Man ist später klug,

zivil mit ihnen verfahren. Die Bolschewiken kennen die Polen nicht. Es war falsch, militärisch in das Land zu fallen.

Nachmittags trottet ein ärmlicher Leichenzug am Hotel vorbei. Der Sarg wird von zwei Männern auf einer einfachen Holzbahre getragen. Vor dem Hotel stürzt der vordere Träger, der Sarg ist im Kippen, Passanten springen, fassen ihn, schieben ihn zurecht. Die Elektrische hält. Die Trauernden, die mit einem Geistlichen vorangehen, merken erst allmählich, daß etwas in Unordnung ist, blicken sich um. Der vordere Träger richtet sich auf, wischt sich ab, sucht seine beschmutzte Mütze. Er dreht sich um, faßt zu. Während er widerwillig weiter marschiert, schimpft er über den andern gegen einen Arbeiter auf dem Trottoir.

Nach Westen, nach Wola, in die Arbeitergegend. Am Ende der langen Chlodnastraße, die von Osten nach Westen führt, steige ich aus der Elektrischen. Die alte Stadtgrenze; zwei Torhäuschen stehen da. Die Straße stark belebt, es ist mittags zwei Uhr. Hier vor dem Torhäuschen ist ein berittener Schutzmann aufgepflanzt. Eine unordentliche große Masse Volk, Arbeiter, Bäurisches, bewegt sich herum. Wie ich rechts biege, werden die Massen dichter. Ich bin auf einem riesigen Arbeitermarkt. „Rogatka Cerceli“ heißt er.

Erst zieht er sich durch eine Enge, dann weiter hinten scheint er sich zu erweitern. Am Eingang an der Mauer drüben stehen schon Männer mit Hosen, Pelzmänteln. Ein junger Arbeiter hält prüfend eine alte Hose in der Hand, zieht sie sich über seine. Jetzt betrachtet er eine Jacke, zieht sie auch über die eigene. Er scheint zufrieden. Arbeiterfrauen in Kopftüchern kommen an; sie mischen sich unter die Frauen, die in Scharen herumstehen, lebende Gänse auf dem Arm, Käfige mit Hühnern zu den Füßen. Händler, ganze Posten Umschlagtücher über den Schultern; andere halten lange Leder-schäfte, hohe Schaftstiefel in den Händen. Die Männer tragen braune und graue Schirmmützen aus Tuch. Rechts in den Häusern offene Läden. Ich sehe nirgends Schaufenster; das Glas ist überall entfernt. Sie verkaufen Mehl und Gries, sackweise steht es da. Mitten im Weg stehen zwei Frauen, die miteinander handeln, breiten rote Steppdecken aus. Wagen, kleine und größere Handwagen, haben manche vor sich. Einer hat eine kleine Versammlung um sich. Er schreit, schlägt. Hat Kämme vor sich auf der Wagenplatte; mit einem Knüttel

schlägt er auf sie, daß sie wegspringen, ruft: „Sie platzen nicht“, so gut ist seine Ware. Das Gedränge, der Lärm.

Durch eine ganze Gasse von Händlern mit schwarzen Schaftstiefeln passiere ich, eine Allee von Obstkörben. Der Markt zieht sich tief hin, an der Mündung der Ogradowastraße vorbei, rechts von Häusern begrenzt. Jetzt kommen Dutzende fester Verkaufsbuden: helle Brote, riesige runde, Topfgeschirre. Zwischendurch kleine Buchläden. Frauen in bunten Kopftüchern bewegen sich draußen, sitzen in den Buden. Ganz hinten Stände mit Obst. Feigen sind an langen Schnüren aufgereiht. Zuletzt die bunten herzerfreuenden Gemüsestände: bunte Äpfel, rote Rüben, Mohrrüben, Bündel herabhängender Zwiebeln. Ich sehe: zwischen den Häuserreihen am Eingang bin ich auf einen vier-eckigen Platz geraten. Eine elegante junge Frau, mächtige Figur, im Pelz, gepudert, steht mitten in einem Gang. Ihr großer weißer Windhund hat es auf die Gans einer Bäuerin abgesehen. Sie hat den Hund an der Leine, er zerrt enorm. Die Bäuerin lacht, die Dame lacht, die Gans biegt vom Arm der Bäuerin den langen weißen Hals herunter, zuckt den gelben Schnabel, der Hund kläfft, springt hoch, ist außer Rand und Band. Eine erotische Szene, scheint mir, zwischen Bäuerin und Dame. Körbe mit weißen Kohlköpfen, wieder eine Gasse.

Mitten durch den Markt, im Gedränge zurück. Buden mit Spielsachen. Musikinstrumente, Grammophone spielen; Töpferwaren, bunte Gläser. Bauern kaufen Schlösser, Seile. Von vorgestreckten Stöcken hängen Kinderjäckchen, Tücher; man muß sich darunter bücken. Weiße Unterhosen mit Bändern, Hemden, Taschentücher, Buden mit Kleidern, Anzügen. Hier stehen schwarzbärtige Juden als Verkäufer, auch ältere jüdische Frauen. Massenhaft werden Lammfelle, Pelze angeboten. Man verkauft Essen aus Töpfen. Blonde plattgesichtige Bauern, schöne derbe Gesichter, auch Frauen, zeigen sich. Schokolade, Pfannkuchen werden ausgerufen. Junge polnische Mädchen spazieren suchend herum, Arbeiterinnen, Bäuerinnen, tragen gute, oft feine Schuhe, aber ihre Beine sind — nackt. Erst glaube ich es nicht, dann seh ich es oft; nach Bauernsitte laufen sie auch barfuß. Heftiger Streit zwischen zwei älteren Weibern wegen einer roten Kinderjacke. Kinder werfen mit Holzpfeilen. Im Gedränge Schutzleute, die den Kopf nach allen Seiten drehen. Einige Zivilisten, die ich treffe, scheinen Kriminalpolizisten zu sein; hier wird Dunkelerworbenes rasch verschoben.

Ich mache mich los, an dem Ausrufer mit den Kämmen vorbei,

schlendere die Chlodnastraße nach Osten zurück. Ein drolliges Schauspiel in der Ecke, vor der Haltestelle der Elektrischen: ein fünfjähriger Junge hat seinen kleinen Bruder in eine sehr enge Obstkiste gesetzt. Der kann sich da kaum bewegen, schreit, will seine Beine hochheben. Aber der Junge hat, verspielt, einen Strick durch ein Loch der Kiste gesteckt, gut geknotet und zieht nun das Brüdchen über das Trottoir. Der kleine Junge brüllt, der andere trottet vergnügt als Pferd. Man lacht, macht Platz.

Die Chlodna: hohe neuere Häuser, manche mit Resten von schmückenden Insignien. Die Straße kräftig mit Passanten, Wagen, Elektrischen belebt. Ein Kaftanmann schleppt einen Kasten mit Fensterscheiben: ein Glaser. Zwei große Schulumädchen in schwarzen Samtmützen, langen braunen Zöpfen, flanieren langsam vor zwei Schülern, die gestreifte Mützen tragen. Vorn kichern sie, hinten ist man ernst und unsicher. Die Mädchen verschwinden plötzlich in einem Haus. Die Jungen gucken durch ein Loch des brüchigen Haustores. Lautes Lachen drin, Grinsen draußen, Drücken an der Klinke. Dann öffnen sie langsam das Tor, schlüpfen hinein. Mehr jüngere und ältere Mädchen kommen; drüben ein Mädchengymnasium. An einer Kirche vorbei.

Auf einen Platz mündet die Chlodnastraße; der Name scheint Mirowski zu sein. Viele Wagen fahren hinauf. Der Platz quer bestellt mit einem großen gelben Gebäude, einer modernen Markthalle. Die ganze linke Seite des Vorplatzes bedeckt von unsauberen Strohhaufen, leeren Körben. Eine kleine Reihe mit Obsttischen zieht sich zum Halleneingang hin. Dann passiere ich diese Halle. Fische, Fische, Fische, Wasserbecken, tote, lebende Fische. Auf der Rückseite der Halle wieder Markt: Tandwaren, Kleider. Und eine zweite Halle: Butter, Käse, auch Obst. Hier stehen, gehen fast nur Juden in Kaftanen, Käppchen, ihre Frauen mit Taschen, Kinder. Zuckerwerk wird feilgeboten.

Draußen Bazare mit Stiefeln. Ich bin auf einem neuen Platz. Der heißt „Zelazna Brama“, Eisernes Tor.

Schon vorher waren es große Menschenmassen, die sich kaufend, verkaufend durcheinander, ineinander bewegten. Hier wird es, um diese Stunde, ganz ungeheuerlich. Die Mitte dieses Platzes nimmt eine Runde ein. Ein Name steht daran, endet mit „pole“, ich kann ihn nicht lesen. Marktwagen kutschieren wild herum, die Kutscher warnen, Kinder kreischen. Männer mit großen Massen bunter Luft-

ballons wandern an den Bordschwellen entlang. Diese stumme Runde durchziehen nur Tuchstände. Welche Buntheit von Stoffen, Kopftüchern, Umschlagetüchern, Wollzeug. Dann Stände mit Bändern, die farbenprächtig herabhängen; Kartons mit Knöpfen übereinandergestapelt. Massenhaft durchwandern Frauen die Halle, lassen Stoffe, Tücher auf den Tischen vor sich ausbreiten, wunderbare fertige, aber auch grell stechende. Das Geschrei, Gerufe der Frauen. Mittendrin ein Stand mit Bronze- und Gipsfiguren.

Jenseits der Runde eine neue Wagenburg mit Strohaufschüttung, Schichtung von Körben. Da sehe ich grade vor mir eine dichte Menschenreihe. Sie schauen in die Höhe. Ein Haus ist da, eingesunken, nein, eine ganze Gruppe Häuser ist eingesunken, hat sich zu einem Schutthaufen hingelagert, der ist stockhoch, furchtbar wüst, weiß und rot, Mörtel, zerbrochene Steine, ganze Steinsverbände. Weißlich, rötlich, trocken, formlos liegt die ungeheure Masse in dem Mittagslicht, wie die Gedärme eines toten Tieres, die eintrocknen. Ein Zaun ist um die Ruinenreihe gezogen, dicht an einer Straßenecke. Die Hinterwände der Häuser stehen noch; von da schlagen Feuerwehreute und Maurer vorspringende Teile ab, stoßen mit Balken, Riesenbalken ragen aus den Seiten schräg nach vorn in die Lichte. Die roten und blauen Tapeten der noch stehenden Hinterwände. Seitenwände, Teile der Dächer hängen schwarz herab, sind im Begriff sich zu lösen. Mit Piken stoßen sie von den Mauerresten auf das Hängende. Unaufhörlich rieselt und prasselt es auf den Schuttberg, Staub fliegt über die Straße, die Menschen greifen sich nach Mund und Augen, weichen zurück.

Man erzählt mir: der Wirt hat das Haus zu stark unterkellert, um neuen Raum zu bekommen; es bekam Risse, krümmte sich, sank.

Lang zieht sich dieser Platz, dieser wimmelnde Markt hin, „Zelazna Brama“, an einem palaisartigen Bauwerk mit grünlichen Säulen, an dem eingestürzten Haus vorüber bis zum stillen Sächsischen Garten. Droschken, grüner Rasen und Bänke vor dem Park. Da hat sich noch in einer hohen Holzbude ein „amerikanischer Bazar“ etabliert. Drei Männer schreien polnisch und jiddisch herunter, einer unbekümmert um den andern: immer ein Einheitspreis für drei Waren, Seife, Notizbuch, Hosenträger.

Das Eisengitter des Parks, des Sachsengartens. Der herbstliche Park. Die schönen gelben Blätter an den Ästen, am Boden. Wie Herzen liegen sie da. Rotten von Kindern treiben sich herum. Auf

den Bänken in Scharen Kindermädchen, plaudernde Frauen, junge Männer, ältere Männer, die Zigaretten rauchen. Ganze Bänke voll Juden, rauchend, Zeitungen lesend, in lauter Unterhaltung; Frauen und andere Kaftanträger stehen lachend und ernst debattierend herum. Neben Kindern sitze ich. Zwei kleine Mädchen, kokett, modern gekleidet, zanken sich im Gang vor mir, vielleicht drei, vier Jahre alt. Plötzlich rennt die im weißen Sweater gegen die andere mit dem Puppenschirm, stößt sie von rückwärts. Die mit dem Puppenschirm macht einen entsetzten Ausdruck, fällt, nein läßt sich sehr nachträglich auf die linke Hand fallen. Die rechte hält sehr besorgt den Schirm hoch. Dann hat sie sich momentan aufgerichtet, einen Augenblick gewartet und die Situation erfaßt. Hebt die schmutzige Hand hoch und brüllt, brüllt, fürchterlich, planmäßig. Die Mutter des weißen Kindes hat es sofort zu sich gelangt, haut ihm, wie das Gebrüll einsetzt, auf Hände, Rücken, Röcke, haut stärker, als das andere Kind heftiger brüllt und bei der Mutter steht, zur Entschuldigung, Revanche, Ablenkung. Da reißt sich aber das weiße Kind los, macht mit dem Kopf und ganzen Körper eine aufsässige, auftrumpfende Bewegung gegen die Mutter, steht bockig und finster da. Das Gesicht der Mutter wird rot, erregt; sie schimpft auf das Kind, das bewegt sich erst nicht, dann aber — das andere brüllt in wechselnder Tonstärke weiter — heult es wie aufgedreht los, weint, stößt mit den Füßen. Wett-eifernd erheben die beiden Kinder ihre Stimmen, wem das größere Unrecht geschehen ist, die mit dem Schirm bei der Mutter, die andere allein in der Mitte des Ganges, die kleinen Fäuste vor dem Gesicht Augen und Nasen triefend. Die Mütter debattieren aufgereg.

In dem raschelnden Laub spaziere ich. Barockstatuen von Frauen räkeln sich auf dem Rasen. Die Säulenreihe des Generalstabsgebäudes. Und wieder erhebt sich dahinter, befremdend, beängstigend, erschütternd, die Russenkathedrale, ohne Goldkuppeln, hinter dem Zaun voller Kinoplakate. Ein Bursche schläft dicht am Zaun auf einem Brett in der milden Mittagsluft, die Beine angezogen, die Mütze über das Gesicht. Elegante Kutschen, Gummiräder, rollen lautlos über den Asphalt.

Eine Gasse in der Altstadt: die Häuser so dicht, daß man die Gegenwände berühren kann. Eine Treppe führt hinauf. Da sitzt auf einer Stufe eine blonde hübsche Frau, mit offener Bluse, nährt ihr Kleines. Mit ruhigem Blick verfolgt sie die Passanten.

Ich habe eine Adresse. In dem Haus wohnt der Mann nicht.

Die beiden älteren Leute, die Portiers, wissen, wie ich höre, die neue Adresse, — können sie aber nicht aufschreiben. Sie können nicht schreiben.

Droschken sind viel in Gebrauch; haben feste billige Taxe. Die Polster sind verbraucht; es ist ein sonderbares Gezockele. Sie fahren unter Hü und Ho scharf an den Rand der Bürgersteige. Man kommt flott mit ihnen vorwärts; dem Kutscher hängt eine Blechmarke hinten auf dem Rücken.

Ein Museum wird eben eingerichtet, ein provisorisches Nationalmuseum. Ein Durcheinander von ägyptischen Särgen, Bildern, Münzen, Kunstgewerbe. Über einem Flügel Chopins Totenmaske. Bilder von Jüngeren, Kowalski — ein Landschaftler —, Gerson, Malzewski, Maslowski. Zum ersten Male höre ich den Namen Wispiński. Das war ein wirklich bedeutender Krakauer Maler und Dramatiker, eine starke Persönlichkeit. Jung ist er vor nicht langer Zeit an Syphilis gestorben. Es gibt Waffensammlungen. Und besonders Räume, die der Geschichte dienen. Ein Glasschrank mit Andenken an Kosciuszko: sein Taufschein, Offizierspatent, seine Bilder. Dann ein Zimmer der napoleonischen Zeit. Ich sehe auch verwundert einen Glasschrank mit deutschen „Andenken“: einen Stahlhelm, eisernes Kreuz, Pickelhauben. „Woher habt Ihr das? Ihr habt doch nie Krieg mit Deutschland geführt?“ „Es ist von der Entwaffnung 1918.“

Viel von Napoleon. 1921 gab es eine große Zentenarfeier für ihn. Ein Komitee rief: „Er war der erste, der nach der Zerstückelung die Türen unseres Gefängnisses brach, um uns den Weg zur Freiheit zu öffnen. Er gab dem Warschauer Großherzogtum eine Verfassung, modern, stark und elastisch. Die Freiheit und Gleichheit aller Bürger erklärte er. Wir feiern das Andenken des unsterblichen Toten. Der Soldat soll sich des Eides erinnern: für den Ruhm, für Polen, für die Welt.“

Napoleon sagte 1812 zu Narbonne: „Ich liebe die Polen auf dem Schlachtfelde, es ist eine heldenhafte Rasse, aber ich mag ihre beratschlagenden Versammlungen, ihr liberum veto, ihre Reichstage zu Pferde mit bloßen Säbeln nicht. Europa hat schon vollends genug von den albernen Cortes zu Cadix. Ich werde Alexander Moskau entreißen, ich werde ihn nach Asien werfen. Aber ich werde weder in Warschau noch in Krakau noch sonstwo einen Klub dulden.“ Beim russischen Feldzug Napoleons hielt sich der gefeierte Kosciuszko zurück:

Napoleon hatte sich nicht offen für Polen erklärt. Darauf fälschte Fouché den Namen Kosciuszkos unter einem Aufruf. Sind 80000 Napoleon nach Rußland gefolgt, 8000 zurückgekehrt: Polen hatte es ernst gemeint. In Italien schlugen sich die Legionen des General Dombrowski für Napoleon unter furchtbaren Verlusten; als aber der Friede von Lüneville kam, war der Name Polens nicht erwähnt. Ja, der große Kaiser wollte sich seiner Polensoldaten entledigen: sollten einen Negeraufstand in St. Domingo ersticken. Sie weigerten sich; Kanonen wurden aufgestellt. So schiffte man sie ein in Livorno und Genua. In St. Domingo kamen fast alle um.

Unendlich hatten sie sich zu mühen.

Großartig das Wort von 1861: „Unter einer milden fremden Regierung erheben sich die Polen, weil sie können; unter einer strengen, weil sie müssen.“

Spätnachmittags in die Druckerei und Redaktion einer linken Zeitung. Dunkle enge Seitenstraße; altes schlecht gehaltenes Haus, früher von den Deutschen besetzt zum Druck einer Zeitung. Druckerei kleinen Stils, Handbetrieb. Die Redaktionsräume, weit, wie provisorisch mit Tischen, Stühlen bestellt. Die ganze rechte Seite des Raumes leer. An einer Schmalwand zwei Plakate, bunt, belgische Aufrufe. Der eine zum 1. Mai mit einer wirklich maimäßig froh wogenden Menge. Der zweite, „Pax“ überschrieben, im Juli 1923 verfaßt, an die belgischen Arbeiter in der Ruhrfrage: groß links der Papst mit der Tiara, rechts Vandervelde; in der Mitte ein Mann, der Zola ähnlich sieht, jeder mit dem Zitat einer friedensfreundlichen Rede. Die Ruhr fließt unten.

Das Zimmer des leitenden Redakteurs. Schmäler Raum, wieder kaum möbliert. In der Fensterecke eine lederverhüllte Fahne. Ein älterer kleiner Mann am Schreibtisch. Er sieht kränklich aus, sein Kneifer sitzt schief, sein Bart dunkel, faserig. Er spricht langsam und leise, melancholisch, zurückhaltend. Warnt mich davor, auf Parteiisches im Lande zu hören, oder auf die nationalen Minderheiten zu hören, die alles schlecht fänden. Der Staat ist jung und muß sich erst konsolidieren. Schwer entlocke ich ihm etwas über sich. Er war lange Emigrant, vor den Russen. Illegal kehrte er zurück. Er hat Nacht um Nacht die Wohnung wechseln müssen. Die deutsche Feldpolizei war nicht so findig wie die russische. Ich höre später, wie dieser

Mann gehungert hat. In dem größten Elend schrieb er ein Buch, das er seiner Frau widmete, die durch Nähen das Nötigste verdiente. Er ist früh verbraucht durch den Kampf. Arteriosklerose und Asthma plagen ihn. Versunken liegt er in seinem Lehnstuhl, dreht sich Zigaretten. Wir sitzen eine Zeit. Er steht auf, der stille trübe Mann — sein schweres Leben steht vor mir, ich sehe es — drückt mir die Hand.

Im großen Redaktionsraum draußen hängt das Bild eines jungen Mannes. Es war einer aus der Terrorgruppe dieser Arbeiterpartei. Nach einem Attentat wurde er gefaßt. Die Russen wußten nicht, wen sie dann hinrichteten. Nach seinem Tode veröffentlichte die im geheimen wirkende Partei auf Plakaten seinen Namen. An dieser Zeitung hat einmal Pilsudski und auch der jetzige Staatschef mitgearbeitet. Beide sind später abgewichen; der Staatschef, um sich der Korporativarbeit, Genossenschaftsarbeit zu widmen.

Rosa Luxemburg, die in Deutschland umkam, und Jogiches, dem es ebenso erging in der Revolutionszeit, von Haus aus Polen, drängten in eine andere Richtung, hielten ökonomisch die Verbindung mit Rußland für notwendig. Diese hier vollzogen die Verbindung zwischen Marxismus und polnischer Autonomiebewegung, unterbauten marxistisch die Autonomiebewegung: Klassenkämpfe können sich erst im Nationalstaat frei entwickeln.

Ein Kommunalpolitiker orientiert mich. Polen hat eine demokratische Verfassung. Es gibt aber noch in der Verwaltung russische Ausführungsbestimmungen, so, daß Wohnungen polizeilich durchsucht werden können ohne Gerichtsbeschluß. Es bestehen noch in manchen Gegenden Kriegsverordnungen der Okkupationsbehörden; im Osten kann der Landrat Versammlungen verbieten. Das Genossenschaftswesen ist einheitlich geordnet, unterliegt nur den Gerichtsbehörden; kann politisch nicht gestört werden. Die Konsumgenossenschaften haben über achthunderttausend Mitglieder; es gibt auch Agrargenossenschaften. Die nationalen Minderheiten — Ukrainer, Juden, Deutsche, Weißrussen — sollen sich im Staate ausleben. Für die große ukrainische Minderheit will die Regierung eine Universität in Krakau errichten, wie Österreich für die Italiener eine Universität in Innsbruck, nicht in Triest gründete. Die Ukrainer wollen Lemberg, das im ukrainischen Rayon gelegen ist. Hier fürchtet die Regierung politischen Anstrich der Universität.

Die politischen Hauptgruppen in Polen sind: die Nationaldemokraten, Endecken nach den Anfangsbuchstaben genannt, vertreten großagrarische Interessen, dazu schwerindustrielle, haben kleinbürgerlichen Anhang, auch klerikalen, sind, wie man im Westen sagen würde, Konservative oder Reaktionäre. Eine christlich-nationale Landwirtschaftsgruppe, und eine christliche demokratische Arbeitergruppe, die zusammenhalten. Eine Bauerngruppe, Witospartei nach dem Führer, auch Piasten mit Bauerninteressen, wesentlich großbäuerlichen, dabei die Phrase der Kleinbauern. Die Minderheiten, vier parlamentarische Gruppen, etwa achtzig Mann im Sejm. Schließlich Sozialisten und Kommunisten. Die Kommunisten, schwach im Parlament vertreten, mit großem Anhang im Land. Die Minoritäten, als Block gewählt, bewegen sich parlamentarisch frei, sind sozial verschieden gefärbt. Juden kapitalistisch und kleinhändlerisch, Deutsche junkerlich und sozialistisch, Weißrussen mit radikalem Bauernklub, Ukrainer differenziert in mehrere Klubs.

Polens Gesetzgebung ist schwer übersichtlich. Das Land ist aus einmal verschieden regierten Teilen zusammengesetzt, Gesetze sind nicht gleich zu schaffen und auszuwechseln. An fünf Zivilgesetzbücher im Gebrauch. In Kongreßpolen hielt man sich zuerst an die abgeschafften deutschen Okkupationsverordnungen, 1919 machte man für die Verwaltung nach modernem badischen Vorbild ein neupolnisches Gesetz. Jetzt arbeiten Unifizierungskommissionen.

Bei allen Parteien herrscht, Deutschland anlangend, Furcht vor einem Revanchekrieg. Man hofft auf die deutschen Demokraten.

Ein anderer, erst zuhörend, erzählt: Sechzig Prozent des polnischen Exportes geht über Danzig; der Hafen ist lebensnotwendig. Erregt wird er, als er von der „fabelhaft uneinsichtigen“ Rede eines deutschen Linkspolitikers in Genf spricht. Diskussionen über den Korridor sind ganz unpraktisch und nur störend. Es sei ja nicht möglich nüchtern über die Dinge zu reden. Dazwischen höre ich von der geheimen polnischen Furcht: Frankreich könne sich mit Rußland verständigen.

Die Stadt hat keine Musikcafés. Auch Cafés sind selten: eins gegenüber dem Hotel Bristol, ein Männer- und Geschäftscafé, ein kleines altes unten im Staatstheater, am Theaterplatz, und sonst einige; meist nur Konditoreien. Wundervolle kleine Kuchen machen sie, sehen aber nur so aus; ist oft ein unangenehmer Geschmack an ihnen. Den

Kaffee servieren sie in Gläsern, gleich mit Milch und Zucker, wenn man „weißen“ bestellt. Gut schmeckt er nicht; sind hier nicht groß darin. Die Restaurants, das ist ihr Raum. Da wird delikater musiziert und getafelt als in Deutschland. Eine rote Rübensuppe, Bartsch, trinke ich öfter, mit und ohne Ei. Alles ist mit Verve bereitet, schwungvoll und elegant serviert. Kellner und Boys in Rotten. Sie beginnen mit gewaltigem kalten Hors d'oeuvre; haben Rendezvous mit mehreren Alkoholsorten polnischer Art, sehr hochprozentigem Schnaps, der einem die Lippen verbrennt. Das Trinkgeld der Kellner ist abgelöst, man legt auf die bezahlte Rechnung noch etwas, wohl nur, damit das Papier nicht fortfliegt. Um drei Uhr geht das Essen los; dann wird die Musik aufgedreht und was vorher ißt, ist Plebs. In der „Oase“ esse ich das erstmal. Der Mund bleibt mir offen stehen bei der Musik. Mein Appetit ist schon schwach; spielt man aber so raffiniert. drei Mann und einer blättert um, bin ich ganz verloren. Zwischen Rehrücken und Toska komme ich um.

Wenig Rachitis auf der Straße, krumme Beine bei Männern und Frauen und Mädchen. Ich frage erst ganz falsch: wer hat hierzuland die krummen Beine: Männer oder Frauen, Kinder oder Erwachsene? Die Beine krümmen sich erst im Westen.

Es ißt niemand auf der Straße, in der Elektrischen. Leute von guten Sitten rauchen nicht einmal draußen. Ein großartiges Kapitel. Nur wer das Stullenpapier kennt, weiß, was ich leide. In jede Elektrische kann man sich setzen, ohne in Furcht zu geraten, wenn ein Herr, eine Dame die Aktentasche öffnet und es, es herausnimmt, — der kauende, schmatzende Mensch, die beißende, schluckende Bestie. Man flüchtet von Sitzbank zu Sitzbank, zuletzt auf den Perron, in Deutschland. In Warschau ist man in Gottes Hand.

Soupers nach dem Theater, Konzert, in den großen Restaurants, dauern in die Nacht bis eins, zwei, drei. Wenige öffentliche Tanzlokale, keine Dielen. Fabelhafte Bonbons.

(Wird fortgesetzt)

DARDUSES MÜNDEL

Eine mythische Erzählung von

JOHANNES V. JENSEN

Auf einer alten chinesischen Bildrolle, angebräunt von dem Dunst der Räucherstäbchen aus Sandelholz, die immer auf dem Hausaltar der Chinesen glimmen, ist folgender Roman in einer Serie von Szenen veranschaulicht, ein Bild immer über dem anderen, ohne Perspektive, ohne Zeitfolge, für den chinesischen Betrachter aber unmittelbar einleuchtend; hier nun ist die Bildfolge gedeutet und in sprachlichen Zusammenhang gebracht worden, wodurch der Inhalt einem westlichen Gedankengang zugänglich gemacht wurde, wenn auch die Gefahr besteht, daß er dadurch an Poesie verloren hat.

Eine der wichtigsten Gestalten dieser Geschichte, wenn auch nicht gerade die Hauptperson, ist Putai, mit dem volkstümlichen Beinamen Darduse, der Dicksack, die bekannte sitzende Gestalt, die in ihrem Fett ruht, zum Überfluß noch mit einem Sack ausgerüstet, Fülle über Fülle, als Skulptur eine der verbreitetsten und mannigfachsten im Osten, sozusagen die verhätscheltste, und in der ganzen Welt bekannt, aber verkannt, denn man legt Darduse einen ganz anderen Charakter bei, als ihm in Wirklichkeit eigen war.

Ganz Naive halten ihn für einen „Buddha“ in derb humoristischer Gestaltung, wegen der Stellung; mit einem Buddha aber hat er gar nichts zu schaffen. God of bounty nennen die Engländer ihn, Gott des Überflusses, diese Vorstellung ist die verbreitetste; der Sack wird als Geldsack und die übermäßige Gedeihlichkeit der Gestalt als Reichtum gedeutet, nicht ganz ohne Grund, da Reichtum und Fett für den Chinesen ein- und derselbe Begriff sind — im Gegensatz zu der europäischen Vorstellung, daß der Geizige mager ist — und dennoch ist der Putai ganz anderen Ursprunges.

Er war eine Art chinesischer Diogenes, Bettler und Vagabund, immer unterwegs im Reiche mit seinem Bettelsack und seinem frohen Grinsen, ein Freund der Kinder, stets von einer Kinderschar umringt, wohin er kam, immer kleine Freuden und Gaben für sie in Bereitschaft. Als diese wandernde, überall gegenwärtige, populäre Gestalt ist er in die Sagenwelt übergegangen. Den Kindern war die unschuldige Seite seines Wesens zugewandt; eine andere, etwas berauschende Wirkung übte er

auf die Erwachsenen, durch seinen drastischen Witz, der aus den lustigen und erfahrenen Zügen des Dicksacks spricht. Bei den Gestalten, die zu Zehntausenden existieren, kann man dies Mienenspiel von den chinesischen Künstlern variiert sehen, von dem schlau Jovialen zu dem Ausdruck ausgelassenster Heiterkeit, mit einem Schimmer von Zynismus, bis zu der rohesten Geschwätzigkeit, Verschmitztheit und Infamie. Ausgehend von einem Individuum, das einstmal wirklich existierte, ist durch diese Gestalt eine gewisse asiatische und volkstümliche Philosophie personifiziert worden, die mehrere Stufen tiefer steht, als König Futsu und Laotse, und die ohne schriftliche Überlieferung, aber echten Ursprunges aus der chinesischen Seele ist. Putai mag der Mann sein, der einst gelebt hat, Darduse, die Gestalt, die die Überlieferung geschaffen hat. Man sagt bezeichnend von Darduse, daß er nicht in den Tempeln unter den bildlichen Darstellungen anderer chinesischer Weisen und Helden zu finden ist, nein, er hat sein eigenes kleines Haus draußen, wo er ganz allein thronet — denn seine Zunge ist so lose, daß man die ganze übrige hochehrwürdige Gesellschaft von Abgöttern davor behüten muß! Hiermit ist das Extrem von Darduses Wesen ausgedrückt, wenn er am schlimmsten ist. Viel von der unoffiziellen, tief eingewurzelten Volksnatur der Chinesen ist in dieser Gestalt niedergelegt, die darum in der Kunst am häufigsten wiedergegeben und in China am beliebtesten ist.

Eine von Darduses Funktionen, die sein Wanderleben auf natürliche Weise mit sich brachte, war seine Geschicklichkeit als Vermittler, go-between, er brachte Neuigkeiten von Ort zu Ort, Aufträge, delikate Mitteilungen, ein wenig Klatschmaul war er, und nicht wenig Kuppler, was recht unfein klingt, in China aber legitim, unentbehrlich ist, wie sollte man sonst Familienangelegenheiten ordnen? Darum brachte Darduse mancherlei in seinem geräumigen Sack von einem Ort zum anderen. In dieser Erzählung nun werden wir Darduse in seiner Eigenschaft als schlaunen, undurchsichtigen Vermittler kennen lernen.

Zur Zeit, als Putai noch lebte und zwischen den Städten des Landes hin und her wanderte, wohnte in Peking ein junges Mädchen mit Namen Tsi Jy. Sie war von Stand, jüngste Tochter eines vornehmen Statthalters in der Provinz, der die Ernährungsquellen dieser Provinz ausgetrocknet hinterließ, während er sich selbst mit elf Fässern Silber nach Peking zurückzog, wie seine Feinde behaupteten, denen es nicht geglückt war, ein Amt zu bekommen, und sie fügten hinzu, daß die Vorsehung ihn seiner Sünden wegen mit elf Töchtern gestraft habe; machtloses Ge-

klatsch, denn der reiche Mann war imstande, alle, die ihm hohen und höchsten Ortes schaden konnten, käuflich aus dem Wege zu räumen. Und als ob er keine Söhne hätte! Außer den Töchtern, die eine Tatsache waren, hatte er mit verschiedenen Nebenfrauen alles in allem acht Söhne, wodurch das Geklatsch gründlich widerlegt war! Die Kinder waren alle verheiratet und gut versorgt, nur Tsi Jy war zu Hause, ein halbes Kind noch.

Obgleich nur wenige Jy gesehen hatten, ging eine Legende durch Peking und noch weiter durchs Land, von ihrer seltenen Schönheit, wenn von etwas so Unnützem wie von einer Frau überhaupt die Rede war; das entzückende Kind sollte geradezu dem Mond ähnlich sehen!

Jy selbst war eines Tages über ihr Bild erstaunt gewesen, als sie sich in dem Teich im Garten ihres Vaters spiegelte und zwischen Lotosblumen und Goldfischen etwas sah, das sie im ersten Augenblick für eine weibliche Gottheit unten auf dem Grunde des Teiches hielt, bis sie begriff, daß es ihr eigenes Gesicht sei; da zog sie sich verwirrt zurück.

Von da an aber bekam Jy Stimme; sie, die bis dahin ganz verschlafen herumgegangen war, fast stumm, der Garten, der ganze alte Mandarinhof bekamen Stimme; stumme Träger, die gebückt unter ihrer Bürde an dem Jamen des reichen Mannes vorbeigingen, hörten liebliche Triller hinter der Mauer, und meinten, es sei der Vogel Phönix, der in einem goldenen Baum saß und sang, es war aber Jy, die ihr quellenreines Falsett übte und auf der Himmelsleiter der Töne hinaufkletterte, wie sie es von der Lerche gehört hatte, sie sprudelte über von jungem Mädchenmut und sang Solos im wahrsten Sinne des Wortes, wandelte sie doch immer allein und sich selbst überlassen im Garten ihres Vaters.

Und hätte man sie sehen können, würde sie auch an einen großen tropischen Vogel erinnern, mit grünen, blauen und rosenroten Federn; so bunt war sie gekleidet, in köstlichen, gestickten Seidenstoffen, Edelsteinen und Rosenpracht; ein verzauberter Vogel aber mußte es sein, mit einem Mädchenkopf und wunderbaren, dunklen Menschaugen. Die vielen geheimnisvollen Höfe und Gärten hinter den Mauern waren wie beseelt von einem entzückenden Wesen, der Lebensfreude, die dort gefangen war, und die Folge davon war, daß das ganze Gefängnis mit sang. Die Mauern, die Einfriedigungen, die dicken, verriegelten Türen, der ganze alte, strenge, festungsähnliche Mandarinhof war zu lauter Tönen geworden, weil die Jugend in Gestalt eines kleinen unbedeutenden Mädchens sich darin verborgen hielt.

Das Gefängnis aber war an sich schon ein Märchen. Der alte Jamen lag, wie so viele andere hinter den Mauern Pekings, wieder

von seiner eigenen Ringmauer umgeben, und dahinter wieder Ringmauern, die abermals Mauern umschlossen, viele Höfe und Gärten ineinander, wie ein ganzes Schachtelsystem. Häuser mit geschnörkelten Giebeln und Fayencerien auf den Dächern, Säulen aus Zedernholz und Wände aus geschnitzten Holzgittern, mit gemaltem Papier bekleidet, tiefe Stuben, die im Halbdunkel dalagen, mit Räucherdunst unter der Decke, schweren, geschnitzten Ebenholzmöbeln, mit geädertem Marmor eingelegt; große Porzellanvasen mit Urzeitbildern; auf dem Altar vor den häßlichen Abgöttern Räuchergefäße aus alter durchbrochener Bronze, auf hohen, gegossenen Füßen; uralte, unersetzliche Schalen auf den blanken Tischen, und in den Schalen allerhand Steine, Achat und Halbedelsteine, unter Wasser, damit die Farben sich frisch hielten, denn der alte Mandarin war ein Kenner; Kunstwerke aus Jade, die Arbeit eines ganzen Menschenalters, schaumgrün und neblig, wie ein erstarrter See, mit Symbolen von Jahrtausenden in einer Schnitzarbeit begraben, die einem seelenvollen Steinschnitzer das Augenlicht gekostet hatte; Bildrollen aus der Dämmerzeit der Geschichte, einer mystischen Reiterzeit, fast schwarz vor Alter, die sich in schlummern den Winkeln verbargen, und Stickereien, in denen gefangene Frauen, die keine Freude gekannt, die Blüte ihrer Seele wie in einem gepreßten Abbild niedergelegt hatten.

So war das Innere des Gefängnisses, wo es unter Dach war; zu innerst zwischen den Höfen aber lag der alte Garten, im Freien, ringsum an den Himmel grenzend, und noch von einer Extramauer umgeben. Er war kaum größer als zwanzig Schritt nach jeder Seite, schloß aber ein ganz Teil der Welt in kleinem Format ein, künstlich angelegte Bergketten und Flachland mit Flüssen, über die kleine gewölbte Brücken führten, und wo in Bronze gegossene Kraniche mit ihren Zehen in sorgfältig geharktem Kies standen. Hier war der Teich mit den Lotosblumen und Goldfischen, die schwimmenden Drachen glichen, auf dem Grunde ein dichtes, grünes Dunkel, der Abgrund aller seltsamen Fabeln; hier waren Wälder in Puppenformat, ehrwürdige Nadelbäume von einem Fuß Höhe aber Hunderte von Jahren alt, mit raffinierter Kunst im Wachstum zurückgehalten; auf einem Berggipfel von knapp einem Meter Höhe eine Pagode, die nur wenige Zoll hoch war — alles zwergenhaft klein, doch anzusehen wie die meilenweiten, richtigen Landschaften um Peking herum, allerliebste, nicht einfache, geisttötende Wirklichkeit, die jedermann gehörte, sondern Kunst, edles Menschenwerk. Ja, das war ein Garten!

Die Aussicht zum Himmel war offen, tagüber sah man Sonne und Wolken, hin und wieder auch wohl einen schweren Sandsturm, schwarze Wirbel oben in der Luft und Krähen, die im Winde um ihr Leben kämpften; im Winter so viel Schnee auf den Kopf, wie man sich nur wünschen konnte; des Nachts aber, wenn ein kleines Mädchen nicht gekrümmt in ihrem Bettkasten aus Rosenholz lag, konnte man den Mond sehen, wie er sich schwesterlich mit der Lotosblume und dem Siebengestirn im Teich spiegelte; im Frühling den Abendstern, die Venus, war es nicht herrlich? Und warnend schloß Peking sich um diese Welt von Höfen und Mauern, mit seiner alles umfassenden Riesenmauer, die wie das grundgemauerte Fundament der Welt selbst und ihre Grenzen war, warnend ließ Peking sich mit seinem Geschrei vernehmen, zehntausend Verkäufer und Ausrufer, die den ganzen Tag lang zum Himmel hinaufschrien, heiser am Abend, aber an jedem Morgen wieder erfrischt; bei Sonnenaufgang erwachte Peking mit einem ungeheuren Chor, zehntausende Kehlen schrien auf einmal, als ob die ganze furchtbare Stadt vor Hunger heulte — wie war es möglich, daß man sich aus dem Schmuckkästchen heraussehte, das für einen bereitet war, war es wahr, daß eine seidengekleidete, wohlgezogene junge Dame mit ihrem kleinen Fuß auf den Kies des Gartens stampfte und sich aus dem Garten, aus Peking heraus wünschte, in die wilde Welt hinaus, wo Sand und Krähen flogen?

Ja, so war es. Eine unheilverkündende, leidenschaftliche Note von dunklem Klang mischte sich in Jys Lieder, wenn sie, immer allein, ihren Gefühlen im Garten Luft machte. Denn etwas Furchtbare hatte sie erfahren. Jy sollte in allernächster Zeit heiraten!

Rohe Sitten in China! Eltern mit Herzen von Stein! Ja, ja, dergleichen ordnet man nun einmal im Reiche des Himmels, ohne die Jungen zu fragen. Tsi Jy war schon lange versprochen gewesen, ohne es zu ahnen, einem Bräutigam, den sie nie gesehen hatte, und den sie zum erstenmal in ihrem Leben sehen sollte, wenn sie mit ihm verheiratet war! War jemals eine anständige Chinesin auf andere Weise verheiratet worden?

Vielleicht nicht; hier aber kam noch ein Unglück zu der Erniedrigung. Jy war in einen anderen verliebt! O weh!

Obgleich Jy nur selten einen jungen Mann gesehen und noch nie mit einem gesprochen hatte, wußte sie so ungefähr, wie Frauen so

etwas zu erraten vermögen, was ihrer wartete, wenn sie heiratete: ein reicher, verwöhnter und verdorbener junger Herr, von jenem schlappen, zarten, aber mehr als hartherzigen Typ, der das männliche Ideal in vornehmen chinesischen Kreisen ist, Verfeinerung, was Schwachheit bedeutet, lange Nägel und kurz von Verstand, verschleierte, höhnische Augen, schlechte Angewohnheiten, zierlich, aber von schmutziger Denkart, ein Jammerlappen, aber frech — der unbeschränkten Macht eines solchen Mannes sollte sie übergeben, seiner Gesellschaft, seinem Grausamkeitsdrang überlassen werden; Gefangenschaft, Verachtung, Mißhandlung würde ihr Los werden, das ganze lange Leben . . .

Und sie, sie liebte einen Kuli!

Jy singt, wilde, zornige Strophen, während sie diesen verzweifelten Gedanken denkt, und sie richtet ihre kleine rundliche, solide Gestalt höher auf, sie trotzt aller Welt, singt herausfordernd zu dem bösen Himmel hinauf, der Schicksale bereitet, und ihr ein solches bereitet hat. Sie, sie liebte einen Kuli!

Wie war das gekommen? Ach, man sitzt ganz nichtsahnend in seinem Palangkin und wird durch die Stadt getragen, und durch die Jalousie, durch die man ein ganz klein wenig sehen kann, ohne gesehen zu werden, erblickt man den Kuli, der zwischen den Wagenstangen läuft, einen neuen, den man noch nie gesehen hat, einen großen, halb nackten, goldenen und grimmigen Menschen, mit hochgeschweifeter Oberlippe, gewaltig, aber mit verliebten, frommen Augen, natürlich ein Mann aus dem Volke — ein Wahnsinn, daß man seiner überhaupt achtet!

Als Jy aber aus dem Palangkin stieg, hatte er die Gelegenheit wahrgenommen, einen verstohlenen Blick auf sie zu werfen, und unter dem Einfluß dieses Blickes hatte Jy der Atem gestockt. Als sie aber in ihrer sicheren Kammer war, seufzte sie, die junge Brust hob sich; und so blieb sie, hochgewölbt; mit einem einzigen Atemzug war sie Jungfrau geworden! Sie, bisher nur ein Kind, war erwachsen geworden, weil der schöne Arbeitsmann sie angesehen hatte! Häufig, häufig ließ sie sich seitdem in ihrem Palangkin tragen.

Fast gleichzeitig aber hatte die Donnerkunde sie getroffen, daß sie heiraten sollte. Gab es ein härteres Schicksal?

In Peking werden Hochzeiten im Frühling gefeiert; um die Zeit kann man fast jeden Tag einem Hochzeitszug auf der Straße begegnen, mit dem körbetragenden Gefolge, und Musik, Schalmei und Trommel

an der Spitze. Fast meint man, man höre jemanden durch die Töne der Schalmey weinen, wie eine verirrte, jammernde Ziege, die Trommel aber donnert, sie übertäubt die Schalmey mit ihrem groben, lärmenden und polternden Takt. Von der Braut in der dichtverschlossenen Sänfte, die ebenso rosenfarbig ist, wie die blühenden Prunuszweige, die sich an allen Mauern Pekings ranken, die eingemauerte Hoffnung selbst, von ihr weiß niemand etwas; erst wenn sie nach der Trauung den Perlenschleier fallen läßt, bekommt man ihr Gesicht zu sehen. So viele Perlen, so viele Tränen?

Es ist Frühling in Peking, kalter, zögernder Vorfrühling, mit zeitig blühenden Fruchtbäumen und grünenden Weiden, Zugvögel; bald eisiger, staubiger Wind aus Norden, bald viel Sonne und stille, weiche Luft, in der alles keimt. Die Elstern fliegen mit Zweigen im Schnabel, auch sie bauen ihr Nest, sie fliegen kreischend von einem ummauerten Hof zum anderen, blicken von oben in alle Gärten hinein — ähnlich wie Darduse, der in allen Häusern aus und ein geht und mehr von Peking und allem, was in den abgeschlossenen Häusern vorgeht, weiß, als Peking selbst.

Darduse ist viel unterwegs in dieser Zeit, patscht barfußig auf seinen kurzen, dicken Beinen von der einen lehmgestampften Straße in Peking zur anderen, hat überall etwas auszurichten, immer mit dem Sack am Arm, meistens mit einer Schar Kinder hinter sich her, mit denen er scherzt, ihnen huldvoll zulächelt; die blaugefrorenen Kleinen, in die schreiendsten Farben Chinas gekleidet, bonbonfarbige Schlafröcke und grelle, hellgrüne Jacken, himmelblaue Seidenmützen, wie man sie an den Jüngsten verschwendet. Darduse nickt ihnen zu, er hat Anteil an ihnen, wie die Vorsehung an allem Anteil hat, was lebt; ohne Hochzeit keine Kleinen, ohne Darduse keine Hochzeiten!

Aber es werden nicht nur Hochzeiten im Frühling gefeiert, sondern auch kommende, neue vorbereitet, denn die Brautsänfte und die Schalmey bringen dergleichen wichtige Dinge in Erinnerung; die Hochzeiten, die nun gefeiert werden, hat Darduse vor Jahren geordnet, seine jetzige Geschäftigkeit soll in der Zukunft Frucht tragen. Es ist nicht leicht all die Partien, die Darduse im Kopf hat, auseinander zu halten! Schnell und leichtfüßig, wie dicke Leute sein können, schaukelt Darduse kugelrund, mit dem gefüllten Sack am Arm, den Rock hinterher schleppend, von der Straße in einen Jamen, winkt der Kinderschar mit seiner fetten Hand zu, und sie bleibt wie eine Herde Lämmer stehen, enttäuscht und farbig, bis sie sich zerstreut

und jeder nach Hause zieht; Darduse scheint heute viel zu tun zu haben.

In dem Hof des reichen Mannes, wo Darduse verschwunden ist, hat er eine heimliche Zusammenkunft mit dem Sohn des reichen Mannes, einem bedeutenden jungen Mann, von sehr feiner Familie, Erbe großer Güter, mit Namen Wan Kwei. Neugierige Dienerschaft versucht vergebens durch die Papierwand zu erlauschen, was sie besprechen. Darduse flüstert, es klingt, als ob eine große Fliege summt, lange und eifrig; Wan Kwei scheint gar nichts zu sagen, man meint ihn nur hin und wieder seufzen zu hören — in welche Verlegenheit kann der junge Herr geraten sein, da er in letzter Zeit so oft Darduses Hilfe in Anspruch nehmen muß? Spielschulden? Daß seine Hochzeit nahe bevorstand, wußte man, aber alles war ja in bester Ordnung; was hatten die beiden miteinander zu flüstern?

Als die beiden sich schließlich zeigten, und Darduse sich entfernte, indem er Wan Kwei noch ein unverständliches Zeichen zumachte, sah die Dienerschaft, nicht ohne Teilnahme, daß der Besuch den jungen Herrn nicht getröstet zu haben schien, er war ebenso schwermütig und niedergeschlagen, wie während der letzten Wochen.

Ja, Wan Kwei war traurig, und warum? Weil er heiraten sollte. Er und kein anderer sollte Tsi Jy haben! Die Eltern hatten es so geordnet, ohne daß er als gehorsamer Sohn und anständiger Chinese etwas dagegen einzuwenden gehabt oder überhaupt gefragt worden war; und Darduse hatte seinerzeit, als die Hochzeit geschmiedet wurde, als Vermittler gewirkt, nicht ohne daß von beiden Seiten eine hübsche Gabe für ihn abgefallen war, von der Familie der Braut, weil er sie so gut abgesetzt, von der des Bräutigams, weil er die Verbindung mit solch reichem Mädchen vermittelt hatte.

Wenn aber Jy verzweifelt war, so war Wan Kwei es nicht minder. Er hatte seine Zukünftige ja nie gesehen, zweifelte aber keinen Augenblick daran, daß sie ebenso war, wie andere junge Mädchen der guten chinesischen Gesellschaft, eine Gans, von Geburt an in Unwissenheit und herabwürdigender Zucht gehalten, keine anderen Begriffe, als die niedrigste Geschwätzigkeit über häusliche Angelegenheiten, zankstüchtig, mit einem zweifelhaften Wortvorrat, den sie den Dienstboten entliehen hatte, und dazu unweiblich, nicht einmal gesund, mit Zähnen, die von Süßigkeiten verdorben waren, mit schlechter Verdauung, dabei mager, ein Wesen, das immer klagte, weil ihm Unrecht geschah, was auch der Fall war, mißgünstig und ziemlich unsauber, mochte

sie sich auch mit noch so viel Seidenzeug und kostbaren Stoffen beladen, alles in allem ein beklagenswertes Geschöpf, kaum ein richtiges Weib, wozu Abgeschlossenheit von der Welt und die ganze Behandlung sie gemacht hatten, vielleicht war es nicht ihre Schuld — aber war es Wan Kwei Schuld, so daß er damit gestraft wurde, sie als Lebensgefährtin heimzuführen?

Vorsichtig, mit Takt hatte Wan Kwei versucht, Darduse nach den Eigenschaften oder dem Aussehen seiner Braut auszuforschen, hier aber hatte Darduse die strengste Diskretion beobachtet, er, der sonst alles ausplauderte, denn sein ganzes Geschäft als Vermittler hing ja davon ab, daß er über die Vorzüge der Parteien Stillschweigen bewahrte — wie konnte es ihm sonst glücken, eine einzige Partie zustande zu bringen? Wan Kwei erfuhr nichts.

In anderer Beziehung hatte er Darduse auf seiner Seite, andere Händel, darüber aber ruhte tiefstes Schweigen, nicht ein Wink verrieten, warum Darduse kam und mit welchem neuen Auftrag er ging, wenn er sich blitzenden Auges und wie eine rollende Kugel wieder aus Wan Kweis Jamen entfernte.

Darduse sprach laut mit sich selbst auf der Straße, bewegte eifrig die Lippen, während er mit seinen dicken Füßen durch den Staub patschte; und hätte jemand zugehört und sich dafür interessiert, hätte er aus seinen Bemerkungen und Ausrufen schließen können, was er und Wan Kwei zusammen hatten, und welcher Art diese Herzensangelegenheit war. Auch Wan Kwei war in eine andere verliebt!

Mit Schaudern hörte darum Wan Kwei die Hochzeitsschalmel auf der Straße und richtete schwermütige Monologe an die anderen Boten des Frühlings, die blühenden Kirschbäume, die Weiden, die im Ausschlagen waren, die Fledermäuse an den hellen Abenden und die nestbauenden Elstern, die mit Gelächter vom einen ummauerten Garten zum anderen flogen.

Einige Tage darauf ereigneten sich traurige und aufsehererregende Dinge in dem Hause, wo Tsi Jy wohnte.

Vorbeigehende konnten vor den Mauern einen seltsamen, wilden Gesang hören, wie von jemandem in höchstem Affekt, und gleich darauf ein gewöhnliches Geschrei, das kopflose Gekreisch der Dienerinnen: War etwas verschüttet, oder verbrannt, ein Topf in Scherben — nein, es war etwas viel Schlimmeres!

Jy hatte sich fast den ganzen Vormittag im Palangkin tragen lassen

und als sie nach Hause kam und in den Garten ging, um nach ihrem Papagei zu sehen, der bei dem schönen Frühlingswetter ins Freie hinaus getragen war, begegnete ihr ein grauerregender Anblick: Der Papagei war fort, er war tot, denn an der Kette hing noch der eine arme abgerissene Fuß, womit der Vogel an die Stange gefesselt war. Auf Jys erbitterte Rufe war die Dienerschaft herbeigeeilt, aber ach, sie hatte es nicht getan, und die Sache war klar, die Krähen, die Krähen waren die Täter. Jetzt entsann Jy sich auch, daß sie gesehen hatte, wie die Krähen im Fluge über dem Garten tauchten, sie hatte aber nicht weiter darüber nachgedacht, und während sie fort war, waren sie herabgeschossen und hatten den armen, gefangenen Vogel getötet.

Ja, ja, Jy nickte und nickte, und ihre Augen weiteten sich, während sie um sich blickte, ja, ja, die Krähen hatten sich des Papageis bemächtigt, wie man sich aller Wehrlosen bemächtigt, wie man auch sie nehmen würde, wie alle Welt alles nahm, was sich nicht wehren konnte . . .

Und mit dem kleinen roten, abgerissenen Vogelfuß in der Hand, brach Tsi Jy in bittres Weinen aus.

Und während sie weinte, wurde sie zornig, schrie und schlug ihre Mädchen, die sie trösten wollten, jagte sie mit wilden Gebärden fort, und als sie geflüchtet waren, ging sie allein im Garten auf und nieder, und weinte, klagte an und weinte, mit zerrissenem Herzen, weinte und klagte, bis der Schmerz in ihrem Munde zu Gesang wurde, einem leidenschaftlichen Klagegesang, der alle erbleichen machte, die in der Nähe standen und sich nicht zu nähern wagten:

Ai, ai, ai, ai!
 Mein armer grüner Vogel!
 Meine Schwester!
 Dich haben sie getötet,
 die schmutzigen Krähen.
 Ai, ai, ai, ai!
 Ai, ai!

Auch mich will man töten
 und mein Gefieder zersplittern,
 nichts anderes von mir übrig lassen
 als meine blutigen Füße.
 Ai, ai, ai, ai!

Verflucht sei die Stunde,
in der ich geboren wurde!

Ich will mir das Herz aus dem Leibe reißen
und es den Hunden hinwerfen,
ich elendes Federvieh.
Ai, ai, ai, ai!
Ai, ai!

Als Jy aber so gesungen hatte, rannte sie in wildem Lauf auf den Teich zu und stürzte sich kopfüber hinein, wie ein Schwan in sein Spiegelbild; und da erklang das kopflose Gekreisch der Dienerschaft, Entsetzen und Geschrei, ohne daß ein einziger zu Hilfe eilte, oder daran dachte Hilfe herbeizuholen.

Tsi Jy war bereits unter der Oberfläche des Teiches verschwunden, und die Ringe des tiefen Wassers hatten sich über ihr geschlossen; da kam in großen Sprüngen ein Palangkinträger aus dem Stall, ein großer, schlanker Mensch, aber ein Kuli, und seine Anwesenheit im Garten war natürlich eine Vermessenheit, hier aber tat Geistesgegenwart not und Kräfte, wie Kutscher sie besitzen, der Palangkinträger stürzte sich ohne Einwendung von irgendwelcher Seite in den Teich, schwimmt, taucht und kommt mit der Ertrinkenden wieder zum Vorschein, beide wie in einem Netz von Lotosstengeln, und er trägt sie an Land und Tsi Jy scheint das Bewußtsein gar nicht verloren zu haben, denn sie schlingt mit Geistesgegenwart die Arme um den Hals ihres Retters.

Und jetzt stürmen alle herbei, um Jys Leben zu retten, und der Palangkinträger ist überflüssig, mag zu seinem Stall zurückkehren, Jy aber hält seinen Hals fest umschlungen, und es dauert noch eine kleine Weile, bevor man Jy von ihm gelöst und der sicheren Obhut ihrer Mädchen übergeben hat. Endlich begibt der unbeschreibliche, nacktbeinige Kuli sich wieder in seine eigene Welt, und Jy wird in den tiefenden Kleidern in ihre Kammer getragen. In der Tür dreht sie sich in den Armen der Mädchen um und will jemandem nachsehen, aber es ist niemand da, und als sie sie niedergelegt haben und ihr die nassen Kleider ausziehen wollen, rollt sie sich zusammen und schluchzt, beißt die Zähne aufeinander und wehrt sich mit den Händen, legt sich in ihren kleinen Bettkasten, worin sie gar nicht Platz hat, auf den Rücken und starrt mit weinenden Augen zur Decke.

Und als die Mädchen sich an ihr vergreifen, sie mit Gewalt zwingen wollen, die nassen Kleider zu wechseln, bekommt sie einen Wutanfall, wirft ihnen Kruken und anderes Gerät an den Kopf, gibt ihnen Ohrfeigen, kämpft mit vier Stück auf einmal und besiegt sie alle vier, stark, wie ein kleines Pferd; Tsi, sagt sie zwischen den Zähnen, als ob ein weißglühendes Eisen zischt, sie trägt diesen Namen nicht umsonst, und nachdem sie die Dienerschaft dem Erdboden gleich gemacht und auf ihr herumgetrampelt hat, beginnt sie sich eigenhändig zu entkleiden, reißt sich die Kleider vom Leibe, alle Kleider, zerreißt ihr Hemd von oben bis unten, und greift sich an die Brust, um sich das Herz herauszureißen, prallt aber an ihrer eigenen Rundlichkeit ab, ruft böse Geister an und wirft sich schließlich laut heulend auf den Boden, wie eine entzückende Porzellanfigur, die herabgefallen und entzwei gegangen ist.

Ratlos lassen die Mädchen die Hände sinken, ratlos steht der ganze Jamen.

Zu diesem Zeitpunkt trifft Darduse ein.

Und der alte Mandarin, Tsi Jys Vater, den dieser Auftritt in den Frauenkammern stört, winkt ihm mit seiner Krallen, Darduse kann ja überall aus- und eingehen, auch bei den Frauen, mag Darduse Ruhe stiften!

Darduse grunzt und rollt in die Kammer, zeigt den Mädchen seine offenen Handflächen an der Tür, das bedeutet, daß sie gehen sollen, setzt sich zu Jy und ihm glückt es, den Sturm zu besänftigen.

Jy hat den Kinderfreund ja von Kind auf gekannt, als sie noch auf die Straße durfte und hinter Darduse mit den anderen herrannte, auf ihr Kleid trat, hinfiel und wieder aufstand; er darf sie in eine Bettdecke einhüllen und aufheben, er pfeift ihr etwas vor, Ho, und spinnt wie eine Miezekatze, aber tief und hohl, eine Kunst, auf die er sich versteht; und schließlich legt das kleine nasse Frauenzimmer sich an die Brust des alten Mannes, mit einem trostlosen Seufzer und weint, weint, und er klopft ihr ungeschickt den Rücken, wiegt sie hin und her und sagt so, so, so, bis das Schlimmste überstanden ist.

Hätte jemand Darduses Gesicht gesehen, das über der Schulter des jungen Mädchens hervorguckte, ohne daß sie den Ausdruck darin sehen konnte, er wäre erstaunt, denn sonderlich gerührt sah Darduse nicht aus, obgleich Jys Schmerz doch einen Stein hätte rühren können. Der alte lebenskluge Vagabund aber machte ein fast triumphierendes Gesicht und kniff das eine Auge zu, listig, als ob er hinter Jys Rücken

einem Publikum zublinzelte; das ganze vorbeibrausende Jugendweh schien Darduse zu belustigen.

Gesprochen wurde nichts zwischen den beiden, weder Beichte von Jys Seite, noch überzeugende Trostgründe von Darduse; bevor er aber ging, hatten die jungen Nerven ausgerast, Jy hatte sich in ihr Schicksal ergeben, mit einem letzten schmerzlichen Seufzer, die todmüden Augen zur Decke gerichtet. Mochte man mit ihr machen, was man wollte. Jetzt wollte sie schlafen.

Und Darduse blieb bei ihr sitzen, bis er sah, daß die zitternden Augenlider zugefallen waren und die Ruhe, nach der das erschöpfte Herz verlangte, über sie gekommen war. Da ließ er die kleine Hand los, die nicht mehr merkte, daß er ging.

Da aber hätte ein Beobachter sehen können, wie eine Träne von Darduses Nase herabfiel, so groß und rund, wie er selbst und der Bettelsack, den er durch ganz China schleppte; das aber konnte niemand sehen, denn in Gegenwart anderer legte Darduse keine anderen Gemütsbewegungen an den Tag, als die, die Lachen hervorriefen oder maliziös waren.

Als er durch die Stuben ging, traf er auf einen kleinen Hund, Tsi Jys geliebten Pekingese, und als kluger General kehrte er mit ihm zu Jys Kammer zurück und legte ihn Jy in den Arm. Und sie nahm ihn schlafend entgegen, mit einem blinden Lächeln, schloß ihre runden, honiggelben Arme um ihn und drückte ihn zärtlich an ihre Brust, seufzte schluchzend im Schlaf; und so getröstet, jedenfalls solange der Schlaf währte, verließ Darduse sie.

Acht Tage später wurde Jy verheiratet.

Und als der Bräutigam den Perlenschleier vor dem Gesicht der Braut teilte, sah sie, und traute ihren eigenen Augen nicht, schrie auf und hielt sich den Mund zu, so daß in ihrer geschlossenen Brust nur ein blökender Laut entstand — sah sie, daß ihr Gatte der Palangkinträger war, der Kuli, der ihr das Leben gerettet hatte, der Geliebte . . .

??

Schmunzelnd steht Darduse dabei, er kann alles erklären. Doch es ist gar nicht nötig, mit großen strahlenden Augen steigt Tsi Jy an der Hand ihres Gatten aus der Brautsänfte und er führt sie in sein Haus, Wan Kweis reichen, brautgeschmückten Jamen.

??

Hat niemand es erraten? Nein, wer kann ein so kunstfertiges Gewebe von Zwischenhandel und unterirdischer Intrige durchschauen, wie Darduse es so meisterhaft gesponnen hat!

Der Kuli und Wan Kwei sind natürlich ein und dieselbe Person! Wan Kwei hatte Jy gesehen, ohne zu ahnen, daß es seine Zukünftige war, und durch Darduse hatte er sich Zutritt in ihr Haus verschafft, als Palangkinträger, eine Rolle, die der junge Herr gern übernahm, um einen Schimmer von der Geliebten zu sehen, eine amüsante Doppelrolle, die er eine Zeitlang geführt hatte. Aus diesem Anlaß hatten er und Darduse sich zusammengerottet.

Die ganze Zeit aber hatte der hinterlistige Darduse Bescheid gewußt, hatte all die verwirren Fäden in der Hand gehalten, o, Darduse!

Wie aber nahm Wan Kwei die glückliche Überraschung auf, die Darduse ihm bereitet hatte? Er errötete nicht vor Freude, was das Naheliegendste gewesen wäre, denn er war gelb, und ein Chinese kann nicht erröten, er wird höchstens orange, wenn man ihm eine Ohrfeige gibt. Er ließ seinen Gefühlen auch nicht freien Lauf, das schickt sich nicht für einen Chinesen von Stand, in aller Stille aber ging in ihm eine große Veränderung vor. Aus Schmerz über die Fessel, die seiner wartete, hatte Wan Kwei von vornherein Kälte und Rachsucht in sich großgezogen, ziemlich unangenehme Vorsätze, die gegen die vermeintliche niedriggesinnte Luxusdame gerichtet waren, deren Gesellschaft man ihm aufzwingen wollte, Wan Kwei war drauf und dran gewesen, sich so gemein zu denken, wie die gewöhnlichen, verhätschelten und verdorbenen jungen chinesischen Ehemänner sind; jetzt fielen diese Vorsätze in sich selbst zusammen, er wurde wieder, was er tatsächlich war, sehr, sehr verliebt in diesen Singvogel, den er jetzt in sein eigenes Nest führen durfte.

Beileibe aber durfte man ihm nichts anmerken. Seine Augen trüben, denn es zog so furchtbar draußen im Freien, und seine Lippen zuckten, wie bei einem vorübergehenden Nervenanstrengung, das war alles, was man dem sonst vollkommen anstandvollen Bräutigam ansehen konnte.

Statt dessen machte Darduse, der Unverbesserliche, sich Luft in einem Ausbruch, der dem Narren bei Hochzeiten gestattet ist, er wicherte himmelhoch und tanzte auf der Stelle, wie eine schwankende Kugel, so daß seine Ohrläppchen, die dicken Trauben glichen, auf und nieder hüpfen, er schrabte die Erde und gebärdete sich ganz unbändig, wie ein ungeduldiger, fauchender Hengst, schüttelte sich vor Lachen und

stand auf dem Kopf; und das Gefolge lächelte über diesen Scherz, Darduse war Darduse!

Und zu diesem Hengstwalzer sang Darduse ein Hengstlied, mit einem wiehernden Refrain:

Hir, hir, hir . . .

Meine jungen Stuten,
wo seid ihr?

Hir, hir, hir . . .

Ich spüre einen Duft
von honigsüßen Weiden
auf den Frühlingssteppen.
den Duft von Stutenmilch,
tauige junge Füllen,
rieche ich . . .

Hir, hir, hir, hir . . .

Sehe ich Mähnen fliegen
hinter jenen Hügeln?

Hir, hir, hir, hir . . .

Darduse galoppierte:

Ich komme, ich kommel

Und das ganze Gefolge wieherte im Chor. Es wurde die lustigste Hochzeitsfeier, die man lange erlebt hatte.

Hat es Zweck, nachdem Darduse allen Teilen das Glück in die Hand gespielt hat, noch von den kleinen Vorteilen zu reden, die für ihn selbst abfielen? Wie kann selbst ein Darduse ohne Erwerb leben? Von den Eltern, von beiden Seiten, hatte Darduse Prozente genommen, als seinerzeit die Hochzeit geschmiedet wurde. Nicht wenig Mühe und Lauferei hatte es Darduse natürlich gekostet, Wan Kwei als Palangkinträger bei Jy einzuschmuggeln; eine Vergütung dafür blieb nicht aus. Hatte Darduse die Kulis in Jys Jamen bestechen müssen? Keineswegs, im Gegenteil, sie hatten ihm ein Scherflein von ihrem geringen Verdienst opfern müssen, denn er machte ihnen den Vorteil klar, der es für sie sei, wenn sie den geheimnisvollen Fremden in ihrem Stall aufnehmen würden; reichliche Belohnung von oben blieb dann auch für sie nicht aus. Von Tsy Jy bekam Darduse viele und

reiche Geschenke. Sich „Verdienste zulegen“ ist das Ziel jedes Chinesen. Darduses Sack war wie ein Pelikanschnabel aufgesperrt, bevor die Hochzeit zu Ende war.

Herzlich lachte der Alte, als seine Ränke, die nur das Gute bezweckten, aufgeklärt wurden. Und fett, gewagt war sein Witz, als er, gleichsam von seinem eigenen Gewicht gedrückt, zu den Regionen der Dienerschaft herabsank und seinem Witz dort die Zügel schießen ließ. Das Horoskop des Brautpaares wurde gestellt, und Darduse meinte, daß es wohl nötig sein würde, daß Wan Kwei seine Frau zum Scherz peitsche, denn es stand einem Chinesen wahrlich nicht an, vor den Augen der Welt so verliebt zu sein — laute Schreie aus der Schlafkammer usw. Ha, ha, ha . . .

Darduses Lachen klang wie das Grunzen eines Büffels. Und rund um ihn herum tanzten die Hunde des Hauses, die kleinen Pekingesen, mit ihren eingedrückten Schnauzen und weit auseinander stehenden Augen, laut bellend, wie ein Bund Schellen, das man auf die Erde gestreut hat.

Hier endet die Mythe von Darduses Mündern.

Autorisierte Übersetzung
von Julia Koppel

SECHZIG MILLIONEN SUCHEN EINEN AUTOR

von

ALFRED KERR

I

Soll man die dramatischen Anstrengungen einer Epoche nur einteilen — oder sie werten?

Einteilen . . . sagt der Angeschossene.

Werten . . . sagt der Heile.

Man soll den Dingen ein Ich gegenüberstellen; nicht: entgegenstellen.

Weil der Betrachter, o Schwarm von Dramo-Bastlern, ein ingrediens des Zeitalters ist.

Dies Zeitalter wird erst so zur Pyramide. Bis dahin bleibt es ein armer polyedrischer Stumpf.

2

Einteilen?

Was ist gedient, falls ein sanfter Entsagerich etwan äußerte: „— es gibt in unsrer Zeit, wollen mal behaupten: Folgerungsschauspiele; zweitens . . . also: Stufungsschauspiele . . .“ Praeter-propter. (Ich erfinde nach Wunsch gallerthafte Begriffe mehr, wovon der Inhalt niemanden festlegt: indem er Schwarz oder auch Weiß bedeutet.)

3

Was ist gedient, wenn einer nicht wertet, ob die . . . tja: Folgerungs-dramen stark, die . . . (wie gesagt) Stufungs-dramen innerlich, die Zimtgesichtspunktkringelanilinschwanzdramen aushaltbar sind.

Was, Zeitgenossen, ist es nütze, wenn man Euer fesselndes Gewächs (in der Form eines Pflaumenkranzes) geduldig anstiert — aber nicht sagt, auf welchem Weg dieses Fruchtbild künftig an Blutzapfung zu hindern bleibt. Ihr sitzt schwer darauf.

Ja, Pflaumenkränze der wirtschaftlichen, der politischen, der dramatischen Zeit gilt es zu dämmen, zu hemmen.

Bleibt etwas getan, wenn man sich „auf ihren Boden stellt“? Als dramaturgischer Linné?

Zum Historikerspielen ist immer noch Zeit. Erst helfe man die Historie machen.

4

Jemand will der Gegenwart durchaus nicht übel — wenn er die Furcht, hinter der Mode zu bleiben, verlacht . . . (Statt mitzuwanken; grundsatzlos, aber grundsätzlich).

Man kann seine Augen doch nicht hindern, zu sehn. Die Zunge doch nicht foltern, zu lügen.

Das Gemeinsame der heutigsten Gegenwart ist, ist, ist: Beklebung von Abgetanheiten mit der Banderole: Jetzt.

Selbsttäuschungsversuch — oder Täuschungsversuch. Rückfall mit Festmusik.

Ihr merkt es schon. Ihr laßt Euch, weil Atavismen lackiert sind, nicht lange lullen.

Seht Ihr bei Kaiser, bei Bronnen das Einschmuggeln der abgelegtesten „fiscelles“? Kennt Ihr diese Jubiläen? Die Kernfrische dieses Kniffs? Den Dualismus — der ein Sardoualismus bleibt?

5

Ich sah Diebolds gutes, auch gütiges Buch „Der Denkspieler Georg Kaiser“ — und bin gewiß, daß Diebold hier im Denken mehr tut, als Kaiser tat.

Ich muß Kaiser anders sehn. Sein Generalnenner (entsetzlich, das zu sagen) heißt: Bluff. Seiner Arbeiten jede sieht „nach“ aus . . . ohne das zu sein. Kaiser ist mir der Dramatiker des „Als ob“.

War „Kolportage“ beispielshalber Parodie? (Gott laß ihm die Ausred'!) Kaiser tut hier, was er in unparodistischen Werken auch tat: er strebt nach dem Trickschauspiel . . . und erreicht es nicht.

Kaiser geht — o wie oft — erfolglos dem alten Trick nach: mit heutigem Getünch.

6

„Kolportage“ lichtet Kaisers Unterflächen . . . wie ein Paradigma.

Er verabscheut nicht ernsthaft, was er zu parodieren scheint. Sondern er drängt nach dem Erfolg dessen, was er zu parodieren vorgibt.

Ist er Frau Courths-Mahlers böser Engel . . . oder ihr Wettbuhler? — (Ich weiß, wen er parodieren sollte.)

7

Kaisers Kennmal ruht in folgendem: Ältere Technik borgen; (möglichst mit ficelles); Fetzen eines Gedankens hinreihen (der heutig klingt); alles sprachlich hüllen, überwitern . . . und an kein Ende führen. (Weil er keines weiß.)

G. Kaiser sagt, jetzt auch in einem berliner Programmheft: „Das Drama schreiben ist: einen Gedanken zu Ende denken.“ (Also justament, was er nie getan hat.)

8

Er setzt, indem er dem Zuschauer die Arbeit (einen Sinn zu suchen) aufhalst, sich bei diesem in Achtung. „Als ob“; da liecht was drin; wird schwer zu erfassen sein; hach ja, modern . . . und jewiß tief . . .

Es ist nichts zu erfassen.

Kaiser gibt das Ungefähr. Ein Stegreifling, der vor Schluß ausrückt. Ein Berufsfragmentler.

Es ist mir fürchterlich, solche Worte gegen ein vielleicht liebenswertes Geschöpf zu äußern, das ich nicht kenne. Sie sind die Wahrheit.

9

Kaiser gilt als Techniker — nur in Deutschland! Ein Möchtegern-Techniker. Allemaal: Versuch mit Fehlschlag. Eben die ergierte Sardou-Technik nicht zu können, ist sein Fall.

Doch er hat ein Plus. Er macht Anbahnungen wie in „Nebeneinander“. (Was der Marinetti-Dadaismus in signo „Simultankunst“ begründet hat.)

Nur immer mit den drei Stufen:

Der Dichter scheint erregt. Die Gestalten scheinen erregt. Bloß die Zuschauer nicht.

Warum? — Weil es zum Gerüst, nicht zum Gehalt reicht.

Der ganze Fall. Der letzte von den Enttäuschungsgründen.

10

Blickt um euch. Frank Wedekind kam wie aus der Pistole geschossen; mit eigener Marke; sofort.

Die heut letzte Dramatik nie. Rückläufig ist sie. Nicht vorläufig; bloß vorläufig.

Kaiser kehrt also (wie Grillparzer sagt) „rück“ zum Sardou. Bronnen, im „Vatermord“, rück etwa zum Gerstenberg des Ugolino; (er verbraucht nur: Päderastie, Blutschande, Würigung); dann Bronnen rück zur packenden Ambigu-Schmiere; (wenn in Sillian beim Spannungskampf das Licht ausgeht); bald zu Sudermann und Felix Philippi.

Brecht kehrt rück: zu Büchner-Grabbe; bald zu verstorbenen Exotikern; zum Nachmachen des Vagantentums an dem jubilarischen Rimbaud.

Der Expressionismus kennt nur noch Fliehende. Den Kornfeld: in „Palme . . .“. Den Werfel: im „Schweiger“. Den Toller: im „Hinkemann“. Den Brecht und den Bronnen soundsooft. (Expressionismus in strengster Gestalt — August Stramms Welt — ist noch ungeschöpft und unerlöst).

11

Bronnen und Brecht haben außer den Buchstaben „Br“ wenig gemein. Höchstens, daß (nach dem Vornamen Gerhart, mit t am Ende) der eine sich Bertolt mit t, der andre sich Arnolt mit t schrieb.

Die zwei sind widereinander Gegensätze (Brecht lallt, Bronnen knallt) . . . werden aber mit dem gleichen Schluck verdaut.

12

Bronnen hat in der „Katalaunischen Schlacht“ (oder in den „Rheinischen Rebellen“) vom Expressionismus . . . das Tempo.

Die katalaunischen Ahnherrn sind: Philippi, Molnar, Scribe, Film.

Dies Werk um Hiddie wirkt oft wie versudermannter Wedekind. Oder: Grand-Guignol-Grusel. „Die Stimme des Toten im Grammophon.“

Spannungsdramatik voll modriger Tricks. Verschwörer mit falschem Bart in der Nebenloge. Die Taschenuhr eines Gemordeten wird in der Loge über die Wand geworfen. Hier „läßt“ Kenned „den Dolch sinken.“ Der Ring des Toten heimlich in die Tasche der Logenbesucherin gesteckt. Ein Herr reißt sich den falschen Bart ab. Zuvor spricht jener Kenned: „Ich fühle, daß dieser Logenschließer uns belauscht. Und ein Spion steckt nebenan.“ Ist etwas genützt, wenn ich sagte: „Einfluß des Films . . .?“

Kolportage — ohne Vorwand. Hintertreppe mit Richtung.

Kenned, im selben Auftritt, „will den auf den fast rasenden Margin gezielten Revolver auf Hiddie richten. Hiddie kommt ihm zuvor, und schnell aus ihrer Tasche den Revolver reißend, schießt sie ihn nieder . . . Er sinkt langsam über die Logenbrüstung und fällt ins Parkett mitten unter die Zuschauer“ — deren „gellender Aufschrei“ heraufdringt und zwar „hundertstimmig“. (Daß die Verfolger „in hastigen Sprüngen verschwinden“, sag' ich nicht erst.)

Sicher ist es ein Symbol von innerer Notwendigkeit in seiner Totalität, namentlich konstruktiv betrachtet, oder was beißt mich organisch.

Lieber Bronnen, meinen Sie, daß Werke mit Auto-Takt schon Werte sind?

Und wie der heiße Atem zu machen ist, weiß ein Souffleusenkind.

13

Ich will so gern mild gegen Bronnen sein. Kannte seinen Vater, der die „Familie Wawroch“ geschrieben hat — und hoffentlich lebt.

Nach dem Dünngeriesel des Expressionismus war Bronnens Zusammenhalt im ersten Stück ein Labsal.

Doch von jenem Pol rutscht er gleich zum Gegenpol. Von jener Überschlafheit . . . zum Effekt. Rings Undramatiker . . . er (halb) ein Theatraliker.

Halb? In der rheinischen Separatistenwelt ganz. Er müßte sowas nicht überarbeiten: sondern umgießen. Er müßte sich folgendes

fragen: „Spiele derlei zwischen Koreanern und Japs — welche Wirkung bleibt?“

Detektivstück, wo ein bescheidener Scribe zu Wildenbruch stößt. Unheil, nimm deinen Lauff!

Bronnen schwitzt Begabung — so in dem ängstlich-geilen Auftritt zweier Schwestern. Ist er gewillt, ein Bösewicht zu werden?

Sein Schaffen trieft von Tricks. Man versteckt sich hinter Tischen. Alle betagten Kamellen versammelt. Gestohlene Kassetten. Verlorene Mappen. Die steinalte Konvention: daß „Liebe“ zwischen den Vertretern von zwei feindlichen Mächten konfliktelt. O du mein Friederich Schiller!

Soll es dabei bleiben, daß der Separatistenführer das tapfere deutsche Mädchen rasend liebt — welche Deutschland retten will?

Der Führer ist ein Schmachbold... Aber was tut sie, die rheinische Fabrikantentochter? Mit einem Riemen schlägt sie dem Gauch ins Gesicht. Am Schluß geht die deutsche Fahne hoch... Hm.

Alles von einem „begabten Verfasser“... der bloß nicht erfüllt ist — sondern schlau und bedenkenlos. Er blicke selber zu:

Jedesmal das Äußere knallmodern (Flugzeug, Auto, Kino, Grammophon)... innen die verbrauchtesten Mittel.

Zielt Bronnen auf den Reisser? Ist, ist, ist er gewillt, ein Bösewicht zu werden?

(Seine Sendung heißt heute: sich zu füllen; sein Ich zu erfüllen.)

14

Wie steht es ringsum? Summarisch gesprochen: linkerhand Flucht zur Sardou-Epigonik — rechterhand Flucht zur Büchner- und Rimbaud-Epigonik.

Mit diesem Rimbaud hat es jetzt eine Bewandnis... die spaßhaft zu verfolgen bleibt. Den Rimbaud hatte schon (vor Brechts „Dickicht“) Paul Zech in einer Szenenreihe dargestellt. Mit Leben und Dichtung. Achtzehn dramatische Bilder. („Das trunkene Schiff.“) Zech ist aber ehrlich: indem er, bei Benutzung von Rimbauds Worten, die Quelle nennt. (Das Tier der Athene-Göttin, lieber Brecht, war nicht die Elster; sondern die Eule.)

Zech hatte, bei Sachruhigem, auch Rimbaud-Verlainesches Geblüth der Sprache. Dies den Fluß hinabschwimmen. Dies Schlürfen in der Luft. Schon Zech hatte, lange zuvor, Rimbauds Genialität in Vagantenzügen getuscht.

Das ist eine Zeit her. Der Vagant Rimbaud —: heut allen ein

komisches Vorbild... Schon Zech gab solche Worte Rimbauds, an denen Brecht später die Anführungsstriche vergaß. (Ich kanns nicht ändern, daß dieser junge Eklektomane, nachdem er sie auch bei Verlaine unterließ, mir verdächtig ist.)

15

Spaßhaft: Gänge freizuschürfen, auf denen die Mode zieht. Rimbauds Leichnam schillert im deutschen Literatencafé. Georg Kaiser sprach schon (in einer Kunstbetrachtung) von „dem positiven Rimbaud, wie er als Kaufmann in Ägypten seinen Pariser Gedichtruhm verlacht“.

(Sie wurden aber doch nicht Kaufleute).

16

Neben Rimbaud schwimmt offenbar die Südsee... Was tun Weltteile? sie dämmern fern.

Epigonen, gegenwartsleer bei heutigem Getu, malen ein Lieferungs-Amerika — statt des modern-wirklichen (das viel phantastischer lockt).

Kitschiges Chicago, das ist der einzig gangbare Weg — oder ich beiße mir den Daumen ab. Das Gegebene mit der inneren Notwendigkeit... O Phrasen-Impotenz!

17

Iwan Goll (von dem ein holzschnitthaftes Expressionistenstückel jetzt gespielt worden ist) hat einiges vorausgesehen. Der Expressionismus war bekanntlich (nicht im Potenziellen, doch im Dynamischen!) ein Durchfall nie gesehenen Umfangs in der Geistesgeschichte. Goll bekennt es. Als ich den Jammer durchleuchtet hatte, schrieb er dann, 1921: „Kommt, Barbaren, Skythen, Neger, Indianer, stampft!“... „Nicht Flöte, aber Banjo“. Sein Wort ging in Gottes Ohr.

Alfred Brust hatte vier Jahre zuvor ein „Südseespiel“ hingezartet. Es erschien, matt, auf den Brettern dieses Winters. Wilhelm Speyer gibt 1923 das Schauspiel „Südsee“, wo ein Inselmädchen Vaina („sprich: Va-ina“) von einem Europamann verlassen wird. Madame Butterfly.

Während Melchior Vischer 1924 die Tragikomödie „Fußballspieler und Indianer“ bringt — aber die Sehnsucht nach „fernen Südseeinseln“ für „dämlich“ und überwunden erklärt.

Bei ihm ziehn die gebrochenen Europäer in den Urwald. Die physiologisch frischen Urwäldler socken in die Stadt.

Jedenfalls der Wille zum Heut.

18

Ich rede nur vom Stoff. Brecht hat . . . den Nimbus dieses Willens. Der unheimliche Roman-Chinese — o durchsichtiges „Dickicht“! — stammt von vorgestern. Sowie das „Leben Eduards des Zweiten“ die Sorgen von Fünfzehnhundertsoundsoviel nachbedichtet, hinter Marlowe; (mit L. Feuchtwanger).

Sogar Brechts Lyrik fehlt jetzt. Der Kampf des Schlitzaug's mit dem Weißen: ein zerfahrener Gestus. Also totsicher das Schicksal. (Aufgabe des Betrachters ist, über die Hosen zu sprechen, die jemand nicht anhat.)

Das Marlowe-Gemeng blieb ebenso frei von Gliederung; ebenso frei von Akzent; ebenso voll von Abspannung.

Musterstücke dramatischer Ohnmacht.

Wo liegt, zwischen dem Undramatiker und dem Theatraliker, die trüchtige Mitte — (es braucht nicht die Mitte zu sein) . . .

19

Bei Kaltneker schwerlich. Er war, als er „Die Schwester“ schrieb, zwar ein beseelter Kerl, doch uneigen. Wenn er auch dämmen und schwellen kann.

Also wo? Bei der „Toten Tante“? bei der „Cousine aus Warschau“? bei einer „Königin von Neapel“? Von Hans Müller zu schweigen . . . Obschon Hans Müller, wenn er die Richtung mithielte, na —!

Also wo?

20

Ich sage jetzt nicht: bei Pirandello; oder: bei Shaw mit dem Johannastück. Hinweisen will ich auf einen Sachbestand.

Ich stelle nur gegenüber.

Erstens. Shaws Johanna vermeidet das Lionel-Schema. Die Rückwärtser von heut kleben daran . . . Shaw lacht über das steinalte Rezept: daß „Liebe“ zwischen den Vertretern der zwei feindlichen Mächte konfliktelt.

Wer ist moderner?

Zweitens. Niemand in Johannas Gegenpartei wird als Schmachbold gestäupt — (wie bei den Rückwärtsern). Menschen sind es. Alle.

Wer ist moderner?

21

Und Pirandello . . . (Ich sehe Pirandellos Ahnherrn in Deutschland — für das Vexierspiel: wo der Dichter mit den Gestalten verkehrt; wo

Spiel und Wirklichkeit verschwimmen, verbranden. Ich nenne: Jean Paul; die romantische Ironie Bréntanos; den „Grünen Kakadu“ von Schnitzler; die „Junge Welt“ von Wedekind; ein Stück des wertvollen Max Herrmann-Neisse; eins von Apelt.)

Gleichviel. Pirandello, trotz dieser Verwandtschaft, sucht in spiegeln-der Vertiefung neue szenische Möglichkeiten für Neu-Erschütterndes.

Wer ist moderner?

Der Sizilianer und Shaw, grundgetrennt, bringen . . . weder Zerleierte noch Effektgeschleuderte.

22

Das netteste Notgeschwätz der Schmocks, das Drama dürfe nicht Psychologie enthalten, auch nicht Gefühl, braucht keinen Widerspruch.

Shaw gibt in diesem unfeierlich-feierlichen Wunderwerk ein besonders teures Archiv der Seele. Für kommende Zivilisierung eine Bildkraft hoher Art: wenn das Kind vor dem weiten Konzil der Aldermänner steht. Der Wölfe, die sich nicht wölfisch wissen. Ein Erdgleichnis.

(Toller, noch immer der einzige Expressionist, hatte ja auch für Menschlichkeit nicht nur Worte: sondern Visionen. Wie, durch ein Weltmeer getrennt, und sehr anders, O'Neill im „Hairy Ape“ mit Bildkraft — nicht mit Worten — Menschliches prägt.)

Für Menschen, Ihr Buchtrottel, . . . für Menschen ist ja das Theater gemacht.

Nicht als tönendes Erz mit klingender Mauschelle.

23

Einteilen . . . werten. (Feststellen ist manchmal beides.)

Mildäugig schaut man herum:

Beklebung von Abgetanheiten mit der Banderole: Jetzt. Ältere Tricks mit heutigem Getümel. Aufkratzend Rückläufiges. Die Praxis des „Als ob“. Südsee. Vaganten-Äffung. Der Spalt zwischen Theatralikern links . . . und Undramatikern rechts.

24

Wir sind im Übergang. Ich weiß: „Entwicklung des Einzelnen“ . . . „noch nicht abgeschlossen . . .“

Man wartet gern. Ohne zu drängeln — weil es nichts hilft. Ohne zu schwindeln — weil es schadet.

Entwicklung; aber nicht Rückentwicklung mittlerweile!

Manches, was heut Stücke fetzt, auch jenseits von Brecht und Bronnen, gleicht auf dramatischem Feld etwa Curt Corrinths Werken auf epischem —: was ward aus ihnen? Platens Ghasel fragt: „Wo sind sie nun?“

Wo? — In der Literaturgeschichte für Deutschland aus der dichterischen Hungerzeit.

25

Sechzig Millionen suchen einen Autor.

(„Sechzig Millionen?“ Wieviel aber wirklich? — Höchstens . . . Auch noch zu viel!)

BÜCHER ÜBER MUSIK

von

OSKAR BIE

Von allen Büchern, die ich in letzter Zeit über Musik las, ist der Verdiroman Werfels (Paul Zsolnay Verlag) das musikalischeste weil es kein Buch über Musik, sondern in Musik ist — und enthält doch mehr Substanz, als manches gelehrte Werk. Sein Inhalt, sein Thema ist eine ganz besonders musikalische Angelegenheit: der neue Triumph der Kantilene. Die Liebe zur Melodie wird besungen und gesungen. Sein Stil ist nicht aus literarischer Entwicklung zu verstehen oder zu würdigen, es ist ein alter Stil, weil er eine alte Schönheit predigt und weil er eine Erfindung umsetzt, die vom alten Theater vielleicht mehr, als man von Werfel erwartete, in sich hat. Das Alte an der Erfindung ist die Technik des Kulissenbaus für jedes Kapitel und ihre Steigerung in jener Szene des venezianischen Karnevals, wo sich die Hauptfiguren des Dramas wie in einem alten Intrigenspiel in der bengalischen Beleuchtung eines klug konstruierten Zufalls treffen. Welche herrliche Rolle, dieser uralte Mann, der die Erinnerungen seiner lebenslänglichen Opernhaut in dem welken Parfum seiner Bibliothek feiert, und wiederum welcher Tenorglanz in dem jungen Herrn Italo, dessen glühend helle Sinne den Weg von der

stößen Heimlichkeit in die betrügerische Öffentlichkeit vollenden müssen. Es ist ein Szenarium, bunt und vielfältig gestellt, um den großen Konflikt Verdi—Wagner, den Werfel in sich heraufbeschwört, um seine Liebe durch einen Sieg sich zu bestätigen. Er nimmt es auf sich, diese Liebe zur Melodie in einem Künstler zu verkörpern, der sicherlich noch zu gegenwärtig für uns ist, als daß er nicht nur ein Prinzip, sondern auch eine Legende tragen könnte. Sind Manuskripte, wie dieser sein Lear, außer bei Dichtern so tragische Erlebnisse? Im Leben sind sie fast verborgene Quellen eines inneren Überflusses der Natur, des Temperaments, der Unruhe und der Sehnsucht nach dem Gleichgewicht, sie würden sich schämen, Symbol zu spielen. Um der Klarheit seiner geliebten Kantilene willen imaginiert Werfel eine ganze Tragödie dieses Manuskripts, in der der innere Zweifel qualvolle Gestalt gewinnt, Fragment wird, den Feuertod genießt: der Zweifel an der Gerechtigkeit der italienischen Melodie, der durch Wagners Erfolge genährt wird, um dann in einem seelischen Feuer ohnegleichen sich abzutöten. Es ist fast eine romantische Erlösungsgeschichte dieser Melodie geworden, die Verdi von Wagner hätte annehmen können.

Aber Werfel läßt Wagner nicht hinein. Er fingiert die gleichzeitige Anwesenheit beider Großen in Venedig, um sie immer bis zu einem gewissen Punkte sich nähern und dann sich abstoßen zu lassen: wobei Verdi der Liebende, Wagner der Kalte bleibt. Als er endlich das erste Mal ihn wird sprechen können, legt das romantische Schicksal den plötzlichen Tod des Deutschen in des Dichters scheinbar unschuldige Hände. Wagner bleibt der feindliche Antipode, dem sich die Liebe mit so viel Verständnis nähert, daß sie Angst wird. Einem andern jungen deutschen Musiker, diesem prächtig geschnittenen Fischböck, nähert sie sich ohne Verständnis, nur mit dunklen Ahnungen, und darum bleibt sie nicht Angst, sondern wird Brücke, getragene Empfindung, Menschlichkeit ohne Hemmung des Berufs. Das ist sehr schön. Hier liegen die Bekenntnisse des Künstlertums, die in diesem Buche als direkte Äußerung das Wertvollste sind, in der lächelnden Selbstauflösung aller Konstruktion, nicht daneben, als Essai, als Spiegelung, als Nahrung, sie sind einzig Gestalt geworden. Sie bleiben im Gedächtnis, wenn die Lektüre sich gesetzt hat. Dann verschwindet jener Trieb zur Analyse, der gern die Technik eines Autors entblättert, um den Ehrgeiz des Lesers zu befriedigen; und was nachklingt, ist der Ton, die Stimmung eines Buchs, seine Grundempfindung, die sich mit einer Szenerie abgestufter Figuren bekleiden mußte. Es ist ein

wahrhafter Ton, eine Musik, durch Gegenwart und Vergangenheit geschöpft, aus einem Ringen mit der Zeit, mit der eignen Jugend, in eine neue Jugend hinübergerichtet, das wieder singen möchte, statt eines Egoismus der Tat Liebe in der Natur, statt des Systems im Willen die Freiheit in der Melodie. Es ist diese Atmosphäre des Risorgimento, in der Verdi lebte und weiter leben wird, historischer durch den Dichter, als ihn die Geschichte selbst je erfinden konnte.

Ich stelle das Gegenteil daneben, das Gegenteil der inneren Einstellung und der äußeren Darstellung: Paul Bekkers Buch über Wagner (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Man kann Wagner gegenüberreten mit freiem und scharfem Blick aus einer dennoch liebenden Seele, wie Nietzsche, mit lächelnder Philosophie, wie Shaw, mit der aufregenden geschichtlichen Erkenntnis, in welche großartige Katastrophe das Monstrum Oper hier einen deutschen Künstler verstrickte, es hängt von der Stärke und Wandlung des Erlebnisses ab. Bekkers Erlebnis ist immer eine Mischung von Analyse und Ethik, sein Ton ist nicht befreiende Melodie, sondern bohrende Kontrapunktik. Er singt nicht in die frische Luft, er hängt an dem Problem und seine Zielrichtung ist nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe. Auch er hat den Glauben, aber einen metaphysischen, der sich in ein Haus sorgsam geschichteter Symbole rettet. Es ist deutsche Reinkultur, schwerwiegend in dem Ernst der Untersuchung und Eingliederung, lastend in der Sprache voller Deutung und Bedeutung, wie Wagners Wort selbst, kein Theater über Theater, keine Musik über Musik, keine Dichtung über Dichtung, aber Arbeit, eine staunenswerte, ungeheure Arbeit in dieser zersplitterten Zeit, über einen Stoff, zu dem wahrlich nicht die Epoche, sondern nur das Gewissen drängen kann. Unerschöpflich ist das Phänomen. Es ist möglich, heut noch über Wagner an 600 Seiten zu schreiben, die den Stoff wieder neu ordnen, weil sie ihn nach einem einheitlichen Maße ordnen, aus einem inneren Quell, der der Reaktion romantischer Naturen entspringt, aus der Frage der Ausdruckskunst, die in Wagner entscheidend wurde. Bekker spannt es so zusammen: Wagner will das Theater, also braucht er die Täuschung, er will die Täuschung, also braucht er die Musik, er will die Musik, also braucht er die Ausdrucksspannung, und weil diese das Erlebnis fordert, setzt er sein Leben ein — ein System, das ebenso bezeichnend ist für das Wesen eines Organisators, wie es für das Temperament eines Psychologen natürlich wäre, den Einsatz des Lebens und die Intuition der Musik als primär zu erkennen, aus

deren Wirkung sowohl das Leid des Schaffens wie der Triumph der künstlerischen Kraft hervorginge. Werfels Verdi befreit sich durch dieses Leid und diesen Triumph. Bekkers Wagner dient der Methode seines Autors. Der gedichtete Verdi ist vielleicht wahrer, als der biographierte Wagner, weil Verwandtschaft das Wesen des Künstlers mehr trifft als Forschung. Aber es handelt sich, wenn ein Buch zeugen soll, nicht um den Beschriebenen, sondern um den Schreibenden. Bekkers Darstellung hat etwas von einer Materialisation einer Idee, feindlich jeder Paradoxie, Willkür, Zufälligkeit, es ist eine außerordentlich organisatorische Arbeit ohne gute und auch ohne schlechte Nervosität. Aber indem die Organisationslust nicht Armut der Wissenschaft, sondern Dokument der Einstellung wird, soll grade dieses Buch unter allen seinen Schriften als ein sehr reifes, durchgezeichnetes, konsequentes und überraschend ausstrahlendes Zeugnis seiner persönlichen Musikschriftstellerei hervorgehoben werden. „Sein Leben im Werke“ ist es genannt, weil es nicht eine naive Biographie oder ein Programmbuch wurde, sondern eine Deutung des unerbittlichen Dämons, der ihn hieß, sein Werk so zu beginnen und zu vollenden, wie es wurde. Das Systematische ist die kleinere Einleitung, das Chronologische der Rahmen der größeren Ausführung, die Sorgsamkeit des Details läßt nur scheinbar die große These vergessen, unter der das Buch konzipiert ist. Es ist nicht sein geringster Vorzug, daß es die Energie behält, dies Detail immer wieder mit der These zu durchweben, Kunst und Leben immer wieder ineinander zu falten, sodaß das tausendmal Gewußte überall ein neu Erkanntes wird — um im Stil und in der Gesinnung der Wagnerdeutschen zu sprechen. Bei der Behandlung des Umschwungs im dritten Akt Siegfried schien mir seine Methode am glücklichsten zu verfahren.

Es gibt in der modernen deutschen Musikschriftstellerei zwei Gruppen, die diese höchst problematische Beschäftigung sehr verschieden ausüben. Die einen lassen sich vom System, die andern von der Kunst entzünden. Bekker ist für die erste Gruppe bezeichnend, Weißmann für die zweite. Aber nein, schon hat man vergessen, daß es noch eine dritte Gruppe gibt, die Nachkommen einer gewaltigen Zunft, die sich von der Geschichte entzünden lassen. Alle Musikschriftsteller werden fühlen, daß sie immer in der Verlegenheit sind, ihr Thema auf ein Nebengleis abzuschieben, weil sie es niemals treffen, immer umschreiben müssen: aufs Optische oder Lyrische oder Dramatische oder Biologische oder Historische. Musik läßt sich nicht darstellen,

nur ihre Atmosphären oder Assoziationen. Wenn ich eine Reihe konstruiere: Werfels Verdi, Weißmanns Verdi, Bekkers Wagner, Leichtentritts Händel, so habe ich die Skala vom Dichterischen übers Essayistische und subjektiv Systematische zum objektiv Systematischen. Die Musik selbst spazierte in diesen Stilen herum, begreiflich nur für das Gefühl oder für die Fachkenntnis. Aber sie leuchtet, wie in den Werken selbst, mit einer unheimlichen Kraft heraus, die auch den Laien bindet, ohne daß er sich dieser Wirkung bewußt wird. Es ist die sonderbarste Bemühung erfüllter Menschen, anderen die Schönheit ihrer Kunst zu predigen.

Gleitet die Darstellung ins Historische zurück, so bietet sich die bewährte Methode einer in den Zeitverhältnissen fundierten Analyse, eher kulturell aufgeschmückt als individuell verantwortlich. Die Musikgeschichte arbeitet bei uns schon lange in solchen philologischen Zirkeln, um deren Kühle sie die heiße Problematik der Gegenwart beneiden könnte. Blitzt dabei der künstlerische Funke einmal auf, wie — nie zu vergessen — in den früheren Schriften Kretzschmars, so fühlt sich die Gelehrsamkeit nicht minder erhoben, als der aktuelle Wille der Zeit geschmeichelt. Leichtentritt's Lebenswerk, das gewaltige Buch über Händel (Deutsche Verlagsanstalt), das Chrysanders Bemühungen endlich zu einem positiven Schluß führt, wird ein Muster dieser fleißigen, selbstlosen und nützlichen Methode bleiben. Es kommt in ein Jahrzehnt, da Händels Opern eine fühlbare Renaissance erleben, deren Zukunftswert noch nicht ganz abgeschätzt werden kann. Sie löst die Zeit ab, in der allein seine Oratoriumsgewalt herrschte. Sie wird immer mehr zu Bearbeitungen gezwungen, deren graduelle Entwicklung selbst wieder eine Geschichte in dieser Geschichte ist. Die neue alte Liebe ist eine Reaktion gegen die unumschränkte Bachverehrung, eine Reaktion emotioneller und breitgeladener Sinnlichkeit gegen die Tiefe der Metaphysik. Arme Epochen werden archaisch. Es ist mindestens so viel Künstlichkeit in dieser Reaktion, als Natürlichkeit. Aber was rede ich? Grade solche Bücher werden nicht aus aktueller Bejahung oder Verneinung geschrieben, so würde Weißmann, vielleicht sogar Bekker schreiben (ich gar nicht), sie entstehen aus der historischen Achtung vor einer monumentalen Größe, vor der rechten, alten, nie überwundenen Oratoriumsgröße Händels, deren wissenschaftliche Unvollkommenheit sie im stillen Winkel einer Arbeitsstube zu ergänzen sich berufen fühlen. Sie dürfen nicht dynamisch sein, nur agogisch, sogar pädagogisch. Man

liest sie an, in den wesentlichen Abschnitten, die das Leben und den Stil behandeln (welches hin und her geworfene abenteuerliche Leben schimmert durch diesen Stil ohne Übergänge?), man macht Stilproben auf bekannte Stücke, man stellt es in die Bibliothek, aus der es geboren war, und weiß, daß es immer, wie sagt man, ein zuverlässiger Führer sein wird.

Ein andres Gesicht: Bagiers Biographie von Max Reger (Deutsche Verlagsanstalt), die erste größere, die über ihn erschien. Hier kocht noch die Zeit, nicht Renaissance alter Meister in uns, sondern im Künstler selbst, dem das Wort gesprochen wird. Die Schrift ist apologetisch, das gibt ihr die Wärme. Aber sie ist auch künstlerisch, das gibt ihr Fluß und Schönheit und Persönlichkeit. Immer wieder ordnen sich Bücher, die man liest, aus einem höheren Zufall zu einer gegliederten Kette von Erscheinungen. Was geschieht hier mit Musik? Wie Werfel sich die Sehnsucht nach Verdi ausschrieb, Bekker sich die Abfindung mit Wagner, Leichtentritt sich das Studium Händels, so schreibt Bagier sich eine Bestätigung Regers, die seine Empfindung deckt. Er möge mich verstehen: ich bekenne mich nicht zu Reger, wie ich auch kein unbedingter Brucknermann bin — irgendwie geben sie mir, was ich schon selbst habe, und geben nicht, was mich ergänzt und allein mir liebenswert wird, die Präzision der Reife, den Schliff der Gestaltung. Lese ich Bagier, höre ich die Busch oder Kwast-Hodapp, kann ich mich soweit umschalten, die Kongruenz fremder Seelen zu erleben, aber das bleibt mir ein kritisches Vergnügen. Es ist nicht nötig, gewisse Werke Regers, als außerordentliche Schöpfungen zu preisen, die Variationen, die Orgelstücke, es bleibt die allgemeine Divergenz. Indem ich Bagiers Buch ungemein verehere, hilft es mir nichts. Ich bin in dem seltsamen Zustande eines Lesers, der die Schwärmerei für ein geliebtes Wesen aus ehrlichem Munde vernimmt, ohne daß er aus einem Manko oder einer Verschiedenheit seiner Natur diese Sympathie sich zu eigen machen könnte. Um nur dies zu sagen, ich habe selten etwas Verständigeres und Richtigeres über die großen Typen der Musiker gelesen, wie in dem ersten Abschnitt dieses Buches, wo Bagier sie, kurz genannt, in Musikanten, Bekenner und Artisten einteilt und ihre Reihen in einer glänzenden Pointierung durchführt. Natürlich gehört Reger zu den naiven Musikanten. Aber entscheidend ist, erst recht in dieser Gruppe, allein die Zeugungskraft. Sie kann in einem Buche geglaubt, doch nicht bewiesen werden. Der Glaube macht den Wert

des Buches, der Beweis könnte ihn nicht machen. Bagier will nicht das Lob hören, wie fein und wie seelisch er Leben und Werke Regers endlich einmal durchgenommen hat, er will werben, er sieht Gegner, er will gerecht sein auch gegen sie. Es ist wohlthuend, mit derselben Gerechtigkeit auch seine Arbeit zu genießen.

Um bei den Musikanten zu bleiben, eines der ergebensten, gläubigsten und innerlichsten Bücher der letzten Jahre über Bruckner ist Kurt Singers Werk über Bruckners Chormusik (Deutsche Verlagsanstalt). Liebe und Praxis eines Kenners, Kritikers, Dirigenten sympathischster Struktur vereinigen sich, um in einem viel einfacheren Kreise, als ihn Bagiers Intellekt um Reger zog, in der schlichten und wahren Unterscheidung erlebter und gemachter Musik und durchaus nicht voreingenommen gegen die Schwächen der Naivität und des Genies Bruckner auf seine Messen zu konzentrieren, die neben seinen Symphonien weniger gekannt, aber stärker zu bewerten sind. Das Improvisatorische wird gebändigt durch den festen Rahmen, das Religiöse wird als Tatsache zugestanden, jede Gelegenheit zum Auslaufen oder Erschrecken der Phantasie, wie zur Bemäntelung der Unschuld und Inbrunst in einem leidenschaftlichen Theater der Vorstellungen und Werkzeuge ist ausgeschaltet. Den Brucknerfreunden wird es wohl tun, auf so reinen Boden geführt zu werden. Der Führer hat eine glückliche Anlage, Menschliches und Technisches, Kunst und Analyse so doppelseitig nebeneinander zu setzen, daß Liebe und Wissenschaft sich nicht stören, sondern erhellern.

Ein dritter Musikant: Smetana. Von Ernst Rychnovsky, liegt die erste große Smetanabiographie vor (Deutsche Verlagsanstalt). Die Anordnung ist gestaffelt aus Lebensbeschreibung, Auswahl von Berichten und Briefen, und Werkanalyse. Oder ist Smetana ein bißchen Bekenner, als Nationalist, oder ein bißchen Artist, als Programmusiker? Schon verwischen sich wieder die Rubriken. Mixturen sind die zauberhaftesten Orgelregister. Was von selbst mitklingt, wird in ihnen noch einmal unterstrichen. Smetanas Leben und Werk hat diese vervielfachten Obertöne: bei Bruckner klangen sie nur mit. Aus der üblichen internationalen Karriere in die Heimat gerissen, erlebt er alle Leiden eines unfertigen Nationalismus. Aus der Welt in die Einsamkeit gestoßen, erlebt er die tödlichen Qualen der Paralyse. Dieses Buch, auch in Smetanas Briefen, gibt nur einen ganz neutralen, geradezu unpersönlichen, konventionellen Umriß des großen

Phänomens. Es ist von allen diesen Büchern, die ich las, dasjenige, bei dem die Form der Darstellung dem lebendigen Inhalt am entferntesten ist. Ein Archivbuch, kein Musikanten-, erst recht kein Problembuch. Wie könnte diese himmlische, von Europa nur leicht infizierte, frische, gesunde, starke, intuitive verkaufte Braut aufblühen, dieses ganze Wunder einer tschechischen nationalen Besinnung im Ton, das bis heut erstaunlich fortgewirkt hat, gerade mitten in den Einflüssen der Umwelt, der Umzeit. Schade! Man trivialisiert sich.

Gustav Mahlers Briefe (Paul Zsolnay Verlag), — geben sie das Bild, das man von ihnen erwartete? Sie gäben es, wenn man sie alle hätte, vielleicht — noch war es nicht möglich, noch war wohl die Zeit dafür nicht recht. Man findet zahllos jene typischen Musikerbriefe, die im Augenblick wichtig, aber später gleichgültig sind, Reisen, Berufungen, Arrangements. Man findet, was ihn immer sehr beschäftigte, vieles gesagt zu den Titeln seiner Symphoniesätze, Titel oder nicht Titel, Programm oder nicht Programm. Er versenkt sich gern in Bücher, aber er schreibt wenig davon. Bisweilen zuckt etwas hindurch von seiner naiven Sehnsucht nach Welt, nach Bildung, nach Problemen — es ist ein schwaches Abbild seiner einzig großen, willensstarken, kunstreligiösen, reinen und edlen Natur, die uns heilig geworden ist, wie wenig Erinnerungen an Musiker. Eine Stunde seiner Gegenwart gab mehr als Jahre von Briefen: er ist geherzt im Schreiben. Und doch, wo man die größte Hetze erwartet, in Amerika, da ist man erstaunt, ein seltenes Wohlbefinden zu finden, keinen Ekel, keine Zerstörung, vielmehr eine frische Lust zu diesem freieren und weiteren Organismus. Es gibt Stellen in den Briefen. Die erste offne Naturschwärmerei in den Steinerbriefen, Anekdotisches vom nervösen Entsetzen Bülow's über den ersten Satz seiner Zweiten, die frühe Ahnung vom Wiener Debakel an Friedrich Löhr, dessen Briefsammlung der Stamm des Buches wurde, oder die schöne Erzählung vom Besuch beim Glockengießer für seine Orchesterglocken, oder endlich einmal ein schnelles Bekenntnis an Arthur Seidl, an Bruno Walter über Wesen der Musik, Kunst, Einsamkeit, Leben und Tod: ja diese Briefe liegen in der Peripherie des geliebten Menschen. Es ist gut, daß Frau Alma Maria das schöne Vorwort dazu schrieb: worin sie auf eine sehr sichere, bewußte Art die Legende seiner Wundenmale zerstören will, um ihn als einen gesunden, frohen, genießenden Menschen zu erklären, gegen allen Schmerz, der ihm bereitet war.

Ich lege zwei Bekenntnisbücher darüber, von Musikern geschrieben. Verstreute Aufzeichnungen, Vorworte, Essais, auch Notizen noch im

Manuskript von Busoni sind unter dem Titel „Von der Einheit der Musik“ gesammelt (Max Hesses Verlag). Einheit der Musik als ein Kunstbegriff über allen Spezialisierungen ist eine Lieblingsidee Busonis, Synthese seines eignen Wesens, das sich aus Komponieren, Dirigieren, Klavierspielen, Dichten, Schriftstellern zu sammeln suchte, ein Ästhetizismus, der doch nicht bloß als Intelligenz über den Künsten schwebte, sondern seine sezessionistisch geistige Zartheit und antidynamische Feinheit wie im Anschlag der Tasten, in der Wahl seiner Propaganda, in der Schwebung seines schriftstellerischen Ausdrucks klingen ließ. Er sammelte diese Dinge selbst noch, er widmete sie Jacob Wassermann, er hielt das Band zur geistigen Kultur fest. Worüber schrieb er alles? Man sieht es an solchen Zusammenstellungen. Über Bach, Mozart und Liszt, über das Klavierspiel und über Bearbeitungen, über sich selbst, über Instrumente, Opern, Architektur, Bühnenbau, Boito, Saint Saëns, Zigarrenkisten und Träume. Er schrieb knapp, aphoristisch, erstaunt, aufklärend, kühn, dankbar, praktisch, intuitiv — mit tausend Fühlern sehr persönlich in Vergangenheit und Zukünfte sicher tastend. Sein Schreiben, diese geheime Kunst, die unkontrollierbar im Unterbewußtsein eines Schaffenden arbeitet, war weit entfernt von der Kontrapunktik schreibender deutscher und der Transparenz schreibender französischer Musiker, war eine Mischung deutscher Spekulation und romanischer Tradition. Seine universale, weite, beglückende Menschlichkeit in der Expansion, die eine Welt ihm zu Füßen sah, strahlt auch hier aus. Seine wiederkehrenden Motive, die junge Klassizität mit ihrer neuen Liebe zur Form, der Drittelton mit seiner Enthüllung antirationalistischer Geheimnisse, die Erneuerung der Oper aus der Erkenntnis von der Wesenseinheit der Musik werden ihm niemals Doktrin. Es sind innere Erlebnisse, nicht anders als es alles ist, was er nicht träumt, sondern studiert: die herrliche Ästhetik der Fuge oder die verblüffende Geschichte des Liebesduetts. Im September 1914 erzählt er einen merkwürdigen Traum von einem verdächtigen Offizier, einem Schlag, den kein Bankier aushält, und einem exotischen Ölgötzen aus Perlmutter. Darin steckt derselbe phantastisch-satirische Geist, der seine Musik schrieb. Lasset ihn in euch weiter wirken, ihr armen Kinder des Tages.

Alexander Scriabin: *Prometheische Phantasien* (Deutsche Verlagsanstalt), vom ersten Kenner russischer Musik Oscar von Riese-
mann übersetzt und eingeleitet. Ein göttlicher Verfallner. Musikalisch

aus der Romantik entwickelt, mit gewaltiger Begabung, in jene Abstraktion moderner Ganztöne, Quartenschritte, die von einer monumentalten Kälte ist. Prometheus wird aus einem Künstler Philosoph. Er entdeckt damit seinen Dilettantismus, verzerrt in die Monomanie der Welterlösung, typisch bei vielen Künstlern, die ihre Kraft der Schöpfung verloren haben. Scriabin ruft alle Künste zusammen, bereitet in Indien das große Fest vor, an dem die Menschheit sich endlich in Gott erlöst, mit Musik, Dichtung, Tanz, Farbenspiel, Düften, Berührungen, Naturerscheinungen — er lebt nur noch dem Gedanken seines Mysteriums, zu dem er seine „Vorbereitende Handlung“ schreibt. Musik?! Diese Aufzeichnungen sind quälerische, grüblerische Vorbereitungen zur Vorbereitung, bisweilen an der Grenze des letzten Nietzsche, aber ohne den Strahl der befreienden Heiterkeit. Wie götig hat ihn der Tod errettet. Was in diesen Blättern mitklingt, ist die Selbstverzehrung einer blendenden Ekstase. Wir werden die Grausamkeit erkennen, mit der hier Musik in die Probleme des Ich, Nichtich, der Welt, der Individualität sich tödlich umgeschaltet hat. Wagners Lebenskraft konnte nicht besser bewiesen werden. Vorbei! Es lebe der schaffende Musiker, der seine Zweifel verbrennt — Verdi.

POLITISCHE CHRONIK

von

SAMUEL SAENGER

I

In unserer kleinen deutschen Welt geht das Entsetzen über Finanzskandale, Bestechungsaffären und beamtliche Gesinnungsverlumpung um und der von politischen Plasmachern geheizte und von Gedankenlosigkeit ins Ethische verschönerte Ruf: „Wäre so 'was unter dem alten System möglich?“ findet im notleidenden Volke sein natürliches Echo. Da muß unser bleicher, blut- und saftleerer Pflegling, die deutsche Demokratie, erhalten, um die Umschau nach den wahren Ursachen der Krankheit wirkungslos zu machen. Wir aber wissen es und dürfen nicht müde werden zu sagen, wann, wie und wodurch die anständige bürgerlich-kapitalistische Wirtschaftsgesinnung und die

systematisch hochgezüchtete Geschäftsethik, die unser abendländisches Wirtschaftsleben beherrschte, ihre ersten Beulen erhalten haben. Den hundertprozentigen Anteil, den die unselige Kriegsgemeinwirtschaft an der Unterminierung dieses Zustandes hatte, sollten nur die naiven oder heuchlerischen Gläubigen der Stahlbadlegende ein Interesse haben zu unterdrücken — ich sehe leider, daß sich auch ehrliche, aus den pontinischen Sümpfen der letzten zehn Jahre ins Freie und Trockene hinausstrebende Menschen in Klagen ergehen: statt in Anklagen, die, in richtiger Begründung, vor die richtige Adresse geleitet werden müßten. In jenen Tagen der Solidaritätsethik unter bureaukratischer Überwachung, wie sie mit Begriff und Tatsache der Kriegsgemeinwirtschaft gegeben war, begann das Übel die überlieferte Geschäftsethik und die allgemeinen moralischen Nachbartugenden zu zersetzen. Max Weber hat es mit dem bösen Blick des unerbittlich strengen Erkenntnis- und Gerechtigkeitsfanatikers schon im Dezember 17 (!) also geschildert, als ein bitterer Vorgeschmack kommender Dinge ihn oft zum Seher machten. „Ein wilder Tanz um das Goldene Kalb, ein hasardierendes Haschen nach jenen Zufallschancen, welche durch alle Poren des bureaukratischen Systems quellen, ein Verlust jedes Maßstabes für irgendwelche wie immer gearteten geschäftsethischen Unterscheidungen und Hemmungen und, ein eherner Zwang für jeden, auch den gewissenhaftesten Geschäftsmann, bei Strafe des ökonomischen Untergangs mit den Hyänen dieser beispiellosen Schädelstätte aller Wirtschaftsethik mitzuheulen und mitzutun — genau oder vielmehr in weit ungeheuerlicherem Maßstab so, wie es zu allen Zeiten gewesen ist, wenn kapitalistische Erwerbschancen sich an die Fußstapfen des Kriegsgottes oder — des heiligen Bureaukratismus hefteten. Generationen werden vergehen, bis die Nachwirkungen dieser Zersetzung des normalen bürgerlich-kapitalistischen Ethos wieder ausgetilgt sind...“

Aber diese Schilderung bezieht sich ja erst noch auf die (allerdings gigantischen) Präludien der Zersetzung. Die Inflation führte sie auf den Gipfel und zwang, während unter staatlicher Duldung und auf den Rat „führender“ Wirtschaftsköpfe die Vermögenskonfiskation an der Masse zugunsten eines verhältnismäßig kleinen Häufleins vollzogen wurde, jedem wirtschaftenden Menschen Schiebergewohnheiten auf, nämlich das Haschen nach Scheinwerten und die Vernachlässigung produktiver Arbeit. Der so geschaffene Zustand würgt noch an uns; und daß seine schmutzigen Nachgeburten das Volk, wo es noch naiv fühlt und urteilt, so erschrecken und empören

konnte, ist an sich ein gutes Zeichen. Es war ein allgemeines ‚sauve qui peut‘, in dem so entstehenden Sumpfe versank in dem Augenblick, wo blinde Phantasten seine Geburtsstunde gekommen wähten, der ganze überlieferte dogmatisch erstarrte Sozialismus. Er wird, was undogmatisch also unsterblich an ihm ist, nicht verlieren, aber er wird an Haupt und Gliedern, in Theorie und Praxis eine Läuterungskur durchmachen müssen, ehe er die rattenfängerische Werbekraft von früher zurückerobert haben wird. Aus den Prüfungen des vergangenen Jahrzehnts ist das bürgerlich-kapitalistische Element siegreich hervorgegangen, seine technischen und organisatorischen Köpfe suchen das gesellschaftliche Leben nach den Methoden des kapitalistischen Aufstiegs zu ‚normalisieren‘, das Arbeitsvolk ist auf der ganzen Linie in die Defensive gedrängt und nicht einmal eine freiwillige Eingliederung in die nationale Front hat ihm die politisch-soziale Führung zu sichern vermocht. Die Ideen der sozialen Erneuerung sind in einen gemeinen Lohnkampf entartet, ihre Verwalter in der Partei sind weder politisch noch verwaltungstechnisch noch durch ihre persönliche Leistung der Erneuerungsarbeit gewachsen gewesen. Daher der Vordrang der Reaktion. Aber auch diese hat in Deutschland nur dann Erfolgchancen, wenn sie den Rückfall in die überlieferten stupiden Formen der Gegenrevolution meidet, zwischen den zwei feindlichen Nationen, in die das deutsche Volk zerrissen ist, Brücken zu schlagen und sich international zu legitimieren versteht. In dem Augenblick, wo sie in ihre alten Herrschaftsstellungen einrückt, enthalten wir uns jeder Prognose und begnügen uns mit der Skizzierung unserer Vision der wahrscheinlichen Entwicklung.

2

Solange diese Fäulniserscheinungen mit Demokratie und Parlamentarismus in Zusammenhang gebracht werden, für die das politische Versagen des alten Systems doch erst den Weg frei gemacht hat, werden unsre Genesungsaussichten trotz aller wundervollen Belebung der Arbeits- und Erwerbsenergien gering bleiben. Man erschlage die Korrupten; man räuchere den Stall aus; man brenne mit glühenden Eisen die Eiterbeulen aus, die sich am Körper der Beamtenschaft und des Parlamentariertums angesetzt haben. Aber man wolle das geschichtliche Bewegungsgesetz nicht zu betrügen versuchen, indem man dem deutschen Volk einredet, durch Zurückgleiten in die früheren Formen des staatlichen Lebens und der gesellschaftlichen Machtverteilung

werde man die demokratisch-parlamentarische Phase der Entwicklung überspringen, weil sie dem deutschen Wesen „inadäquat“ sei. Wieder benutzt die bürgerliche Oberschicht, an der Spitze die big bosses der Wirtschaft und die freiwillig und meist (wie man ehrlicherwise hinzufügen muß) in patriotisch-ideologischer Absicht ihm dienende akademische Intelligenz, den sich mühsam anbahnenden demokratischen Organisationsprozeß zu durchkreuzen und so der schicksalsschweren aber unvermeidlichen Aufgabe, für eng zusammengepferchte überindustrialisierte Massenmillionen die Lebensformen zu suchen, auszuweichen. Die Korruptionerscheinungen der Umbau- und Übergangszeit werden als Vorwand genommen, um mit Hilfe von Prätorianerelementen hinter dem Trugbild eines „überparteilichen“ und überparlamentarischen Direktorialgebildes auch die politische Normalisierung (wie der Ausdruck lautet) nach dem wie durch einen Druckfehler oder durch ein historisches Versehen bloß zeitweilig verdrängten Vorkriegsschema vorzunehmen: wobei bald das Mussolini-Experiment, bald die alle Gegnerschaften mit dem Maschinengewehr und der Tscheka einstampfende Sowjetdiktatur, bald . . . die Wiederherstellung des englischen Zwei-Parteiensystems zum Vorbild genommen wird. So werden die heterogensten Vorgänge des großen Zeitgeschehens unkritisch verquirlt, in der Absicht, die Stimmung für die plebiszitären Präsidentenwahlen im Frühjahr des Jahres vorzubereiten. Keine Spur von Rücksicht auf die Befreiungsaufgabe, die mit der Londoner Konferenz im vergangenen Sommer und der erfolgreichen Operation des Reparationsgeschwüres glücklich in Angriff genommen worden war und die Erlösung des besetzten Gebietes von fremder Knechtschaft zum Ziele haben sollte. Kaum war der erste Schritt nach dieser Richtung getan, der gebot, alle innere Neuordnung dem Versuch einer Verständigung mit Frankreich unterzuordnen, als der Kampf um die Macht unter den Parteien mit unbekümmelter Heftigkeit entbrannte, die Verfassungsfrage (Unitarismus oder Föderalismus, Republik oder Monarchie) in den Vordergrund geschoben und eine Regierungskrise ins Werk gesetzt wurde, die nicht enden kann, ehe nicht die Verfassungs- und Staatskrise überwunden wird. So taumelte das Reich, mit einem Vakuum an der Spitze, in das neue, das siebente Jahr seines belasteten Daseins, dank der unseligen Verworrenheit seiner Bürgerschaft, deren demokratischer Teil ohne wesentliches Gewicht ist, während im katholischen Drittel des Volkes weder innere politische Geschlossenheit noch irgendwelche überlegene Führung sichtbar wird. Immerhin ist in der katholischen Partei ein Gefühl für die Gefahren

lebhaft und gegenwärtig, die mit der leisesten Ablenkung des Blicks von den außenpolitischen Aufgaben verknüpft sind.

3

Immer wieder wurde hier unterstrichen, daß das mit tausend Inhalten und Möglichkeiten bepockte Wort Demokratie kein Zauberschlüssel sei, der Armidens Paradiesgarten erschließe und süßen Bequemlichkeiten des Lebens die Pfade ebene. Damit ist's vorbei; den Überdruck des Politischen, mit seinem technisch-wirtschaftlichen Unterbau, ist nirgends so unmöglich zu entfliehen, wie im überbevölkerten Mitteleuropa. Wer sich darum der Erziehung zur Demokratie, zur verantwortlichen Willensträgerschaft am Staat, entziehen will, ist ein Schädling; und wer um der bösen und beschwerlichen Zutaten dieser Aufgabe willen die Demokratie, von der es kein Entrinnen gibt, verächtlich zu machen strebt, ist viel mehr Benause, als er ahnt. Denn die Alternative ist eine noch unerträglichere Versklavung; immer waren ihre mühseligen Anfänge von wüsten und ekelhaften Lächerlichkeiten begleitet: trotzdem. Ein leidenschaftlicher Demokrat, wie Ferdinand Lassalle — leidenschaftlich darum, weil Geist, Wille und Personalinstinkte in ihm aristokratisch geprägt waren und daher das Demokratische als Schicksal von Zeitaufgabe erkannt werden mußte —: er hat nichts bemäntelt, aber er hat aus dem Bewegungsgesetz des europäischen Geistes die wegweisende Idee abgeleitet und das Aktionsprogramm bestimmt. „Jeder gewaltige Orkan“, sagt er in einem tief sinnigen Briefe an den Grafen Clemens von Westfalen, „treibt wie das Tiefste des Meeres, wie die Perlen auf seinem Grunde auch den Schaum auf die Oberfläche empor; und diesen gerade vor allem. So ist's mit allem Zeiterkennen. Auch hinter Christus zogen die Zöllner und Sünder und der Schwarm galiläischer Freudenmädchen her. Mit dem Sturm des neuen Geistes ziehen, immer toll und wirbelnd um sein Banner tanzend, Hohlheit und Gespreiztheit und gelber Neid, Borniertheit und profitlüsterne Eigensucht, die leere falsche Phrase und die abgetriebene Dirne: der Straßenschreier einher. Aber gerade dieses ganze Marodeurgesindel, welches die unbeschreibliche Betise hat zu glauben, daß sich die Geschichte wirklich in seinem Interesse erhitzte, daß sich Revolutionen entzündeten, um sich von solcher Misere exploitierten zu lassen — all diese tolle Jagd wird zuerst zermalmt, wird von der Geschichte nur gebraucht, um mit ihren Leibern die Laufgräben auszufüllen und so die Festungen der Alten Welt sich zu er-

obern. Was auf diesem armen zertretenen Haufen von Verkehrtheit und Erbärmlichkeit stehend dann wirklich allein sein siegreiches Banner aufpflanzt, das ist ewig nur die Sache der Menschheit, der Vernunft, des Rechtes! Das wurde vor mehr als siebenzig Jahren geschrieben, im Juli 1853, nachdem die erste stürmische demokratische Welle sich von Westen her über Deutschland ergossen und eine Fehlgeburt hinterlassen hatte. Der Nationalismus, der Hochkapitalismus, der Wirtschaftsimperalismus haben inzwischen als gestaltende Kräfte die den Planeten besiedelnde Menschheit geistig und moralisch völlig umgeprägt, überall die Demokratie in ihrem Gefolge einherschleppend und immer neue Umwälzungen herbeiführend; mit Teilkriegen und Weltkriegen. Wir können das Werk nicht segnen; und wir erbeben vor seinen Folgen. Aber wir würden im Zweifel ersticken und vor Verzweiflung ins Nichts versinken, wenn die Idee des Vernunftreiches uns nicht vorwärtspeitschte und nicht die letzte Zuflucht unsres Glaubens bliebe.

4

Während sich in England die öffentliche Meinung fast schon einstimmig zur Ablehnung des Genfer Protokolls entschlossen zeigt und Frankreich mit einem Ersatz vertröstet wird, der noch nicht gefunden ist, und den Herr Chamberlain sicherlich auf deutsche Kosten zu finden wissen wird, wenn wir nicht endlich zu einer Aktivität in der Sicherheitsfrage uns entschließen: just in diesem Augenblick feiert der Völkerbund das Jubiläum seines ersten Lustrums. Nun sehe man sich einmal die Jubiläumsartikel der englischen Presse an. Allerhand Grimassen des guten Willens und des Glaubens in das kommende Zeitalter des ewigen Friedens, aber gleichzeitig beinahe zynische Begutachtungen des Werkes von Genf, mit der Mahnung, sein Reifwerden ja nicht dadurch zu stören, daß man ihm Aufgaben zumutet, die über seine Kräfte gehen. So sprechen die wirklich „maßgebenden“ Zeitungen, die ein Echo der Anschauungen geben, die die reale englische Politik bestimmen. Daß Macdonald seinerzeit, als er die Reparationslösungen auf die Beine stellen half, den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund und die Beteiligung Englands an einer wirklich europäischen Bezwingung des Sicherheitsproblems als Voraussetzung für die Pazifizierung des Kontinentes zu organischen Gliedern der englischen Politik gemacht hat, ist heute vergessen, die Konservativen schütteln diese Bürde ab, lehnen die Verpflichtung zur Teilnahme an Sanktionen, die von einem internationalen Ausschuß souverän vor-

geschrieben werden, ab und halten sich die Arme frei für ihre imperiale Weltpolitik, die aller kontinentaleuropäischen Fesseln spottet. Freilich suchen auch sie eine Bruderschaft, und zwar seit lange. In den Tagen von Chamberlain Vater war das Bündnisverhältnis mit Washington noch eine Sehnsucht, wenn sie auch von ihm schon in Form eines weltpolitischen Programms verkündet wurde; heute, nach dem Weltkrieg und der Rettung des britischen Imperiums durch den gewaltigen Tochterstaat Übersee, ist sein Sohn der Vollstrecker seines Willens und der Verwirklicher der väterlichen Vision. Heute ist es die große Tatsache unseres Jahrhunderts, sie zeigt sich in allem, von der Art der Schuldenregulierung durch Baldwin bis zur Enthaltensamkeit von dem Völkerbundgedanken in Genfer Prägung und der Vereinbarung über das technische Verfahren, wodurch das englische Pfund auf die Goldparität zum Dollar gehoben wird. Indem man diese Dinge klar sieht und feststellt, ist man bei Gott! nicht englandfeindlich, man soll nur die richtigen Folgerungen für das deutsche Bedürfnis daraus ziehen. Es weist immer wieder auf die Notwendigkeit hin, nichts zu unterlassen, was am Ende doch eine Verständigung mit Frankreich herbeiführen kann. Auch Frankreich hat allen Grund, von der Haltung der angelsächsischen Mächte tief enttäuscht zu sein. Keynes hat noch jüngst wieder ausgeführt, welcher Verrat an der vor zehn Jahren in die Welt posauten Ideologie der Befreiungsmision daran liegt, die gewaltige und finanziell erdrückende Schuld Frankreichs an England und Amerika als Geschäftsschulden behandeln zu wollen. Jedenfalls tut das Amerika, und diese Härte wäre nur begreiflich, wenn dahinter der Wille steckte, Frankreich auf diesem Umwege zur radikalen Rüstungsverminderung zu zwingen. Was aber England betrifft, das sich in diesem Punkte durch das Balfour-Angebot wirklich großmütig zu erweisen trachtete, so hat es stark gesündigt, indem seinerzeit Baldwin, ohne mit einem Worte Frankreich oder Italien in seine Pläne einzuweihen, mit Mellon in Washington jene Fundierung der englischen Schuld vereinbarte, die sowohl Frankreich als Italien auf das bedenklichste benachteiligen mußte, wenn der Moment der Schuldenregulierung auch für sie gekommen sein würde. Nun naht er unaufhaltsam. Und da will mir jemand sagen, daß für eine selbständige deutsche Außerpolitik, die weder nach Moskau noch nach London schießt, nicht allerhand Möglichkeiten gegeben sind? Doch wozu Fragen aufwerfen und Möglichkeiten ausmalen, wenn keine Adresse vorhanden ist, an die man sie leiten könnte...

SONETTE

von

MARTHA SAALFELD

Ich habe wohl dein Angesicht erraten,
Das zwischen Sternen eingebettet war —
Wie schienst du nackt und aller Gnade bar,
Als deine Lippen meinen Lippen nahten.

Und wie die Nacht in deinem Blick ertrunken,
Erstarb in meinen Augen nun der Tag
Und als ich blind in deinen Armen lag,
Warst du, war Gott, war meine Welt versunken.

Dann — wie der Gott sich in sein Werde stammelt,
Wenn er sich ganz vernichtet und verliert,
Wie Tod sich in Lebendiges gebiert,
Hast du dich — sterbend schon — in mir gesammelt;

So wirst du einst, dir selber zu gehören,
In der Erfüllung deinen Kelch zerstören.

Daß ich noch immer in die Formen presse
Was fließend alle Formen überwindet,
Nach sonderem Gesetze löst und bindet —
Daß ich Lebendiges nach Silben messe!

Ich fühle doch mein Blut in deinem bluten
Und meinen Gott in deinem Gott vergehen.
Ist nicht das Meer an dir und mir geschehen?
Entwachsen Wellen nicht verwandt den Fluten?

Und dennoch: Daß er sich emporgestalte,
Ist Tod dem Immer-Sterbenden verboten
Und er, den Flammen ewiglich bedrohten,
Bleibt immer kühl, auf daß er nie erkalte. —

Wenn sein Gesang im offenen Meere mündet,
Ertrinkt der Dichter nur, der ihn verkündet.

Nun laß es ruhig nachten; die Gestalt
Des Allgestaltigen formt kein Gebot,
In die gefallen Namen geht der Tod,
Die neuen Bäume werden kahl und alt.

Die hellen Häuser — in erfahmes Blau
Und weißgefleckte Tage eingepflockt —
Hat längst des Turmes Schattenblock verlockt,
Sie schwingen tief und werden alt und grau.

Wir haben von dem leichten Aste Licht
Und Vögel in das Hügelland gesandt,
Da sich der Fuß schon seine Furche zog —

Doch als der ganze Baum von dannen flog,
Da pflanzten wir die Sterne ins Gedicht
Und seine Gärtner hat der Gott erkannt.

So hast du allzu strenge Recht gesprochen;
Verwirkt ist was der erste Himmel bot,
Die Zeichen sind erfüllt in Kelch und Brot —
Du aber, Gott, hast uns wie Brot gebrochen.

Und unser Blut ist in den Sturm geflossen,
Der unsre Wälder leicht wie Gürtel sprengt
Und mehr denn Sonne unsre Saat versengt,
Du selber hast uns in die Welt vergossen.

Nun müssen wir uns suchen in den toten
Und dunklen Dingen, die wir nicht erkennen;
Denn daß wir unsre letzten Namen nennen,
Hast du, der uns entfesselte, verboten.

Wir müssen — weil uns deine Leuchter lohten —
An deinem Licht, grausamer Gott, verbrennen.

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Rußland, England, Amerika

Das offizielle Rußland verfolgt offenbar weiter mit unausgesetzter Wachsamkeit und dem Bestreben, selbstkritisch und aufrichtig die Öffentlichkeit zu informieren, alles, was an Bedenken über seine Regierungsführung und die ihr zugrundeliegende Ideologie außerhalb der Landesgrenzen geäußert wird. Kürzlich veröffentlichte die „Iswestija“ Bernard Shaws scharfgesaltene Antwort auf ihre Frage, was er zu der Zurückziehung der englisch-russischen Verträge meine. Er nennt gewisse Anhänger der dritten Internationale, besonders Sinowjew, Anfänger, abergläubische Verehrer Londoner Vorstadtpropheten, literarische Romantiker. Sinowjew mache den russischen Kommunismus durch seine Weltfremdheit lächerlich und versorge die Reaktion mit Dokumenten, die ihr die beste Wahlhilfe leisten würden. Shaw schlage Lärm gegen den blinden, veralteten Marxismus, damit die Sowjetregierung die Augen öffne und die Verhältnisse in den westlichen Ländern so sehe, wie sie wirklich sind, sonst werde sie das Hauptbollwerk des kapitalistischen Imperialismus in Europa und Amerika werden. Daure der romantische Unsinn fort, so werde alle Hoffnung auf eine Zusammenarbeit des west- und osteuropäischen Sozialismus schwinden, England werde seinen eigenen Weg gehen und sich um die Politik Moskaus nicht mehr kümmern als dieses um die Politik Madagaskars.

Hoffnungsvoller sieht trotz der augenblicklichen Störung glatter Beziehungen die „Iswestija“ selbst die Lage an. Ihr Mitarbeiter J. Stekloff schreibt dort (nach der Übersetzung der ausgezeichnet informierenden Münchener „Auslandspost“ in ihrer letzten Dezemberrummer 1924):

„In der Tat hat sich die internatio-

nale Lage des Sowjetbundes in der letzten Zeit deutlich gefestigt. Fast alle großen kapitalistischen Mächte haben sich genötigt gesehen, die Sowjetrepublik de jure anzuerkennen. Allerdings läßt die Rückkehr einer konservativen Regierung in England eine vorübergehende Verschlechterung in den Beziehungen Großbritanniens und des Sowjetbundes erwarten. Aber, wie wir bereits sagten, selbst wenn eine solche Verschlechterung eintritt, wird sie vorübergehenden Charakters sein, denn die beiderseitigen Interessen der beiden Länder treiben sie trotzdem zu einem Übereinkommen. Deshalb haben wir sogar den Gedanken geäußert, daß die Überlassung einer Anleihe an den Sowjetbund unter einer Regierung Baldwin auf jeden Fall nicht weniger Aussicht auf Verwirklichung hat als unter einer Regierung MacDonald. Dasselbe kann man auch in bezug auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika sagen. Allerdings hat die republikanische Partei in den Präsidentschaftswahlen einen kolossalen Sieg davongetragen. Trotzdem mit Überzeugtheit zu behaupten, daß in der nächsten Zeit keinerlei Veränderungen in der Politik der Vereinigten Staaten bezüglich des Sowjetbundes stattfinden werden, ist vollkommen unmöglich. In letzter Zeit sind die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Sowjetbunde und den Vereinigten Staaten im Wachsen begriffen. Unter den amerikanischen Industriellen, Kaufleuten und Bankiers wird die Strömung zugunsten einer Übereinkunft mit der Sowjetrepublik immer stärker. In dieser Beziehung sind die Gerüchte über den bevorstehenden Rücktritt Hughes' symptomatisch, dieses prinzipiellen Gegners einer Wiederherstellung normaler Beziehungen mit dem Sowjetbunde. Wenn die eine kapitalistische Gruppe der Vereinigten Staaten

offenbar die Absicht hat, die frühere Politik gegen die Sowjetrepublik fortzusetzen oder gar noch zu verschärfen, so ist eine andere Gruppe der entgegengesetzten Meinung, und die Ansichten dieser zweiten Gruppe haben anscheinend die Tendenz, sich zu verbessern.

Deshalb ist die in einem Teil der amerikanischen Presse von neuem begonnene Kampagne gegen den Sowjetbund durch die Befürchtung einer möglichen Änderung der Politik der Vereinigten Staaten bezüglich des Sowjetbundes erklärlich. Vielleicht haben wir es mit einem vergifteten Pfeil zu tun, den Hughes vor seinem Rücktritt (wenn dieser tatsächlich bevorsteht) abgeschossen hat. Wir bestehen aber durchaus nicht auf einer solchen Antwort auf die obengestellte Frage. Bei der Ungeklärtheit der internationalen Situation ist die direkt entgegengesetzte Erklärung nicht weniger wahrscheinlich, nämlich die Auslegung dieser Kampagne als den Anfang eines neuen Feldzuges gegen die Sowjetdiplomatie. Alles dies spricht nur zugunsten dessen, daß die Sowjetdiplomatie beide Möglichkeiten im Auge haben muß.

Auf jeden Fall können wir sagen, daß — wenn in der internationalen Politik diejenigen Tendenzen überhandnehmen, die einem Abkommen mit dem Sowjetbunde direkt feindlich gegenüberstehen und die sich für die Wiederaufnahme einer aggressiven Tätigkeit gegen ihn einsetzen — diesmal die Sowjetrepublik sowohl vom innen- als auch vom außenpolitischen Gesichtspunkt sich in einer günstigeren Lage befinden wird als bisher. Und wenn früher die Interventionen Bankrott erlitten haben, so muß man annehmen, daß sie heute mit einem noch viel größeren Fiasko enden werden, um so mehr, als es kaum gelingen wird, ihr allgemeinen Charakter zu verleihen angesichts der tiefgehenden Unstimmigkeiten, welche die

kapitalistischen Mächte untereinander trennen. Insbesondere ist es sehr zu bezweifeln, ob es gelingen wird, Deutschland in diesen Plan einzu beziehen, welches — obwohl es den Dawesplan angenommen hat — dies durchaus nicht mit Begeisterung, sondern nur unter Zwang tat und welches sich durch den Dawesplan kaum zu der antisowjetistischen Politik einiger Gruppen des anglo-amerikanischen Kapitals wird hingezogen fühlen.“

Völkerbund und Orient

In Genf, dicht vor dem Throne des Völkerbundes, erscheint in arabischer und französischer Sprache die „Tribune d'Orient“. Unter der Devise: Der Orient den Orientalen! sucht das Blatt die Rechte des erwachenden Ostens zu verteidigen, dicht vor den Augen derer, die sich eine annehmbare Regelung der gesamten Weltfragen zur Aufgabe gemacht haben. Ali El-Ghailaty, der Herausgeber, schreibt darin im Hinblick auf den britisch-ägyptischen Konflikt: „Wenn die Orientalen vor irgend etwas in der Welt eine tiefe Ehrfurcht haben, so ist es die Gerechtigkeit. Der Geist der Rechlichkeit, einerlei, worin er sich zeige, begegnet der Aufmerksamkeit und Achtung jedes Orientalen. Die im Morgenlande lebenden Westler werden niemals wirkliche Sympathie und aufrichtigen Respekt bei der sie umgebenden Bevölkerung finden, wenn sie nicht gerecht handeln: man mag sie fürchten und ihnen gehorchen, aber nur wenn sie sich wahrhaft gerecht zeigen, wird man sie lieben und schätzen. Von diesem Grundgefühl der orientalischen Völker ist der Völkerbund nicht ausgenommen. Ein Werk der Großmächte, deren Ziele und deren Ehrgeiz in der muslimanischen Welt ebenso bekannt wie verdächtig waren, bildete er von Anfang an einen Gegenstand des Mißtrauens für den gesamten Islam. Und jetzt liefert der

Bund selbst den Beweis, der ihn in den Augen des Orients verurteilt, welcher ihn beobachtet und schweigend abrut.“ Der Völkerbund hätte eine einzigartige Gelegenheit gehabt, sich zu rehabilitieren, indem er eingriff und den Ägyptern Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er hatte es vorgezogen, auf die Londoner Drohungen zu hören, sein eigenes Prestige zu ruinieren und die Interessen des Weltfriedens preiszugeben. — Die Klagen klingen schon wie ein uraltes Volkslied; es scheint an Strophen und Variationen unerschöpflich zu sein.

Literarischer Einfluß Frankreichs

Wie wir in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift mitteilen bemühen sich die Pariser „Nouvelles littéraires“ durch eine Umfrage bei Autoritäten aller Kontinente zu erfahren, wie groß der Einfluß des französischen literarischen Geistes gegenwärtig auf dem Erdball sei und von welchen Schulen oder Richtungen her er die meiste Macht habe. Es sind inzwischen viele neue Antworten eingelaufen, doch, obgleich manche diesen Einfluß nicht gering anschlagen, ist der wohl am sehnlichsten erwartete Bescheid, der eine führende, kollektiv wirksame Stellung des geistigen Frankreichs zugebe, ausgeblieben. Was diese Führung betrifft, so konstatiert aus England Israel Zangwill, der französische Einfluß auf die Weltliteratur sei geschwunden. „Ich kann nur bedauern“, meint er, „daß der gestirnte Himmel, der der französische Gedanke gewesen ist, sich verdunkelt. Denn niemals in der Menschengeschichte ist Klarheit so notwendig gewesen wie jetzt. Als Gott die Welt schuf, sprach er zuerst: es werde Licht! In diesem Augenblick, wo so viele Geister und so viele Länder leidenschaftlich die Welt wiederherzustellen suchen, ist es eine unglückliche Fügung, daß Frankreich

aufgehört hat, seine traditionelle Erleuchtung zu spenden.“

In den sonstigen Antworten kehren, häufig übereinstimmend, dieselben Autorennamen wieder mit dem Prädikat: rezipiert! Manche Berichterstatter sprechen nicht für ihr Land, sondern nur für sich, so beispielsweise der persische. Der chinesische, Tsen Tson Ming, Professor an der Universität Kanton, gibt einen Fortschritt zu, aber freilich noch vor dreißig Jahren seien die französischen Schriftsteller in China auch sehr wenig bekannt gewesen. Er schließt damit, daß der französische Roman das Vorbild des modernen Romans sei und daß die Chinesen in ihm den französischen Geist bewundern.

Für Österreich antwortet Stefan Zweig, für Deutschland Ernst Robert Curtius. Zweig ist stets bemüht, in lebenswürdiger Weise etwas zu propagieren. Wie er früher Verhaeren am liebsten als einen vervollkommenen Walt Whitman in Geltung gebracht hätte und später für den zweifellos wundervollen Romain Rolland wie für einen europäisch repräsentativen Dichter warb, so möchte er jetzt André Suarez über den Rang Sanite-Benves hinausgehoben sehen. Curtius spricht von der Lücke, die der Krieg in die geistigen Beziehungen zu unserem westlichen Nachbarlande gerissen hatte. Sie ist wieder geschlossen. Was jedoch die am meisten französische Schule oder Art sei? Für Curtius ist der französische Geist reicher als alle seine Definitionen, und er scheint ihm dort am lebendigsten, wo er französisch ist, ohne es zu wissen. — Dem werden Urteilsfähige bei uns gern zustimmen.

Literarischer Einfluß auf Frankreich

Es hat den Anschein, als wache in Frankreich die Aufnahmebereitschaft für unsere geistige Produktion:

Was vor dem Kriege an moderner deutscher Literatur über die Grenzen drang, schien, nach den Berichten der französischen kritischen Revuen zu urteilen, oft vom Zufall hereingeweht, es wurde von einseitigen urteilsschwachen Mittelsmännern eingeführt oder ungesiebt weitergegeben. Wir schüttelten den Kopf darüber, wie manches Mittelmäßige mit einem Ernst und einer Ausführlichkeit dem Publikum vorgestellt wurde, die einer besseren Sache würdig gewesen wären. Freilich erlebten wir auch bei uns oft genug die Übertreibung der Bedeutung fremden Geistes, während die wahrhaft Führenden sich mit der Teilnahme kleiner Kreise begnügen mußten. Der literarische Nachwuchs seit Kriegsende ist bei uns dürftig, und er scheint überall in Europa nicht beschämend für uns zu sein. Aber es hat ein gegenseitiges Aufmerken und Anfragen eingesetzt, was denn an Wesentlichem vorhanden sei. In manchen Ländern gibt es eine forcierte Übersetzungsindustrie. Ist Frankreich vor unserer allerjüngsten literarischen Vergangenheit zurückhaltend und unsicher, so gewinnen wir doch den Eindruck, als beschäftige es sich in größerer Breite als früher mit der davorliegenden Zeit. Charles Andler ist ein bedeutender, für das deutsche Geistesleben interessierter Gelehrter. Ihm ist kürzlich von seinen Freunden und Schülern unter dem Titel „Mélanges“ eine Festschrift gewidmet worden, in der Themen behandelt werden wie die folgenden: Nietzsches Intellektualismus; Goethe und Bettina nach dem authentischen Briefwechsel; Rolf Lauckner, ein Dichter und Theoretiker des Heimwehs (!); Die lyrischen Themen Mörikes; Bemerkungen über den musikalischen Stil im deutschen Impressionismus und Symbolismus; Macht und Rechnach Ferdinand Lasalle; Nietzsche und die Krisis der Geschichte; Übereinstimmungen zwischen Th. Storm

und P. Loti; Die Winterballade von Gerhart Hauptmann und Herrn Arnes Schatz von Selma Lagerlöf. A. Vulliod, Professor an der Universität Nancy, untersucht ausführlich das Problem des Leidens im dramatischen Werke Hauptmanns. Er geht von der Einheitlichkeit im Schaffen des Dichters aus: „Zwischen 1889 und diesem Augenblick hat Gerhart Hauptmann sich mehr als fünfundzwanzigmal der Bühne bedient, und wenn es wahr ist, daß er vielleicht nicht zwei Stücke nacheinander geschrieben hat, die nach der gleichen Technik komponiert sind, so ist es ebenso sicher, daß man eine durchaus beständige und sehr deutliche verwandtschaftliche Beziehung zwischen allen Elementen seiner dramatischen Produktion erkennt. Man spürt in sich die Aufforderung, nachzuforschen, woher diese Verbindung zwischen Werken stammt, die auf den ersten Anblick ein so verschiedenes Gewebe zeigen; nach aufmerksamer Betrachtung weiß man, daß die Verbindung der Ausdruck einer immer gleichen Geistigkeit, und klarer noch, einer immer gleichen Empfindungsweise ist. Als ersten wichtigen Punkt muß man festhalten, daß Gerhart Hauptmann an dem Stoffe, den er in Szene setzt, nicht unbeteiligt bleibt. Ihm fehlt wesentlich jene Objektivität, die manche Theoretiker zu einer Kardinaltugend des Dramatikers gemacht haben. Er ist eine moralische Persönlichkeit, die sich durch das Mittel des dramatischen Werkes nach außen stellt.“ Aber nicht durch Verfechtung von Thesen und Tendenzen tue er es, sondern er finde in seinen Stücken beispielhafte Konstellationen, in denen sich die Argumente an der Leidfähigkeit prüfen und wägen. Die Empfindungsfähigkeit bestimmt das Schicksal. Die griechische fatalistische Tragödie ist in das Innere verlegt, ihre Erinnyen heißen jetzt Krankheit, Vererbung, Gebrechen, Elend. Die

Fragen des Dichters und seiner Personen sind unsere Fragen.

Nietzsche und das Engadin

In eine leise wehmütige Betrachtung der Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich mündet ein Aufsatz über „Nietzsche und die Bergeshöhen“ aus, den Robert de Traz in der „Revue de Genève“ veröffentlicht. Er geht von der Feststellung aus, daß die Berge für Nietzsche eine psychophysische Notwendigkeit waren. „Selten brauchen die Philosophen einen Landschaftshintergrund. Außer Plato, der unter Platanen an einem Flußufer auf und ab geht, meditieren sie lieber im Abstrakten. Nur ein bescheidener Geschmack an der Anekdote zeigt uns Descartes an seinem Ofen oder Spinoza beim Brillenschleifen. Dagegen muß man Nietzsche, um ihn ganz zu verstehen, sechstausendfünfhundert Fuß über dem Meer und noch höher über allen menschlichen Dingen denken. Im Engadin findet er Höhe und Klima seines Geistes. Diese wilde und großartige Natur liefert ihm seine Bilder, Themen und Zeichen, sie erhebt und inspiriert ihn, so sehr, daß man in mancher Beziehung die Lehre Nietzsches eine Philosophie der Berge nennen könnte. Nach seinem Temperament ist Nietzsche ein Freiluftmensch, das Gegenteil eines Ideologen, der beim Schreiben denkt, bewegungslos und mit zusammengedrücktem Magen. Er muß aufrecht sein. Der Marsch gibt seinem Geiste den Rhythmus. Wenn er uns im kleinsten Aphorismus ganz und gar vorhanden zu sein scheint, so darum, weil er ihn gleichzeitig mit seinem ganzen Körper und mit dem Gehirn empfangen hat.“ Die helvetischen Berge versöhnten in ihm selbst auf klassische Weise das Blut des Germanen und Slawen. Sollte es nicht möglich sein, die Temperamente der jenen Bergen angrenzenden Länder zu versöhnen? Nur käme es darauf

an, die Gegensätze nicht abzuplatten, sondern über ihnen zu stehen.

Notizbücher von Whitman

Im „American Mercury“ berichtet Emory Holloway von einem kostbaren Fund, den er Herrn Oscar Lion aus New York verdankt. Als Walt Whitman 1892 starb, verfügte er testamentarisch, daß alles Geschriebene und noch nicht Veröffentlichte seinen Testamentsvollstreckern überwiesen werde. Holloway erwähnt in seinem Artikel nur zwei dieser Namen, nämlich Dr. R. M. Bucke und Thomas B. Harned und unterläßt es merkwürdigerweise Horace Traubel zu erwähnen. Während Mr. Bucke mit Ausnahme einer Anzahl von Briefen an Whitman alles veröffentlichte, was aus dem Vermächtnis in seine Hände übergegangen war, hat Herr Harned seinen Vermächtnisbesitz der Kongreß-Bibliothek in Washington zur Aufbewahrung übergeben. In diesem Konvolut befand sich eine Anzahl äußerst interessanter und merkwürdiger Notizbücher Whitmans, die Aufschluß über den Prozeß seines Denkens und Fühlens geben, in der Spannweite zwischen der flüchtigen Notiz und dem fertigen Gedicht aber auch den Prozeß des Dichtens klar darstellen.

Diese Notizbücher bieten, wie Holloway mitteilt, ein buntes Neben- und Durcheinander von gebundenen, gehefteten, aus Schreibpapier lose genähten und flüchtig in steifes Papier eingeschlagenen Bändchen, Büchlein und Heften. Die Bleistiftzeichen in manchen sind verwischt, verschwommen und lassen den Inhalt nur ahnen.

Es scheint indes, als hätten sich aus dem Schatz dieser hinterlassenen Besonderheiten einige Notizbüchlein in die breite Masse des Publikums verirrt, so z. B. gerade dieses, durch Herrn Lion auf einer Auktion entstandene Heft, aus dem Holloway Exzerpte mitteilt. —

Auf einem Blatt des Büchleins steht folgende Eintragung:

„Die Naturgesetze regen sich nicht auf, sie rennen nicht umher und kreischen nicht, um sich zu rechtfertigen. Die Gelehrten alle mögen ruhig das Gesetz der Schwerkraft leugnen — diese hehre Kraft wird sich darüber nie beklagen. Sei Du wie die ewigen Kräfte.“

Die Änderungen, die Whitman an diesem Text vornahm, um ihn in die „Grashalme“ aufnehmen zu können, sind nicht nur darum interessant, weil man aus ihnen erkennen kann, auf welche Weise Whitmans einigermaßen rohe und flüchtige Prosa sich in würdige freie Verse verwandelt, sondern auch weil sie einen ursprünglichen Plan Whitmans nahelegen, der den Kennern seines Lebens wohl bekannt erscheinen muß. Whitmans Vorhaben, ein Buch Sitten-Maximen zu verfassen, in der Art etwa des „Encheiridon“, überschattete zuweilen seine Absicht: ein Buch autobiographische Verse, deren bestimmende Note herausfordernder Egoismus sein sollte, zu veröffentlichen. Die Form, in der er die erwähnten Gedanken schließlich in den „Grashalmen“ niederlegt, wird an dem Folgenden erkennbar:

„Ich kenne meine Erhabenheit,

Ich belaste meine Sinne nicht durch die Notwendigkeit, sich zu rechtfertigen oder verständlich zu machen,

Ich sehe, die Naturgesetze entschuldigen sich nie.

Ich denke, ich benehme mich nicht hochmütiger als das Richtscheit, das ich zum Bau meines Hauses verwende.“

Eine weitere Eintragung lautet:

„Lebe. Bemühe Dich nicht, Kerle, die Dich anspucken, und Schurken zu besänftigen. Dünge den Acker des Herzens, denn er bringt gute Ernte. Sicher wie die sicherste Sicherheit — verlässlich wie Unsterblichkeit erschei-

nen die Wirkungen, nachdem die Ursachen geboren sind.“

Wie die vorher erwähnte Eintragung, ist auch diese in Whitmans Beschreibung des idealen Menschen von heute aufgenommen. In rhythmischer Form lautet sie wie folgt:

„Sicher wie sicherste Sicherheit . . .

Aufrecht, eine Säule, wohlgefügt die Balken, gerade und gestützt, Kühn wie ein Gerüst, liebevoll, stolz, elektrisch,

So stehen wir da, ich und dieses Geheimnis.“

Die Verwendung von Gleichnissen aus der Praxis des Zimmermanns lassen die Vermutung aufkeimen, daß das Notizbuch aus der Zeit stamme, in der Whitman seinen Vater beim Hausbau unterstützte. —

Eine andere Eintragung:

„Liebe ist die Ursache der Ursachen. Aus dem ursprünglichen Nichts — aus dem schwarzen Nebel der Nüstern des Todes, mit ihrem ebbelosen, flutlosen Dehnen in dem Raum — fordert Liebe mit unbestreitbarem Willen von Gott etwas, daran sie ihre Begierde stillen mag. So kommt das Chaos zum Stillstand, und gleich einem Geschlecht wunderbarer Kinder erstehen aus ihrer Verbindung die Gesetze der Natur.“

Eine andere Fassung dieser selben Gedanken lautet, aus dem Notizbuch zitiert:

„Liebe ist die Ursache der Ursachen, Aus dem weiten ersten Nichts Derebbelose, flutlose Dunst aus Nüstern des Todes,

Fordert sie von Gott mit unbestreitbarem Willen

Etwas sich zu stillen,

So geschah es, daß das Chaos zum Stillstand kam,

Und aus ihrer Verbindung entsprang, auf planmäßige Weise, ein Geschlecht wunderbarer Kinder,

Die wir Gesetze der Natur nennen.“

Wie aus den „Grashalmen“ ersicht-

lich, überfielen Whitman zuweilen Zustände der Verzückung, in denen er gleich dem Apostel Paulus nicht mehr wußte, ob er als Körper existiere oder als Geist. Holloway bemerkt, daß Whitmans angeborene Vorsicht, wie auch sein holländisch-reales Fühlen ihn mißtrauisch gegen Zustände dieser Art werden ließ — in Whitmans Familie befanden sich ja einige aus dem Gleichgewicht geratene Phantasten. Möglich ist es, daß die folgenden Zeilen sich auf diese Einstellung beziehen:

„Ja, er gleicht einem kleinen Jungen, der einen riesigen Drachen steigen läßt. Der Drache steigt und reißt ihn fast übermächtig in die Höhe. Es wäre besser, er ließe den Drachen fahren, als daß dieser ihn gänzlich vom Boden aufrisse und durch den Äther in unendliche Fernen entführte.“

Whitman las mit Vorliebe Thomas Paine. Seine Verehrung für diesen Moralisten ist bekannt. Auch wohnte er Versammlungen der Quäker bei und hörte Beecher predigen. Diese Eindrücke scheinen in ihm die Vermutung gefestigt zu haben, daß die Kirche in ihren Wurzeln vertrocknet sei durch Form- und Bekenntnisanberung. Eines der Hauptmotive, die ihn zur Veröffentlichung der „Grasbalme“ bewegten, war, zu einer Neugeburt geistiger Religion beizutragen. Er stritt nicht viel und lange mit der Kirche und dem Klerus. Doch heißt es an einer Stelle in den „Grasbalmen“ herablassend:

„Euch Priester verachte ich nicht, Mein Glaube ist der größte aller Glauben und der demütigste zugleich, Allen Gottesdienst umfaßt er, uralten und heutigen und alle zwischen diesen.“

Die Eintragung im Notizbuch, die auf dieses Bekenntnis Bezug zu haben scheint:

„Ja, ich glaube an die Dreieinigkeit — Gott Wirklichkeit — Gott Wohltun

oder Liebe — und Gott Unsterblichkeit oder Wachstum.“

Ku Klux Klan

Wenn nicht alle Zeichen trügen, macht der Ku Klux Klan, die national-amerikanische Abart des internationalen Faschismus, gegenwärtig eine schwere, vielleicht tödliche Krise durch. Im ersten Januarheft der New Yorker „Nation“ erhebt William Allen White seine Stimme zu einem pathetischen Appell an die liberalen Politiker in den Staaten: „Gebt dem Klan den Rest!“ — im Dezemberheft seines „American Mercury“ aber hat H. L. Mencken schon, mit der ihm eigenen kostbaren Ironie, einen antizipierten Nachruf auf das unaufhaltsam verrottende Gebilde des „Unsichtbaren Kaiserreichs“ gehalten.

White sagt: Wall-Street braucht keinen Aufstand der Unzufriedenen und gärend Unruhigen zu befürchten, solange der Ku Klux Klan sein Unwesen treibt. Die Unzufriedenen sind durch ihn von den wirklichen Ursachen ihrer Verelendung auf friedlichste Weise abgelenkt.

Mencken aber stellt fest, welche Verblüffung, ja, welches Erschrecken unter den Ku Klux Klan-Leuten Platz gegriffen hat, als sie dessen gewahr wurden, daß ihr Treiben, sie zu einem Faktor in der Politik ihrer Nation erhöht hatte. Die subalternen Burschen, die sich zu einer Karnevalsbelustigung organisiert hatten, um Juden, Katholiken und Neger aus den Betten zu jagen, fühlen sich in der Rolle gar nicht wohl, die die öffentliche Meinung dem Klan beimißt. Sie möchten zurück. Der Klan rutscht in den Abgrund.

Man konstatiert immerhin mit Vergnügen, daß es doch noch Länder gibt, in denen die Lächerlichkeit nationalistische Machenschaften zu demaskieren und unschädlich zu machen vermag! —

ANMERKUNGEN

Der Pyramidenrock*

Das Gedichtbuch mit dem drolligen Umschlag wird vermutlich nicht sehr viele Freunde finden, darum möchte ich, als einer dieser Freunde, ein Wort dafür einlegen. Insofern dies Buch eine dadaistische Kundgebung ist, interessiert es mich nicht. Aber Hans Arps Gedichte sind nicht bloß Dadaismus. Sie haben eine ganz persönliche Musik, sie sind in einem gewissen Sinn rechte Lyrik, und sie entspringen einer seelischen Situation, die für unsere Zeit charakteristisch ist.

Um diese sinnlosen Gedichte zu verstehen, bedarf es keines Scharfsinns; es bedarf nur einer gewissen Liebe und Aufmerksamkeit. Man lese eines dieser Gedichte sich laut vor, ohne Pathos, ohne Hohn, man singe es deutlich artikulierend ab wie man eine Gesangsübung von den Noten absingt, dann ist man sofort mitten drin im „Sinn“ dieser sinnlosen Dichtungen. Man sieht: hier wird eine irrationale Sprache gesprochen, es werden Worte nebeneinander gesetzt nicht nach einer Logik, sondern nach rein assoziativen Einfällen, nach Klangreizen, rein spielerisch wie ein Kind Mosaiksteinchen nebeneinander legt. Regiert wird diese Zusammenstellung von Sprach-Brocken allerdings auch von einer Unterströmung, einer geheimen Musikalität. Die Worte werden außerdem gelegentlich zerlegt, verbogen, gezerzt, es wird

mit einzelnen Silben gespielt, ganz wie ein Kind mit Steinchen und ausgezupften Blumenblättchen spielt, sie werden insinnlose, aber hübsche Reihen, Kreise und Sterne gelegt. Das „du“ im Kakadu wird als du empfunden und verwertet, das „vier“ im Klavier als Zahl, und so weiter.

Nun ja, kann man sagen, das ist ja sehr hübsch, aber ist das nicht das Gleiche wie die Kunst der ganz kleinen Kinder und der Geisteskranken? Ist dies Spiel mit Worten und Silben, ohne Rücksicht auf ihren herkömmlichen Sinn, nicht einfach das harmlose Tun eines Schizophrenen? Gewiß, das stimmt. Nur sei nicht vergessen, daß es Kritzeleien von kleinen Kindern und von Geisteskranken gibt, die entzückend schön sind, weit schöner, reizender und geheimnisreicher als viele einwandfreie, aber ungeniale Werke von Normalen. Und Hans Arps verrückte Verse haben das an sich, daß durch ihre Verrücktheit eine eingeborene Melodik und wehmütige Schönheit durchklingt. Der diese wahnsinnige Musik macht, mag wahnsinnig sein, aber er ist ein geborener Musiker. Irgendwie schätzt man auch diese Kunst als Kunst — wäre sie nur Irrsinn und Zufallsprodukt, so würden nicht einzelne von Arps Gedichten und Versen uns lieber sein als andere. Oder wie kommt es, daß ich einige seiner Strophen als besonders geglückt und reif empfinde, andre als nur halb gelungen?

Aber ist diese Art von Dichterei nun eigentlich irgendwie von Wert,

* Hans Arp: „Der Pyramidenrock.“ Verlag Eugen Rentsch in Erlenbach-Zürich

ist sie erlaubt, verdient sie Beachtung? O ja, und gerade insofern sie Krankheit ist, verdient sie sogar höchst sorgfältige Beachtung, wie jede Krankheit. Weise Ärzte studieren Symptome nicht um sie aus der Welt zu schaffen, sondern um an ihnen den Pegelstand des Lebenswillens abzulesen. Wenn Arps dadaistische Gedichte eine Krankheit sind — was sagt sie uns? Woher stammt sie? Wohin deutet sie?

Sie deutet auf Untergangsstimmung, auf Melancholie, auf Verzweiflung an dem, woran ein Dichter eigentlich zutiefst glauben sollte: an der Sprache. Wenn ein Dichter die Worte zu zerpfücken und die Grammatik aufzulösen beginnt, so tut er das, wie ein Kind seine Puppe seziert: aus Neugierde und Spieltrieb, gewiß, aber auch auf Grund eines schlimmen Erlebnisses, einer großen Enttäuschung. Er hat an der Lebendigkeit seiner Puppe, an der Echtheit seiner Mittel zu zweifeln begonnen, er ahnt Fäulnis hinter der Epidermis. Und kann nicht jeder mit Sprachgefühl Begabte das mitfühlen? Kann man eine Zeitschrift oder Zeitung, oder gar ein wissenschaftliches Buch unserer Tage lesen, ohne tief zu erschrecken vor der Ausgehöhltheit, Starre und Farblosigkeit dieser Sprache? Ist sie nicht welk und krank geworden? Kann man irgendeinen modernen Satz, auch den besten, mit einem von Wolfram von Eschenbach vergleichen, ohne einen Hauch von Herbst und von Altersschwäche zu fühlen?

Diese Sprache, deren echte, durchblutete, natürliche Lebendigkeit nicht mehr geglaubt wird, zupft das melancholische Dichterkind auseinander, und indem er auf die Möglichkeit, auf diesem verkommenen Instrument noch gute Musik zu machen, verzichtet, spielt er doch noch immer mit den geliebten Formen, entdeckt in den ausgereinkten Silben da und dort noch magische Nachklänge des Wunders,

das diese Sprache einst war, und setzt in irrem Spiel die zerstückten Teile rein ornamental zusammen, lächelt hier über die saftige Fülle eines Vokals, ironisiert dort die Maskenstarre eines entseelten Modewortes, kuppelt mit trauriger und perverser Freude völlig Fremdes zusammen.

Dieser Vorgang ist genau derselbe wie die Zerstückelung und Deformierung und schließliche Auflösung in abstrakte Formelemente bei vielen heutigen Malern und Zeichnern. Wie irrsinnig, traurig und häßlich sehen viele dieser Gebilde aus! Kommt ein wehmütiges Lächeln, eine verborgene, sich ihrer Innigkeit beinah schämende Musikalität dazu, wie etwa in den Blättern von Paul Klee, dann haben wir ein vollkommenes Pendant zu Hans Arps Dichtungen.

Wenn ich einige von diesen Versen gern habe, wenn ihr grotesker Tanz mit der traurigen Melodie mich gelegentlich ergreift und rührt, so wünsche ich mir dennoch keine Bibliothek von solchen Versbüchern. Es ist an einigen wenigen genug. Diese paar aber sind mir lieber als ganze Buchläden voll vernünftiger, normaler, gesunder Durchschnittsbelletristik, deren Verlogenheit viel lasterhafter ist als die Perversität der Pyramidenröcke.

Und ganz zuletzt, wenn man ihr gut zuhört, zeigt diese verrückte Lyrik mit ihrem sinnlosen Mechanismus, ihrer inhaltlosen Form, ihrem oft automatenhaft anmutenden Ablauf ins Endlose noch eine letzte, furchtbare Ähnlichkeit und Bedeutung. Spiegelt sie nicht den Mechanismus des modernen Lebens, dessen zwangsläufige, zuckende Bewegungen inmitten eines riesenhaften technischen, formalen, methodischen Apparates — eines Riesenapparates, dessen Schöpfer zu sein uns keine Freude macht, weil wir ebenso sehr seine Sklaven sind?

Hermann Hesse

Brief aus dem Orient

Ein ehemaliger deutscher Marine-Offizier, jetzt Kaufmann in Persien, sendet uns diese Zeilen, die ein neues Welt-Erkennen und auch ein neues politisches Sehen zeigen. Wenn Nietzsches Hoffnungen auf die Söhne der preussischen Offiziere setzte, so scheint sich solche Hoffnung bereits in diesem neuen Typus zu verwirklichen, den W. Schüler vertritt. Er spricht ja nicht als einzelner. Eine andere Rasse kündigt sich an: die die Irrtümer von gestern erkannt hat und aus ihnen lernte; die unromantisch und nach vorwärts gerichtet ist; die das deutsche Schicksal als Teil des europäischen begreift. Für die Gesinnung solcher neuen deutschen Rasse sind die folgenden Zeilen ein wichtiges Dokument.

Die Redaktion

Mehmed Taechgki ist der Pferdeknecht und ein gutmütiger fleißiger Bursche. Nur in einem ist er mit mir nicht zufrieden: wenn ich noch vor Morgengrauen in den Stall komme und ihn wecke, damit er das Pferd zum Sonnenaufgang bereit hat. Es kostet ihm sicherlich einige Überwindung, so früh zu arbeiten, und mir einige Geduld zu warten, bis er fertig ist.

Aber, was bleibt einem Kaufmann draußen an Zeit, an Stunden für sich selbst, für sein ureigenstes Erleben und Leben, wenn nicht die Spanne am Morgen zwischen Erwachen und Beginn des malmenden Tagewerks? Der Morgen trägt Kraft und Heiterkeit, ist ein täglich neues staunendes Wunder, ist so frisch, so zitternd jung wie der Schöpfung erster Tag. Und wir selbst sind jeden Tag neu in ihm, nehmen jeden Tag des Lichtes frohen Gruß als ein Vermächtnis auf in uns zum Leben. Das Wunder geschieht. Die Erde rollt in ihrem ewigen Gang gen Osten, und die

ersten Strahlen der Sonne leuchten über asiatisches Hochland. Weit in der Ferne klingt der Glockentakt schreitender Kamele; das ist alles an Zeichen des Lebens außer dem leise im Sand tretenden Huf meines Pferdes und dem Schlag des eigenen Herzens. Allein! — Schon seit langem ist mir dieses Wort vertraut. Erst überfiel es mich als das Gefühl der Einsamkeit, als etwas, wogegen mein ganzes Wesen sich auflehnte, als ein Schrei aus warmem Menschenherzen, der in starren, eisigen Weiten verhallt. Ich wollte das kleine Menschenanrecht nicht aufgeben, Antwort zu heischen, Antwort zu verlangen. Und ich schrie und fand keinen Gegenruf, ich weinte und fand kein Mitleid, ich betete und fand keinen Segen und ich fluchte und fand keine Hölle. Nur mich selbst sah ich und meine Ansprüche, an die ich glaube als an die notwendigen Folgen meiner Handlungen. Erfolg der Tat — dem jagte ich nach, als etwas Selbstverständlichem, und meine Handlungen waren bestimmt vom Ziele her. Aber das Jagen nach Zielen frißt das Leben auf und stillt keinen Durst, es führt in die Wüste, zu der Einsamkeit des Geistes im Menschen, der seinen Gegenpol: die Seele zerstört hat. Dann schreit das Leben in uns auf und findet keine Antwort.

Die Erde geht ihren ehernen Gang und wir haben nicht die Gotteskraft, diesen Lauf aufzuhalten. Wir sind in ihre Tage verstrickt, und es liegt an uns, das Licht dieser Tage zu genießen. Ganz an uns. Es ist unsere eigenste Angelegenheit, was wir aus unserem Leben machen, ob wir es mit Freude hinnehmen als ein unendlich großes Geschenk oder ob wir es mürrisch ertragen. Es ist an uns, ob wir glücklich sind oder unzufrieden, ob wir weinen oder lachen. Hängen wir am Erfolg, so werden wir wenig frohe Stunden in uns fühlen. Hängen wir aber am Leben als einem großen

Vermächtnis aus anderen Weiten, so werden wir stolz dieses Vermächtnis in uns tragen. Dann ist Einsamkeit keine drückende Last mehr, denn das Leben ist inmitten von Sonne und Licht gestaltend sich selbst genug.

Kahl und öde stehen bei dem einsamen Ritt die Berge gegen den kalten Horizont. Ist es überhaupt noch die Welt, ist es ein anderer Planet, auf den sich mein Leben verirrt, um die reinen Strahlen der Sonne zu trinken? Das ist mir gleich; ich empfinde alles als schön, mir gleich, als Bewegung und Leben.

Dann kommt das erste Dorf, in dem die Menschen schon wach und an der Arbeit sind. Auf dem Felde pflügt der persische Bauer mit Ochsen gespannt und Pflug. Mit demselben Pflug, mit dem er seit Jahrtausenden diesen Boden bearbeitet — so stetig geht hier das Leben. Diese Stetigkeit gab den Menschen des Orients auch die große seelische Ruhe, die ich immer wieder bewundere. Torheit ist es, über die „Rückständigkeit“ der Dinge im Orient nur ein mitleidvolles Lächeln zu haben. Der Orientale fühlt instinktiv die Gefahr der seelischen Zerrissenheit, die das Tempo abendländischer Entwicklung in sich birgt.

Und haben wir nicht dem Orient seit zehn Jahren ein trauriges Zeugnis davon gegeben, daß wir im Übertempo der Entwicklung die Herrschaft über uns selbst verloren haben? Nicht wir beherrschen heute mehr unsere Erfindungen, sondern wir werden von ihnen beherrscht. Wir werden mitgerissen, anstatt zu führen und wir wissen das Ende nicht.

Die Krämpfe, in die Europa seit 1914 verfallen ist, beweisen es. Ihr Anfang ist die große französische Revolution mit der radikalen Herrschaft des Geistes, dem Auftakt zu der Maschinenzeit des neunzehnten Jahrhunderts. Erfindung hat sich auf Erfindung gehäuft, Gestaltung auf

Gestaltung, während der innere Kern, die innere Kraft, aus der solches Schaffen nur möglich ist, sich mehr und mehr erschöpfte. Aus der Erschöpfung heraus entstand die Gegenbewegung gegen den Übergriff des Maschinellen in unserem Leben: die soziale Idee, die im Grunde ihres Wesens die verschüttete Seele sucht und die Maschine haßt. Seinen tiefsten vulkanischen Ausbruch fand dieser Haß in Rußland; mit der russischen Revolution endet für Rußland die Epoche seit Peter dem Großen — endet der Versuch, Rußland in die europäische Geistessphäre mit hineinzuziehen. Rußland ist wieder russisch. — Die geistige Entwicklung durch das neunzehnte Jahrhundert hindurch hat sich im Westen Europas zu der heute für alle Augen sichtbaren westlichen Demokratie kristallisiert. — Dieser westlichen Lebensauffassung ist die Mitte mit dem Raum um Deutschland und Deutschland als Kern nicht gefolgt. Äußerlich wohl durch die Einsetzung der Parlamente, Volksvertretungen usw., innerlich aber nicht. Wir haben uns dieser inneren Unehrlichkeit schuldig gemacht und sind darum in den Tagen der Gefahr von innen heraus zusammengebrochen.

Wenn wir noch Lebenskern als großes Volk in uns haben, so werden wir aber auch über die Gräber hinaus zu den Stufen neuen Lebens die Fackel emportragen. Es ist unsere große deutsche Schuld, daß wir uns bis her unfähig gezeigt haben, unser mitteleuropäisches und speziell deutsches Empfinden zu einem den Völkern sichtbaren wirklich großen Ausdruck zu bringen. — Wo ist denn unsere Idee, die der reinen Vorstellung der Demokratie, wie sie England und Frankreich ausgebildet haben, entgegengetreten könnte? Denn Ideen beherrschen die Welt und erst die innere Vorstellung schafft den äußeren Tatbestand.

Die Weltgeschichte steht richtend, prüfend, aber auch fragend vor uns. Der Osten hat sich von Europa losgesagt. Der Westen krankt an einer ungeheueren Schuld gegen eine vernünftige Geschichtsentwicklung, gegen die Naturentwicklung der Völker: an dem „Versailler Frieden“. Der Westen hat durch diesen Frieden die auf die Jahrzehnte auch für das stärkste Volk unerträgliche Verpflichtung auf sich genommen, eine europäische Mitte von fast hundert Millionen Menschen dauernd zu unterdrücken. — Ist der Osten zertrümmert, der Westen überlastet und die Mitte zwischen beiden Mahlstainen nicht lebensfähig — so ist das das Ende Europas. Das ist durchaus vorstellbar. Es würde nur eine Verschiebung des Schwergewichts der Welt nach Amerika oder Asien bedeuten.

Das Schicksal des einzelnen und das Schicksal der Völker liegt in ihnen selbst. Es nutzt heute keinem europäischen Volke mehr, nur an sich selbst zu denken, denn es gibt kein Volk in Europa mehr, das alleine glücklich sein könnte, während die anderen schwach sind. Dazu sind die von außen gegen Europa herannahenden Kräfte viel zu groß und in ihrer Urwüchsigkeit so beängstigend, daß jeder Tag auf ewig für uns verloren ist, auf dem wir nicht vorwärtsschreiten zur Zusammenfassung des Bollwerks, das, wenn nicht geschlossen, eines Tages in tausend Stücke zersprengt werden wird. Der Soldat sollte heute

als erster europäisches Empfinden in sich tragen!

Gut deutsch denken heißt heute fast notwendig auch: gut europäisch denken. Wir müssen in Deutschland zu dieser geistigen Einstellung gelangen, wenn wir aus den Trümmern des großen Krieges neu erstehen wollen.

Dort im Westen liegt mein deutsches Vaterland, an das ich so oft in Liebe denke. Was sind Jahrhunderte, was Jahrtausende? Vor jeder Generation steht die Aufgabe, ihren Problemen gerecht zu werden, das Ihre zu tun an Gestaltung und Werden. Das Leben selbst entscheidet dann, ob Dauer oder Unwert in unserem Handeln war. Was aber ist der einzelne in den Millionen? Danach zu fragen ist unnütz. Der einzelne ist sich selbst Rechenschaft schuldig, es ist sein Leben, das er gestaltet, seine Pflicht zu schaffen aus dem Maße der eigenen Kraft, nicht mit eigenem Ziele, sondern im Einklang mit dem Werden und Vergehen der Menschheit, im Einklang mit den Forderungen des Lebens um und in uns.

Wie kurz oder wie lang das Leben ist, darüber sollen wir nicht klagen. Jeder Tag ist neues Leben und jeder Tag ist Vergehen. Ewig ist die Erde unter uns, ewig das Blau des Himmels; wir aber sind Sonnenstäubchen in den Strahlen des wärmenden Lichtes. Und jeder Morgen ist neues Versprechen, neues Vermächtnis göttlicher Herkunft an unser Erdenleben.

W. Schüler

APR 3 1925

DRITTES HEFT

MÄRZ 1925

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVI. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Robert Wilbrandt, Nationalökonomische Sozialpolitik

Heinrich Mann, Kobes

Hermann Hesse, Üble Aufnahme

Laurence Housman, Gespräche mit Oscar Wilde

Alfred Döblin, Reise in Polen

Samuel Saenger, Politische Chronik

Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Zarek, Oscar Wildes „Epistola“

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten. — Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,

das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann.

Preis des Heftes Gm. 2.—; Quartalspreis Gm. 6.—, für das Ausland Schw. Fr. 7.50, umgerechnet in die betreffende Währung nach dem jeweiligen Schlüssel des Buchhändler-Börsenvereins. Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

Das Aprilheft der „Neuen Rundschau“

bringt voraussichtlich u. a. folgende Beiträge:

M. J. BONN, Krise der Demokratie in Deutschland

ANNETTE KOLB, Spitzbögen

R. BOETTICHER, Busoni und Berlin

OTTO FLAKE, Schreibende Welt

FRANZ KAFKA, Aphorismen

SAMUEL SAENGER, Politische Chronik

RUDOLF KAYSER, Europäische Rundschau

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:

Alf Häger Verlag, Berlin

Heinrich Haessel Verlag, Leipzig

Sibyllen-Verlag, Dresden

NATIONALÖKONOMISCHE. SOZIALPOLITIK

von

ROBERT WILBRANDT

Auch wenn man mit philologischer Akribie und schärfster Kritik den Marx'schen Lehren im einzelnen nachgeht, wird man in seiner Mehrwerttheorie einen unvergänglichen Wahrheitskern finden. Je mehr der eine arbeitet, um so reicher wird der andere; das ist die unabweisbare soziologische Struktur des Klassenverhältnisses, das Marx im „Kapital“ behandelt. Die Abhängigkeit, so sehen wir ferner rein historisch, zwingt den einen, tatsächlich so den Mehrwert herzugeben, ermöglicht jenem, sich so zu bereichern. Er muß sich ausbeuten lassen, das war das geschichtliche Los des Industriearbeiters.

Die Sozialpolitik, die als Milderung dieses Gegensatzes auftritt — ist sie nicht unmoralisch? Ist nicht Protest hier ethisch allein geboten? Ist solcher Friede, dem ein Unrecht zugrunde liegt, nicht gegen das Gewissen?

Der Syndikalismus empfindet so. Max Weber, durch sein Hugennottenblut voll tiefen Verstehens für solches Protestieren, hat uns das syndikalistische Verhalten als „wertrational“ verstehen lassen: nicht Zweckmäßigkeit des Handelns steht da in Frage, sondern nur der adäquate Gefühlsausdruck, der als ethisches Bedürfnis empfundene Protest.

Aber: wir fragen hier nicht nach subjektiven Notwendigkeiten, sondern nach objektiven. Was mit Max Weber als „zweckrational“ zu bezeichnen ist, geht uns hier allein an: das, was als der zweckmäßige, der technisch richtige Weg zu einem vorausgesetzten Ziel von der Wissenschaft empfohlen werden kann. Denn nach wissenschaftlicher Sozialpolitik fragen wir hier. Die ist nur so möglich.

Aber ist sie möglich? Denn gerade an der Frage, für welchen Zweck etwas zweckmäßig sein solle, scheint sie zu scheitern. Zahllose Zwecke sind denkbar. Sie streiten sich in uns, sie stehen in unvereinbarem Gegensatz. Eben das hat Max Weber an jeder wissen-

schaftlichen Sozialpolitik verzweifeln lassen. Darum sagt er auch, soziale Forderungen als „berechtigt“ zu bezeichnen, sei ein anmaßliches Unterfangen; so etwas zu erweisen, sei mit Mitteln der Wissenschaft schlechthin unmöglich. Eine unparteiische Beurteilung ist ihm eine *contradictio in adjecto*.*

Wir stehen hier scheinbar vor einem unlösbaren Problem. Die politischen Gegner des Kathedersozialismus, überhaupt des Sozialismus, haben sich gern hinter der angeblichen Unlösbarkeit dieses Problems verschanzt. Aus diesem scheinbar unzugänglichen Versteck heraus ihrerseits anzugreifen, verhindert ihr von Max Weber mit Recht als „pseudowertfrei“ bezeichnetes Verhalten sie nicht. Sich an Max Webers Rockschoße hängend, fühlen sie sich in dem Gefolge des großen Mannes wohl und unter dem Deckmantel unpolitischen, rein objektiven Forschens so geborgen, daß die eigene Tendenz, ja die tendenziöse Bekämpfung eines angeblich überflüssigen Klassenkampfes ihnen selber gar nicht bewußt wird.

Doch ist die Sache damit nicht erledigt. Von den Zwecken ist tatsächlich abhängig, was jeweils „zweckmäßig“ ist. Es handelt sich bei deren Setzung um Subjektives, um Fragen des Gewissens oder der Kultur, die einem sagt, was wichtig sei, worauf es ankommt. Das kann keine Wissenschaft. So begreifen wir nur zu sehr die da heute herrschende Skepsis. Sie mußte durchlitten werden; ohne sie war wissenschaftliche Sozialpolitik unmöglich. Unsere verehrten Meister, wie Schmoller, Wagner und Brentano, sie waren und sind Persönlichkeiten, tief empfänglich für den Appell an ihr Gewissen, den das Zeitgeschehen enthielt; aber so kam es zu einer persönlichen, zu einer auf Glauben beruhenden letzten Begründung, nicht zu einer objektiven, von jedermann anzuerkennenden Sozialpolitik. Ja, diese scheint nun dem Getriebe der Parteien und Interessenten und Klassen und der persönlichen Weltanschauung ausgeliefert, also ein für allemal unwissenschaftlich sein zu müssen . . .

Wie aber, wenn wir das Gesuchte, das für unmöglich Erklärte schon hätten? Wenn wir es nur bewußt zu machen brauchten?

* Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 29, Seite 618; Näheres zu dieser Erkenntniskritik der Nationalökonomie als praktischer Wissenschaft in meiner „Ökonomie“, meinem Leitaufsatz in der Oppenheimer-Festgabe „Wirtschaft und Gesellschaft“, meiner Einführung in die Volkswirtschaftslehre, Band I (am Schluß) und IV sowie meiner Auseinandersetzung mit Max Weber, von der eine erste Skizze 1917 in der „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft“ erschien.

Wenn wir es gar nicht aus dem Kopf zu erfinden, sondern nur aus der Wirklichkeit zu entdecken hätten, wie Marx das von Hegel gelernt hat?

Blicken wir auf die Wirklichkeit, so lernen wir die Sozialpolitik gegenüber der Industriearbeiterschaft kennen als ein Bemühen, einen als unvermeidlich anerkannten Konflikt zu schlichten, zu vermitteln, den Gegensatz zu mildern, die mit ihm gegebenen Gefahren und Verluste tunlichst auf ein Minimum zu reduzieren — ein Bemühen, das seiner eigenen Zielsetzung nach die Beurteilung gestaltet, ob etwas dafür zweckmäßig ist, ob es wirkt, ob es den sozialen Frieden nicht vortäuscht, sondern herbeiführt; und zweitens sehen wir die Sozialpolitik eintreten für die in dem Kampf unterlegene, die schutzbedürftige Partei, und so ergibt sich wieder die technische Beurteilbarkeit der einzelnen Maßnahme: ob sie wirklich hilft.

Wir finden literarhistorisch diese beiden Bemühungen der Sozialpolitik manchmal getrennt; bis zu dem Gegensatz zwischen nur den Frieden um jeden Preis verlangenden Gegnern des Klassenkampfes einerseits und denjenigen Verfechtern der Arbeitersache andererseits, die, wie Brentano oder gar Marx, für die Arbeiter einzutreten, ihnen Vorkämpfer oder Verteidiger zu sein, zu ihrer kampfesfroh durchgeführten Lebensaufgabe machten; wir finden aber auch beides vereinigt, wie bei Rodbertus, Wagner und Schmoller.

Gewiß spricht bei alledem Temperament, Weltanschauung, persönliche Überzeugung, kurz: Subjektives mit. Aber nur das? Wenn alle Richtungen sich bei gewissen Maßnahmen mehr oder weniger zusammenfinden, ist das nur Kompromiß, nur Anerkennung nun einmal gegebener Machtverhältnisse, gewordener Tatsachen? Wenn die Nationalökonomien, trotz der Jugend ihrer Wissenschaft und der auf ihrem Gebiete stets drohenden Beeinflussung durch Klasseneinflüsterungen, durch politische Parteiideale, religiöse Dogmen, persönliche Gefühle, doch in diesen beiden Zielsetzungen — sozialer Friede und Eintreten für die Arbeiter — so überraschend oft irgendwie übereinstimmen: ist darin nur Einfluß von großen Persönlichkeiten oder Zeitideen, kurz: Außerwirtschaftliches zu erblicken?

Nationalökonomisch, so will mir scheinen, ist der Friede ein mit der modernen Welt dichtester Bevölkerung und eng verschlungenen Zusammenwirkens gegebenes, die Existenz dieser Menschenmengen allein noch ermöglichendes Erfordernis; wie Krieg oder Bürgerkrieg diese moderne Volks- und Weltwirtschaft zerstören, erlebten wir.

Der Rat einer mit diesen Existenzgrundlagen unserer Gegenwart vertrauten Wissenschaft kann gar nicht anders als auf deren Erhaltung und Festigung gerichtet sein. Er verbindet mit der sich aufdrängenden Einsicht in die antagonistische Volkswirtschaft des Kapitalismus die doch zu deren Existenzgrundlagen gehörende Tatsache friedlichen Verkehrs zu dem Bemühen um Milderung des Kampfes. Und damit wird nationalökonomisch beurteilbar, was sozialpolitisch getan wird: ob und wie weit es zur Befriedung hinführt. Die jeweils gegebene „Mentalität“ wird dadurch wichtig. Ihr müssen die Methoden entsprechen, sonst sind sie falsch. Aber letzten Endes ist Friede nur soweit möglich, als jeder eben — befriedigt sein kann: als also die Lage es gestattet. Nur Vertiefung in diese führt zur Erkenntnis der Vorbedingungen tunlichsten sozialen Friedens. Nur indem man sich der Leiden einer Klasse verständnisvoll annimmt, vermag man sie mehr als nur zu „beruhigen“. Soweit überhaupt der unvermeidliche Antagonismus es gestattet, kann daher nur Eintreten für diejenigen zum Frieden führen, die sonst nicht anders können, als aufbegehren. Schon dies führt zu dem zweiten Punkt hinüber. Ist auch ihm Rechnung getragen, so wird die Wissenschaft dazu anleiten können, daß unnötige Verschärfung vermieden wird: durch Gefühlsausbrüche, wie Grausamkeit, Verletzung heiligster Gefühle, Übermut, Trotz; sie rächen sich später durch ihre Nachwirkungen in der anderen Klasse. Hier liegen gemeinsame Interessen. Die Gesamtheit leidet, beide Klassen leiden, wenn so der Reibungsverlust vergrößert, die Gefahr verheerenden sozialen Brandes verschärft wird. Die von Arbeitgeberseite berechneten 1257 Millionen Arbeitsstunden oder (zu je 50 Goldpfennig) 629 Millionen Goldmark, die allein in den Jahren 1919 bis 1922 in Deutschland durch Streiks verloren gegangen sein sollen, sind ein — hier nicht nachzuprüfendes — Beispiel für solchen zu mildernden Reibungsverlust; das Schicksal Rußlands ist das lebendigste für die stets drohende Brandgefahr. Sozialpolitik ist so speziell in Deutschland ein Heilmittel gegen eine Spielart dessen, woran wir zugrunde gehen: die Selbstzerfleischung. Ganz allgemein ist sie die Ökonomisierung des Kraftverbrauchs gegen einander: dessen Reduzierung auf ein geringeres Maß. Um so mehr verbleibt für positive Arbeit. Um so wichtiger ist also Sozialpolitik, wenn es einem ohnehin schlecht geht. Ihre Bedeutung steigt, je ärmer ein Volk wird. Um so weniger hat es übrig für den Luxus des Aufwands gegen einander. Nicht die Sozialpolitik ist dann ein Luxus, sondern das,

was durch sie vermindert wird. Nicht nur, wo ein blühendes Wirtschaftsleben ist — wie man gemeint hat — kann Sozialpolitik gedeihen; sondern sie ist mit Grundlage gedeihender, weil nicht durch den Antagonismus zu Grunde gerichteter Wirtschaft.

Das ist das Eine. Es ergibt sich sozusagen aus unserem Objekt: der Volkswirtschaft als dem auf friedlichen Verkehr angewiesenen Zusammenwirken all der Faktoren, auf denen die dichte Bevölkerung moderner Industriestaaten ihre Existenz aufbaut. Je mehr dies der Fall sein wird, in alle Zukunft hinein, um so mehr wird von Blindheit geschlagen sein müssen, wer diese heute meist unerkannte volkswirtschaftliche Bedeutung der Sozialpolitik dann nicht einsieht.

Das Zweite aber, das Eintreten für den „schwächeren“ Teil (was aber nicht mit natürlicher Schwäche oder Minderwertigkeit zu verwechseln ist, sondern auf historischen Umständen beruht), ist nicht nur ein Anhängsel des Vermittelns. Sondern die literarhistorisch klar vor uns liegende Entwicklung der Nationalökonomie läßt sich doch schließlich auf die Formel bringen, daß diese neue Wissenschaft entstand als ein Rat für viele zugleich, wie er mit dem verschlungenen modernen Wirtschaftsleben unentbehrlich wurde, oder kurz: mit der Volkswirtschaft. Nicht nur, wie der Einzelne wirtschaften müsse, um erfolgreich zu sein, ist da die Frage; der Arbeiter möge noch so gut wirtschaften in seinem Haushalt — was natürlich weder er noch seine durch Fabrikarbeit nicht dazu erzogene Frau zu tun pflegen —: selbst im besten Fall beengt seinen Erfolg die Abhängigkeit von fremden Interessen. Er ist nicht „seines Glückes Schmied“. Das hat Lassalle Herrn „Bastiat-Schulze von Delitzsch“ in seiner gleichnamigen Schrift vor sechzig Jahren bewiesen. Der liberale, ganz unvolkswirtschaftliche Traum von dem allein dem Individuum zu dankenden, ihm allein gelingenden Erringen von Wohlstand ist ausgeträumt. Der Industriearbeiter nicht nur, bei dem die Klassenabhängigkeit das einengt, sondern jeder von uns ist abhängig in seinem Wirtschaftserfolg von Vorbedingungen, die uns umgeben. Diese Vorbedingungen sind es, mit denen sich der Nationalökonom beschäftigt. Sie befähigen ihn zu seinem Rat für viele zugleich. Doch kann er ihnen allen zusammen nur raten, was wirklich für jeden einzelnen förderlich ist: was jedem einzelnen seine persönlichen letzten Zwecke tunlichst erreichbar macht durch ihm tunlichst gelingende Wirtschaft. Für jeden günstig muß in diesem Sinne der Ratschlag des Nationalökonomen sein. Nur was wirklich für jeden günstig, kann er ver-

antworten zu empfehlen. 'So ist beispielsweise erst nachher bewußt geworden, daß die von der Nationalökonomie empfohlene Gewerbe-freiheit zwar den Gesamtwohlstand hob, durch moderne, die Natur-kraft ausnützende Großbetriebe, daß aber Handwerker und Industrie-arbeiter die Opfer dieses Ratschlags waren. Er war je nach Volks-dichte mehr oder weniger unvermeidlich, weil allein die Existenz ermöglichend — und damit die Vorbedingung für Erreichbarkeit, ja für Benutzbarkeit von allem Übrigen —; aber: er mußte ergänzt werden durch einen Ratschlag, der wirklich jedem den Fortschritt zugute kommen lassen konnte: ein Eintreten für die Benachteiligten, von der entfesselten Kapitalmacht Zertretenen oder Ausgebeuteten, die Handwerker und deren Nachfolger im modernen Gewerbe, die Industrie-arbeiter.

Oft ist jenes Freisetzen des Kapitalismus zuerst allein erfolgt, also die Nationalökonomie zunächst liberal aufgetreten; wenn sie später dann „wieder“ den Staat rief, so sah das wie ein Selbstwiderspruch, wie ein Umfall aus. In Wirklichkeit war es die nur zu spät nachgekommene Ergänzung des ersten, an sich bei starker Volksdichte unvermeidlichen Ratschlags. Bei Schmoller und seinen Mitgründern des Vereins für Sozialpolitik ist schon beides vereinigt gewesen: sie traten für die Gewerbefreiheit, für den unentbehrlich gewordenen Großbetrieb ein, aber Schmoller mit dem durch sein Buch über das Kleingewerbe gegebenen Bewußtsein der Härten für die Handwerker und alle zusammen mit dem Verlangen, das Los der neuen damit heraufbeschworenen Klasse, der Industriearbeiter, zu bessern. So erst wurde ein zu verantwortender, wirklich für jeden günstiger Rat-schlag daraus. So erst genügte der Fachmann seiner Berufspflicht: nicht für einzelne beliebige Private, sondern für alle zugleich das Günstigste zu raten.

Wie weit aber, das ist nun die sich aufdrängende Frage, hat die Einengung zu gehen, die andere trifft, indem man für einen sonst Benachteiligten eintritt?

Nur was für alle zusammen günstig, ja, je nach der Lage, für ihre Existenz erforderlich ist, kann da wirtschaftspolitische Grenzen setzen.

Die Zwecke sind persönlich; der Vorzweck aber, die Existenz, ist unentbehrlich: nicht um ihrer selbst willen, sondern als Ermöglichung für alles Gewollte, ja für Benutzbarkeit alles sonstigen Reichtums. Sie steht in diesem Sinn ökonomisch voran. Sie muß entscheiden. Was die Gesamtlage entsprechend der Menschenzahl im Verhältnis

zu den Hilfsquellen erfordert, das ergibt die Richtschnur. Das ist vielerlei und je nach Lage verschieden stark ausschlaggebend. Das alles ergänzt einander. In unserem Fall sind es die als „Kapital“ zusammengefaßten großen Hilfsmittel, die ermöglicht werden müssen durch „Kapitalbildung“, und die zur Leistungsfähigkeit zu bringende Arbeitskraft, die durch entsprechende „Menschenökonomie“ gesteigert und erhalten werden muß. Oft einseitig hervorgehoben, ergänzen sich diese beiden, zum Gesamterfolg beide unentbehrlichen Faktoren. Ebenso ist freudige Arbeit bei der Leitung und bei den Ausführenden gleich wichtig. An sich ergibt sich die Möglichkeit des Eintretens für die eine oder die andere Seite: je nach der Lage, wer etwa gerade beeinträchtigt wurde, und: was man sich gerade leisten kann, in Anbetracht der Gesamtlage.

An sich ist ja der Mehrwert der Streitpunkt, wie Marx es bezeichnete und sah: was über die Lebensnotdurft hinausgeht, was daher das eigentlich im Leben Gewollte mehr oder weniger erreichbar macht. Nicht nur Existenz! Diese ist nur Vorbedingung. Sie für sich allein kann als „menschenunwürdiges“ Dasein empfunden werden. Zeit für das Leben, Mittel für letztlich im Leben Erstrebtes sind erst die jedem Einzelnen wirklich seine Zwecke tunlichst erreichbar machende, „erfolgreiche Wirtschaft“.

Aber wie weit es für alles im Augenblick reicht, ist eine andere Frage. Das kann die Grenzen des Eintretens für die benachteiligte Klasse jeweils verengern. Um durchzukommen, um nicht noch größeres Elend als Folge eines Stillstands von Betrieben und entsprechender Einkommenlosigkeit aller derer zu verschulden, aus deren Taschen — Arbeitgeber und Arbeiter — indirekt oder direkt letzten Endes auch Arbeitslose ihre Unterstützungen bekommen, kurz: um noch Schlimmeres zu verhüten, kann der Ratschlag sich jeweils eng bescheiden müssen, obwohl er dann bewußt so hart und unangenehm sein muß wie der eines die Lebensgefahr durch strenge Vorschriften bannenden Arztes.

Das sind die je nach der Lage sehr verschieden ausfallenden ökonomischen Gesichtspunkte, die jeweils den Ausschlag geben. Noch enger sind die Grenzen, die uns durch die soziologische Struktur unserer Gesellschaft gesteckt sind. Die „Emanzipation des vierten Standes“ ist noch Zukunftsmusik. Für die Gegenwart ist nicht nur mit der üblichen Formel von der „Konkurrenzfähigkeit“, sondern mit noch engeren Schranken zu rechnen. Doch dürfen auch gewisse je

nach der Lage mehr oder minder bedeutungsvolle Möglichkeiten nicht übersehen werden. Sie liegen darin begründet, daß ein Kapital, dem die nächstliegende Mehrwertquelle, die Ausbeutung der Arbeiter, versperrt wird, eben dadurch auf andere, sonst leicht übersehene Quellen des Gewinnes hingedrängt wird. Gäbe es nur Not und Qual als einzig mögliche Herkunft des Gewinnes, so wäre die Aufgabe des Sozialpolitikers in der kapitalistischen Produktion unlösbar. Er vermag aber gerade durch eine ökonomisch überlegene, weil das Ganze der Volkswirtschaft überblickende Einsicht das Kapital auf harmlosere Gewinnmöglichkeiten hinzulenken. Auch diese haben, wie gerade Marx an den Auswirkungen der Maschinerie und der Arbeitsteilung gezeigt hat, noch ihre Gefahren. Aber es gibt daneben auch völlig harmonische, freilich nur begrenzt anwendbare Möglichkeiten.

Erinnern wir uns der Gesellschaft, auf die sich alles das bezieht, was wir soeben zunächst abstrakt und allgemein ausführten, um eine Basis der Beurteilung zu gewinnen. Es handelt sich um unsere moderne Tauschgesellschaft, im Rahmen und unter dem Einfluß je eines Staates, als dessen Volkswirtschaft zu bezeichnen. Sie beruht auf persönlichem Eigentum. Ein Gemeineigentum ist nur in geringen Resten älterer Zeit und hoffnungsvollen, aber noch keine Grundlage für Massen bildenden Anfängen vorhanden. Ja, wenn es entsteht, so entsteht mit ihm die Sorge um die Kapitalbildung durch die Gemeinwirtschaft. Denn dieser gelingt demokratisch nicht so leicht was aristokratisch so leicht ist. Die „neue Aristokratie“ hat vermöge ihrer rasch wachsenden Renteneinkommen leicht neues Kapital bilden können. Eher zu viel als zu wenig! Die Krisen werden auch damit in Zusammenhang gebracht — freilich auch neuerdings mit Kapitalmangel. Jedenfalls aber ist die „Dividendenseuche“ der Konsumvereine ein Beleg, daß die nötige Kapitalbildung der Gemeinwirtschaft nicht so leicht fällt. Der Kapitalismus erleichtert sie, indem er die Armen arm bleiben, die Reichen immer reicher werden läßt. Diese Zwangseinschränkung bei den Armen läßt deren so viel schwierigere Kapitalbildung nebensächlich werden gegenüber der um so bequemeren der Reichen.

Mit der Kapitalbildung der Reichen ist nun nicht als deren „Funktion“ — als ob nur sie, und in alle Ewigkeit nur sie das vermöchten — zu argumentieren; wohl aber in dem unvermeidlichen Sinn, daß von der Kapitalbildung nicht nur, sondern von deren ganz bestimmter Verwendung: zur Beschäftigung von Arbeitern, die Industriearbeiter-

schaft abhängig ist. Das führt zu den nie zu vergessenden — seit 1918 aber nur zu oft vergessenen — Grenzen der Sozialpolitik. Wird nicht mehr genug Kapital gebildet, oder aber ihm der Profit ohne Ersatzmöglichkeit versperrt, so daß es abwandert, dann ist Arbeitslosigkeit, entsprechende Not und Drückbarkeit, also Ausbeutbarkeit der Masse die Folge.

Diese Grenzen ergeben sich letzten Endes aus dem Kapitalismus im Sinne der Abhängigkeit des Ganzen und speziell des neuen Teils, der Industriearbeiterschaft, von dem die moderne Volkswirtschaft führenden Volksteil: der „Wirtschaft“ im Sinne der tatsächlich für die andern mit im Großen wirtschaftenden Unternehmer. Absatz, Massenproduktion und Massenversand, Ökonomisierung des Sachverbrauchs in der Herstellung: das alles liegt in ihrer Hand. Nur soweit sie es tun, ist moderne Volksdichte — wie in England, Deutschland, Belgien — möglich. Die Industriearbeiterschaft, als das Äußerste an Volksverdichtung auf gegebenem Boden, ist vollkommen abhängig, nicht nur von jenen privaten Besitzinteressen, sondern auch von der Art, wie sie betätigt werden. Sie schadet sich selbst, wenn sie ihre Vertragsgegner so sehr schädigt, daß diese die Lust verlieren oder gar, daß sie nicht mehr konkurrenzfähig sind.

Auf der andern Seite ergeben sich aus der oft durchaus nicht alle Möglichkeiten erschöpfenden Art der Geschäftsführung bei den oft übermäßig sich gegenseitig die Preise verderbenden, oder aber kleinlich jedes Profitchen begehrenden, häufig technisch nicht genug interessierten und schließlich in der Menschenökonomie meist ganz unbewanderten Unternehmern zunächst gewisse, freilich begrenzte Möglichkeiten: neben gelegentlich möglicher Abwälzung auf die Käufer, neben begrenztem Profitverzicht und Ausgleich durch um so rascheren technischen Fortschritt, vor allem gesteigerte Leistungsfähigkeit gehobener Arbeiterschaft, im Augenblick oder auf die Dauer.*

Alles das ist durch einzelne große Menschen längst vorweggenommen worden. Owen, Abbe, Freese und manche andere waren menschlich genug, um nicht von der Profitgier über die Rücksicht auf die ihnen vom Schicksal anvertrauten Menschen und damit auch über alle rationelle Menschenökonomie weg zu erfolgloser Ausdehnung des Arbeitstags getrieben zu werden. Auch Freese hat von sich aus,

* Näheres in meinen Schriften: „Ökonomie“, „Sozialismus“, „Arbeiterinnenschutz und Heimarbeit“.

wie Abbe, sogar schon 1887, systematisch freiwillig die Verkürzung der Arbeitszeit erprobt: um ausgeruhte Arbeiter zu haben. Ja er war, durch Hufeland angeregt, auf die Achtstundeneinteilung als die naturgemäße gekommen, hatte 1889 seinem Arbeiterausschuß den Achtstundentag vorgeschlagen mit dem Hinweis, daß er meine, es sei in ihm ebensoviel zu leisten als in längerer Arbeitszeit; von den Arbeitern war das abgelehnt worden! Sie hatten es sich nicht zugetraut, waren daher ohne Lohnerhöhung nicht darauf eingegangen. Dann wurde es doch probiert, ohne Lohnerhöhung, und beibehalten (seit 1892). Die Leistung war die von Freese erwartete, und die Krankheitstage nahmen ab im Verhältnis von $7\frac{1}{2} : 5$.

Soweit trifft für einzelne Arbeitgeber zu, was Pohle für alle behauptet: daß sie die kürzere Arbeitszeit von selbst einführen, wo sie tatsächlich die Leistung nicht vermindert. Im allgemeinen aber schlägt das der Erfahrung eines Jahrhunderts ins Gesicht. Jeder Schritt ist erkämpft worden, unter härtestem raffiniertem Widerstand; erst seit der Zehnstundenbill, der ein solcher Kampf von Jahrzehnten vorangegangen war, beginnt die Einsicht: also erst durch die Sozialreform, nicht von selber.

Das gilt für jede Hebung der Menschenökonomie. Alles ist stets als unerträgliche „Belastung“ bezeichnet worden, was die Leistung auf die Dauer hebt: Fabrikhygiene, Unfallverhütung, Verbot von gewerblichen Giften, Ausschluß und dadurch Kräftigung der Kinder, Schutz der Arbeiterinnen, also der Mütter und so einer nächsten kräftigeren Generation, Fürsorge für Kranke und von Unfall Betroffene, so daß sie wieder zu Produzenten werden, Ertüchtigung der Jugend vom Mutterleib an bis zu ihrer Ausbildung in der wieder den Unternehmer „belastenden“ Fortbildungsschule. Alles das ist wiederum von Owen, von einzelnen ihm Folgenden begonnen, aber nur durchgeführt worden durch Kampf der Arbeiterverbände und Eingreifen des Staates. Der Staat handelt hier wie beim Erziehungsschutzzoll im Sinn von List: er zwingt zu Opfern der Gegenwart für die Zukunft. Die einzelnen erweisen sich, als Arbeitgeber hier wie als Käufer dort, unreif für freiwilliges Handeln als große Masse. Der Einzelne sorgt für sich, der Staat für die Zukunft des ganzen Volkes. Er schützt die Arbeitskraft, wie das die Reichsverfassung jetzt vorsieht. Er drängt so einem immer noch besser zu beratenden Klasseninteresse die Rücksicht auf das Gesamtinteresse auf. Er führt den Unternehmer so hin auf sonst von ihm überschene Möglich-

keiten. Allmählich, doch langsam setzt sich — wie die neueren Äußerungen in der Arbeitgeberliteratur zeigen — entsprechende Einsicht auch bei denen durch, deren oft nur allzu dienstefrige Interessenvertreter (sogenannte „Volkswirte“) jedesmal vorher den Ruin der Industrie prophezeiten, wenn ein Stückchen Menschenökonomie durchgesetzt werden sollte.

So ergaben sich — nicht unverrückbar für immer, aber für die Gegenwart, mit der wir zu rechnen haben — drei nationalökonomische Anforderungen an die Sozialpolitik. Sie darf das Kapital nicht abschrecken, nicht seine Betätigung erdrücken oder gar seine Bildung unmöglich machen. Sie hat innerhalb dieser Grenze der gewöhnlich schwächeren Klasse zu helfen, so daß wirklich jedem zugute kommt, jedem seine Ziele tunlichst erreichbar macht, was man im angeblichen Gesamtinteresse vornimmt, vor allem aber den anderen Faktor des Produktionserfolgs durch alle der Menschenökonomie dienenden Maßnahmen so zu pflegen, wie das im Gesamtinteresse, ja auch im Kapitalsinteresse liegt, aber von diesem oft gar nicht und auch von der Arbeiterschaft selber noch nicht immer erfaßt und befolgt wird. So „jedem das Seine“ sichernd, hat sie drittens Reibung zu mildern, Brandgefahr zu verhüten, kurz: Funktionen zu erfüllen, die um so wichtiger werden, je dichter die Bevölkerung, je schwieriger die Lage, je härter die Aufgabe wird, die man gezwungen ist auf sich zu nehmen.

KOBES

von

HEINRICH MANN

I

Ein Mann lief durch die Stadt. Er trug einen Cut, im Laufen stand der nasse Cut wie Holz hinten ab, und Regen trommelte drauf. Sein Hut war fort; aber die Aktentasche hielt er fest. Um die fliegenden Beine warf er manchmal Arme samt Aktentasche, um noch höher zu fliegen. Er kreischte rauh dabei auf, um sich anzustacheln und auch weil alles ihm furchtbar weh tat. In Hindernisse rannte er kurzweg hinein, so blind war er schon.

Feuersäulen standen rings in der Luft, der Himmel war rot und schwarz, ein höllisches Pfeifensignal krallte manchmal hinein. Tageszeit unbekannt, so war der Himmel von je. Auf leeres Pflaster fiel schwarzer Regen, der gewaschener Ruß war. Wo der einsame Läufer grade patschte, sauste, anschlug, umfiel, da duckte sich der und jener angstvolle Kleinbürger beschleunigt in niedrige Türchen. Die Stadt hatte einstöckige Häuschen — und dann die ungeheuren, nackten, lodernden Fabriken über undurchdringlichen Labyrinth von Kohlengruben. Alles Volk war in den Fabriken, den Gruben.

Der Wildling im Cut rannte nun schon über den feurigen Unflat des Flusses. Drüben das Haus! Das große Haus aus Glas und Eisen, das Haus mit dem Dach der fünfhundert Leitungsdrähte! Er lechzte danach, die Zunge weit draußen, Augen wie beim Nahen Gottes. Nochmals platt in eine Lache. Letztes Aufraffen, Endmatch mit dem Keuchen tödlicher Brunst, auf den Lippen schon Blut. Durchs Ziel und Treppen hinauf, wild um sich Schlagen statt Hilferufs, der nicht mehr kam.

Da rannte er in zwei Herren. Augenblicklich Alarmzeichen. Es zwitscherte durch das Haus. Der Sterbende klammerte sich auch noch an. Zwei Schüsse. Alle Türen auf. Haufen von Menschen. Wohin ist der Attentäter? Die Haufen wälzen sich. Dort auf den Stufen, kopfabwärts liegt er in schwarzer Nässe! Man wendet sein Gesicht herum, indes immer noch wildes Zwitschern durchs Haus schrillt. Nun? Mittelstand, sonst nichts zu bemerken. In der Aktentasche ein Papier. Was sagt es? Gewählt ist Kobes.

Kobes ist gewählt. Gleich, wie, wo und von wem. Wieder einmal gewählt. Und der Mittelstand bringt sich ihm persönlich dar, rennt selbst, es ihm zu melden, und erstirbt auf seiner Schwelle. Dies war ein Ehrgeiziger. Er hat gedacht: „Ich renne. Ich bin früher da als Telegraph, Telefon, früher als die Luft, die Kobes und seine Größe auf ihren Flügeln trägt. Ihn sehen und sterben! Ich will ja keinen Posten, ich will ja nichts für mich. Es ist für das große Ganze, es ist für Kobes, unseren Größten!“ Er war ehrgeizig in Selbstverleugnung. Nun ist er tot und sah ihn nicht. Kobes wird nie von ihm wissen. Kobes ist noch erhabener als jener dachte.

Kein nennenswerter Vorfall, nichts, was hier aus dem Rahmen fiele. Die zusammengeströmten Beamten zogen von selbst ab; Befehl nicht notwendig. Nur die Rayonchefs blieben in der Halle versammelt, seltene Gelegenheit, alle gemeinsam Zigarren zu rauchen. Die Halle

lag gleich an der Treppe, sie bewachten alle gemeinsam, bis der Arzt kam, die Leiche des totgerannten Mittelstandes.

2

Klubsessel im Halbkreis, andächtiges Selbstgenügen. Nur der Rayonchef für Völkisches hatte es eilig. Er war es, der mit seinem Kassierer den Anprall des Attentäters erlitten hatte. Ein ohnedies nervöser Mensch wie er, und das Signal, das er in Bewegung gesetzt hatte, kreischte noch immer. Abstellen! Sein Kassierer übrigens war ihm im Gedränge abhanden gekommen. „Immer und ewig sehe ich Sie mit dem Kassierer, Herr Kollege für Völkisches“, sagte der Rayonchef für Ersparnisse. Persönlich atmete er Kraft wie ein Fleischhacker, anders als der abgehetzte Völkische, der gleich hoch ging. „Herr Kollege, Sie führen in aller Seelenruhe ein gottgefälliges Leben“, rief der Völkische bebend. „Ich aber? Ich habe seit drei Tagen dreimal meine Dispositionen ändern müssen. Einmal bezahle ich den Putsch, damit er kommt, ein anderes Mal, damit er nicht zu weit geht. Es ist aufreibend.“

„Es ist unkaufmännisch“, sagte der Rayonchef für Ersparnisse. „Man glaubt nicht, mit wie wenig Weisheit selbst hier noch regiert wird.“ Was aber der Rayonchef für Parlamentarisches rund abstritt. „Man lege endlich einmal unsere Steuerfreiheit gesetzlich fest, sofort werden die völkischen Belange abgebaut. Sie meinen doch nicht, daß etwas anderes als ihre Ergiebigkeit darüber entscheidet, ob wir sie finanzieren? Den Arbeitern vom Lohn die Steuern sofort abziehen, sie aber erst zwei Monate später, ausgenützt und entwertet, dem Staat erstatten: so konnten wir diesen Staat nur abtun, weil wir ihn unter völkischem Hochdruck hielten! Stecken wir Deutschland nur erst in die Tasche, reiten wird es schon können.“ Der Rayonchef für Parlamentarisches hatte die Augen an der vorderen Front seiner turmartigen Glatze und sie gaben Leuchtsignale.

Nicht weniger phosphorgeladen war das Hirn des Rayonchefs für Propaganda, Generals des ehemaligen Hauptquartiers. „Bluff!“ kommandierte er. „Bluff und Gewure, sonst nichts, und ich garantiere jeden Erfolg. Wer hat den Mittelstand für den Aufbau begeistert? Wir. Für vertikalen Aufbau? Wir. Für Wirtschaft statt Staat? Wir. Für seinen eigenen Hintritt auf dem Felde der Inflation? Kunststück, wir. Aus reiner Begeisterung hat er sich totgelaufen“, — mit Wink nach der Treppe. Flüchtige Blicke der Sympathie streiften die Leiche. Der Rayonchef für Propaganda fuhr fort:

„Der Mittelstand hat hergegeben, was er wert war. Ehre seinem Andenken. Jetzt aber muß mehr gearbeitet werden. Die Arbeiter sind dran. Sie haben mehr als nur Geld an uns zu verlieren. Täglich zwanzig Stunden Arbeitszeit! Das ist ein Besitz. Das ist das größte Vermögen der Welt. Ihnen beibringen, daß sie es hergeben müssen, leisten müssen, verschenken müssen! Sonst untragbar und Zusammenbruch! Mein strategischer Gedanke. Ich führe ihn durch oder schieße mir glatt eine Kugel vor den Kopf. Deutsch sein, heißt aufs Ganze gehen.“

Das ehemalige Hauptquartier zündete sich noch eine Zigarre an. Statt seiner sprach der Rayonchef für Soziales. „Wir haben erst sechzigtausend Selbstmorde jährlich erreicht“, sagte er bitter. „Aus öffentlichen Mitteln oder durch Wohltätigkeit des In- und Auslandes leben zwanzig Millionen. Leben immer noch, während ihr Recht ans Leben schon längst auf uns — auf uns, meine Herren, übergegangen ist. Kann irgendeine Propaganda bewirken, daß sie sämtlich Selbstmord verüben? Und doch sind es genau die zwanzig Millionen, denen schon unser bekannter Kriegsgegner sagte, sie könnten gehen. Wir werden es ihnen durch die Tat beweisen, daß sie gehen können. Sozialabbau!“

„Gehälterabbau“, fiel der Rayonchef für Ersparnisse ein. „Beamtenabbau.“

„Kulturabbau!“ verlangte der Rayonchef für Kulturelles.

„Abbau des Lebens“, schloß der Rayonchef für Soziales. Er hatte das schönste, noch immer glatte Jünglingsgesicht bei schon so wichtigen Verdiensten. Seine Bewegungen waren nicht ohne Anspruch auf edle Form. Nur das Haifischmaul störte. „Abbau des Lebens“, wiederholte er, entschlossen zuschnappend. „Wir sind die Wirtschaft. Leben müssen nicht Menschen, sondern die Wirtschaft. Zu erhalten ist nicht das Leben, sondern die Substanz. Unser Problem: durchkommen mit unverminderter Geltung und konzentriertem Nationalvermögen, bis genügend Menschen verhungert sind, daß der Rest in unser System paßt. Wir sind System! Wir sind Idee!“

„Der deutsche Idealismus sieht wesentlich anders aus, als Literaten ihn sich gedacht haben“, sagte sinnend der Rayonchef für Propaganda.

Auch aus jener blauen Wolke kam endlich eine Stimme. Sie näselte. „Das Nationalvermögen konzentrieren, bei uns natürlich, können wir nur gegen das Reich. Wir oder das Reich! Einer hat die Macht, der andere zahlt. Das Reich verdient nichts Besseres, als

zahlen. Wissen die Herren auch, wer das meiste aus ihm herausgeholt hat?" wobei die Wolke sich öffnete und das scharfe Kavaliersgesicht des alten Staatsmannes erschien, das zwinkerte. Den langen Finger hielt er auf die eigene Brust gerichtet. „Der Kollege für Auswärtiges öffnet die Archive“, fühlten gespannt die Kollegen.

„Irgendwo war mal Besetzung“, verriet der Rayonchef für Auswärtiges. „Gott, heute wird so viel besetzt. Wir hier hatten lange vorher gesagt, es wäre nicht das Schlimmste. Also der Feind besetzt. Nach drei Monaten spürten wir's denn doch im Betrieb. Es hatte was zu geschehen. Ich, nicht faul, mobilisiere unseren östlichen Teilhaber. Sollte drücken auf seinen südlichen Geschäftsfreund, damit der Kerl vermittelte beim westlichen Vertragsgegner. Streng vertraulich, Innendienst. Was glauben Sie aber, daß uns zurückberichtet wurde? Ich sag' es nicht. Nicht mal hier. Genug, da hatten wir kein Interesse mehr. Sie denken sich schon, warum. Inzwischen zahlte das Reich unsere Löhne. Das war die Patentlösung. Man soll niemand am Zahlen hindern, vor allem das Reich nicht.“ Hiermit schloß sich die Wolke.

Sämtliche Rayonchefs unterdrückten ihr Schmunzeln, sie wandten nicht ohne Besorgnis die Häuse. Aber die Treppe stand gerade leer, nur die Leiche des Mittelstandes konnte zuhören. Der Rayonchef für Kulturelles beherrschte sich nicht länger. „Damit auch ich einen Schwank beitrage!“ sagte er in irgendeinem unwahrscheinlichen Dialekt. „Nicht weit von hier ist ein Kohlenforschungs-Institut. Strenge Wissenschaftler. Die Leute haben nichts zu beißen und zu brechen.“

„Ihr Schwank, Kollege, ist reichlich abgespielt.“

„Moment. Die Leute haben nachgewiesen, was alles in der Braunkohle steckt. Man glaubt nicht, was alles drin steckt. Daraufhin, meine Herren, haben wir gekauft. Wir haben daraufhin sämtliche Braunkohlenlager der Welt gekauft. Jährlich bringen sie uns todsichere Goldmillionen, dank jenen Leuten. Die Leute brauchen zur Fortführung ihres wissenschaftlichen Instituts jährlich ganze siebzigtausend Mark, die sie nicht haben. Was für einen Witz, glauben Sie, daß ich mir geleistet habe? Unser Berliner Zentralorgan habe ich, weiß Gott, schreiben lassen, das um die Wissenschaft hochverdiente Kohleninstitut müsse eingehen, wenn das Reich nicht siebzigtausend Mark zahle. Titel: Kulturschande.“

Man lachte — herzlich und unbeschwert. Es war der gegebene Augenblick, die Sitzung abubrechen. Aber der Rayonchef für Propa-

ganda öffnete in der Wand einen Deckel, er war wohl eiferstüchtig auf den Lacherfolg; sofort begann eine Radiostimme: „Ich habe einfache Gedanken, einfache Ziele. Ich bin nichts Vornehmes, Politik verstehe ich nicht. Rühriger Kaufmann bin ich, Sinnbild der deutschen Demokratie. Mich kann keiner. Ich bin Kobes.“

Die Stimme erhob sich, sie ward rhythmisch wie Kirchengesang. Die Herren in den Klubsesseln sangen mit. „Kobes schlemmt nicht, Kobes säuft nicht, Kobes tanzt nicht, Kobes hurt nicht, Kobes arbeitet zwanzig Stunden am Tag.“

„Kobes gibt es nicht“, sang der Rayonchef für Völkisches noch hinzu. Auf Proteste erwiderte er gereizt: „Kobes ist nichtexistent. Er ist eine mythische Erfindung, die Personifizierung von Naturkräften. Das Volk liebt so was auch heute noch. Faule Wirtschaft heißt Kobes.“ Auf weitere Proteste: „Haben Sie ihn gesehen? Na also“, — und fort war er.

„Das Völkische macht nervös“, brummte man, unzufrieden, aber nicht ohne daß Zweifel durchdrangen. Die Radiostimme brüllte: „Arbeiten! Viel mehr arbeiten sollt ihr! Nicht für Geld, nein für die Sache! Auch Kobes arbeitet nicht bloß um Geld. Malt ein Maler, komponiert ein Musiker um des Geldes willen? Schaffensdrang des schöpferischen Menschen, das ist Kobes. So seh' ich aus.“ Im selben Atem aber verlangte er, hart wie das Schicksal, die Nation solle gewärtig sein, daß noch mindestens drei Jahre lang eine Menge Menschen verbungere. „Wo das Ganze Not leidet, muß der Einzelne Opfer bringen“, — indes die Rayonchefs einander von Begegnungen mit dem leibhaftigen Kobes erzählten. Aber keiner glaubte dem anderen so recht. Zum Schluß trennten sie sich ohne besondere Freundschaft. Jeder knallte eine Tür hinter sich zu.

3

Die vereinsamte Radiostimme predigte: „Schon 1914 wurde das Vermögen von Kobes auf hundert Millionen Goldmark geschätzt, die er, wie alle Großindustriellen, während des Krieges hat vervielfältigen können.“ Da traten gleichzeitig aus einer der Türen ein kleiner Mann und aus dem Lift eine große Dame.

Der kleine Mann ging den Deckel schließen, er war ein Untergebener des Rayonchefs für Propaganda. Als er aber die Dame sah, blieb er stehen, die Arme wurden ihm steif, und er spreizte die Finger. Die Dame dagegen sagte zielbewußt: „Wo ist Mister Kobes?“

— ohne den kleinen Mann des Ansehens zu würdigen. Es konnte der Radiostimme oder dem nächsten leeren Klubessel gelten. Der kleine Mann jedenfalls war nicht selbstbewußt genug, es auf sich zu beziehen. Er hatte einen zu großen Philosophenkopf, kahl, platt-nässig; sonst war er gering. Die Radiostimme ihrerseits zählte die Werke, Reedereien, Bank- und Handelsgesellschaften auf, die Kobes durch Aktienmehrheitsbesitz kontrollierte. Die Dame, der nichts entging, bemerkte auf der Treppe den Leichnam des Mittelstandes. Hineilen und angeregt sich darüber beugen. „Oh! lovely“, sagte sie.

Der kleine Mann hatte Zeit, seine Geister zu sammeln. „Eine Ver-rückte“, bedachte er, „aber keine landläufige. Sieht unbedingt nach Geld aus; und will hier irgend etwas. Winkst du, Schicksal?“ Wie nur je, empfand der kleine Mann das Unhaltbare, Vernunftwidrige seiner geringen Lage. Er hatte in seinem zu großen Kopf die Mittel, sie richtig zu stellen. Rohe Körpermassen in Gestalt von Vorgesetzten waren ihm übergeordnet, versperrten ihm bis jetzt noch den Weg. Er verachtete sie, obwohl er sie fürchten mußte. Die Schleuder Davids war sein . . . Hier ging eine Tür auf.

Der kleine Mann hockte sich schnell, schnell hinter einen Klubessel. Sein Rayonchef, der General. Mit der eckigen Anmut, die ihn auszeichnete, schritt er quer hinüber. Welch ein Fatzke mußte er sein, da er es blieb, sogar wenn niemand ihm zusah! Der kleine Mann und sein zu großer Kopf haßten jenen kleinen eleganten Militärschädel besonders . . . Gottlob, er war fort. Hervor! Auch die Dame kehrte wieder.

„Ein Vermögen, das in Milliarden von Goldmark geht! Erst die Nachwelt vielleicht wird einst die volle Wahrheit erfahren über Entstehung und Ausdehnung dieser Macht, die alles Vergleichbare, samt Morgan, Vanderbilt und den noch Schwächeren, schon übertroffen hat und sichtlich ins Mythische wächst. Kobesmythel! Die neue Religion, nach der unser ganzer Erdteil in furchtbaren Zuckungen ringt, sie ist gefunden!“

Die Radiostimme schloß donnergleich. Der kleine Mann klappte den Deckel darüber, — indes die Dame ergriffen noch dastand. „Wundervoller Mann!“ sagte sie, schweratmend. „Sie meinen nicht mich. Sie meinen Herrn Kobes“, sagte der kleine Mann. Die Dame rief: „Und das in einem so dummen Volk!“ — „Gans!“ dachte der zu große Kopf. „Unfähig logischer Verbindungen!“

Laut sagte er: „Ich stehe Ihnen restlos zur Verfügung, mit allem,

was ich bin und kann“, und verbeugte sich bis über die Füße der Dame. Sie staken nackt in den seidenen Schuhen, was ihm jäh das Gleichgewicht raubte. „Stehen Sie wieder auf“, sagte die Dame „Und bringen Sie mich zu Mister Kobes.“

Sein Unglück stimmte ihn tückisch. „Woher wissen Sie denn, daß irgend jemand Sie zu Mister Kobes bringen kann?“ fragte er und betrachtete sie gelb.

„Bringen Sie mich zu Mister Kobes!“ verlangte sie, „oder holen Sie mir einen anderen Mann!“

Da überwand er seine Bosheit. Nur niemand in dies Geschäft lassen! „Ein anderer Mann“, sagte er eilig, „hat Mister Kobes so wenig gesehen wie ich selbst. Mister Kobes ist unsichtbar“, flüsterte er. Geheimnisvoll werden! Spannend werden! „Mister Kobes wohnt in den Lüften. Kein Weg führt uns Sterbliche hin. Sie sehen, Madame, hier hört die Treppe auf und auch der Lift.“

„Dann ist ein anderer Lift da“, sagte sie unbeirrt. Er gab es auf, ihr etwas vorzumachen. „Treten Sie bitte in mein Bureau, Madame. Jeder, der Sie hier überrascht, läßt Sie sofort an ihr Auto zurückgeleiten. Zu Mister Kobes bringt niemand Sie. Erstens würde er entlassen werden. Außerdem kann er es nicht.“

„Mein Mann ist bei Mister Kobes“, sagte die Dame. „Ich muß auch hin.“

„Dann macht Ihr Mann Geschäfte mit Mister Kobes. Haben Sie Geduld, bis, er zurückkommt! Vielleicht merkt er sich den Weg. Wahrscheinlich ist es nicht.“

„Wenn Sie ihn mir sagen: wieviel?“ Womit die Dame ihn genau ins Auge faßte. Sein zu großer Kopf ward über und über rot, er schlug die Augen nieder. Du mochtest die Welt, die dich ausschloß, so sehr verachten als nach ihr gieren: dies war doch hart. Er sah auf, aber sah unklar. „Sie irren, Madame. Ich selbst gäbe Geld, könnte ich Mister Kobes sehen. Nur deshalb bin ich hier.“

„Sie armer Teufel“, sagte die Dame, die ihn weinen sah.

„Ich heiße Sand“, sagte er. „Nicht Kant. Nur Sand. Ich war Privatdozent. Bin Doktor der Philosophie, der Naturwissenschaften und anderer inzwischen abgebauter Spezialitäten. Um Ihnen einen Begriff zu geben: das Nützlichste, was ich zeit meines Lebens noch anfang, waren Forschungen über die Schlafkrankheit.“

„Sie waren gegen die Schlafkrankheit und sind so langweilig? Bringen Sie mich doch zu Mister Kobes!“

Die Dame saß nun. Sie entblößte eigens ihre Hand. Mit dem nackten Finger strich sie dem kleinen Mann unter dem Kinn umher. „Kleiner Junge!“ sagte sie, indes sein alterndes Gesicht in Zuckungen verfiel. Er hatte völlig heraus, daß dies, mochte Seide noch so warm knistern, dichtgesätes Edelgestein noch so feurig tun, eine überreife Dame war, bemalt, emailliert, gefärbter Tituskopf, vermutlich hysterisch. Aber der Hauch der großen Welt, ihre Frechheit, Menschenverachtung und einfältige Niedertracht ergriff ihn wie ein Giftgas. Er ward blind, und sein Blut floß. „Ihr Wunsch ist mir Befehl“, seufzte er. „Nun also. Ich wußte, daß du ein schlauer Junge bist. Natürlich hast du längst ausspioniert, wo es zu Mister Kobes geht. Bringe mich hin und ich spreche ihm von deiner Schlafkrankheit. Er soll dir Geld dafür geben.“

„Mister Kobes gibt niemals Geld, Madame, bemühen Sie sich nicht! Ich werde belohnt sein, wenn ich selbst ihn leibhaftig zu Gesicht bekomme. Obwohl ich wahrscheinlich die Augen werde schließen müssen. Mich blendet alles, was nicht Gedanke ist. Gott aber weiß: Mister Kobes ist nicht Gedanke . . . Bemühen Sie sich in meinen Zettelkasten, Madame!“

Er öffnete ihr das Nebenzimmer. Nichts als Pappschachteln. „Er war einst mein“, sagte der kleine Mann. „Mein Zettelkasten! Inbegriff meines Lebens! Keine Persönlichkeit Deutschlands, die hier nicht ihren Akt hätte. Persönlichkeit, Idee, Leistung, Verwendbarkeit: nichts fehlt. Ich habe gesammelt, hab geforscht. Ich habe geschrieben, hab gedacht. Kobes hat gekauft. Er hat mir, bevor ich vollends verhungerte, meinen einzig geliebten Zettelkasten abgekauft. Nicht für Geld. Er hat mir eine Anstellung gegeben. So kauft Kobes.“

Eine große Pappschachtel unter dem Arm, verneigte sich der kleine Mann. „Ich hole Sie, wenn die Luft rein ist.“ Schloß von außen die Tür und zog den Schlüssel ab.

4

An seinem Schreibpult kramte er in der Pappschachtel; fand etwas, warf es wieder hin; schlich zur Tür seines Chefs, des Generals, horchte ganz still, sah ein wenig durchs Schlüsselloch. Schüttelte sich leise, aus Freude an der eigenen Überlegenheit. Dann hinüber zur Tür des Zettelkastens. Wieder Horchen, Spähen, Schütteln. Es klopfte, der Eintretende sah ihn noch von der Tür flüchten.

Es war der Rayonchef für Soziales, jener schöne schlanke Jüngling mit dem Haifischmaul, er wollte in den Zettelkasten. „Sie können nicht hinein“, sagte der kleine Mann. Er erklärte den Schlüssel für verloren, aber mit einem Gesicht, daß niemand es geglaubt hätte. Als jener es nicht glaubte, ward der kleine Mann frech, so unvorhergesehen frech, daß jener stutzte. Nur ein geheimes Machtgefühl konnte jemanden hier so frech machen. Dem Rayonchef ging ein Licht auf. Gleich erlosch es wieder, es war zu unwahrscheinlich. Dieser großschädelige Wicht sollte erblickt haben, was keinem noch über den Weg ging? Er sollte begnadet worden sein von dem leibhaftigen Nahen? Dem Rayonchef fielen der Gott und die Bajadere ein. Unmöglich war kein Wunder. Wer sonst übrigens hätte sich dort drinnen eingeschlossen und nicht geführt? Sodann die Miene dieses Menschen, den Geheimnis schon mehr wie Irrsinn umwitterte. „Wer ist drinnen?“ fragte der Rayonchef, obwohl er es dem Menschen ansah. „Das möchten Sie wissen“, zischte der kleine Mann.

Unverstellt triumphierte sein Haß. Den schönen schlanken Jüngling mit dem Haifischmaul haßte er noch mehr als die anderen Rayonchefs, mehr als den kleinen Militärschädel. Tücke und Gewalt waren die Natur all dieser Feinde des Gedankens, aber dieser war auch noch schön und schlank! Dafür wich er jetzt rückwärts, Schauer, heiß und kalt, überliefen ihn sichtlich. Er ahnte ersterbend die furchtbare Nähe des Göttlichen. „Wer konnte darauf — darauf — darauf“, stammelte er, „gefaßt sein,“ und war draußen. Der Sieger sah stolz ringsum . . . Zu den Akten zurück; aber jetzt nahm nebenan der General die Front zurück, er ging. Zeit des Aufbruches, draußen gingen die Letzten. Der kleine Mann öffnete nach dem Korridor langsam, mit fanatischer Geduld einen ganz kleinen Spalt, er streckte ein Ohr hinaus. „Wann ward der Hauptausgang drunten geschlossen? Den geheimen mußte man kennen . . . Als ich mich das erste Mal hier einsperren ließ, kannte ich ihn noch nicht und mußte die ganze Nacht dableiben.“

Das Tor, in weiter Ferne, fiel zu. An die Arbeit! „Wenn nicht alles täuscht, liefert mein Zettelkasten mir ungeahnte Waffen. Einen Zettel geschwungen: „Ich kann, vermittels dieses Vierecks aus Papier, alle hier demütigen, sie überholen und an die Spitze gelangen. Sie werden auf dem Bauch rutschen, ich bin Vizepapst. Oder soll ich das Ganze hier in die Pfanne hauen? Vielleicht will der Weltgeist nichts Geringeres von mir, als daß ich die fürchterliche Veranstaltung,

Geißel der Menschheit und ihr Gegenbeweis, stillege, ja, dem Erdboden gleich mache. Ich kenne ein Giftgas . . ." Gieriges Sinnen, aber es ging nicht auf Geld. Vor die Wahl gestellt, entschied sich der kleine Mann nicht frisch und frei für den Genuß des Seienden. Es auszulöschen, schien ihm erschnenswerter.

Die Dame im Zettelkasten unterbrach ihn durch immer entschiedener Zeichen, daß sie herauswolle. Er herrschte sie durch die Tür an: sich ruhig zu verhalten oder Folgen zu gewärtigen, die bis zur Lebensgefahr gehen könnten. Der kleine Mann ängstigte nicht ungern die große Dame. Im Gefühl, sie sei ihm ausgeliefert, erwog er gelassener als vorher den unerhörten Plan.

War je ein Plan scharfblickend, verwegen, von blühender Romantik und dennoch mathematisch sicher wie dieser? Der kleine Mann bestaunte sich selbst. Wer war er hier? Referent für Varietétheater, fertig. Bearbeitete auf dem unermesslichen Gebiet der Propaganda im Sinne Kobesscher Interessen nicht etwa die Presse-Korrespondenzen, oder den Rundfunk: nur die kleine Welt des Varietés. Lieblinge des Publikums unterlagen seiner Kontrolle, ob ihre Verse nützlich waren. Wer nützliche sang, war gemacht. Widerstand gegen Aufträge führte unweigerlich dazu, daß man zurückblieb. Ein Künstlerruhm weniger.

Dies war alles — und dem gegenüber die erschütternde Größe seiner Erfindung! Titanischer Vorsatz! Ringen, Auge in Auge, Stirn an Stirn mit dem Herrn der Heerscharen, mit Kobes in leiblicher Gestalt! Ihm ein Wagnis aufzwingen, dessen unermessliche Folgen — Den kleinen Mann schwindelte. Im Grunde lag es ihm besser, gradweise vielleicht einmal Rayonchef als sofort göttergleich zu werden. Aber er hatte sich vermessen. Die Tat litt keinen Aufschub. „Noch heute wirst du vor deinem Richter stehen.“

Der Schweiß brach ihm aus. Er suchte unter den Möbeln. Wo so vermessen gedacht ward, konnte der Unerforschliche nicht ohne Späher und Häscher sein! . . Niemand. Der kleine Mann war enttäuscht. Er wäre lieber ergriffen worden, noch bevor er die ruchlose Hand ausstreckte. Menschliche Schwäche! Hiergegen nun war die Verrückte im Zettelkasten von Nutzen. Sie schien nicht der Art, sich blenden zu lassen, wäre es selbst vom Anblick Kobes'. Sie bändigte im Gegenteil auch noch den Tiger, der kleine Mann hatte es an sich selbst erprobt. Mochte sie mitkommen und den ersten Anprall empfangen! So faßte er sich denn, brach die Brücken ab und ging vor. „Madame, ich bitte. Es ist so weit.“

„Folgen Sie mir blind“, befahl er. „Ein Laut, eine falsche Bewegung, und ich gebe keine lumpige Billion für unsere Haut.“ Wobei er scharf ausspähte nach jenem fernen Dunkel, in das der Korridor verlief. Drei Sprünge, er war an einer Ecke, er duckte sich neben den Heizungskörper. Selbst die Dame begann, trotz dickem Teppich, auf den Zehen zu schleichen, so eindrucksvoll benahm sich der kleine Mann. Mit den Händen machte er ihr klar, daß in dem Seitengang, dem er mißtraut hatte, wahrhaftig zwei Aufseher sich unterhielten. Warten!

Sieben Minuten nach der Uhr. Die Dame sagte: „Ich werde die Männer bluffen.“ Worauf der kleine Mann sich über sie warf, eisern ihre Handgelenke hielt und ihr ein Taschentuch in den Mund stopfte. Zufällig war es ihr eigenes, weshalb sie nicht viel einwandte. So zog er sie fort; die Männer waren verschwunden.

Unterbrechungen drohten, wo immer ein Atem ging, ihrem Weg. Auch kannte ihn der kleine Mann nicht überall gründlich. „Dort könnten wir in eine Falle gehen. Die Fallen liegen täglich anders.“ Er brauchte eine Viertelstunde, um sie unter Vermeidung gewisser Stellen des Bodens an einer einfachen Garderobe vorbeizuführen. Endlich wurde der Gang viel enger. Kurze Durchblicke zeigten, daß daneben ein zweiter, des weiteren auch noch ein dritter lief. „Wir sind nahe“, warnte der kleine Mann. Das Stück vor ihnen war grell beleuchtet.

Da sahen sie, worauf es hinausging. Ein runder Raum, alle Korridore strahlten dem Kreis zu. In der Mitte am Tisch saß ein gutgenährter Wachtmeister in Zivil, er reinigte einen zerlegten Revolver. Ein nichtzerlegter war auch zur Hand.

„Nicht ins Helle treten! Legen Sie sich flach hin! Ich zweige ab. Wenn ich wiederkomme, springen Sie auf. Komme ich nicht mehr wieder, stellen Sie sich noch am besten tot.“ Damit wagte sich der kleine Mann in den vordersten Durchgang nach den Strahlen der anderen Korridore, da hinten verschwand er um die Ecke des dritten. Als bald ertönte seine Stimme, oder doch nicht seine: eine ganz hohe, wie böse Vögel. „Rettich!“ keifte die Stimme. „Sind Sie knatschgeck? Was lassen Sie Leute herein? Gleich herkommen! Tür schließen!“

Der stramme Wachtmeister, dies hören und auffahren in solcher seelischen Erschütterung, daß sein Tisch umfiel. Er tappte wie durch tiefe Nacht, sichtlich hatte er das Gefühl für den Ort verloren. Diese

Stimme! Dort! Jetzt! Keine Erfahrungstatsachen hielten hier Stich, der Wachtmeister ergab sich. Weiche Beine, aber sie fanden die Richtung des Verhängnisses. Gehorsam schloß er hinter sich die Tür zu jenem Korridor. In diesem Augenblick war der kleine Mann schon wieder bei der großen Dame. „Schnell auf!“ — und er flog über den vom Wachtmeister verlassenen Kreis.

In die Wand gebaut war etwas wie Panzertür und Kassenschrank. Die Scheibe hin und her gedreht. Es stimmte, der Griff gab nach. Seufzen der Erleichterung, er trat ein, die Dame stieß er voraus, die Tür zog er hinter sich fest an. Sie traten ein; denn es war kein Kassenschrank, es war ein Wartezimmer.

Sie traten in ein mittelgroßes, gutbürgerliches Wartezimmer. Augenblicklich stand es leer. Man hatte sogar den Eindruck, hier werde wenig gewartet — trotz Grammophon, Luxusdrucken, Radioapparat, Börsenbericht. „Machen Sie doch!“ sagte die Dame, weil der kleine Mann sich erst noch umsah. Er schaltete alles Licht ein, setzte das Grammophon in Gang und drückte an den Wänden, wo immer ein Knopf war. Nichts erfolgte. Darauf ward er wütend. „Was wollen Sie von mir? Ich habe Ihnen oft genug gesagt, daß es lebensgefährlich ist, zu Mister Kobes zu gehen. Sie haben es ausschließlich sich selbst zuzuschreiben, wenn im nächsten Augenblick der Wachtmeister da ist und Sie über den Haufen schießt. Mich übrigens leider auch.“

Er kroch am Boden, ohne zu finden, was er suchte. Die Panik im Wartezimmer wuchs zusehends. „Sie werden mich retten!“ rief die Dame, in Sessel sinkend und gleich wieder auf, „denn ich habe Geld. Viel Geld! Was kostet der Wachtmeister?“ fragte sie auch. Der kleine Mann aber hatte Besseres zu tun als zu antworten, er hatte das offene Fenster bemerkt. Dahinter war gleich Wand, das Fenster mußte besondere Gründe haben, offen zu stehen. Er schloß es, sofort hob sich das Wartezimmer.

Sie stiegen auf. „Hören Sie den Wachtmeister?“ fragte der kleine Mann. „Endlich riecht er Lunte. Er arbeitet an der Panzertür, aber jetzt streikt sie.“ Ihr Aufstieg war unaufhaltsam, beide lachten aus vollem Hals, das Grammophon spielte dazu Shimmy. „Zur Sache“, sagte der kleine Mann und stellte es ab. „Madame, wir werden gemeinsam bei Mister Kobes eintreten. Sie werden mich gefälligst als Ihren Landsmann vorstellen. Ich denke, ihm ein Geschäft vorzuschlagen.“ — „Oh“, sagte die Dame mißtrauisch. Er, sehr streng: „Haben Sie schon vergessen, daß Ihr Leben in meiner Hand war,

Ich kann übrigens noch immer umkehren.“ Worauf sie erwiderte, solche Sprache sei ihr ungewohnt. Er biß sich auf die Lippen.

Da sie nun einmal beleidigt war, erinnerte die große Dame sich auch ihres Gatten. „Er soll es mir bezahlen! Ist dies eine Lage für eine Dame? Anstatt mich gleich mitzunehmen zu Mister Kobes! Er denkt nur an sein Geschäft. Soll ich es Ihnen sagen? Wenn ich nicht will, macht keiner das Geschäft, mein Mann nicht und Mister Kobes nicht. Damen gehen vor.“

Der kleine Mann hielt dies für leeres Geschwätz. „Noch etwas“, sagte er, „der Wachtmeister hat inzwischen natürlich hinauftelefoniert. Ich weiß nicht, was noch kommt.“ Da stand das Wartezimmer. Es legte mit Tür und Fenster an. Durch das Fenster sprang wie toll ein Mensch, der die Waffe schwang. Gerade hatten sie noch Zeit, aus der Tür zu flüchten, stießen aber außerhalb des Lifts an eine zweite, verschlossene. Schmalen Raum, schwarzes Dunkel; darin blieben sie zurück, während der Lift sich senkte. „Einen Augenblick“, sagte der kleine Mann. „Jetzt fährt der Sekretär hinunter. Gelingt es, diese verschlossene Tür zu öffnen, bleibt er stecken.“

Es gelang. In dem abwärts gleitenden Wartezimmer fiel ein Schuß, er hallte beträchtlich. Sogleich erschien hinter ihnen ein erschrecktes Gesicht mit schwarzem Bart: die Tür stand offen. Die Dame drang wuchtig ein und schlug sie zu. Sein Glück, der kleine Mann hatte schon den Fuß dazwischen. Das Wartezimmer unter ihm stand und schoß, bis nichts mehr in der Waffe war. Der kleine Mann sah einzig sein Heil, wenn er die Tür offen hielt. So wachte er denn, verraten und ausgeschifft, auf dieser öden Schwelle, mit schwindelndem Blick in den Abgrund. Seine Knie wurden zitterig, Schweiß brach ihm aus, aber es hieß wachen.

6

„Guten Tag“, sagte drinnen die Dame. „Mister Kobes, Sie sind ein wunderbarer Mann, das wollte ich Ihnen sagen.“ In ganz anderem Ton: „Aber ich bin höchst unzufrieden mit Ihnen, das sollen Sie gleichfalls wissen. War dies eine Lage für eine Dame?“

Der ungezügelter Herr in Schwarz stand angedonnert. Hinter dem Schreibtisch jener andere lachte wie ein Neger. Die Dame herrschte ihn an: „Sei still!“ — worauf er den Mund zuklappte. Er hatte ein grauweißes Negergesicht, breit, keine Stirn, ergrautes Kraushaar wie Gewächs auf fetter Scholle. „Du hast nicht getan, was ich wollte“,

herrschte die Dame. „So benimmt sich kein Gentleman. Was Mister Kobes auch meint, du hattest nicht ohne mich hierher zu kommen. Ohne mich machst du das Geschäft nicht. Fertig. Du verstehst mich.“ Worauf der Gatte besorgt die Augendeckel rührte. Seine breiten Schultern versuchten, ganz hinter den Tisch zu rutschen.

Nun aber der ungezügelter Herr in Schwarz: „Hier sind wir das nicht gewöhnt, gnädige Frau. In Geschäfte reden Damen uns nicht hinein. Die Frau gehört ins Haus. Ich lasse mich nicht —.“ Da unterbrach ihn ein Schrei der Begeisterung. Die Arme nach ihm ausgereckt, rief die Dame: „Ob, Mister Kobes! Was haben Sie für eine komische Stimme! Im Radio sprechen Sie nicht so hoch wie eine Pfeife!“

Aber Kobes war entschlossen, auf nichts hineinzufallen. Wenn sie nur nicht schoß. „Im Radio spricht ein anderer für mich“, sagte er sachlich. „Ich aber lasse mich nicht —“

„Schlaue Bursche sind Sie, Mister Kobes!“

„Ich lasse mich nicht vergewaltigen, gnädige Frau.“

„Grade das will sie aber“, erklärte der Gatte. „Sie werden sehen, daß Sie nichts dagegen machen können.“ Sein Ton war entsagungsvoll, was ihn selbst anging, und für den anderen schonend. Kobes keifte. „Wir müssen weiter verhandeln, ich kann sonst meine Zeit produktiver verwenden. Sie, gnädige Frau, warten am besten nebenan.“

„O nein, Mister Kobes. Vielleicht sitzt dort noch ein Sekretär. Der andere war kein Gentleman;“ — und sie setzte sich an den Tisch als dritte.

Kobes überschah sie. „Also los“, sagte er zu seinem Kumpanen. „Die ganze Welt.“

„Vertruten“, sagte der Kumpan. „Alles —“ mit rundem Griff der grauweißen Hand.

„Aufkaufen“, sagte Kobes, „ich und ihr, Arm in Arm, und die Weltwirtschaft wird glatt Privatsache. Unser ist der Orbis pictus.“

„Yes“, sagte der Kumpan, fest entschlossen. Sie saßen sich gegenüber wie zwei furchtbar geladene Kraftzentren.

„Mir fehlt nur noch eins“, sagte Kobes — und auf seinem Schreibtisch setzte er die kleine Lokomotive in Gang. Sie lief bis an den Rand, kippte und schnarrte, — worauf Kobes sie umkehrte und zurücklaufen ließ. Er sah ihr nach aus seinen tiefhängenden, einander zu nahen Augen, die gelbe Stirn bekam Wülste. Sein Ausdruck ward halb irr von einer Art trauriger Gier. Die fremdländischen Gatten

tauschten laut in ihrer Sprache ihre Eindrücke aus, der Mann lachte wie ein Neger. Aber Kobes hörte nicht. Seine traurige Gier beherrschte ihn zwingend.

Seine Stimme piffte: „Ich konnte sie nicht in meine Hand bekommen. Ich muß sie doch noch in meine Hand bekommen! Nehmt sie euch als Pfand für die deutschen Schulden! Ihr macht eine Privataktien-gesellschaft. Ihr kauft die Obligationen, ihr stellt den Generaldirektor, aber ich habe meine Finger drin, damit ist es richtig. Ich und ihr!“ Wobei er, halb vom Sitz gehoben, den Kumpanen hypnotisch anblickte. Dem weißen Neger verging das Lachen. Die Dame sagte in höchsten Tönen:

„Mister Kobes, das macht Ihnen keiner nach! Um Ihrem Land seine Bahnen abzuknöpfen, verbünden Sie sich mit seinen ausländischen Gläubigern. Anstatt selbst die Gläubiger Ihres Landes zu bezahlen, machen Sie mit ihnen das beste Geschäft Ihres Lebens, und Ihr Land bezahlt es. Sie sind der schlaueste Bursche der Welt. Nur mich werden Sie nicht betrügen.“

„Das ist wahr,“ sagte der Gatte. „Warten Sie nur!“

„Ihr großes Geschäft werden Sie nicht machen, oder Sie tun, was ich will.“ Aber Kobes übersah sie.

„Mister Kobes,“ fragte die Dame noch, „wie kamen Sie nur auf den prachtvollen Inflationsschwindel, der Ihre Nation ganz ausgequetscht hat? Sagen Sie's mir, bitte! Es ist der großartigste Schwindel seit Law.“

Kobes fand sich schwer zurecht. Als er sie begriffen hatte, erhob er sich, er wies mit gelbem Finger auf sein gestärktes Vorhemd, die breite Trauerkrawatte. „Ich höre immer Schwindel? Sie irren sich wohl in der Person. Sonst müßte ich bitten, daß Ihr Mann Sie nach Haus bringt. Ich bin ehrbarer Kaufmann und ausgesprochen national. Ich verdiene Geld, damit nütze ich auch meinem Lande. Vielleicht werde ich sogar noch steuern müssen. Wo das Ganze Not leidet, muß der Einzelne Opfer bringen.“

„Oh!“ antwortete die Dame. „Das sagen Sie auch im Radio. Sie verstehen zu bluffen.“

„Ich bin gegen Reklame“, sagte Kobes, völlig überzeugt.

„Oh!“ — und der Dame blieb denn doch der Mund offen.

„Ich blaffe nicht. Ich bin ein einfacher Mann, ich habe einfache Gedanken.“

„Ich träumte von Ihnen, Mister Kobes!“ rief die Dame. „Aber

so schön habe ich Sie nicht geträumt. Wie? Sie tun es nicht mit Absicht? Sie wissen gar nicht, wer Sie sind? Haben Sie auch nur zehn Cents für die tuberkulösen Kinder gegeben, die Ihr Werk sind? Ich möchte Sie küssen!“

„Nehmen Sie sich in acht!“ sagte der Gatte schonend. Kobes wich zurück, er sah an sich nieder, ob ihm etwas passiert sei. Die Dame sagte: „Bei uns sind wir auch reich, aber das Volk ist darum nicht besonders arm. Was haben wir also davon. Was hat man vom Reichtum, wenn er keine Sünde ist! Sie aber sind nun schon reicher als sogar wir, und das in dem ärmsten Volk der Welt. Sie wissen, was Lebensgenuß ist!“

Selbst der Gatte kam in Begeisterung. „Auch noch die Bahnen!“ brüllte er. „Dann sind Sie soweit, daß Sie das ganze Deutschland auf Zero setzen können. Der Bankier zahlt den Gewinn in Dollars aus. Glücksjunge!“

Von Kobes lief es ab, er stand in Trauer da und mißbilligte. „Glauben Sie an den Teufel?“ fragte die Dame. „Wenn ich ihn sähe, hätte ich meinen verlorenen Kinderglauben zurück.“

Hier entschied Kobes sich: es war mit der Dame nicht richtig, „Und jetzt sehe ich ihn“, erklärte die Dame bestimmt. Der süße Schauer schlug ihr die Zähne aufeinander. „Nehmen Sie sich in acht!“ rief der Gatte, indes Kobes schon hinter dem Tisch war. Aber die Dame hatte die Nerven wieder gefunden. Sie sagte vollkommen nüchtern: „Mister Kobes, ich liebe Sie.“

Da ward die Trauer Kobes' zu offenem Entsetzen. „Im Beisein Ihres Mannes?“ stammelte er. „Eine Erklärung?“

„Wir sind so“, sagte der Gatte nicht ohne Stolz. „Was unsere Damen wollen, daran tippen wir nicht. Sonst ist man kein Gentleman. Meine Frau will mit Ihnen schlafen, Mister Kobes. So ist es.“

Dem begehrten Mann klappte der Kiefer herunter. Seine Arme hingen bis auf den Boden. „Wie komme ich dazu?“ murmelte er. „Ich bin Familienvater.“

„Sie sind von allen der größte Schurke, Mister Kobes“, erklärte die Dame. „Darum gefallen Sie mir.“

„Ich?“ rief Kobes, und Entrüstung färbte sein Entsetzen. „Mit meiner Achtung vor Familie und Moral? Nie!“

„Dann machen Sie aber das Geschäft nicht“, sagte der Gatte. „Denn ich darf mit Ihnen nicht abschließen, außer Sie schlafen mit meiner Frau.“

„Untragbar, es droht Zusammenbruch“, stöhnte Kobes, rang die Hände und brach im Sessel zusammen.

„Nun müssen Sie sich entschließen.“ Der Gatte zog die Uhr. Die Dame fragte: „Wird es Ihnen wirklich so schwer, Mister Kobes?“ Sie bog sich vor und zurück, sie machte Shimmyschritte, sie girrte wie die Königin von Saba. „Wird's bald?“ girrte sie. Der Gatte gluckste, die Hand vor dem Mund.

„Sonst mache ich das Geschäft nicht“, brachte Kobes aus ringender Brust. Irre Gier, er ließ das Lokomotivchen laufen. „Untragbar“, wiederholte er sterbensbleich und stand auf. Hier erscholl vom Himmel eine große Stimme:

„Kobes schlemmt nicht, Kobes säuft nicht, Kobes tanzt nicht, Kobes hurt nicht —.“

Der Gatte sah hinaus. Schichtwechsel: drunten zogen zwei Ströme Arbeiter unabsehbar aneinander vorbei. Die Radiostimme rief ihnen aus rot durchlochter Himmelshöhe zu, was sie hören sollten. „Kobes hurt nicht —.“

Der Gatte sah sich um. Kobes in seiner ungebügelten Trauergestalt stand stumm gebeugt vor der Dame. „Also los“, seufzte er. Sie sagte: „Auch tanzen müssen Sie, Mister Kobes,“ — und drehte ihn herum zu dem Getön der Radiostimme: „Kobes arbeitet zwanzig Stunden am Tag.“

7

Als die Tür jäh aufgerissen ward, fehlte wenig, daß der kleine Mann in den Abgrund stürzte. Sie sahen aber, daß das Wartezimmer nicht da war, und schlossen, ohne sonst etwas zu sehen, die Tür, bis es heraufkäme. Es kam; aber wie sie es öffneten, fiel der Dame, die eintreten wollte, der Kobes'sche Sekretär an die Brust. Er rutschte leblos an ihr entlang und schlug nochmals auf. Er hatte sich, da seine Laufbahn beendet schien, den letzten Schuß aus seiner Waffe versetzt. Er blutete wenig und war leicht wegzuräumen. Während die Gatten zu ihm einstiegen, und Kobes nachwinkte, gelangte der kleine Mann unbemerkt ins Zimmer.

Seine Nerven waren gestählt durch die Prüfungen der vergangenen Stunde. Mitten in Schwindel und Schweißausbrüchen der Lebensgefahr hatte er zu fühlen bekommen, daß er dennoch stärker sei als die Mächtigen. Er war Ohrenzeuge ihres Elends geworden: er, den nichts Menschliches in Versuchung führte! Was vermochte denn gegen ihn jener Kobes! . . . So sicher fühlte der kleine Mann sich

an der Schwelle des furchtbaren Abgrundes. Kaum aber ins Zimmer geborgen, verlor er den Glauben. Konnte es ohne Katastrophe abgehen, mit einem so reichen Mann im selben Zimmer?

Rückkehr Kobes'. Wie durch den Staub geschleift, ein armer Überrest. Streit von Begier und Vorurteil hatte diese große Kraft erschüttelt! Hatte seine Knochen verrenkt, sein schlichtes Kleid zu Fetzen zerknüllt. Sein Gesicht war lang, und unwillkürliche Zuckungen kräuselten es. Als er einen Menschen im Zimmer erblickte, rief er: „Helfen Sie mir!“

Der kleine Mann, dies hören und vor Schreck mit dem Gesicht zucken um die Wette mit Kobes. So standen sie, einer bedürftiger als der andere. Der zu große Philosophenkopf durchschaute es zuerst, er richtete sich auf am Wissen. „Kobes,“ sagte er, „Sie stehen an der Schwelle furchtbarer Abgründe. Unweigerlich reißt Sie hinein die Wut einer Leidenschaft, die Sie diesmal nicht anders als mit Verlust Ihrer bürgerlichen Ehrbarkeit stillen können. Sie sind der tragische Mensch, Kobes! Begabt mit Habgier, der einzigen unter allen Leidenschaften, die berechnet, nicht verschwendet, sehen Sie sich plötzlich vor der Notwendigkeit, ihr opfern zu müssen, was Sie waren, den Ehemann, Vater, die sittliche Persönlichkeit. Und Sie wollen Hilfe?“

„Wer sind Sie?“ fragte Kobes endlich. Da der kleine Mann nur auf seine gewaltige Stirn hinwies: „Leben Sie davon?“ Versuch, sich schadlos zu halten an der wirtschaftlichen Unterlegenheit des Mahners: der kleine Mann durchschaute auch dies. Er lachte erhaben. „Ich heiße Sand. Nicht Kant. Nur Sand. Ich bin trocken und unfruchtbar, aber beweglich — und bewahre keine Spur.“ — „Was soll ich davon haben?“ fragte Kobes, wieder auf begangnem Weg.

Der kleine Mann faßte Fuß. Er nahm den Stuhl nicht, nach dem Kobes winkte. Er faßte Fuß und sprach mit Sprechtechnik. „Ich biete Ihnen unerhörte Gewinnchancen. Sie werden in den Stand gesetzt, die neue Religion, nach der unser ganzer Erdteil in furchtbaren Zuckungen ringt, und die Sie auf radiotelegraphischem Wege ihrer Kundschaft vorankündigen, sofort greifbar zu machen, ja, ohne weiteres in Betrieb zu nehmen.“

„Welche neue Religion?“ Kobes spielte den Unbeteiligten. „Den Kobesmythos“, erklärte jener. Worauf Kobes: „Ich bin gegen Reklame.“

„Sie sind nur gegen Bezahlen“, sagte der kleine Mann ungeduldig. „Gegen Reklame sind Sie mitnichten. Denn Ihr Kredit lebt von

Reklame, und Sie leben auf Kredit. Wollen Sie vernünftig sein? Oder ich gehe und überlasse Sie mitleidslos den Schuldforderungen Ihrer unerbittlichen Ausländerin. Sie sind zahlungsunfähig.“

„Helfen Sie mir“, stammelte Kobes, seinem schlechten Gewissen zurückgegeben. „Wie kommt die Religion zu der Dame?“

„Bieten Sie mir Gegenwerte, wenn ich den Kobesmythos groß aufziehe, und ich erledige gleichzeitig die Dame. Diesmal unblutig. Sie können die deutschen Reichseisenbahnen in Ihre Hand bekommen, ohne daß Sie je in Ihrem Leben von der Dame und ihren Schrecken noch werden hören müssen.“

„Ist das kein Schwindel?“ piff Kobes ganz oben. „Geben Sie Unterlagen!“ Er lehnte es ab, auch nur ein weiteres Wort zu hören ohne fertige Unterlagen. Der kleine Mann aber konnte sich von dem Glück des Forschers nicht trennen, er plante noch schmerzhaftere Eingriffe seiner Seelenbehandlung gegen den großen Kobes. Er warf umsichtige Blicke. „Sind wir tatsächlich allein? Ihre technischen Mittel könnten reichhaltiger sein als ich weiß.“ Kobes in Person mußte ihn über jeden Millimeter Raumes eingehend beruhigen. Als endlich auch die unscheinbarste geheime Vorrichtung ausgeschlossen schien, sagte der kleine Mann kalt: „Hier ist ein versiegelter Umschlag, er enthält meine Erfindung. Sie haben das Recht, den Inhalt zu lesen, sobald Sie diesen Vertrag unterschrieben haben. Der Vertrag bestimmt, daß ich an die Stelle meines Chefs rücke.“

„Wie?“ piff Kobes. „Sie sind Hilfsarbeiter im Rayon für Propaganda?“

„Durch den Vertrag werde ich Generalvertreter des Kobesmythos. Täuschen Sie sich nicht: damit sind Sie und Ihre gesamten Unternehmungen mir ausgeliefert. Ich mache den Gott und kann ihn stürzen. Ein gestürzter Gott ist pleite.“

„Und Sie haben die Stirn“, piff Kobes, „als mein Angestellter mir ein Geschäft anzubieten! Her mit dem Brief und hinaus!“

Der kleine Mann, mit der Hand in der Hosentasche: „Was ich herausholen werde, falls Sie nicht anständig sind, Kobes, wird Ihnen nicht gefallen.“ Worauf der Reiche zähneklappernd zurückwich. „Wenn Sie durch die Tasche schießen“, lallte er, „man hört es. Sie haben den Sendeapparat nur nicht gefunden . . . Vorsicht! Sie fallen in den Schacht!“ rief er, was sich als List erwies. Denn wie der andere umsaß, wollte Kobes über ihn her. Der kleine Mann bog aber rechtzeitig aus. Die Vertragsgegner standen und bliesen einander an.

Kobes beruhigte sich zuerst. Ihm war eingefallen, besiegt sei er schon manchmal gewesen, aber nie für lange. Seine Rache kam von selbst, denn seine Kraft sammelte Rückhalte, wenn der Feind schon nichts mehr hatte. Er konnte Niederlagen einstecken und warten. „Also los“, sagte Kobes. „Wo wollen Sie die Sache besprechen? Bestimmen Sie selbst!“

„Im Wartezimmer. Aber zuerst Ihre Unterschrift!“

Der eine mit seiner Unterschrift, der andere mit seinem versiegelten Angebot, betraten sie das heraufgeholte Wartezimmer. „Wir fahren so lange auf und nieder“, sagte der kleine Mann, „bis wir einig sind. Sie dürfen den Brief mit greifen, ich den Vertrag.“

„Sie haben mehr Geschäftssinn als zu erwarten war“, sagte Kobes, unter schnellem Seitenblick und einem Lächeln, das harmlos sein wollte.

So fuhren sie denn auf und nieder. Geschäftlich stark interessiert auf und nieder. Persönlich in Atemnähe auf und nieder. Auf Mord ineinander verbissen, immer im Schacht auf und nieder.

8

Volkshaus. Abend einer Vorführung, nur Gerüchte wußten, was kommen sollte. Zahllos die Arbeiter samt Nachwuchs, endlich schätzten sie richtig das Glück, vom Werk unterhalten, belehrt, geführt, geneckt zu werden. Welt und Werk als Einheit hingestellt zu bekommen; als Menschen zu verschwinden im Werk. Die menschliche Übereinstimmung zwischen Leitung und Masse, im frühen patriarchalischen Zustand von selbst gegeben, fand sich auf der bisher höchsten Stufe wieder. Die Seele des Arbeiters ward erfaßt. Vorbei die Zeit untiefen Materialismus. Propaganda ist wesentlich Anerkennung der Seele, ihre Erfassung zum Zwecke größerer menschlicher Ergiebigkeit.

Auffallend war nur das Fehlen des Chefs der Propaganda. Sein Untergebener, der zu große Philosophenkopf, ward ausführlich in Arbeit genommen von dem schönen schlanken Jüngling mit dem Haifischmaul. „Sie scheinen den General hier zu vertreten. Von uns anderen Rayonchefs weiß keiner, was seit drei Tagen aus ihm geworden ist. Beunruhigende Auslegungen tauchen auf...“ Worauf der kleine Mann sich in Wolken hüllte. Er wisse von einem Urlaub seines Chefs, sonst nichts.

„Aber die geheimnisvolle Vorführung?“ Darauf zuckte der kleine Mann die Achseln. Er war nicht zuständig. Es war möglich, daß ungesehen sein Chef dahinter stak. Andererseits konnten die Fäden

diesmal höher hinaufreichen. Sie verloren sich scheinbar im Wesenlosen. „Wie, wenn an ihnen ein Gott herniederstiege?“ sagte der kleine Mann und lächelte anspruchsvoll. Aber der schöne Jüngling mit dem Haifischmaul hatte noch genug seit der Erscheinung im Zettelkasten. „Sie bluffen schon wieder“, sagte er kalt und ging weiter.

Säuglinge waren in Garderoben abzugeben. Stillende Mütter, die gingen und kamen, unterhielten den Verkehr. Die Männer lagerten unabsehbar an Tischen, sie dienten dem Konsum. Kinder waren wenig zu sehen, sie bevorzugten den Aufenthalt unter dem Fußboden, in dem kleinen Spiel- und Lehrbergwerk, das drunten sich hinzog. Zuweilen stiegen sie schwarz und verschwitzt ans Licht, dünkten sich wonders — ahnten aber nicht, was ihr kindisches Spiel wert war für die Zukunft deutscher Wirtschaft im Weltganzen.

Da verbreitete sich Stille. Sie kam unbemerkt. War der Tisch hier schon still, lärmte noch jener. Niemand bedeutete dem Nächsten, warum er jetzt schwieg. Inseln des Schweigens grüßten einander lautlos wie mit Palmen. Dazwischen die noch Lärmenden behielten, nun sie endlich draufkamen, im Wort den Mund offen. Zuletzt gehörte der ungeheure Raum jener Stille, die ganz ohne Widerstand in die Ewigkeit tropft. Schweigende Massen lugten nach der Bühne.

Sie blickten nicht ohne Umschweif: kaum einer wagte es. Sie schielten, zwinkerten, drehten aus abgewandten Köpfen die Augen hin. War dies möglich? War es gegebene Tatsache? Kein Zeichen hatte es angekündigt. Unversehens stand die Bühne offen, und jemand war darauf. Er war darauf und konnte doch nicht darauf sein. Es wäre gegen die Natur gewesen. Ein stilles Naturgesetz verbot sinnenfällige Beweise seiner Existenz. Er war gehalten, entfernt und groß zu walten, unbekannter Führer, Ziel unserer Mühen. Man mußte an ihm zweifeln, ihm fluchen können. Jetzt aber stand er da? Schickte sich an, eine Volksrede zu halten?

Sensation, in die von vornherein Enttäuschung und Unwillen mitging. Aber große Sensation; die Ohren öffneten sich scheu und gierig. Der dort oben sagte: „Steht auf!“ Sie taten es. „Setzt euch wieder!“ Alle taten es. „Nochmal! Nochmal!“ — und sie wiederholten es, solange er wollte. Er hatte eine schwingende, geradewegs aus der Brust in die Brust dringende Stimme, als könnte er singen; sang aber nicht, sondern befahl. Erscheinung schwarz und gelb, gebückt, zu lange Arme, der Blick hohl und eng. Ernst und traurig mehr als

Menschen es sind. Wenn er unbewegt stand, schwarz und gelb auf schwarzem Grund, konnte er ein aus vergangenen Welten zurückgekehrtes Phänomen sein. Nun er Arm und Bein hob, erwartete man, er würde an dem Bühnenrahmen hinaufklettern als Affe.

Endlich ging er weiter. „Ihr sollt mein Haus nicht besudeln. Zum Kotzen geht auf die Toilette!“ Stimme wie ein Cello, empfindliche Frauen weinten. „Wöchentlich einmal,“ befahl er, „sollt ihr euch den Magen auspumpen lassen. Alle. Was ihr heutzutage freßt! Wo das Ganze Not leidet, muß der Einzelne Opfer bringen.“ Da erkannten sie sein Wort.

„Ihr sollt eure Frauen kontrollieren lassen“, gebot er. Hierauf schienen Spötter gewartet zu haben, sie äußerten Ironie; wurden aber von geborenen Ordnungsmenschen zusammengeschlagen mitsamt der Bank der Spötter. „Ihr sollt eure Frauen kontrollieren lassen. Nur Führungszeugnisse la berechtigen zur Nachkommenschaft. Für tuberkulöse Kinder komme ich ein für allemal nicht auf.“ Hier waren auch die Kinder aus ihrer Kohlengrube hervorgekrochen, drängten zur Bühne und atmeten sein Wort.

Schon entstand aber bei den vordersten der Kinder eine Gegenbewegung rückwärts, denn er ward gefährlich. Er steigerte sich, die Stimme rollte. „Jeden Abend sollt ihr an mich denken. Vom Alter von zehn Jahren ab sollt ihr fünf Minuten lang Kopf stehen mir zu Ehren. Von zwanzig bis dreißig sollt ihr, an Nacken und Fußgelenken zwischen zwei Stuhllehnen in der Luft hängend, mit euren Weibern verkehren. Bis vierzig sollt ihr euch aufhängen und wieder abschneiden. Darüber ist vom Menschen nichts mehr zu erwarten, er soll nur noch Hurra ins Ofenloch rufen.“

„Mensch! wie sehen Sie denn aus!“ sagte der schöne Jüngling mit dem Haifischmaul. Er war schon wieder unerwartet bei dem kleinen Mann. „Sie haben Glühbirnen im Kopf, gehen Sie nach Haus!“

„Jetzt nach Haus?“ stammelte der kleine Mann. „Wo es im schönsten Gang ist!“

„Was ist denn im Gang? Sie wissen, wie es weiter geht?“

Der kleine Mann fühlte sehr wohl den Jüngling lauern, sofort löschte er seine Augen aus. „Ich weiß von nichts. Aber die schöne Stimme! Nicht einmal seine Radiostimme ist so unwiderstehlich wie seine wirkliche.“

„Seine wirkliche? Klingt die nicht ganz anders? Machen Sie sie mal! Sie können es doch.“

Jetzt hatte der Jüngling auch die Augen des Haifisches. Der kleine Mann mußte hineinsehen, es reizte ihn. Seine übermäßige Spannung reizte ihn, das Unglück herbeizurufen und zu handeln wie ein Narr. Er machte sich ein kleines hohes Stimmchen. „Hurra ins Ofenloch rufen!“ piff er. Dann sahen die beiden sich an.

Die Bühnenstimme rollte. „Kobes schlemmt nicht, Kobes säuft nicht. Kobes tanzt nicht, Kobes hurt nicht. Kobes arbeitet zwanzig Stunden am Tag. Ihr sollt es ebenso machen, dann werdet ihr, was ich bin! Ich kann, wenn ich will, meine Schwester vergewaltigen, dem Tüchtigen steht die Bahn frei. Mir ist nichts verboten, ich bin jenseits von gut und böse. Werdet wie ich!“

Allerinnigste Verführung, es lief ihnen über den Rücken. „Wollt ihr, meine Kinder? Ihr könnt! Ihr müßt nur bereit sein, sogar in den Hochofen zu springen. Dann habt ihr's geschafft. Wer in den Hochofen springt, ist gefeit und kann tun, was er will.“ Wobei hinter ihm der Vorhang aufging und der Hochofen erschien. Es war nur ein kleiner, aber entzückte Augen erblickten ihn riesenhaft. Erhitzter Atem blies ihm wirkliches Feuer ein. Er glühte hochrot; aber Zischen, Knattern und Fauchen, das sie aus ihm vernahmen, machten sie selbst.

Der schwarze Umriß vor dem Glutschein lockte: „Ihr Kinderchen, kommt!“ Da kamen sie — Kinder, die schon längst hinaufverlangten. Zuerst ein munterer Knabe, der sich noch stolz umsah, als hätte ein Ringkämpfer ihn gewürdigt, auf die Bretter zu steigen. Der schwarze Umriß beförderte ihn, hast du nicht gesehen, ins Ofenloch. Aufbrüllen drunten. Gleich wieder Atemstocken allseits, der Nächste. Noch viele.

Als sie sahen, dies gehe weiter und niemand verhindere den Moloch, trat die Achtung vor den Tatsachen ein. Mütter, die sich auflehnten, wurden alsbald in ihre Schranken verwiesen. Gegen Ausbrüche und Tätlichkeiten fand sich freiwillige Polizei; man drängte Ungebändigte ab nach hinten. Vorn sammelte sich der Teil der Menschheit, dem die Ereignisse ungeahnte Aussichten öffneten. In selbstvergessener Haltung schmatzten und erbleichten sie, die Augen aus dem Kopf. Wer auch so wüten könnte! Der Heizer brauchte nur zu versagen, für technische Nothilfe war gesorgt. Als er aber genug hatte für seinen Ofen, trat er, die langen Arme erhoben, vor und rief: „Ich gebe euch frei. Vergewaltigt eure Schwester! Springt jedem an die Gurgel! Dem, der meinen Hochofen nicht mehr fürchtet, können weder Menschen noch Gott je wieder befehlen. Nur ich! Aber ich gebe

euch frei.“ Wobei über ihn und seinen Ofen der schwarze Vorhang fiel.

Dies hatte ihnen nur noch gefehlt. Sie brachen aus; kein Eingreifen Besonnener blieb wirksam hiergegen. Es begann mit Plünderung des Büfets und führte dazu, daß der Boden sich bedeckte mit Knäueln Halbentkleideter, die einander umbrachten und liebten in einem. Mörderischer Gestank entfesselter Körper, verwüsteter Stätten entrückte den Vorgang in seine Wolke.

Hinter der Wolke stießen halb blind aufeinander der kleine Mann und der schöne Jüngling mit dem Haifischmaul. Der Jüngling hatte ganz den Kopf verloren. „Ist das nun erlaubt? Oder soll die Polizei einschreiten? Wenn man wüßte, wer der Mann auf der Bühne war! Wenn feststände, was oben gemeint ist!“

Der kleine Mann schrie zurück im Lärm: „Oben ist eine Religion gemeint. Die neue Religion, nach der unser Erdteil in furchtbaren Zuckungen ringt. Wußten Sie das nicht? So sieht sie aus. Kobes war längst auf dem Wege, Gott zu werden. Jetzt ist er es!“

„Irrsinn!“ schrie der Jüngling. „Wer nicht den Klaps hat, wie Sie, sondern nüchtern bleibt, geht nie bis ans logische Ende. Das schadet jeder Sache. Gute Geschäfte macht man nur in der Mitte. Immer nüchtern!“ — wobei ihm aber aus der Wolke des Gestankes ein sinnlos betrunkenes Weib entgegenfiel, das ihn mit umriß. Der kleine Mann, nur in Gedanken ungehemmt, wich dem Anblick voll Ekel aus.

„Nüchtern!“ rief er und erstieg die Estrade über dem Ausgang. „Als ob ihr es aus Kraft wäret! Euer schwaches Fleisch verrät einen Geist, der nicht kann. Volk, mein Volk!“ — die Arme ausgebreitet von oben: „So lieb' ich dich. Sei frei und groß! Deine selbst-erwählten Führer haben dir den Weg gewiesen, ich Sorge nur für letzte Lockerung. Dein Gott will, Volk, als Endopfer deine Vernunft: her damit!“ — unter Husten und Niesen infolge des aufsteigenden Gestankes. Um so stärker brüllte der kleine Mann über den Lärm hin:

„Wenn er das Letzte von dir hat, Volk, verstehst du, wenn dieser Gott von dir das Letzte hat, ist seine Stunde da. Dann kann er nichts mehr fressen, dann ist er voll. Dann ist er abgeklärt und kann sich nicht mehr wehren. Dann wird er umgelegt, erledigt, gekillt.“

In Raserei: „Gedenke, o Volk! Dies wird mein Werk sein! Das reine Werk des Gedankens!“

Da schob sich aus der Wolke bis unter seinen Standpunkt ein Gesicht. Der Jüngling: — er sagte mit Haifischmaul: „Jetzt haben Sie sich aber verraten.“

9

Nächsten Tages hatte der Rayonchef für Soziales einen Besuch. „Herr Dalkony? Ich kenne Sie. Von mir wurden Sie engagiert“.

Dalkony, blond, leicht rötlich, doch nicht Cohn? dachte der Rayonchef, Dalkony sagte: „Aber der Mann war ganz klein, und Sie sind so lang.“ Still, sachlich, mit unbeirrten Augen, die übrigens tief und einander zu nahe lagen.

„Sie scherzen“, sagte der Rayonchef. „Der kleine Mann, den Sie meinen, ist bei uns Liftjunge.“

„Ich scherze niemals“, sagte Dalkony. „Ich komme pünktlich meinen Verpflichtungen nach und erwarte von anderen dasselbe.“

„Sie haben uns zufriedengestellt“, — der Rayonchef begann ermutigend: „Woher kommt es, lieber Dalkony, daß wir nicht früher von Ihnen hörten? Wir würden Sie schon längst gekauft und damit für uns unschädlich gemacht haben. Sie dürfen nicht mehr auftreten“, schloß er knapp.

„Ich soll nicht mehr auftreten?“ Tiefes Erschrecken.

„Es geht nicht, Dalkony. Sie müssen es einsehen. Sie haben sich da eine künstlerisch nicht üble Nummer eingeübt. Sagen wir ruhig eine erstklassige.“ Wobei Dalkony melancholisch aufglänzte. „Wer hat sie übrigens erfunden? Den Mann müssen wir haben. Aber Ihre Nummer“, schloß der Rayonchef, „ist für uns nicht tragbar.“

Nachdenken Dalkonys. Dann: „Wenn ich nun trotzdem weiter damit reise?“

„Versuchen Sie es mal!“ Der Rayonchef klappte sein Haifischmaul auf und zu.

Dalkony, immer erschreckter: „Tun Sie mir nichts! Ich weiß schon: wenn Sie mich ruinieren wollen —. Sie haben schon andere ruiniert.“ Angesichts des Haifischmaules: „Dann zahlen Sie wohl auch nicht meinen Kontrakt aus, für vierzehn Tage? Ich Pechvogel dachte es mir gleich.“

Da ward der schöne schlanke Jüngling mit dem Haifischmaul tief menschlich. Er legte dem Besuch die lange Hand auf die Schulter, er sagte nett: „Setzen Sie sich, Dalkony.“ Seine Bewegungen waren von jetzt ab nicht ohne Anspruch auf edle Form. Sogar süße Stimme

gab er zum besten. Es war für einen Kenner. „Was verlieren Sie, Dalkony? Wenn wir Sie entschädigen?“

„Nu können Sie's?“ Müd' zweifelnder Tonfall, doch wohl Cohn, dachte der Rayonchef. „Man ist Anfänger“, sagte Dalkony. „Schön. Man arbeitet auf Vorstadtbühnen oder in der Provinz, wer kennt einen. Schön. Aber man hat doch Aussichten. Nicht nur auf mehr Geld.“

„Auch Kobes arbeitet nicht bloß für Geld“, leierte sofort der Rayonchef. „Malt ein Maler, komponiert ein Musiker um des Geldes willen? Schaffensdrang des schöpferischen Menschen —.“ Er erwachte.

„So ist es“, sagte Dalkony, ohne sich zu wundern. „Meine Arbeit als Künstler macht sich selbst bezahlt. Was meinen Sie, der Erfolg für mich, daß Ihr Liftjunge mich so eilig herkommen ließ! Per Auto hat er mich geholt, ist das ein Erfolg? Die große Bühne gleich, das Riesenhaus überfüllt! Tricknummern brauchen das, sonst bleiben die Leute flau. Nu, sind sie flau geblieben?“

„Alles andere, nur das nicht, Dalkony. Aber nun haben Sie es genossen.“

„Hören Sie selbst mal auf, wenn Sie erst Blut geleckt haben!“

Der Rayonchef brach ab. „Also Sie bleiben bei uns. Wir müssen Sie im Auge behalten.“

Dalkony sah sich nach der Tür um. „Um Gottes willen, Freiheitsbersabung!“

„Wofür halten Sie uns? Sie werden hier angestellt. Fest, mit schönem, sicherem Gehalt. Sie bekommen in der Abteilung für Propaganda das Referat über Varieté. Ihr altes Fach.“

„Ich soll für meine Kollegen was tun? Und selbst soll ich nie wieder auftreten?“

Der Schmerz des Künstlers ergriff sogar den Rayonchef. „Nie wieder, wer sagt das? Gelegenheiten bieten sich immer. Wir haben für unsere Arbeiter und Angestellten eine Heil- und Pflegeanstalt. Eine? Sieben, — und man stürmt sie.“

„Bei den Verrückten soll ich —?“

„Was wollen Sie, den Gesunden ist Ihre Kunst nicht bekommen.“

„Bei den Verrückten soll ich!“ Gebrochen wie nur einer, — aber je länger, je mehr ergab sich Trost. „Schließlich gehen Verrückte vielleicht noch besser mit“, murmelte der Künstler.

„Sehen Sie wohl“, schloß der Rayonchef. Als Dalkony aber aufstand, hielt er ihn vertraulich zurück. „Noch eins, mein Lieber.

Vertrauenssache. Nächstens erwarten wir eine Dame. Geschäftlich, — wenn man so sagen will.“ Leichtes Lachen eines Kavaliers. „Wir haben die Absicht, Ihnen die Sache zu übergeben. Aber Sie müssen genau die Persönlichkeit vorstellen, wie in Ihrer Tricknummer.“

„In der Maske soll ich die Dame —“. Dalkony wunderte sich nicht. „Aber das kostet mehr“, sagte er ohne Besinnen.

„Die Dame ist nicht übel. Große Dame, nur schmeichelhaft. Ich wäre gleich der Mann. Aber es muß nun mal Ihre Maske sein. Wir verlassen uns darauf, daß Sie sich keine Blöße geben.“

„Ausgerechnet in der Lage?“ fragte Dalkony melancholisch. Er blieb dabei, es koste mehr. „Untragbar, Zusammenbruch“, sagte der Rayonchef, aber diesmal hatte Dalkony die Macht, seinen Anspruch durchzusetzen.

Die Herren waren endlich einig, Dalkony ging. „Machen Sie sich bei der Dame eine hohe Stimme! Pfeifen Sie!“ rief der Rayonchef ihm nach.

10

In der Tür stieß Dalkony auf den kleinen Mann. Er wich ihm nicht aus, vielmehr griff er sogar in die Tasche. „Da hast du, Kleiner.“ Der kleine Mann mußte den Geldschein mit Verachtung, Dalkony aber voll äußerster Strenge betrachten, dann erst konnte er unter Wahrung seiner Menschenwürde eintreten. Die Arme verschränkt, schritt er dem Rayonchef entgegen. „Was heißt dies?“ heischte er. Da der Gegner verständnislos tat, streckte er das Ärmchen nach der Tür aus. „Was treiben Sie mit dem da?“ Worauf Dalkony, um nur in nichts hineinzukommen, lautlos entwich.

„Wollen Sie sich zunächst wie zu einem Vorgesetzten betragen“, verlangte der schöne schlanke Jüngling mit dem Haifischmaul. Der kleine Mann, dies hören und jede Rücksicht vergessen: „Mein Vorgesetzter, Sie? Ein getünchtes Grab sind Sie. Ich werde für Ihre Kaltstellung sorgen.“ Er bebte von gereiztem Machtgefühl. Der Jüngling zeigte lachend sein ganzes Maul, das war alles.

„Lachen Sie nicht!“ rief der kleine Mann, er stampfte auf. „Verantworten Sie sich! Was geht Sie mein Dalkony an?“

„Soeben gewann ich ihn dauernd für unsere Zwecke.“ Auf einmal war der Jüngling geradezu willfährig. „Denken Sie sich, er wird seine Tricknummer, sooft es uns geboten erscheint, in der Heil- und Pflegeanstalt ausführen.“

„In der“ —. Dem kleinen Mann verschlug es die Rede. Als er Atem

hatte: „Nicht nur stehlen Sie meine Idee, Sie entwerten sie auch! Das sind Sie, Jüngling mit dem Haifischmaul! Nie im Leben werden Sie von Ideen mehr wissen, als daß man sie stehlen und entwerten kann.“

Der Jüngling blieb zuvorkommend. „Bei aller persönlichen Verehrung: was sind Ideen, — wenn nicht der sie hat, der die Macht hat?“

„Die habe ich.“ Der kleine Mann steckte die Hand in den Ausschnitt seiner Weste.

„Dann ist alles gut“, — immer höflicher. „Ich gebe bereitwillig zu, daß niemand so glatt aufsteigt, wie ein Liftjunge.“

„Sie vergessen die Wanze an der Wand“, erwiderte beißend der kleine Mann.

Jetzt bückte der Jüngling sich vor Nachgiebigkeit. „Die Wanze nistet im Zimmer. Auf den Liftjungen wartet draußen sein schöner Lift. Nur Mut, Herr Doktor!“ Mit einladender Hand. Der kleine Mann mußte stutzen. „Sie scheinen schief gewickelt, Jüngling“, sagte er gleichwohl noch beherzt. „Ich bin Rayonchef für Propaganda. Hier mein Patent.“ Wobei er seinen Vertrag mit dem Höchsten hervorbrachte.

Der Jüngling las ihn voll Achtung. Er nickte. „Sie sind zum Nachfolger des Generals ernannt. Daran ist nicht zu drehen noch zu deuteln. Rayonchef für Propaganda sind Sie darum freilich noch nicht. Vorerst versehe ich neben dem Sozialrayon auch die Propaganda, sie hat zurzeit keinen eigenen Chef.“

„Sie hat mich“, sagte der kleine Mann, bei beginnendem Herzklopfen.

„Das läßt sich leider nicht sagen, — so sehr ich die Propaganda zu einem solchen Chef beglückwünschen würde.“ Melodisch vor Freundlichkeit: „Sie sind Liftjunge. Denn der General, dessen Nachfolge Ihnen zufällt, wurde am Tage vor Unterzeichnung Ihres Vertrages zum Liftjungen befördert. Hier das Patent.“

„Es ist zurückdatiert!“ rief der kleine Mann, geistesgegenwärtig wie ein Verzweifelter. „Beispielloser, teuflischer Betrug!“

„Wollen Sie ihn beweisen?“ fragte der Jüngling teilnahmsvoll. „Klagen? Klagen gegen wen? Gegen den unsichtbaren, wahrscheinlich nicht existenten Gegenstand einer Religion, die Sie selbst dem schwer ringenden Erdteil zudachten?“

„Er existiert! Hier seine Unterschrift!“ Der kleine Mann kämpfte. Der Jüngling hob sanft die Schultern. „Wer wird sie für echt halten. Gerichte, Sie wissen es, sind tief religiös. Die öffentliche Meinung

•

ist es auch. Beide werden fest entschlossen keinerlei Einfluß Gottes auf die Händel der Welt je zulassen, aus Furcht, ihn zu entweichen. Ihre Klage wird abgewiesen, Sie bleiben Liftjunge. Ja — “

Der Jüngling schöpfte Atem, oder war es Seufzen des Mitgefühls? „Ja, sollten Sie so schlecht beraten sein, die Geschichte von dem Varietéstern Dalkony und dem General-Liftjungen in die wenigen Zeitungen zu bringen, die noch nicht von uns kontrolliert werden: ach, dann begänne erst Ihr Leidensweg. Dann würden wir erwidern müssen, daß Dalkony, wie leicht nachzuweisen, nur im Irrenhaus auftritt. Ihre Geschichte könne daher nur im Irrenhaus spielen. Sie selbst, dem jene paar Zeitungen ins Netz gingen, seien also Insasse des Irrenhauses . . . Damit es aber wahr wird, müßten Sie hinein.“

Hier verließ den kleinen Mann die Kraft, er fiel lang um. Der Rayonchef für Soziales bespritzte ihn eingehend. Als der Geschlagene erwachte, beschämte er ihn nicht durch tätlichen Beistand, sondern ließ ihn am Boden sitzen, solange er noch nicht aufstehen konnte. Er neigte sich zu ihm, wie zu einem verstockten Kind, das endlich weinen und bitten soll. Er flüsterte dringlich:

„Gestehen Sie doch! Sie sind gegen Kobes. Sie wollten sich vergreifen an Kobes. Sie wollten ihn — na, stürzen. Ihre Religion sollte ihn bloßstellen, seine letzten Folgen verraten, sollte die Welt vor die Brust stoßen, damit sie erschrak. Kind!“

Ernstlich besorgt ließ der Jüngling eine Träne fallen, indes sein Haifischmaul vom Predigen trenzte. „Weltfremdes Kind! Ist denn ein Hochofen widerlegt, wenn man hineinspringt? Ist Kobes tot, wenn Sie dumme Witze mit ihm machen? Da er nie Mensch war, lebt er weiter. Sie wissen keinen Witz, der das System umbringt. Systeme sind noch weniger Mensch, als Sie es sich geträumt haben.“

Wie steigerte sich der Jüngling! „Organisation, Mentalität, Einstellung, Belange: Wieso Mensch? Was soll Mensch? Menschen vergehen, Belange bestehen. Das haben Sie nicht begriffen. Sie begreifen nicht das System, das doch der Einfachste begreift, wenn er sich ihm opfert!“

Hier kehrte dem kleinen Mann alle Kraft wieder, er sprang vom Boden. „Ich nicht verstehen! Ich, Philosoph, der Gemeinheit nicht gebieten durch mein Hirn! Das wirst du erleben, Jüngling. Du wirst mich ihn herbeischleppen sehen in eigener Person. Den du unsichtbar nennst, den du nichtexistent zu nennen wagt: ich, wisse, Jüngling, sah ihn! Ich, Jüngling, wisse, werde ihn herholen!“

II

Schon ist er draußen. Er rennt, daß die Schöße fliegen. Rennt vorbei an Türen, die zuklappen, wenn er kommt, durch Gänge, die hallen, und Hallen, die leer dahingehen wie ins Nichts. So ist jener verblichene Mittelstand gerannt mit seiner letzten Meldung. An heimliche Fallen ist nicht mehr zu denken, auch fällt er in keine.

Wie der kleine Mann in Sicht des runden Raumes kam, wo alles mündete, stand vom Tisch der Wachtmeister auf. Er hatte den zerlegten Revolver grade fertig zusammengefügt, hatte ihn scharf geladen und stand nun da zum Empfang des kleinen Mannes, stramm, aber nicht feindlich. „Da sind Sie“, sagte er. Kraftvoll fing er den Laufenden ab, sonst hätte der kleine Mann sich an der Wand zerquetscht.

„Hinauf!“ keucht der kleine Mann. „Ich will hinauf.“

„Wissen wir“, — der barsche Wachtmeister schmunzelt. „Wir kennen Sie doch, Herr Doktor.“

Womit er auch schon die Kassentür dreht. „Nur hineinspaziert!“ Der kleine Mann ist drinnen.

Noch keucht er, mehr will er noch nicht, nur keuchen. Dann fällt ihm ein, daß er wartet. Er erwartet den Aufstieg, der ausbleibt. Die Tür? Fest zu. Ganz fest. Das Fenster? Fest. Er stößt es noch fester. Nichts rührt sich. Er wartet in seinem Wartezimmer. Dann klopft er. Nichts. Er haut, er stößt. Nichts. Er brüllt sich heiser. Für immer nichts. Er steht, horcht, und Ahnung kommt ihm, er sei abgeschlossen von Menschenlauten für immer. Damit es nicht wahr sei, legt er den Bügel mit Ohrenplatten um den Kopf; sogleich ertönt die Radiostimme:

„Erst die Nachwelt vielleicht wird einst die volle Wahrheit erfahren über Entstehung und Ausdehnung dieser Macht, die alles Vergleichbare schon übertroffen hat und sichtlich ins Mythische wächst. Kobesmythe! Die neue Religion, nach der unser ganzer Erdteil in furchtbaren Zuckungen ringt, sie ist gefunden!“

Schlotternd mit allen Gliedern warf der kleine Mann den Bügel ab. Die Religion der Menschen war nicht seine, er war verworfen, er, der sich an ihr verging! Der Lift, weiß Gott, sah ganz so aus, als wäre er sein Grab. Er beschwor ihn noch, die Hände gefaltet: „Steig' auf!“ Aber als es umsonst war, gab er sogleich nach.

Wozu aufsteigen? Wäre er aufgestiegen gegen das Gesetz, hätte er Hand gelegt an den dort oben: er holte doch nur ein ungebügeltes Häufchen Traurigkeit und Habgier herab und warf es der Welt hin.

Die Welt aber trat tausendfach davor, schaffte das Häufchen aus der Welt und leugnete, es je erblickt zu haben. So war es menschlich. „Habe denn ich selbst das Häufchen je wirklich erblickt?“ dachte der kleine Mann schon mit der Ruhe des Grabes. Er lächelte, letztes Lächeln.

Da erblickte er etwas Neues: den Revolver des Wachtmeisters. Der Revolver lag in dem tiefen Klubsessel gleich neben der so fest verschlossenen Tür; der Wachtmeister hatte ihn, nicht ohne Zartgefühl, halb hinter die Lehne geschoben. Gefaßt ging der kleine Mann darauf zu.

ÜBLE AUFNAHME

von

HERMANN HESSE

Der Menschen Art ist mannigfaltig, aber die Wahrheit ist Eine, und so findet man nicht selten Menschen der verschiedensten Art unter derselben Fahne als Brüder vereinigt. Der heilige Franz von Assisi war noch kaum unter der Erde und den Enttäuschungen entrückt, die auch den Heiligen nicht erspart bleiben, da zogen schon überall eifrige Schüler und Jünger seines frohen und kindlichen Glaubens durch die Welt und ließen die freudigen Worte ihres Meisters und die süße Anmut seiner Lehre an allen Orten widerstrahlen. Selbst in das ferne rauhe England waren schon einige franziskanische Brüder vorgedrungen, und zwei von ihnen, Egidius und Gottlieb, wanderten brüderlich im Jahre 1224 zur Zeit des Königs Heinrich des Dritten durch das angelsächsische Land.

Von diesen beiden war Egidius der ältere; er war auch der frömmere, im Sinne der Entsagung und Selbstpeinigung, denn er hatte Jahrzehnte eines in Weltlust und Torheit vergeudeteten Lebens zu bereuen und klammerte sich an die erlösende Lehre von der Gnade, wie sich ein Schiff brüchiger an den letzten Balken klammert, den er noch schwimmen und Rettung verheißen sieht. Demgemäß hatte auch die helle frohe Lehre aus Umbrien in seinem Kopf eine schattige und fast düstere Gestalt angenommen, das härene Gewand war ihm wichtiger als der

helle Blick, und seine Armut war nicht eine heimlich triumphierende, sondern eine selbstquälerische und trotzig verbissene.

Gottlieb hingegen ging den Weg seines Meisters wie ein Kind, mit Vergnügen und ohne das Gefühl, damit eine besondere Tat zu tun, wie er denn auch keine besonderen Sünden abzuverdienen wußte, denn er war nach einem friedlichen und fleißigen Leben als Gärtnerbursche in jungen Jahren bekehrt worden, weil die lichten, freundlichen Erzählungen von des Heiligen Leben ihm wie holde Musik geklungen hatten und weil es ihm richtig und leicht schien, den Mann von Assisi nachzuahmen und aus Gottes Hand zu leben wie der Vogel im Gezweige. Er trachtete nach Gottes Gnade nicht anders als ein gesunder Mensch nach dem Sonnenschein trachtet, und sein zufriedenes Wesen weckte oft genug den Tadel und auch den heimlichen Neid des beladenen Pilgers Egidius, der sich neben diesem Jüngling vorkam wie ein Invalide neben einem frischen Rekruten.

Die beiden Wanderer waren in der Gegend von Oxford seit neun Stunden unterwegs und der rauhe, trübe Herbsttag begann schon in verfrühter Dämmerung über den Wäldern zu verblassen, als sie noch immer kein Dach und keine Mauer, kein Jägerhaus und keinen aufsteigenden Rauch angetroffen hatten. Dabei war das Wetter unfroh und drückend, ein dünner kühler Regen rann mit launischen Pausen, und hin und wider fegte ein stürmischer Windstoß rauh über die Heide und durch den Wald, unruhig und schwermütig wie ein unzufriedener, seelenkranker König, der nicht weiß, an wem er seinen Zorn auslassen soll, und ob es überhaupt der Mühe wert sei, weiter zu regieren und die Welt seinen traurigen Unmut fühlen zu lassen.

„Du wirst sehen,“ klagte Bruder Egidius müde, „wir müssen im Wald übernachten.“

„Das kann wohl sein“, gab Gottlieb zu.

„Mir tun alle Glieder weh,“ seufzte der Ältere, „und ich möchte meinen Kopf wetten, daß es hier Wölfe genug gibt.“

„Ich will es nicht bestreiten“, sagte Gottlieb gutmütig. Er hatte den ganzen Tag seinen Gefährten trösten und auf ihn warten und seine Klagen anhören müssen, nun war er müde und dachte, viel schlimmer werde es der Selige von Assisi auf seinen Fahrten auch nicht gehabt haben.

„Das sagst du so ruhig“, zürnte Egidius weiter. „Ich glaube, dich freut es noch, wenn ich hier liegen bleiben muß.“

„Gewiß nicht, Bruder. Ich bleibe bei dir, das habe ich dir ver-

sprochen und dabei soll es bleiben. Wollen wir nicht einen Psalm miteinander singen?“

„Singen? Das siehst du gleich. Nein, ich bin meinetwegen bereit zu sterben, wenn es sein muß, aber daß ich jetzt auch noch Psalmen singe, kann die heilige Mutter Gottes selber nicht von mir verlangen.“

„Je nun, es war ein Vorschlag“, meinte Gottlieb und stützte seinen Kameraden kräftiger, denn es schien ihm nun geraten rascher zu gehen. Der Regen schlug ihnen in die Gesichter und seit Sonnenuntergang nahm der unwirsche Wind stetig zu, als sei ihm mit dem Nachtwerden der Mut zum Toben und zu ärgerlichen Untaten wiedergekommen. Sie gingen jetzt im Walde und hörten über sich in den halb entlaubten Kronen den Sturm wühlen und sich quälen; aber als sie bald wieder aus den Bäumen traten und auf die freie, nasse Heide gelangten, faßte sie der Sturmwind grimmig an den Kutten und heulte ihnen wie eine hungrige Wolfsherde um die Ohren. Der Bruder Egidius erschrak von neuem und begann von den Göttern und Dämonen der alten Heidenzeit zu flüstern, und Gottlieb, dem es an Wissenschaft gebrach, ließ ihn reden und hörte mit halbem Grausen zu. Die Wolkenherden flogen wie auf entsetzter Flucht niedrig und schwarz über die verregnete Heide hinweg, die ganze Erde schien sich in Angst zu bücken und den unheimlichen Scharen Raum zu machen.

Laut sang Bruder Gottlieb einen Psalm vor sich in die feindliche Nacht, aber es hörte ihn kaum sein an ihn geklammerter Kamerad, so lärmend trieb der Herbststurm sein Wesen. Er riß die frommen Worte vom Mund des Singenden weg und trieb sie zornig davon, mit abgerissenen Blättern und Zweigen, wartete dann wieder und stürzte sich von neuem auf die armen Fremdlinge.

Egidius war still geworden, angstvoll und ermüdet hielt er sich an seinem Begleiter fest und marschierte mit gesenktem Kopf in dumpfer Trübseligkeit weiter.

Vom Winde betäubt und von der Ermattung erschlaft, wären sie um ein Haar an dem einzigen Obdach vorübergegangen, das in dieser Öde zu finden war, und erkannten es erst, als sie unversehens vor einer starken Mauer und einem festen, aus Balken gezimmerten Tore standen. Es war ein Kloster. Und als sie aufatmend stillstanden und ihre Sinne zusammen nahmen, hörten sie durch die dicke Mauer wie aus weiter Ferne her gespenstischen Lärm, den der Sturm alsbald mitnahm und höhnend in der Finsternis zerriß. Indem sie

genauer zuhört, mußten sie erkennen, daß es ein Freudenlärm war, und daß man ohne Zweifel da drinnen beim Becher sitze und lustig sei.

„Ach, daß wir bei diesen Brüdern einkehren müssen!“ sagte Egidius unfroh. „Ist es nicht eine Schande, aus Klostermauern statt Gottes Lob diesen Reigen des Satans tönen zu hören?“

„Laß gut sein,“ riet Gottlieb, „sie werden uns nicht fressen. Wenn du aber lieber bei den Wölfen zur Nacht bleibst, mir soll es recht sein.“

„Nein, nein“, rief Egidius. „Aber ich werde es ihnen sagen, ich werde ihr Gewissen aufwecken, schämen sollen sie sich und Gott danken, daß er uns zu ihnen gesandt hat.“

„Erst wollen wir drinnen sein, lieber Bruder“, beschwichtigte der andere. Und er nahm seinen Haselnußstab und schlug damit wider das Tor, daß es laut erdröhnte.

Es verging eine Weile, ohne daß jemand gekommen wäre. Über ihnen aber ging — sie sahen es nicht — ein kleines Fensterlein auf, und der Pförtner betrachtete sich die beiden unerwarteten Gäste. Ruhig ging er alsdann, während Gottlieb draußen nochmals seinen Stock an der Tür versuchte, zum Abt hinein und meldete, es werde da von zwei Hungerleidern am Tor geklopft; ob er aufzutun solle.

Der Abt, der ein Freund von Lustbarkeiten war und lange keinen Gast mehr gehabt hatte, fragte alsbald begierig: „Sind es Spielleute? Gewiß werden es Fahrende sein, Gaukler oder Bänkelsänger; wer sollte sich sonst um diese Zeit im Land herumtreiben? Geh hin und frage sie, und wenn es Spielleute sind, dann laß sie herein und bringe sie zu mir. Wenn es aber bloß Bettelbrüder oder Büsser oder dergleichen langweilige Nachteulen sind, dann tu, als hörtest du nicht, und laß sie bleiben, wo sie mögen.“

Der Pförtner kehrte ans Tor zurück, öffnete abermals seinen kleinen Ausguck und rief hinaus: „He, ihr, wer seid ihr?“

„Gut Freund“, rief Gottlieb schnell hinauf. „Mach uns auf, wir sind müd und naß.“

„Seid ihr Spielleute?“ schrie der Pförtner weiter. Aber der Wind ging rasend, und der Pförtner war aus einer nördlichen Gegend und verstand von allem, was sie draußen sagten, nicht die Hälfte, und auch sie hatten Mühe, ihn halbwegs zu verstehen.

„Ob ihr Schnurranten seid?“ fragte er wieder.

Sie verstanden nicht und hatten das Wort nie gehört, und um

dem Warten ein Ende zu machen, rief Gottlieb hinauf: „Ja, ja, wir sind gute Freunde, seid ohne Sorge und machet auf.“

Da ließ sie der Pförtner herein und sah sie mit verächtlichem Mitleid an, wie sie zerzaust und wankend in ihren nassen Kutten von ungewohntem Schnitt hereintraten und sich den Regen aus den Augen wischten.

Er führte sie in den Speisesaal, wo der Abt und die Brüder beieinander saßen und begierig warteten. Die Mönche hatten den Abend damit hingebracht, ein neues Würfelspiel zu erfinden, und hatten darüber Händel bekommen und sich erst nach einer Schlägerei wieder vertragen können; nun hatten sie reichlich Bier getrunken und waren froh, eine neue Unterhaltung zu finden.

„Grüß Gott, Leute“, rief der Abt ihnen entgegen. „Ihr seid also Musikanten und Lustigmacher, das soll mir lieb sein. Ihr sehet zwar nicht danach aus, muß ich sagen. Nehmet einen Krug Bier und ein Maul voll Schinken, dann wird das Handwerk schon wieder gehen.“

Auf diese Anrede hin waren die Fremdlinge beide bestürzt. Gottlieb schwieg verlegen und lächelte blöde, Egidius aber fühlte sich vom Geist getrieben, er tat einen feierlichen Schritt gegen den Abt hin, streckte seine Hand aus und rief mit scharfer Stimme: „Weh, ihr Brüder! Nicht Bänkelsänger und Lustigmacher sind wir, sondern Abgesandte des Herrn, gegen den ihr euch so übel versündigt.“

Vergebens zog ihn Bruder Gottlieb von hinten am Rock. Noch ehe er mit seiner schallenden Anrede ganz fertig war, stand der Abt mit rotem Gesicht vor ihm, schlug seine ausgestreckte Hand nieder, gab ihm einen Stoß vor die Brust und schrie: „Was, du Hund, du hergelaufener Taschendieb! Du willst unser Bruder sein? Du willst uns Predigten halten? Du kannst froh sein, wenn ich dir nicht alle Zähne aus deinem geschwätzigen Maul haue, du Affe. So, und jetzt hinaus mit euch, Gäste von der Sorte brauchen wir nicht.“

Es geschah, wie der zornige Abt befohlen, und noch waren die kalten Finger der Wanderer nicht in der schönen Ofenwärme weich geworden, da standen sie schon wieder, gestoßen und gedrängt, draußen vor der Pforte, die mit lautem Krach hinter ihnen zufiel.

Wie die Menschen verschieden sind, so spiegeln sich auch in ihnen die Geschehnisse und Dinge verschieden. Lange Zeit nachher, als die Brüder Gottlieb und Egidius sich längst getrennt hatten, erzählte jeder von ihnen zuweilen diese Geschichte von der üblen Aufnahme im Kloster bei Oxford, aber jeder erzählte

sie anders, und man weiß nicht, welcher von beiden das Richtige gemeldet hat.

Der Bruder Gottlieb sagte, wenn er darauf zu sprechen kam, jedesmal: „Als wir wieder draußen am Waldrand standen und froren, da fiel mir erst ein, daß der Abt, obwohl er es anders meinte, nicht ganz unrecht gehabt habe. Nämlich es hat schon unser Meister Franz sich zuweilen für einen Spielmann Gottes erklärt, und es wäre unsre Sache gewesen, die Herausforderung anzunehmen und uns als Spielleute aufnehmen zu lassen, danach aber artig und fröhlich uns zu unsrer Lehre zu bekennen. Item, wir hatten nicht klug gehandelt, und es geschah uns recht, daß wir im Schuppen neben dem Stalle nächtigen mußten.“

Der Bruder Egidius aber erzählte, und so ist es weiter berichtet worden und bis auf uns gekommen: „Lieber hätte ich bei den Wölfen des Waldes geschlafen als daß ich dieses Haus noch einmal betreten hätte. Wir warteten dennoch, ob vielleicht Reue die Verblendeten ergreife, und wirklich kam nach einer halben Stunde ein junger Bruder herausgeschlichen, dem es leid tat, daß die Boten des Herrn so teuflisch waren aufgenommen worden. Er führte uns in einen Schuppen beim Stall, wo er uns Heu gab und wo wir schliefen. In derselben Nacht aber hatte ich einen Traum und sah Gott den Herrn über diese Mönche Gericht halten, und er richtete, daß sie sollten erhängt werden, und so geschah es. Und als wir am Morgen erwachten, siehe da war von allen Mönchen jenes Klosters nur noch jener jurge Bruder am Leben, die andern lagen in ihren Betten tot und an ihren Hälsen waren die Zeichen, wie man sie bei Gehenkten sieht.“

GESPRÄCHE MIT OSCAR WILDE

Ein Zusammentreffen in Paris von

LAURENCE HOUSMAN

Deutsch von HERMAN GEORGE SCHEFFAUER

Vorwort

In einer Sammlung politischer Dialoge, die ich vor zwei Jahren herausgab, erklärte ich (vielleicht unnötigerweise), daß sie ganz und gar nicht authentisch seien — eine in dramatischer Form dargestellte per-

sönliche Ausdeutung von gewissen Mentalitäten und Ereignissen, die zur Zeitgeschichte beigetragen hatten.

Das Zwiegespräch aber, das hier folgt, unterscheidet sich von jenen anderen dadurch, daß es eine feste Unterlage in der Wirklichkeit hat, und daß ich selbst an dem Gespräch teilgenommen habe — einem Gespräch, das in der Form, wie es hier niedergeschrieben ist, nur eine freie Wiedergabe dessen darstellt, was tatsächlich gesprochen wurde.

Sollte irgendeinem meiner Leser daran gelegen sein, die Stellen zu wissen, wo diese Paraphrase der Erinnerungen am meisten mit den Tatsachen übereinstimmt, so würde ich ihn auf jene Teile hinweisen, die sich mit den Schriften Carlyles, der schottischen Anbetung des Erfolges und der Vollendung des Künstlerlebens befassen. Andere Themen, die im Gespräch berührt wurden, waren der Vogel mit dem philosophischen Begriff vom Ding an sich und die Romane des Benjamin Swift. Das übrige ist meine eigene Ausführung des Hauptthemas, obgleich es nicht ausgeschlossen ist, daß ich mich mitunter an viel mehr erinnert habe, als ich mir selbst zumute.

Die Umgebung, soweit sie die Inszenierung betrifft, — der Raum vor einem Pariser Restaurant — entspricht der Wirklichkeit. Der Leser wird gewiß verstehen, daß der dramatische Anhauch, den ich dem Schluß verliehen habe, mehr symbolisch als wirklich gemeint ist. Der Gast mit dem fiktiven Namen, der niemals ankam, hatte damals noch gar nicht im Sinn anzukommen. Trotzdem war er ein sehr wirkliches Element in der tragischen Situation, die ich zu schildern versucht habe; und wahrscheinlich gab es mehr von seiner Art, als man wußte — da er mehr eine Gattung darstellt als einen Einzelmenschen.

Die Auswahl der Initialen, mit denen ich diejenigen bezeichne, die in der Szene mitwirken — eine Einrichtung zur besseren Anordnung des Druckbildes — wurde nicht mit der Absicht getroffen, irgendwelche interessante Identitäten zu verbergen. Es erschien mir aber als eine bessere literarische Gepflogenheit, in einer Szene, in der es nur auf einen Charakter ankam, eine unauffällige Form zu benutzen, mit Ausnahme von Reden, wo es natürlicherweise zur Namensnennung kommt. Der freundliche „R. R.“ (Robert Roß) ist tot; man wird ihn leicht erkennen. Die andern sind noch am Leben. Obgleich sie zum größten Teil Zuhörer und nicht Sprecher waren, habe ich keinen Grund, sie bei einem Gespräch auszulassen, dessen ich mich nach fast fünfundzwanzig Jahren so genau erinnere.

Meine ursprüngliche Absicht war, diesen Dialog meinem Buch „Entthronungen“ einzufügen. Aber ich wurde von maßgebender Seite darauf hingewiesen, daß das Interesse meiner Ausdeuter sehr stark vom politischen Thema zum persönlichen abgeleitet werden würde. Es waren auch gewisse Einwände vorzubringen gegen die Einverleibung eines auf so vielen Tatsachen aufgebauten Dialoges in eine Sammlung anderer, die rein imaginärer Natur waren. Ich entschloß mich daher, diese „Entthronung“, die so wesentlich verschieden war von den anderen, allein erscheinen zu lassen.

Obgleich dieser Dialog sich so wesentlich von den anderen unterschied, war der Grund für seine Niederschrift ganz derselbe. Genau wie die anderen es sind, so ist auch dieser Dialog die Geschichte eines Mißerfolges, und die Mißerfolge interessieren mich im allgemeinen mehr als die Erfolge. Sollte man mich fragen: warum? — so müßte ich antworten, weil sie mir das menschliche Herz wahrhaftiger und im großen und ganzen erfreulicher zu offenbaren scheinen als irgend etwas anderes in der Welt. Wie ein Mensch sich dem Mißerfolg gegenüber verhält, daran erprobt sich sein Wesen am sichersten. Was er vorher vollbracht hat, hat wenig oder eine nur mindere Bedeutung, solange er, in der Gewalt endgültigen und unheilbaren Ruins, noch immer die Statur eines Mannes behält. Das bestimmt seinen Rang in weitaus wahrhaftigerer Weise, als ein Rechtsspruch der Geschworenen oder das Urteil der zeitgenössischen Gesellschaft. Manchmal kann er seinen Wert viel sicherer durch den Mißerfolg als durch den Erfolg beweisen; manchmal vermag er sich nur mit großer Schwierigkeit zu behaupten. Vermag er das aber ohne Klage oder geringe Selbstrechtfertigung zu tun, und ohne voll Bitterkeit von denen zu sprechen, die seinen Untergang herbeigeführt haben — dann ist doch etwas zu seinen Gunsten gebucht, und die Rechnung auf der richtigen Seite abgeschlossen.

Darum: je länger ich lebe, desto mehr werde ich von menschlichem Mißerfolg und Schiffbruch angezogen; sie vermindern nicht meinen Glauben an die Menschheit, sondern stärken ihn. Es gibt heutzutage niedrige Seelen finanziellen Schnitts, die man im Gefängnis als liebenswürdig bezeichnen möchte, und durch die man dem großen Herzen der Allgemeinheit näher gebracht wird, jenem Herzen, das kraft seiner großen Toleranz in bezug auf Übeltäter in den wagemutigen Tagen ihres Erfolges, sie in den Tagen des Unglücks liebenswert findet. Denn es ist nicht nur die Kunst, die das Antlitz der

Natur in ihrem Spiegel wiedergibt oder ihre größten Züge in schmeichelndster Weise zurückstrahlt. Vor einer gewissen Art von Charakteren schwenkt das englische Publikum seinen Spiegel mit der Selbstgefälligkeit eines Friseurs, der sein eigenes Handwerk vorführt — ein Mensch kann hier mit großem Erfolg einer von Grund auf verderbten Laufbahn folgen, solange er es auf durchaus englische Weise tut. Es ist zu bedauern, daß der Spiegel gerade immer dann in seiner unterwürfigen Höflichkeit innehält, wenn der von Mißerfolg und Schande ereilte Held so viel interessanter und einer so viel größeren Sympathie würdig ist als zuvor.

Hier, glaube ich, liegt der große Unterschied zwischen dem Spiegel der Kunst und dem Spiegel der öffentlichen Meinung: der Spiegel der Kunst wird nicht sofort wütend in Stücke geschlagen, sobald sich sein Gegenstand dem öffentlichen Anblick als weniger angenehm zeigt. Das Publikum ist aber in seinem Anstandsgefühl verletzt, sobald es entdeckt, daß es sich selbst unter einem alias betrachtet und seinen eigenen kläglichen Zügen in der Maske des Erfolges zugejubelt hat. Die Maske fällt, und nun sieht man an ihrer Stelle die ganz gewöhnlichen Züge eines armen Menschen, eines Verbrechers, der uns allen sehr ähnlich sieht — wenn man das nur zugeben dürfte; es ist kein Wunder, daß der Spiegel zerschmettert wird. Im Spiegel der Kunst gibt es keinen Bruch dieser Art — das Interesse hält an.

Deshalb hätte ich, vom unvolkstümlichen Standpunkt aus, genügend Gründe, meine letzte Begegnung mit einem so furchtbar Gescheiterten, wie Oscar Wilde es war, niederzuschreiben. Unsere vorübergehende Bekanntschaft war, mit Ausnahme unseres Briefwechsels, nicht sehr eng gewesen. Ich hatte ihn nur einmal vorher in dem Hause eines Freundes getroffen. Er stand damals auf der Höhe seines Ruhmes und seines Erfolges, und ich war ein unbekannter Anfänger und wußte noch nicht, ob ich Buch-Illustrator oder Schriftsteller werden sollte. Ich hatte damals gerade eine Novelle, die ich selbst illustriert hatte, in der „Universal Review“ veröffentlicht. Einige Minuten nach unserer Vorstellung wandte sich Wilde zu mir und sagte, indem er mich so zum ersten Male ansprach: „Und wann, bitte, werden wir ein neues Werk aus Ihrer Feder haben?“

Wie die meisten seiner Äußerungen, so wurde auch diese Frage mit einer gewissen dekorativen Feierlichkeit vorgebracht, die über das, was die Gelegenheit erfordert hätte, hinausging; aber ihre Güte und Liebenswürdigkeit waren sehr echt, und ich war selbstverständlich er-

freut und ermutigt. Später hörte ich, daß eine gewisse Schilderung, („der Rauch ihrer Holzfeuer lag auf den Zweigen, sanft wie der Blütenhauch auf der Traube“), ihn in meiner Novelle sehr angezogen hatte, er hatte sie als sehr schön angeführt und hinzugefügt, daß er sie eines Tages selbst gebrauchen würde, und tatsächlich fand ich sie nach kurzer Zeit etwas verändert im „Bildnis des Dorian Gray“, und wiederum war ich erfreut und fühlte mich irgendwie geschmeichelt; denn es besagte, daß ihm wirklich etwas in meiner Novelle gefiel, und daß er nicht nur gelobt hatte, um mir eine Freude zu machen.

Ich sprach ihn nicht wieder, bis wir sieben Jahre später wieder in Paris zusammentrafen — es war das Jahr vor seinem Tode.

Als er aus dem Zuchthaus in Reading entlassen wurde, hatte ich ihm mein eben veröffentlichtes Buch, „All-Fellows: seven legends of lower Redemption“, zugeschickt in der Hoffnung, daß ihm Titel und Inhalt etwas von mir übermitteln würden — etwas, das ich ihm seinetwegen ganz besonders mitteilen wollte. Vierzehn Tage später erreichte mich aus dem Süden Frankreichs ein sehr liebenswürdiger und anerkennender Brief, der mir auch sagte, daß dieselbe Post ihm ein Exemplar von „A Shropshire Lad“* mit Empfehlungen des Verfassers, dem er nie begegnet war, gebracht hätte. „So haben Sie und Ihr Bruder,“ schrieb er, „mir einige Augenblicke von jenem seltenen Etwas beschert, das man Glück nennt.“

Von jener Zeit an schickte ich ihm jedes meiner Bücher, als sie erschienen, und erhielt von ihm Briefe der schönsten, artigsten Kritik. Als ich im Herbst 1899 bei meiner Rückkehr aus Italien durch Paris kam, trafen wir uns wieder in Begleitung einiger Freunde.

Meine Erinnerung an diese Begegnung mit ihm veranlaßt mich, denen recht zu geben, die der Ansicht sind, daß er als Persönlichkeit größer war denn als Schriftsteller. Der Glanz seiner Sprache kann nur in zweifelhaftem Grade durch das kalte Mittel des Buchdrucks wiedergegeben werden, und es mag sein, daß es mir gänzlich mißlungen ist, die eigenartige und bezwingende Art dessen, was mündlich so wohl klang, wiederzugeben. Aber der Eindruck, den ich bei dieser Gelegenheit erhielt, war, daß Oscar Wilde der unvergleichbar begabteste Redner war, dem ich jemals begegnet bin. Die fließende Sprache, lässig und selbstbeherrscht, im Ton orakelhaft, im Stoff spiele-

* Eine Sammlung tragischer Gedichte aus dem englischen Landleben von dem bekannten englischen Dichter E. A. Housman, Bruder des Verfassers.
(Anm. d. Übers.)

risch launenhaft, die ohne Pause, ohne Zögern, ohne Veränderung eines einzelnen Wortes dahinglitt, mit der ruhigen Beflissenheit eines Mannes, der in diesem Fach Meister war, und der sich bewußt war, daß er wenigstens in jenem Augenblicke wieder in seiner alten Stärke dastand. Dies alles, zusammen mit dem Vergnügen, das auch auf seine Zuhörer ansteckend wirkte, sich wieder im Kreise von Freunden zu befinden, die die Meinung der Welt über seinen Sturz nicht teilten, machte auch anderen als mir dieses Wiedersehen unvergeßlich — ein Zusammensein, das glücklicherweise weit länger dauerte, als dieser ausgewählte Teil davon den Anschein gibt.

Was ich aber am meisten an ihm bewunderte, war der ruhige, klaglose Mut, mit dem er eine Verfemung hinnahm, gegen die es in seinem Leben keinen Appell geben konnte. Für einen Menschen von seinen Gewohnheiten und seinem Temperament, der sich bewußt war, daß der Ansporn zu schöpferischer Arbeit mit dem Beifall der Menge, der ihm sein immer wiederkehrender Antrieb gewesen, erstorben war, mußte der Ausblick unendlich düster sein: das Leben war ihm schon zur Gruft geworden. Wie an einen „Monologue d'outre tombe“ erinnere ich mich an sein Gespräch von damals. Ob es einen inneren Wert hatte oder nicht: es war wenigstens ein wunderbarer Ausdruck jener großen Gabe, die ihm eigen war: sich selbst zu bezaubern, indem er andere bezauberte.

Neben den vielen Dingen, die er an jenem Tage berührte, und von denen mir jetzt nur einige unzusammenhängende Sätze geblieben sind, ist mir ein Ton der Begeisterung unvergeßlich, weil sie so befremdend bei ihm klang, bei ihm mit seinem differenzierten und gekünstelten Wertekodex, der hauptsächlich auf der Schönheit der Form und nicht auf der Schönheit des menschlichen Charakters aufgebaut war. Mit einer plötzlichen Wärme des Wortes und des Tones lobte er Frau Gladstone wegen der Güte und Größe ihres Herzens; „her beautiful and perfect charity“ — „ihre schöne vollkommene Menschenliebe“ war der Ausdruck, den er, meines Erinnerns, gebrauchte, und er fügte hinzu: „Aber so war sie ja immer.“

Keiner von uns kannte sie, aber von jenem Tage an ließ die Wärme und Demut seines Lobes einen Eindruck in seiner Seele zurück, der durch das Lesen ihrer Lebensbeschreibung vor zwei Jahren noch befestigt wurde. Vielleicht — ich hänge an dem Glauben, daß es möglich war — hatte auch eine Äußerung ihrer „schönen und vollkommenen Menschenliebe“ ihn persönlich erreicht,

so daß sie sich in seinen Augen von der übrigen Welt unterscheiden mußte.

Gespräche mit Oscar Wilde

Dieses Echo klingt aus der jetzt schon so fernen Vergangenheit des Jahres 1899. Es ist Ende September. Vor dem Eingang zu einem Café in einer Straße, die auf die Place de l'Opéra mündet, sitzen drei Engländer und warten. Für den Augenblick sind sie der Aufmerksamkeit des Kellners, der ihnen gern die Liköre servieren möchte, enthoben. Es ist ja ganz schön, daß sich das Café die „Vieille Rose“ nennt; bei Gasbeleuchtung mag es dem Reiz dieses Namens gerecht werden. Aber wenn man seine innere Ausstattung im grellen Tageslicht betrachtet, muß diese unvermeidlich als magentarot anerkannt werden. Vom warmen Schatten der Markise aus betrachtet, ist das Straßenbild reizend. Während der eine der drei Männer es wohlwollend mit vertraulichen Blicken mustert, finden die anderen zwei, die zum erstenmal Paris erleben, in der Bewegtheit dieses Bildes den Reiz der Neuheit. Ein Rückfall in die englischen Gewohnheiten läßt jedoch den einen dieser drei seine Uhr etwas ängstlich betrachten.

L. H.: Kommt er meistens so spät?

R. R.: Jedenfalls nie so früh.

L. H.: Sind Sie sicher, daß Sie „Café Vieille Rose“ gesagt haben?

R. R. (mit einem entwaffnenden Lächeln): So gut wie ich es vermochte, mein lieber L. H. So gut wie Sie kann ich es leider nicht sagen.

L. H.: Ich bilde mir nicht ein, französisch zu sprechen. Es nur anzuhören, nimmt schon all meine Fähigkeiten in Anspruch.

R. R.: Aber Sie sollten es tun! Die Franzosen sind dann so reizend: sie tun, als verstünden sie.

L. H.: Nun, gestern habe ich genug Mut gefaßt, um mich einem französischen Barbier auszuliefern.

R. R.: Ach, da haben wir die Erklärung. Ich habe mich gerade gewundert.

L. H.: Das mögen Sie wohl. Als ich mich im Spiegel sah, nachdem er mit mir fertig war, da war ich nicht mehr Engländer, sondern Pariser.

R. R. (sich ein Vergnügen daraus machend): Nein, L. H., keineswegs. Nicht Pariser, seien Sie versichert, sondern Elsässer.

L. H.: Die Hauptsache war, nicht mehr Engländer zu sein! „tout à fait transformé“, wie ich dem Manne zu sagen vermochte. Und er — er antwortete mit Grandezza: „Mais oui, Monsieur, c'était bien nécessaire!“ Und das nennen Sie französische Höflichkeit?

R. R.: Ich glaube, es ist eher das Selbstbewußtsein des Künstlers.

L. H.: Bei diesem Volk von Künstlern bekommt man oft ein wenig zu viel davon.

H. A.: Ein Volk von Künstlern gibt es ja gar nicht. Die Franzosen scheinen es nur zu sein, weil ihr Selbstbewußtsein viel auffälliger ist als bei uns. Sie haben noch nicht entdeckt, daß Bescheidenheit die beste Eitelkeit ist.

R. R.: Stammt das von dir, Herbie? Oder hast du es gestern von Oscar gehört?

H. A.: Nein, ich habe ihn nicht gesehen. Ich erfand es heute früh beim Aufstehen und hatte die Absicht, es aus dem Stegreif loszulassen. Nun ist's dahin.

R. R.: O nein, mein lieber Junge. Sag es nur wieder, sag es nur wieder. Wir werden alle entzückt sein, und er nicht minder.

L. H.: Schaut mal, da kommt er! Wer ist denn mit ihm?

R. R.: Davray. Ich ersuchte Davray, ihn abzuholen, um ganz sicher zu sein, daß er kommt. Sie kennen ihn, nicht wahr? Er gefällt Ihnen?

L. H.: Ein Franzose, der englisch spricht, erobert immer mein Herz.

R. R.: Davray ist Anglomane. Er spricht nicht nur englisch, er denkt es auch: er unterzeichnet sich „Henry“, wie ein Engländer, und hat mehr von Ihren Büchern gelesen als ich.

L. H.: Eins?

R. R.: Seien Sie nur nicht spöttisch, L. H.! Ich lese sie — regelmäßig — in den Revuen.

(Während sie reden, löst sich ein Fiaker aus dem Verkehr der Hauptstraße und hält vor einem Zeitungskiosk an der anderen Seite der Straße. Die beiden Insassen steigen aus. Der eine klein, munter und offenbar ein Franzose. Der andere groß und gemessen. Er bewegt sich mit einer gewichtigen Anmut, die den Eindruck von Bedeutsamkeit, beinahe von Würde, erweckt. Seine Erscheinung wirkt noch, wenngleich ihre Herrlichkeit verblichen ist. Indem er sich lässig einen Weg durch den Verkehr bahnt, gleitet sein Blick verwegen über die wartende Gruppe. Bei der ausgeprägten Herzlichkeit ihrer Begrüßung erhellt sich sein Gesicht.)

R. R.: Oscar, L. H. meint, du kämest spät.

O. W.: Er dachte, daß ich mich verspäten würde — so meinst du es wohl, mein lieber Robbie. Und wenn dem auch so wäre, was macht's? Was sind denn zwei Minuten in drei Jahren zersetzten Lebens? Es sind doch bald drei Jahre, nicht wahr, seit wir einander verpaßt haben?

(Diese berechnete Erwähnung einer tragischen Zeitspanne ist nicht gerade so glücklich, wie sie sein sollte, da sie eine allzu bewußte Unterschätzung der Tatsache darstellt. Der taktvolle „Robbie“ beeilt sich, die Trivialitäts-Stimmung, die der Gelegenheit angepaßt ist, wiederherzustellen.)

R. R.: Oscar, wann hast du gelernt, Straßen zu überqueren? Ich habe dich eben zum ersten Male dabei ertappt. In London hast du immer eine Droschke genommen.

O. W.: Nein, Robbie, die Droschke pflegte mich zu nehmen. Aber die französischen Straßen hier sind so höflich, daß man auf die richtige Seite kommt, man weiß nicht wie. (Er wendet sich zu L. H.) Welch bezaubernde englische Auffassung von Ihnen, zu denken, daß ich mich verspäten würde!

L. H.: Ich dachte, daß es Ihnen vielleicht so gehen würde, wie es mir immer geht: entweder gehe ich an den falschen Ort, oder ich verirre mich.

O. W.: Das ist aber unmöglich. In Paris kann man seine Zeit verlieren, aber niemals den Weg.

H. A.: Sie meinen, mit dem Eiffelturm als Wegweiser?

O. W.: Ja. Wendet man ihm den Rücken zu, hat man ganz Paris vor sich. Schaut man ihn an — verschwindet Paris.

R. R.: Darüber solltest du eine Novelle schreiben, Oscar.

O. W.: In der Naturgeschichte, Robbie, hat man das schon getan. Reisende aus Südamerika erzählen von einem Vogel, der wegfliegt und sich versteckt, wenn man ihn unverhofft ins Auge faßt. Sollte er aber dich zuerst sehen, dann glaubt er — solange er dich im Auge behält — daß er unsichtbar bleibt, und nichts kann ihn zum Rückzug bewegen. Die Vogelsteller fangen ihn mühelos, ganz einfach, indem sie rücklings vorwärtsgehen. Nun, das ist sicherlich wahre Philosophie. Hat dich der Vogel einmal zum Gegenstand seiner Betrachtung gemacht, hat er völlig recht anzunehmen (wie es auch Bischof Berkeley tat, wenn ich mich nicht irre), daß du keine unabhängige Existenz führst. Du bist, was du bist — sagt der Vogel

und auch der Bischof — weil sie dich einfach zum Subjekt ihrer Vorstellung gemacht haben. Dächte der Vogel nicht an dich, würdest du nicht existieren. Und wer weiß? — vielleicht haben sie recht. Wir können uns noch so anstrengen: es gelingt uns nicht, hinter die Erscheinung der Dinge zu gelangen und zur Wirklichkeit vorzudringen. Und die furchterliche Ursache davon mag diese sein: es gibt vielleicht gar keine Wirklichkeit der Dinge, wenn man sie von ihren Erscheinungen trennt.

H. D.: Ihr Engländer spricht immer von dem, was ihr Philosophie nennt, während wir es nur Theologie nennen.

O. W.: Wie typisch für den französischen Geist ist das kleine Wort „nur“. Aber sagen Sie mir, mein lieber Davray, was war denn der Gedanke des achtzehnten Jahrhunderts, soweit es einen gab, wenn nicht ein Versuch, Theologie und Philosophie in die geheiligten Bande des Ehestandes zu schlagen?

R. R.: Die Mesalliance, die die französische Revolution hervorbrachte.

O. W.: Robbie, vor Tisch mußt du wirklich nicht so geistreich sein. Oder willst du mir den Appetit verderben? Darf ein Gast, von dem man annimmt, daß er zu spät gekommen ist, fragen, wann das Essen wohl stattfinden wird?

R. R.: Die Lage, mein lieber Oscar, hast du selbst geschaffen. Du bestandest auf Ortolanen. L. H. hat darum telegraphiert. Sie sind jetzt eben angekommen.

O. W.: Wenn sie noch in den Federn sind, lasse man sie wieder fliegen. Ein Zug Ortolanen über Paris — wie romantisch! wie unerklärlich!

H. A.: O nein! Ach bitte, wir wollen doch darauf warten. Ich möchte gern eine essen. Ich habe noch niemals eine gekostet.

O. W.: So jung und schon so gierig nach Enttäuschungen! Aber warum soll man denn die Einbildung aufgeben? „Ortolan“, das Wort, ist so viel schöner, als wenn es Fleisch geworden ist. Wärest du klug, würdest du das Leben nur in der Unerfahrenheit erkennen. Die macht es immer zu etwas Unerwartetem und Reizvollem. Niemals verwirklichen — das ist das wahre Ideal.

L. H.: Doch, auch nachdem man Kiebitzeier gegessen hat, mag man sie noch immer — mir wenigstens geht es so.

O. W.: Ach ja, ein Ei ist immer ein Abenteuer. Es kann sehr verschieden sein. Aber Sie haben recht. Es gibt ein paar Dinge — wie

die Nocturnes von Chopin — die sich wiederholen können ohne Wiederholung. Das Genie des Künstlers sorgt dafür, daß sie sich nie ganz verwirklichen. Aber es muß sehr nachlässig geschehen. (Es entsteht eine Pause, während L. H. jeden befragt und die Liköre bestellt.)

R. R.: Oscar, warum hast du denn die Vieille Rose ausgesucht?

O. W.: Robbie, würdest du mir glauben, wenn ich dir sage: weil sie zu meinem Teint stimmen sollte? Ich habe das Lokal noch niemals bei Tageslicht gesehen. Ist es nicht eine vollendete Parabel des Lebens, daß solche Verdorbenheit bei Gaslicht noch reizend werden kann? Würde unser würdiger Gastgeber uns Weißwein erlauben als Ausgleich? Noch ein Rot mehr könnte ja lebensgefährlich sein. (Da das Farbenschema der kommenden Mahlzeit gesichert ist, fährt er fort, seine eigenen Ohren und die seiner Zuhörer zu bezaubern.) Ich habe es auch aus einem anderen, weniger selbststichtigen Grunde gewählt. Es war hier, daß ich einmal eine Frau traf, die ebenso reizend war, wie sie unglücklich war oder hätte sein sollen, wenn nicht ihre innere Gnade sie davor behütet hätte. Zu sagen, daß sie ganz ohne Schönheit war, hieße sich milde ausdrücken. Aber sie hat diese Gabe eines blinden Gottes mit einer so aufrichtigen Güte empfangen und mit einer so zarten Kunst gepflegt, daß sie sich in eine Auszeichnung verwandelte, beinahe in Charme. Sie war die belle amie eines Freundes von mir, dessen Mitleid sie in Liebe umgewandelt hatte. Er brachte mich hierher, um mich mit ihr bekannt zu machen und erzählte mir von dem seltenen Ruf, den sie in dieser Stadt der schönen Mesalliancen gewonnen hatte. Und dieser Ruf bestand darin, daß sie eine Frau war, von der man niemals hätte behaupten können, daß sie nur unschön sei. Und hier, auf diesem Fleck, hat sie, nach den ersten paar Minuten unserer Zusammenkunft, mich in der reizendsten Weise aufgefordert, ihr das zu sagen, was eine Frau so selten hören mag: die Wahrheit über sich. „Sagen Sie mir, monsieur,“ fing sie an — aber nein, man kann es nur französisch erzählen: „dites-moi, monsieur, si je ne suis pas la femme la plus laide à Paris.“ Und einmal im Leben war es mir gestattet, einer Frau ein Vergnügen zu machen, indem ich ihr nur die Wahrheit sagte, und ich erwiderte: „Mais, madame, dans tout le monde!“

R. R.: Ein Gedicht in sechs Worten. Was hat sie gesagt?

O. W.: Was hätte sie sagen können, Robbie? Sie war entzückt. Auf diese unmögliche Frage, die sie den Mut hatte mir zu stellen,

hatte ich ihr die einzige unmögliche Antwort gegeben. Das begründete unsere Freundschaft. Wie oft habe ich seitdem gewünscht, daß wir uns wieder getroffen hätten! Denn wenn das Unschöne so viel Grazie besitzt, um reizend zu sein, dann hat es ein Geheimnis entdeckt, das wohl des Aufbewahrens wert ist, und gern hätte ich dieses Aufbewahren beobachtet und verfolgt. Ich hätte nicht danach gefragt, um es für mich selbst zu wissen, denn dann wäre es kein Geheimnis mehr gewesen, sondern — nur um zu beobachten, wie sie es behielt. In Paris (wo beinahe alles schön ist) waren sie sehr glücklich miteinander. Und jetzt sind sie nach Amerika gegangen. Und vielleicht ist es ihr nicht mehr möglich, in jenem Lande, aus dem aller Schönheitssinn geflüchtet ist, das als ein Geheimnis zu bewahren, für dessen Verständnis dort kein Auge sein würde. Als ich in Amerika war, habe ich es nicht gewagt, Amerika die Wahrheit zu sagen. Aber schon damals sah ich es ganz klar, daß die Entdeckung Amerikas gleichbedeutend war mit dem Anfang des Sterbens aller Kunst. Aber noch nicht, nein, noch nicht! Whistler verließ Amerika, um ein Künstler zu bleiben, und Mr. Sargent, um einer zu werden . . . Aber nun erzählt mir von England. Wer sind die neuen Schriftsteller, die ich lesen sollte und nicht gelesen habe?

L. H.: Ist es nicht sehr störend, wenn einem gesagt wird, was man gern haben soll?

O. W.: Aber ich habe nicht „gern haben“ gesagt, sondern „lesen“. Es gibt sehr vieles, das man lesen sollte und das man doch nicht verpflichtet ist, gern zu haben: Byron, Wordsworth, sogar Henry James, wenn Robbie mir das zu sagen erlaubt. Aber sagen Sie mir doch endlich selbst, wen Sie interessant finden. Es würde mich zum mindesten interessieren, warum. Ich habe schon zwei Bücher gehabt — von Ihnen und Ihrem Bruder — die mich interessiert haben.

L. H.: Was mein eigenes betrifft, so wäre ich gerade wie Sie interessiert, zu wissen warum.

O. W.: Das Ihrige interessierte mich — soll ich beichten? — teilweise, weil es mich vor ein paar Jahren so viel weniger interessiert hätte. Denn zu dieser Zeit glaubte ich entdeckt zu haben, — daß ich einigermaßen das Symbol meines Zeitalters darstellte, und da hatte ich nur Interesse für mich selbst. Und jetzt in einem Zeitalter, dem ich nicht angehöre, entdecke ich, daß ich mich für andere interessieren kann. Robbie, der ehrlichste aller Schmeichler, möchte mich überzeugen, daß ich bei diesem Wechsel des Interesses einen schlechten

Tausch mache. Dessen bin ich nicht gewiß. Bis vor kurzem war ich ganz in mich selbst versunken, und hätte vielleicht jenen neuen und merkwürdigen Dichter der unmöglichen Dinge im Leben versäumt, der unter dem Namen Benjamin Swift schreibt. Hätte ich das tun sollen? Sein Stil hat den Schimmer eines gefrorenen Feuers. Er schreibt wie ein Seepirat, der durch konträre Winde zu einem vergeblichen Forschen nach tropischen Wäldern an den Nordpol getrieben wurde. Warum betrachtet er das Leben nur im Profil? Als ob es für ihn den Tod bedeutete, stünde er ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Ist er so geheimnisvoll, so unberechenbar vor sich selbst, wie er anderen erscheint?

L. H.: Ich weiß nicht, ob man ihn dadurch erklären kann, daß er ein wohlhabender Schotte sei, der seine Ausbildung an einer deutschen Universität erhalten habe. Ich bin ihm begegnet und finde ihn interessant. Er erinnert mich irgendwie an einen Löwen, der Eremit geworden ist und ein härenes Hemd trägt, in das er hineinbrüllt, um die Flöhe herauszujagen. Mit anderen Worten: er strotzt von Widersprüchen und schwelgt in ihnen, wenn sie ihn auch quälen.

O. W.: Ein Schotte? Das erklärt alles. Wenn ein Mensch zu gleicher Zeit ein Genie und ein Schotte ist, dann ist der Schauplatz für eine Tragödie gegeben. Offenbar erkennt er das. Gewöhnlich merken sie nichts davon.

R. R.: Mein lieber Oscar, warum kann ein Schotte nicht in ebenso bequemer Weise ein Genie sein wie jeder andere?

O. W.: Ich hätte „Künstler“ sagen sollen: ich dachte an Künstler. Für einen Schotten ist es viel leichter, ein Genie als ein Künstler zu sein. Immer, wenn Gladstone um einen schottischen Wahlkreis warb oder zu einer schottischen Zuhörerschaft sprach, gab er vor, ein Schotte zu sein. Die Geschichte muß wahr sein; denn sie schmeckt nach „Butter-Scotch“. Nun, es war nichts von Kunst darin; aber wie wahrhaft typisch ist sie! Das Spiel war stets erfolgreich . . .

Darum, Robbie, — um auf deine Frage zurückzukommen — weil ein echter Schotte nur an den Erfolg glaubt. Wie kann ein Mensch, der nur an den Erfolg als Lebensziel glaubt, ein wahrer Künstler sein? Gott rettete das Genie in Robert Burns für die Dichtkunst, indem er dafür sorgte, daß ihm durch das Trinken Mißerfolg beschieden wurde. Denke nur, welch eine entsetzliche Figur ein erfolgreicher Burns in der Literaturgeschichte abgegeben hätte! Er war

schon dabei, Gedichte in gebildetem Englisch zu schreiben, was ungefähr ebenso lächerlich war, als wenn ein gebildeter Engländer im Burnsschen Dialekt schreiben wollte. Ausschweifendes Leben und Sterben rettete ihn vor jener letzten Erniedrigung, dem spießhaften Wohlstand, der ihn bedrohte.

L. H.: Wollen Sie damit sagen, daß Künstler nie erfolgreich sind?

O. W.: Nur beiläufig; niemals absichtlich. Wenn sie erfolgreich sind, bleiben sie unvollendet. Es ist die Berufung des Künstlers, ein vollendetes Leben zu leben: den Erfolg als eine Episode (mehr kann er nicht sein); den Mißerfolg als wahres, letztes Ende. Der Tod — wenn man ihn bis in seine letzten Atome analysiert —, was ist er mehr als die Rechtfertigung des Mißerfolges: ein endgültiges Freiwerden von Mächten, Wünschen und Begierden, die uns das ganze Leben hindurch belastet haben. Der edelste Vers des Dichters, die größte Szene des Dramatikers handelt immer vom Tode; denn es ist die höchste Aufgabe des Künstlers, die Schönheit des Mißerfolges zu offenbaren.

R. R.: Aber sind geniale Schotten im äußeren Sinne erfolgreicher gewesen als andere? Ich glaube mich einiger zu erinnern, die prächtige Mißerfolge erzielten.

O. W.: Vielleicht. Die Vorsehung ist uns oft gütiger gesinnt, als wir selbst. Aber niemals gab es einen genialen Schotten, der seine Jugend überlebte, und der nicht verhängnisvoll durch seine Nationalität gebrandmarkt war. Mißerfolg zu haben und jung zu sterben, das ist die einzige Hoffnung für einen Schotten, der ein Künstler bleiben will. Als gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts Schottland sein zweites großes schriftstellerisches Genie hervorbrachte, hat Schottland es zu einem schrecklichen Verrat veranlaßt (weswegen die Geschäftsleute der Literatur dieses Genie noch immer loben): nämlich seine Kunst auf dem Rade kaufmännischer Rechtschaffenheit zu zerbrechen, Bücher zu schreiben, die immer schlechter und schlechter wurden, nur um seine Gläubiger zu befriedigen! Im ganzen Purgatorio Dantes gibt es nichts, was dem an Schrecken gleichkommt. Aber er hatte Erfolg, und folglich ist Schottland stolz auf ihn. Ich sehe es euren Gesichtern an, daß ihr wißt, von wem ich spreche, ich brauche seinen Namen nicht zu nennen. Denkt mal an den unglücklichen Sir Walter Scott, der seine transzendentalen Kitsch-Romane aus keinem anderen Grunde schrieb, als nur um seinen Bankrott zu tilgen. Die Pleite, jene wohlthätige Fee, die allen, die in ihrer Zahlungsunfähig-

keit bei ihr Zuflucht suchen, fünf, zehn, fünfzehn, manchmal sogar neunzehn Schilling pro Pfund von allem in den Schoß legt, was sie ihren Gläubigern schulden, jenen wucherischen Gläubigern, deren erpresserische Ansprüche, in anderen Zweigen des Gesetzes anerkannt, hier abgewiesen werden. Wieviel hat sie denn mir gegeben, Robbie?

R. R.: Eine längere Frist, Oscar. Sie ist noch nicht mit dir fertig.

O. W.: Nein, sie entläßt den Freund nicht aus ihrer Umarmung, solange sie noch irgendwelche Hoffnung hegt, daß die Bilanz wieder hergestellt werden oder daß sie noch einen größeren Makel an seinem Charakter entdecken könnte. Welch rührende Treue! Sie verkörpert die Romantik des Geldmarktes. Ich glaube, oder wenigstens rede ich es mir ein, daß weniger Schotten bankrott werden, als Angehörige irgendeiner anderen Nationalität. Jedoch ist es nicht nur der finanzielle Erfolg, der sie verführt; der Erfolg, in allen seinen Erscheinungsformen, übt eine verhängnisvolle Anziehungskraft auf sie aus. Sie verfallen ihm geistig, moralisch, seelisch. Hier scheiterte Carlyles Aussicht, ein Kunstwerk von Dauer zu schaffen, das noch größer geworden wäre als seine Französische Revolution.

Alle: Carlyle?

O. W.: Ihr staunt? Und zwar, weil wir alle wissen, daß Carlyle arm blieb? Geizhalse bleiben auch arm. Carlyle war der größte intellektuelle Geizhals des neunzehnten Jahrhunderts. In seinen besten Jahren schrieb er sein bestes Werk — die Geschichte eines Mißerfolges: die Französische Revolution. Es kam die Zeit, als er, mit allen seinen Kräften in voller Reife, ausgetüschet dastand, um sein erhabenes Meisterstück zu schreiben. Er brauchte nicht weit umherzuspähen nach einem geeigneten Stoff: er war schon da und wartete offenbar auf ihn. Nach seiner Französischen Revolution hätte er das Leben Napoleons schreiben sollen — den größten Erfolg, den größten Mißerfolg, den die Welt je erlebt hat. Er würde dies großartig ausgeführt haben. Welch ein Anblick für die Welt! Der Mann des Schicksals erhält aus den Händen des Sohnes eines einfachen schottischen Bauern das richtige Maß von Unsterblichkeit. Aber weil Carlyle ein Schotte war, wollte er einen Mann, dessen Leben mit einem Mißerfolg endete, nicht zum Helden erklären: er konnte es nicht über sich bringen, den Zusammenbruch bei Waterloo, die dauernde Schmach und Niederlage von St. Helena scharf ins Auge zu fassen. Wäre er seiner Kunst treu gewesen, hätte er begriffen, daß St. Helena das

größte aller Themen war — für einen Künstler das vollendetste und bedeutungsvollste in der ganzen modernen Weltgeschichte. Aber weil er die Seele eines Schotten hatte, weil er den Erfolg vergötterte, suchte er seinen Helden und fand ihn in jenem kleinlichen und verächtlichen Charakter, Friedrich dem Großen: ein Mensch, dem der Himmel die Fähigkeiten eines erhabenen Genies beschert hatte, und die Hölle die Seele eines Geschäftsreisenden mit jenem vergeblichen Begehren nach kultureller Politur, die Voltaire uns enthüllt hat. Über dieses klägliche Thema hat er sein umfangreichstes Werk geschrieben, und dabei wurde er zu jenem Skelett in Frau Carlyles Kleiderschrank, von dem die ganze Welt jetzt weiß.

Du lächelst, Robbie, aber glaube mir nur, in meinem eigenen Untergang habe ich diese Wahrheit entdeckt. Der Künstler muß ein ganzes Leben leben. Er muß es hinnehmen, wie es kommt und gleich einem Engel vor ihm steht, mit gezogenem, zweischneidigem Schwerte. Großer Erfolg, großer Fehlschlag — nur so wird der Künstler sich und sein wahres Wesen erkennen und durch sich andere; nur so wird er kennen lernen (was der Künstler erfahren muß): den wahren Sinn, der sich hinter dem Schein der materiellen Dinge verbirgt, den Sinn des Lebens im allgemeinen und — das Furchtbarste von allem — den Sinn seiner eigenen Seele.

L. H.: Warum ist denn die Seele eines Menschen viel schrecklicher als das Leben im allgemeinen? Schließt nicht das Größere das Kleinere ein?

O. W.: Weil ein Auszug immer furchtbarer ist als eine Verallgemeinerung. Wir sehen das Leben nicht im allgemeinen, wie es sich fortwährend an Kraft und Vitalität vermindert, oder wir sind uns dessen nicht bewußt; die Masse ist zu gewaltig. Aber wenn ein Mensch wirklich in sich selbst hineinblickt, wird der Vorgang der Verminderung sichtbar, der sich dort vollzieht; dort begegnet er einem Problem, dem er nicht ausweichen kann — einem Problem, das weder die Religion, noch die Philosophie, noch die Geschichte mit Gewißheit zu lösen imstande ist, wie sehr sie sich auch den Anschein geben mögen. Wie ich so hier sitze — mit den paar Freunden, die mir übrig geblieben sind, Freunden, die noch so treu sein mögen, deren Zahl sich aber vermindern muß — denn ich werde in meinem Leben nie mehr einen Freund gewinnen, höchstens einige nach meinem Tode — wie ich so hier sitze und zurückblicke, da werde ich mir bewußt, daß ich das Leben in seiner Vollständigkeit gelebt habe,

wie es dem Künstler gebührt. Ich habe großen Erfolg, ich habe großen Mißerfolg gehabt. Ich habe den Wert beider kennen gelernt und jetzt erkenne ich, daß der Mißerfolg mehr bedeutet und immer mehr bedeuten muß als der Erfolg. Warum sollte ich mich dann beklagen? Ich will nicht sagen, daß eine gewisse Gebrechlichkeit des Fleisches oder Schwäche des Willens mich nicht dazu verführen könnte, zu wünschen, daß dieses einen meiner Freunde betroffen hätte — sagen wir, einen von euch — anstatt mich selbst; aber, indem ich das zugebe, erkenne ich doch an, daß ich nun letzten Endes doch noch jenes vollendete Leben erreicht habe, das jeder echte Künstler durchlebt haben muß, um die Schönheit mit der Wahrheit verbinden zu können. Ich habe erkennen gelernt, daß in aller Welt, die Cäsar und nicht Christus nachfolgt, St. Helena nach Golgatha der bedeutsamste aller Orte auf Erden ist. Er wird mehr vernachlässigt: die Menschheit kämpft nicht um ihn, sie zieht nicht aus, um ihn in einer rastlosen Folge von verhängnisreichen Kreuzzügen zu erobern, wie jene, durch die so viel von der wahren Bedeutung des Christentums für das katholische Europa zerstört wurde. Aber er ist da, und wenn die Menschheit anfängt, um ihn zu kämpfen, wie um etwas, das kostbar und des Besitzens wert ist, nur dann wird seine geistige Bedeutung sich verändern und sein Wert geringer werden.

Wenn ich nur das niederschreiben könnte, was ich euch jetzt gesagt habe, wenn ich nur hoffen könnte, andere zu interessieren, wie ich scheinbar euch interessiert habe, würde ich es tun; aber die Welt will mich nicht anhören — jetzt nicht. Es ist merkwürdig — ich hätte es vorher nie für möglich gehalten —, daß man sich beklagen würde über zuviel Muße, jene Muße, die ich oft so entbehrte, als ich selbst ein Schöpfer von Schönheiten war.

L. H.: Aber Sie haben mir in Ihrem letzten Briefe gesagt, daß Sie etwas schreiben.

O. W.: Ich habe Ihnen gesagt, daß ich etwas schreiben würde: das sage ich allen. Es ist etwas, das man jeden Tag wiederholen kann, indem man sich vornimmt, es am nächsten zu tun. Aber in meinem innersten Herzen, — in jener Kammer voll bleiernen Widerhalls — weiß ich, daß ich es niemals tun werde. Es genügt, daß die Geschichten schon erfunden sind, daß sie tatsächlich existieren; daß es mir gelungen ist, in meiner eigenen Seele ihnen jene Form zu geben, die sie verlangen.

R. R.: Wenn du sie nicht schreibst, Oscar, dann könntest du sie wenigstens erzählen.

O. W.: Du hast sie alle gehört, Robbie.

R. R.: Die anderen aber nicht.

O. W.: Mein lieber Robbie, du bist noch lange nicht gerieben genug; aber du bist sehr lieb. Später werde ich eine meiner Geschichten erzählen. Reden wir weiter, bis der geeignete, der günstige Augenblick da ist . . . Bin ich es, oder sind es die Ortolane, die uns noch hier festhalten? Mir ist es gleich, ich möchte es nur wissen.

R. R.: Um dir die Wahrheit zu sagen, Oscar, die Ortolane waren nur ein zarter Vorwand. Wir warten jetzt auf den vollendetst vergesslichen, den regelmäßigst unpünktlichen Menschen, den irgendeiner von uns kennt. Hoffentlich hast du nichts dagegen, wenn ich mich noch fünf Minuten an den Glauben klammere, daß er wirklich die Absicht hat, uns hier zu treffen?

O. W.: Bitte sehr; es ist ein reizendes Experiment. Vergesslichkeit ist eine große Gabe. Während er sie ausübt, haben wir ein wenig mehr Zeit, hier auf der Stelle glücklich zu sein, als wir uns sonst gegönnt hätten. Wie heißt denn unser Wohltäter?

R. R.: Ich dachte, daß es dir vielleicht Vergnügen machen würde, wieder mit Harvey Jerrold zusammen zu kommen. Ich hielt es hinter den Ortolanen verborgen — als eine kleine Überraschung für dich. (Der Name hat einen Ausdruck von begieriger, beinahe erschrockener Freude hervorgerufen, und die Antwort ist lebhaft.)

O. W.: Mein lieber Robbie, das ist aber wirklich erfinderisch von dir! Es ist die letzte Vollendung eines Kreises, der schon vollendet schien! Ich wußte aber nicht, daß er hier ist.

R. R.: Er ist erst gestern abend angekommen. Ich rief sein Hotel an und ließ dort Bescheid, er solle uns aufsuchen. Heute morgen ließ er mich wissen, daß er kommen würde.

O. W. (mit dem leisen Schatten eines Zweifels in seinem Ton): Hast du ihm erzählt, wer alles da sein würde?

R. R.: Ich sagte nur „Freunde“. Er kennt uns ja alle.

O. W.: Wenn er nur nicht bei Ausübung seiner Gabe einige von uns vergessen hat. Das wäre — so wie ich mich seiner erinnere — nicht ausgeschlossen.

R. R.: Dich kann er wenigstens nicht vergessen haben, denke ich! Warst du es doch, der seine ersten Theaterstücke an die Öffentlichkeit gebracht hat. Oder hast du sie nur geschrieben?

O. W.: Ach, seitdem hat er soviel Besseres geleistet. Angenommen, er würde sich jetzt ihrer schämen. Er war einer von jenen — echten Künstlern — die sich einen Namen machen, bevor sie überhaupt etwas geschaffen haben. Das ist der richtige Weg für den Anfänger; aber wenige haben den Mut auszuharren. Es ist so schwer. Indessen ist natürlich jener, der es fertig bringt, vollkommen zu bleiben, ohne überhaupt etwas zu tun, der vollendetste Künstler.

R. R.: Das habe ich schon einmal von dir gehört; aber willst du es uns nicht erklären — der anderen wegen? Du weißt, deine Erklärungen sind immer viel einleuchtender als deine Behauptungen. ,

O. W.: Mag sein, daß ich dasselbe schon einmal gesagt habe, Robbie. (Man bedarf des Freundes, der einem das sagt!) Aber ich bin sicher, daß meine Erklärung immer eine andere sein wird. Und doch ist die, die mir dieser Augenblick eingibt, nur zu klar, zu augenfällig. Die größte Aufgabe für die Phantasie eines Künstlers ist: erst sich selbst zu schaffen und dann sein Publikum. Es wurde mir nie schwer, meine Stücke und meine Gedichte zu schreiben, denn sie gehörten mir: sie kamen wie gerufen. Aber mir mein Publikum zu schaffen, das war eine Herkulesarbeit. Die habe ich zuerst vollbracht. Die Anstrengung bestand darin, daß, während man scheinbar nichts tat, man tatsächlich von den Strapazen zu Boden gerungen wurde. Ich weiß, was es heißt, von einem Week-end zurückzukommen — von einer dieser martervollen Prüfungen durch leeres Geschwätz, die von den vornehmen Häusern Englands für den vorübergehenden Gast veranstaltet werden — ich war tatsächlich am Ende meiner Kräfte ein Zustand, aus dem mich nur luftdichte Abgeschlossenheit bis zum nächsten Week-end rettete. Einer meiner Ärzte nannte es „Überanstrengung des Herzens“, der andere „Gehirnermüdung“. In Wirklichkeit war es beides. Ich erinnere mich, wie ich eines Montagsmorgens einen unvernünftig frühen Zug verpaßte, und wie ich gezwungen war, auf vier weitere Stunden an den Busen einer herzoglichen Familie zurückzukehren, nachdem die Ausstellungsstunden vorüber waren. Es war ein Totenhaus: die Knochen seiner Skelette klapperten; die Gespenster schnatterten und stöhnten. Die Zeit stand still. Ein spukhafter Bann umfing mich. Ich könnte niemals wieder dorthin gehen. Ich hatte gesehen, was kein Mensch je sehen sollte: das Auskehren des Staubes, auf dem der Tritt des scheidenden Vergnügens seine Spur hinterlassen hat. Zwei Tage lang hatte ich mich dort bemüht, mein Publikum zu schaffen, an jenen zwei Tagen, die

Gott der jüdischen und christlichen Welt zum Ausruhen gegeben hat; und von dieser Schändung des Sabbats waren Schöpfer und Geschöpfe gleicherweise erschöpft. Des Lebensodem, den ich ihnen mit solcher Mühe in die Nüstern geblasen hatte, entledigten sie sich wieder und kehrten zu der ihnen vertrauten, ursprünglichen Erde zurück. Wie wenige aber begreifen, welch ein Heldenleben der Künstler gerade dann lebt, wenn er nicht seine Kunst, sondern das Gefäß schafft, das sie aufnehmen soll. Darum, liebe Freunde, zeigt die Welt dem Künstler immer solch ein tragisches Gesicht. Es ist immer ein Kampf. Es mag dem Künstler einige Zeit vergönnt sein, die Welt zu formen; wenn die Welt ihn aber formt, dann ist es ihm nicht gelungen, ein Künstler zu werden, selbst wenn er es erreicht hat, den schottischen Akzent zu beherrschen.

L. H.: Sie haben gerade von dem Künstler gesprochen, der sich ein Publikum zur Würdigung seiner Werke schafft; kann er nicht auch andere Künstler schaffen? Wäre das nicht das ideale Ziel?

O. W.: Ein ideales Ziel, aber ein unmögliches. Man kann einen Künstler nicht schaffen; man kann ihn nur erfinden — und es bleibt immer etwas Erdichtetes. Künstler — Gottes letzte Schöpfung, geheimnisvolle Empfänger des lebendigen Wortes — fahren fort, sich selbst zu schaffen. Aber man versucht es oft mit der Erfindung — als Ersatz. Ich erinnere mich, wie vor vielen Jahren der Schauspieler Hermann Vezin eine Darstellerin erfand, die eine zweite Rachel sein sollte. Jahrelang fuhr er fort, sie zu erfinden und verkündete uns, was wir zu erwarten hatten. Eines Tages dann brachte er sie auf die Bühne . . .

R. R. (nachdem er der rhetorischen Pause ihren vollen Wert zu kommen läßt): Was geschah? Ich erinnere mich nicht mehr.

O. W.: An demselben Tage, an dem er sie herausbrachte, hörte sie auf zu sein.

R. R.: Du meinst — sie kam nicht an?

O. W.: Ihre Ankunft war eine Abfahrt. Die Bühne war ihre Endstation, Lokomotiven piffen; das Lärmen war fürchterlich. Ohne haltzumachen, eilte sie nach Brighton; ich glaube, dort stirbt sie immer noch.

L. H.: Konnte sie denn so wenig?

O. W.: Sie kann beinahe ein Genie gewesen sein — wer kann das wissen? Der verhängnisvolle Mißgriff geschah, als Hermann Vezin anfang, sie zu erfinden. Was würde einer Schauspielerin geschehen,

wie groß sie auch sein mag, die sich auf die Bühne wagt, mit den Namen der Sarah, Rachel, Ristori, Siddons wie mit Juwelen beladen? Die Wahrscheinlichkeit wird vergewaltigt; der Sinn des Theaters wird zerstört. Wenn das geschieht, ist alles vorbei. Hermann Vezin hätte den Mund halten sollen, bis der Olymp selbst Beifall klatschte. Aber es fehlte ihm an Glauben. Das Schlimmste, was man einem genialen Menschen antun kann, ist, ihm behilflich zu sein: dort lauert das Verderben. Ich habe viele getreue Helfer gehabt — und das Resultat sehen Sie. Nur einmal habe ich einem Menschen geholfen, der auch ein Genie war. Das habe ich mir niemals verziehen.

R. R.: Oscar, du redest den reinsten Unsinn.

O. W.: (mit einem Blick voll aufrichtiger Liebe): Aber dir habe ich verziehen.

L. H.: Was geschah?

O. W.: Dem Manne, dem ich behilflich war? Er hat es mir nie erzählt, und ich wollte ihn nicht fragen. Als wir uns später trafen, hatte er sich so sehr verändert, daß, obwohl ich ihn erkannte, er mich nicht mehr zu kennen schien. Er wurde Katholik und starb im Alter von dreiundzwanzig Jahren, als großer Künstler — den die Hälfte der Kritiker und alle Moralisten noch immer haßten. Ein charmanter Mensch!

L. H.: Wie oft hört man dies sagen, als ob es das endgültige Gesamtergebnis von eines Menschen Leben und Charakter wäre, das alles einschließt.

O. W.: Aber es ist doch so. Was ist grundlegender für die Persönlichkeit und unzertrennbarer von ihr, als dieser Charme? Er mag die Vorzüge seines Äußeren, er mag seinen Charakter verlieren; aber beinahe in jedem Falle, der mir bekannt geworden ist, blieb der Charme, trotz widerwärtiger Umstände, wie das Patengeschenk einer guten Fee: wie etwas, das man nicht loswerden kann. Ein Mensch, der Charme besitzt, besitzt das Geheimnis des Lebens, er weiß aber nicht, worin das Geheimnis besteht — da er selbst das Geheimnis ist. Denn in dieser wunderbaren rollenden Welt können wir die anderen Menschen an ihren Verschiedenheiten erkennen — wie ich euch alle erkenne; aber wir können uns selbst niemals erkennen. Matthew Arnold, ein herrlicher, aber in starkem Irrtum lebender Dichter, versuchte stets, das Unmöglichste zu tun: sich selbst zu erkennen. Und darum kam es manchmal vor, daß er mitten in seinen

schönsten Gedichten aufhörte, Dichter zu sein und wieder Schulinspektor wurde.

L. H.: Ich dachte, Sie hätten gesagt, daß der Künstler sich erkennen muß, damit er andere zu erkennen vermag.

O. W.: Niemals! Sie haben mich mißverstanden. „Sich selbst zu sehen“ habe ich gesagt; und indem er sich nackt und ohne Scham sieht, den erschütternden Sinn seiner eigenen Seele begreifen lernen — wie sie da ist, um ihn zu quälen und ihn gegen seinen Willen zu spalten, aber immer als Fremdling innerhalb seiner eigenen Tore: fern, unergründlich, unnatürlich. Denn dieses Etwas, das er niemals verstehen kann, geht tiefer als das Bewußtsein des Ichs — es ist etwas Primitives, Atavistisches, Ungestümes und Wildes, das noch von einem fanatischen Glauben an Götter besessen ist, Götter, an die die Welt nicht mehr zu glauben trachtet, aber vor denen sie noch Angst hat, falls sie sich dennoch als lebendig erweisen sollten. Als Robert Louis Stevenson in Samoa die Nachricht vom Tode Matthew Arnolds empfing, sagte er (denn er war Schotte mit einem feinen Sinn für Humor): „Wie schrecklich! Gott wird ihm nicht gefallen.“ Sie lächeln, aber es lag ein Stück echter Wahrheit darin. Die Theologie Arnolds war ein furchtbarer Irrtum; er entstand aus jenem hartnäckigen Versuch, sich selbst zu erkennen; er wollte auch Gott erkennen. Und gerade wie der Versuch, sich selbst zu erkennen, einen Beigeschmack von gesellschaftlichem Snobismus hat — denn es ist doch ein Versuch, die Person, die man als die wichtigste in der Welt ansieht, kennen zu lernen — so liegt in dem anderen Versuch ein gewisser seelischer Snobismus. Es genügt doch sicherlich, daß er uns kennt, ohne daß wir unsererseits eine Erkenntnis vortäuschen, die übrigens doch ganz nutzlos wäre. Denn wenn ein Mensch seine eigene Seele nicht mit wirklichem Verständnis zu erkennen vermag, wie sollte er mit einem wirklichen Verständnis das erkennen, was dieser Seele ihren Dornenpfad bereitet — diese ewige unerträgliche Mahnung, daß wir niemals, wenn wir uns nicht damit begnügen, nur Staub zu sein, uns selbst ganz und ungeteilt gehören können. Des Menschen Schicksal ist es, unter einem Geisterbann zu stehen; wie sehr er auch von seinesgleichen verlassen sein mag, er ist doch keinen Augenblick allein. In einem seiner Gedichte stellte Matthew Arnold jene schöne, aber lächerliche Behauptung auf, die als Wahrheit einen solchen Eindruck auf uns macht, vielleicht weil wir sie o gerne wahr haben möchten:

Auf seinem Eiland haust von Millionen
Im Lebensmeer ein jeder doch allein!

Das tun wir nicht: wir leben mit einem Vertrauten, der ein Fremder ist, der uns immer aus der Hand ist, der uns immer um die Freuden des Lebens betrügt und sich weigert, uns den Grund zu sagen. Und niemals wissen wir, von Tag zu Tag, ob dieser Fremde uns kaltblütig ermorden wird, oder ob er uns zwingt, Heilige zu werden.

R. R.: Warum nicht beides? Mir erscheint es beinah gleich.

O. W.: Robbie, du mußt mich nicht unterbrechen und solche witzigen und gescheiten Sachen sagen — du bringst mich ganz aus dem Text. Leute, die nur Vernünftiges sagen wollen, sollten es zu sich selber sagen, ehe sie morgens zum Frühstück herunterkommen — niemals nachher.

L. H.: Zu der Zeit hat sich die „Weiße Königin“ von Lewis Carroll immer im Hersagen all ihrer bewußten Unmöglichkeiten geübt.

R. R.: Ich habe immer gedacht, es bedeutete, daß sie ihre Gebete verrichtete.

O. W.: Gebete zu verrichten, Robbie, ist immer möglich. Nur die Antwort auf das Gebet ist unmöglich. Ein Gebet darf niemals beantwortet werden: wenn das geschieht, hört es auf, ein Gebet zu sein und wird eine Korrespondenz. Wenn wir um unser tägliches Brot bitten und es uns gegeben wird, wie das Manna den Israeliten in der Wüste, so ist das bloß wie eine umgekehrte Einladung zu einem Diner. Wie viel andächtiger wird die Ausübung, wenn wir wissen, daß unser Essen uns aus irdischen Quellen zukommt, ganz unabhängig vom Gebet.

H. D.: Aber dann wird Ihr Gebet einfach zu einem Aberglauben.

O. W.: Nicht im geringsten: ein Kompliment, eine seelische Höflichkeit, von der man sicher hoffen kann, daß sie am rechten Ort geschätzt wird. Ich sage das nicht, um zu spotten. Alles wird am geeigneten Ort richtig eingeschätzt. Nur im Himmel vielleicht — und in der Hölle — wird die Kunst, die jetzt so allgemein verachtet wird, die Wertschätzung erfahren, die ihr gebührt.

H. A.: Im Himmel, ja; aber warum in der Hölle?

O. W.: Warum in der Hölle? Ich muß euch eine von meinen Geschichten erzählen.

(Ein ernstes Lächeln zieht von Gesicht zu Gesicht, als die Freunde sich vorwärts beugen, um aufmerksam zu lauschen; denn sie wissen,

daß dieser geborene Erzähler seine Geschichten nur dann erzählt, wenn er, für den Augenblick, mit dem Leben zufrieden ist.)

In der Hölle, unter der stattlichen Gesellschaft von Liebhabern und schönen Frauen, von Gelehrten und Dichtern und Astrologen, die hier immer zu finden ist, inmitten der unaufhörlichen Bewegung verdammter Körper, die sich winden und werfen, um sich von der Qual ihrer Seelen zu befreien, saß eine Frau allein und lächelte. Sie sah aus wie eine Lauscherin: immer mit erhobenem Haupt und aufgeschlagenen Augen, als ob eine Stimme von oben sie anzöge.

„Wer ist jene Frau?“ fragte ein Neuangekommener, dem die eigenartige Schönheit ihres Antlitzes mit dem unergründlichen Ausdruck auffiel, „jene mit den glatten Gliedern wie Elfenbein, mit dem schönen Haar, das ihr über die Arme bis auf ihre im Schoß ruhenden Hände fällt. Sie ist die einzige Seele, deren Augen sich immer nach oben richten. Welch düsteres Geheimnis bewahrt sie in den Schränken Gottes dort oben?“

Er hatte kaum aufgehört zu sprechen, als ein Mann, der in der Hand einen Kranz verwelkter Blätter trug, sich beeilte, ihm Antwort zu geben.

„Man sagt,“ erwiderte er, „daß sie einstmals auf Erden eine große Sängerin war, mit einer Stimme, die wie die Sterne war, die vom klaren Himmel fallen. Und als die Verdammnis sie erreichte, nahm Gott ihre Stimme und warf sie weit fort in den ewigen Widerhall der Sphären, denn er fand sie zu schön, um sie sterben zu lassen. Nun hört sie diese Stimme und erkennt sie, und indem sie sie daran erinnert, daß es einst ihre eigene war, teilt sie mit Gott die Freude, die er daran hat. Rede sie nicht an; denn sie glaubt, sie sei im Himmel.“

Und als der Mann, der den Kranz verwelkter Blätter trug, seine Rede beendet hatte, sagte ein anderer:

„Nein, das ist nicht ihre Geschichte.“

„Welche denn?“

„Diese“, sagte er, als der Mann mit verwelktem Kranz sich abwandte: „Auf Erden hat ein Dichter sein Lied aus ihr geschaffen, so daß ihr Name ewig mit seinen Strophen, die noch immer von den Lippen der Menschen erklingen, vermählt ist. Jetzt hebt sie ihr Haupt und kann das Lob, das er ihr spendete, überall, wo nur die menschliche Stimme ertönt, hören. Das ist ihre wahre Geschichte.“

„Und der Dichter?“ fragte der Ankömmling. „Hat sie ihn sehr geliebt?“

„So wenig,“ antwortete der andere, „daß sie jetzt hier täglich an ihm vorbeigeht und seine Züge nicht erkennt.“

„Und er?“

Der andere lachte und gab Antwort: „Er ist es, der euch eben die Geschichte von ihrer Stimme erzählt hat, und der hier die Lüge fortsetzt, die er früher über sie zu verbreiten pflegte, als sie beide zusammen auf der Erde waren.“

Der Neuangekommene aber sagte: „Wenn er Glück in der Hölle bescheren kann, wie können seine Worte dann Lügen sein?“

(Es entsteht eine Würdigungspause: keiner spricht: diese gespannt lauschenden Gesichter machen ein Wort des Lobes überflüssig. Wieder einmal ist es dem Sprecher gelungen, die Huldigung seiner Mitmenschen zu erwirken, und so vergißt er auf kurze Zeit die Grube, die ihm das Leben gegraben hat, und fährt fort, seinen Freunden Geschichten zu erzählen, die er niemals aufschreiben wird.)

Da diese euch gefallen hat, werde ich euch noch eine erzählen . . . Es war einmal ein Jüngling, der einen so schönen Geist besaß, daß alle, die ihn hörten, sich nach seiner Gesellschaft sehnten; der so schön von Gestalt war —

(Er hält in der Mitte des Satzes ein, als er einen jungen Mann sich nähern sieht, während die anderen, deren Aufmerksamkeit nur auf ihn gerichtet ist, diesen nicht sehen. Dieser junge Mann ist von einem anmutigen Äußeren, lässig in seinen Bewegungen; mit gleichgültiger Miene fängt er die Blicke der vorübereilenden Fremden auf und läßt sie wieder los. Als er näher kommt, wendet er sein Auge von den Passanten ab und kehrt sich der draußen unter der sonnig-hellen Markise am Tisch sitzenden Gruppe zu, wird hierdurch gefesselt und aufmerksam. Die Augen begegnen einander, verfangen sich einen Atemzug lang, bis der junge Mann seinen Blick zurückzieht. Ohne den Ausdruck seines Gesichtes zu verändern, biegt er ein wenig von seiner Richtung ab und geht vorbei. In dem Antlitz, das sie beobachten, sehen die Freunde eine plötzliche Veränderung: die Farbe schwindet, der Ausdruck ruhiger Erwartung erlischt jählings, als ob die Sehkraft getötet wäre. Als er aber endlich seine Rede fortsetzt, geschieht es mit dem gewöhnlichen bedächtigen Ton.)

Ach nein, das ist eine Geschichte, von der ich das Ende vergessen habe, oder sie hat mich vergessen. Macht nichts; ich werde euch

eine andere erzählen. Diese Geschichte ist eine, die mir just eingefallen ist; und noch bin ich nicht sicher, was das Ende davon sein wird. Aber das Ende ist da und wartet. Ihr und ich werden diese Geschichte zusammen anhören, da ich sie zum ersten Male erzähle.

Sie soll heißen: „Die Geschichte von dem Mann, der seine Seele verkaufte.“

Ein Reisender, der durch die Straßen einer großen Stadt ging, begegnete dort einem Mann, aus dessen Antlitz ein Schmerz sprach, den er nicht ergründen konnte. Der Reisende, der ein wißbegieriger Auskundschafter der menschlichen Seele war, hielt ihn an und sprach: „Herr, was ist das für eine Traurigkeit, die Ihr vor allen Menschen mit Euch herumtragt, die so groß ist, daß sie nicht verborgen werden kann, und dennoch so tief, daß man sie nicht deuten kann?“

Der Mann antwortete: „Ich bin es nicht, der so sehr trauert; es ist meine Seele, die ich nicht loswerden kann. Und meine Seele ist trauriger als der Tod; denn sie haßt mich und ich hasse sie.“

Der Reisende sprach: „Wenn Ihr mir Eure Seele verkauft, dann werdet Ihr sie gut loswerden.“ Der andere antwortete: „Herr, wie kann ich Euch meine Seele verkaufen?“ „Sicherlich,“ entgegnete der Reisende, „Ihr habt nur einzuwilligen und mir Eure Seele zum vollen Preis zu verkaufen; und dann wird sie auf meinen Befehl zu mir kommen. Aber jede Seele hat ihren wahren Preis; und nur für diesen Preis, für nicht mehr oder weniger, kann man sie verkaufen.“

Darauf sagte der andere: „Zu welchem Preis soll ich Euch dieses entsetzliche Ding, meine Seele, verkaufen?“

Der Reisende antwortete: „Wenn ein Mensch zum ersten Male seine eigene Seele verkauft, so gleicht er jenem anderen Verräter; deshalb sollte der Preis dreißig Silberlinge betragen. Aber nachher, wenn die Seele in andere Hände übergeht, wird ihr Wert sehr klein; da die Seelen ihrer Mitmenschen den anderen sehr wenig wert sind.“

So verkaufte der Mann seine Seele für dreißig Silberlinge, und der Reisende nahm sie und ging davon.

Bald erfuhr der Mann, daß er jetzt, da er keine Seele hatte, keine Sünde begehen konnte. Obwohl er seine Arme der Sünde entgegenstreckte, kam die Sünde nicht zu ihm. „Du hast ja keine Seele“, sagte die Sünde und ging an ihm vorbei. „Weshalb sollte ich zu dir kommen? Aus einem Menschen, der keine Seele hat, kann ich keinen Gewinn ziehen.“

Da wurde der Mann ohne Seele sehr traurig, denn obgleich seine

Hände den Schmutz berührten, blieben sie doch unbefleckt, und obgleich sein Herz sich nach Verderbtheit sehnte, blieb es rein; und wenn es ihn dürstete, seine Lippen in Feuer zu tauchen, blieben sie kalt.

Deshalb bemächtigte sich seiner eine Sehnsucht, seine Seele wieder zu erlangen, und er ging in die Welt, um den Reisenden zu suchen, dem er sie verkauft hatte; damit er sie zurückkaufen und die Sünde wieder einmal am eigenen Leib kosten könnte.

Nach langer Zeit begegnete ihm der Reisende. Der lachte, als er sein Verlangen hörte und sagte: „Nach einer Weile wurde ich deiner Seele überdrüssig, und ich verkaufte sie an einen Juden für eine kleinere Summe, als ich dafür bezahlt hatte.“

„Ach,“ rief der Mann, „wäret Ihr zu mir gekommen, so hätte ich mehr dafür bezahlt.“ Der Reisende antwortete: „Das hättest du nicht tun können; eine Seele kann nur für ihren gerechten Preis gekauft oder verkauft werden. Deine Seele verlor in meinem Besitz gar sehr an Wert; um sie los zu werden, habe ich sie deshalb an den ersten besten verkauft für weniger, als ich am Anfang dafür bezahlte.“

So ging der Mann von ihm und wanderte über das Angesicht der Erde und suchte unermüdlich nach seiner verlorenen Seele. Und eines Tages, als er im Basar einer gewissen Stadt saß, ging ein Weib an ihm vorüber, sah ihn an und sprach: „Herr, warum seid Ihr so traurig? Mir ist, als gäbe es keinen Grund für solche Traurigkeit.“ Der Mann antwortete: „Ich bin traurig, weil ich keine Seele habe, und ich bin auf der Suche nach ihr.“

Die andere sprach: „Erst neulich in einer Nacht kaufte ich eine Seele, die durch so viele Hände gegangen war, daß sie lächerlich wenig kostete; aber sie ist ein so kläglich Ding, daß ich sie gern wieder los wäre. Doch habe ich sie nur um ein Lied gekauft; und eine Seele kann nur für ihren wahren Preis verkauft werden; wie soll ich sie nun wieder verkaufen können — denn sie ist weniger wert als ein Lied. Und es war nur ein leichtsinniges Lied, das ich beim Becher Wein dem Manne sang, der mir die Seele verkaufte.“

Als der andere das hörte, rief er: „Es ist meine Seele! Verkaufe sie mir, und ich will dir alles geben, was ich habe!“

Die Frau sprach: „Ach, ich habe sie nur mit einem Lied bezahlt, und ich kann sie nur für ihren wahren Preis wieder verkaufen. Wie kann ich sie nun loswerden, wenn sie auch schreit und jammert und befreit sein möchte?“

Der Mann ohne Seele legte seinen Kopf an die Brust der Frau und hörte, wie die darin gefangene Seele wimmerte, um frei gelassen zu werden, um zu dem Leibe, der sie verloren hatte, zurückzukehren.

„Sicher,“ sagte er, „es ist meine eigene Seele! Wenn du sie mir verkaufst, werde ich dir meinen Leib geben, denn er ist weniger wert als ein Lied von deinen Lippen.“

So verkaufte ihm die andere für seinen Leib seine Seele, die wimmerte, um frei gelassen zu werden, um an ihren eigenen Ort zurückzukehren. Aber sobald er sie erhalten hatte, stand er entsetzt auf und schrie: „Was hast du getan? Was ist das für ein schmutziges Ding, das von mir Besitz ergriffen hat? Denn die Seele, die du mir gegeben, ist nicht meine Seele.“

Das Weib lachte und sprach: „Bevor du deine Seele in die Gefangenschaft verkauftest, war es eine freie Seele in einem freien Leibe; kannst du sie nicht erkennen, jetzt, da sie aus dem Getriebe des Sklavenmarktes kommt? Also hat deine Seele die größere Liebe, da sie dich erkennt und wieder zu dir zurückkehrt, obgleich du deinen Leib in die Knechtschaft verkauft hast.“

Und so kam es, daß der Mann seine Seele, die er für dreißig Silberlinge verkauft hatte, für den Preis seines Leibes zurückkaufen mußte.

(Mit gelegentlichen Pausen, die der Wirkung wegen eingelegt werden, aber ohne Zögern oder Änderung in der Wahl der Worte, hat die geordnete Erzählung ihren Gang genommen. Trotz der dekorativen Form und der dekorativen Modulationen der Stimme ist ein Unterstrom von Leidenschaft bemerkbar, und seine Freunde, die sich durch die ruhige Überlegenheit der Sprache nicht täuschen lassen, wissen, daß der Sprecher tief bewegt ist. Und so kommt es, daß am Schluß eine Pause entsteht, während der niemand spricht. Ein Zeitungsjunge nähert sich dem gegenüberliegenden Kiosk und gibt ein Bündel Zeitungen bei der Frau ab, die dort den Verkauf hat. Über ihrem Kopfe ist für Engländer eine Ankündigung angebracht, in ihrer Muttersprache, daß sie dort ihre eigenen Zeitungen kaufen können. Ein Kellner tritt aus dem Restaurant, er ist mit einer Botschaft beauftragt und wünscht einen Bescheid zu erhalten. Die zwei, die gemeinsam die Veranstaltung getroffen haben, wechseln fragende Blicke; R. R. zieht die Uhr und nickt. L. H. winkt dem Kellner, der die Apéritifs serviert hat.)

R. R.: Kommt, wir wollen zum Frühstück hineingehen. Der Jerrold kommt nicht; er hat uns vergessen.

O. W.: Nicht alle von uns, Robbie. Er kam, aber er ist wieder gegangen. (Sie schauen ihn alle erstaunt an; einen Augenblick lang spricht keiner. Dann:)

R. R.: Kam? Hierher, meinst du?

O. W.: Und sah so jung und charmant aus wie immer. Aber sobald er mich erblickte, sah ich, daß er mich gänzlich vergessen hatte.

(Es ist unmöglich, hierauf etwas zu sagen. L. H. beeilt sich, die Apéritifs zu bezahlen; und mit der Besorgnis des Engländers, der in ausländische Sitten nicht eingeweiht ist, und der wegen des guten Rufes seines Vaterlandes bestrebt ist, im fremden Lande das Richtige zu tun, legt er als Extra-Trinkgeld fünf Kupferstücke auf den Tisch entsprechend der Anzahl der Gäste, die bedient wurden. Mit ernster, sich entschuldigender Höflichkeit legt sein Gast wie mahnend die Hand auf seinen Arm, während der Kellner das Douceur mit froher Dienstfertigkeit einstreicht und unterrichtet ihn für zukünftige Fälle.)

O. W.: Mein lieber L. H., das sollten Sie nicht tun! Für diese zufälligen Dienste gibt der Franzose, was wir einen Penny nennen. Die Engländer geben, was manche von ihnen „tuppence“ nennen; — nicht weil sie nicht wissen, daß der Penny des Franzosen genügt, sondern weil sie halt Engländer sind. Wenn Sie mehr geben, glaubt der Kellner einfach, daß Sie nicht wissen, wo Sie sind.

L. H. (dessen Schwäche es ist, sich auch bei ganz geringfügigen Angelegenheiten zu rechtfertigen): Ach ja, Mr. Wilde, das mag wohl sein, aber hier, auf St. Helena, gibt man den Kellnern schon ein anderes Trinkgeld.

(Es ist rührend zu sehen, welch eine Freude dieses unsinnige, aber glückliche „mot“ dem Manne, für den es gemeint war, bereitet. Alle sind jetzt aufgestanden; ihr nächster Weg wird zu den Tischen im Innern des Restaurants sein, wo angenehme Gerichte auf sie warten. Aber die Bewegung nach vorn verzögert sich, und als O. W. spricht, geschieht es mit einem seltsam endgültigen Tone, als ob er sich schon verabschiedete.)

O. W.: Meine lieben Freunde, wir haben eine herrliche Stunde miteinander verbracht. Ich habe mich dabei sehr wohl befunden. Entschuldigt mich — ich will mir dort drüben eine englische Zeitung besorgen. Die Frau, die den Kiosk bedient, ist eine entzückende Person; sie macht meiner Aussprache Komplimente und tut, als ob

sie mich für einen Franzosen hielte. Gehen Sie nur herein: ich möchte bitten, daß niemand auf mich wartet.

(Sie sehen, wie er mit gewohnter überlegener Gelassenheit die Straße kreuzt — es belustigt sie ein wenig, zu sehen, wie der heftige Verkehr notgedrungen halten und ihm den Weg frei geben muß. Beim Kiosk angelangt, wechselt er mit der Frau einige Worte und ein Lächeln. Er zieht den Hut und geht.)

L. H. (erschrocken): Kommt er denn nicht zurück?

R. R.: Harvey Jerrold verdiente einen Fußtritt. Der arme Oscar!

H. H.: Soll ich ihm nacheilen?

R. R.: Nein, nein! Laßt ihn gehen. Wir verstehen ihn.

(Sie alle stehen und schauen ihm nach, wie er langsam die Straße hinuntergeht, bis er in der Menge verschwindet.)

REISE IN POLEN

von

ALFRED DÖBLIN

Wilno und seine Juden

Im frostigen Morgen schlendere ich am Bahnhof durch eine Allee. Niedrige Häuser ziehen sich an ihr hin, die meisten alt und elend. Dann mündet links eine Straße, ist ziemlich schmal, ohne rechtes Trottoir. Ich suche immer nach der Hauptstraße, denke, das muß etwas sein. Da steigt ein hoher ansehnlicher Torbogen über die Straße; ich höre singen, gehe suchend unter dem alten Bauwerk durch. Liegen da rechts eine Masse Menschen, Bauern, Städter, Männer und Frauen an der Erde, auf den Knien, die Köpfe bis auf die Erde gebückt. Aber nicht sie singen, sondern das Singen kommt wo anders her, von oben. Und wie ich mich umdrehe, ist oben auf dem Torbogen eine Kapelle. Und offen nach der Straße steht da ein Altar, viele brennende Kerzen daran und Buntess, das ich nicht unterscheiden kann. Die Menschen, die die Straße hinaufkommen, haben die Hüte und Mützen in der Hand. Auch ich habe den Hut schon unter dem Torbogen abgenommen. Ist ein wundertätiges Muttergottesbild, das oben steht. Sehr lieblich sieht die Madonna aus. Über einem

großen Halbmond, der wie ein gebogenes mächtiges Tierhorn ist, erscheint sie. Von der Brust an ist sie sichtbar. Sie hat weite reich ornamentale priesterliche Kleider an. Den gekrönten Kopf hält sie rechts geneigt. Die beiden Hände liegen gekreuzt über der Brust. Der schmale Hals taucht aus herrlichen sehr farbigen Gewändern und Überwürfen auf. Dann kommt ein schmales hohes Gesicht, die Augen nur mit einem Spalt offen, die Lippen geschlossen. Spitze goldene Strahlen umgeben den ganzen Kopf. Sie betet, oder ist entrückt, oder hört wehmütig milde, oder ist in ihr Leid versunken, sucht sich daraus zu erheben: ich kann schwer den Ausdruck fassen. Das Bild wirkt suggestiv, berührt. Die suchenden Menschen da sind geneigt, ihren Schmerz mit dem des himmlischen Wesens zu vermischen und sich ruhiger herauszuziehen. Ist eine große Leistung der Kunst, daß sie solch Bild machen kann und daß ein gemaltes Bild Vorbild sein kann.

Ostra-brama heißt die Straße. Sie liegt fast stumm, die betenden Menschen geben jetzt keinen Ton von sich. An der Ecke graben Männer Röhren in die Erde. Ich spaziere die Straße hinauf mit ihren kleinen Häusern, jämmerlichem Pflaster. Es ist zehn Uhr vormittags. Aber noch immer sind die Läden nicht auf. Einige sind doch auf. Und da sehe ich auf die Namenschilder und merke: es sind die jüdischen, die nicht öffnen. Es ist noch Laubhüttenfest.

Die Straße erweitert sich platzartig. Drüben ein älterer steinerner Kasten; das alte Theater ist es, Droschken davor. Mir fällt zweierlei auf, wie ich an einem Kino vorbeikomme: die Plakate sind doppel-sprachig; es gibt polnische Plakate und jiddische. Auch die Schilder vieler Kaufleute haben hebräische Lettern, sind in jiddischer Sprache. Dies traf ich in Warschau im Nalewkiviertel oft, hier ist es über die ganze Stadt verbreitet. Scheint eine große oder sehr mutige Judenschaft hier zu wohnen. Aber ich sehe sie gar nicht, und das ist das zweite. Es müssen doch wenigstens einzelne herumlaufen, selbst wenn Fest ist. Und da merke ich, daß ich sie doch sehe und nur nicht beachte. Sie stehen neben mir vor dem Kino, gehen, junge Männer und Mädchen, in weißen Mützen; ältere kommen langsam über den holperigen Platz, unterhalten sich in ihrer Sprache. Geht niemand im Kaftan! Ich sehe keinen in der schwarzen „Kapotte“. Gehen alle europäisch und — sprechen nicht polnisch. Das ist ein anderer Schlag Juden als in Warschau. Es gibt mir einen Ruck. Ich staune, bin gespannt.

Die enge Straße, die ich zur Linken einbiege, hat viele große alte Bauwerke. Eins sieht wie eine sehr alte Kirche aus. Das daneben könnte ein Kloster sein. Aber in die niedrigen Tore gehen junge Männer und Fräulein, die weiße Mützen tragen, Bücher und Ledermappen unter dem Arm. Wird eine Lehranstalt sein. Und wie ich in eine der niedrigen warmen Gewölbe trete, hängen da Anschläge; die Türen sind bezeichnet. Es ist die Universität mit ihren Hörsälen. Immer frage ich: wo ist die Hauptstraße. Ich merke langsam: ich denke noch immer in falschen Dimensionen. Das ist schon eine Hauptstraße. Die Straßen sind Gassen, gewunden, mit kleinen einfachen Häusern. Ich gehe auf einen hohen Bürgersteig und steil fällt er zu einem wirklich tüchtigen Rinnstein ab. Da fließt rechts und links in der Gasse ein hübsches unsauberer Bächlein. An manchen Stellen ist das Bächlein mit Bohlen überdeckt, fließt unterirdisch, unterbohlig, so daß man weniger gefährdet geht. Kleinstädtisch, mittelstädtisch gekleidete Männer und Frauen. Hie und da helle und fleischfarbene Strümpfe bei Frauen und Mädchen, ein wenig Puder, meist plumpe Hauskleider, schwere Gebrauchsstiefel. Vor den Ladenfenstern und Türen rot und braungestrichene dicke Bretter, Schlösser, schwere Querstangen darüber gepackt. An einer Ecke dieser Gasse steht ein Schutzmann. In das Hotel gehe ich da. Das Zimmer ist groß, ärmlich, ohne Gardinen.

An einem kleinen Platz im Westen der Stadt, nicht weit von dem Zakretwalde, steht eine Kirche, die mit ihren großen goldenen Kuppeln über die Nachbarstraßen leuchtet, eine griechisch-katholische Kirche. Ungepflegt, schwach und schlecht bebaut die Umgebung; gegenüber ein Friedhof. Es ist Mittag, ich gehe in die Kirche. Eine ganze Reihe alter Bettlerfrauen steht drin an der Tür, öffnet, sobald man anstößt, verbeugt sich. Monotones Lithurgieren, ein schwacher Chör. Ein breiter Vorraum ist mit verwaschenen Farben bemalt, ohne Fenster. Wenige Männer und Frauen knien und stehen. Blicken in den kreisrunden Kirchenraum, der durch Tageslicht von oben erhellt ist. Weder Stühle noch Bänke stehen auf dem Steinboden des Kirchenraumes, in der Runde, aber mehrere kleine altarartige Aufbauten, Tische, mit allerlei Dingen bestellt, Blumen in Gefäßen, eine Unmasse brennender großer und kleiner Kerzen, Zettel und Bilder. Eine Frau geht mit zwei kleinen Kindern an einen der geputzten Altäre, auf dem Wasser

in einem Becken ist. Betupft sich mit dem Wasser, hebt nacheinander die Kinder hoch, die ihr nachmachen. Ich habe den Eindruck, alle diese Dinge stehen auf den Altären und sind geweiht durch irgendwelche Vorgänge, oder werden geweiht. Eine goldene Altarwand schließt den ganzen Kirchenraum ab. Die Wand ist aus Holz, nicht so hoch wie der Raum. Dahinter ist noch ein Raum. Ganz und gar hat man sie mit großen Bildern bemalt, deren Grund das feierliche byzantinische Gold ist. Alte Männer stellen sie dar mit Heiligenscheinen, auch Christus. Vielleicht sind es die Apostel. Immer wieder muß ich nach rechts in die Kirchenrunde blicken — denn ich kann nicht hingehen; es kommen immer mehr Menschen, sind wohl schon fünfzig, die alle im Vorraum stehen und knien und dicht davor sich ausbreiten in der Kirchenrunde, kleine Leute, fast nur Frauen, wenig Arbeiter, — rechts steht an der Wand ein sonderbarer Aufbau. Über irgend etwas hängen weiße Tücher und rote und weiße künstliche Blumen. Vorn hängen farbige Stoffe. Die Stoffe bekleiden auch den dachartigen kleinen Überbau. Langsam erkenne ich: es ist ein Holzkruzifix, worauf der Christus bunt gemalt ist. Zu seiner Seite stehen, wie er mit Tüchern und Blumen behängt, zwei heilige Frauen. Eine Männerstimme singt tief; ich weiß nicht, woher sie kommt, die Runde ist leer. Die Andächtigen vor mir bekreuzigen sich auf eine besonders eindringliche Weise, knien von Zeit zu Zeit hin, legen die Stirn auf den Steinboden, wobei sie die Hände aufstemmen.

Jetzt öffnet sich die goldene Altarwand in der Mitte; es ist eine durchbrochene Tür. In der Tiefe des geöffneten Raumes werden große Tische mit Aufbauten, Geräten sichtbar. Auch Hohes, Buntes steht auf ihnen, vielleicht Blumen; ganz im Hintergrund wieder goldene Bilder. Und ein wunderbares Himmelblau bewegt sich dazwischen und davor. Das ist mit Silber auf einem Mantel, den ein weißbärtiger, weißhaariger Priester trägt, der von hinten in die Öffnung der Altartür tritt, mit der tiefen Stimme singt, über die Gemeinde ein Kreuz macht. Er wendet sich, geht zurück an den großen Quertisch mit Aufbauten und Geräten, lithurgiert, vom Chor, der unsichtbar ist, abgelöst. Stufen führen zu dem Altarraum hinauf. Mehrere Knaben sind, von Männern und Frauen begleitet, hinaufgetreten, haben sich vor der goldenen Wand zu beiden Seiten der Mitteltür aufgestellt. Ihnen nähert sich der Priester singend, mit einem Gefäß in der Hand, das er von hinten herbringt. Es scheint,

er bestreicht ihre Stirnen. Dann kehrt er zurück, um nun ganz in die Kirchenrunde herabzusteigen zwischen die ihn dichter umringenden Männer und Frauen. Er hat unter dem wundervoll lichten Himmelblau mit Silberstreifen ein rosenrotes Gewand. Man sieht es, wenn er mit geöffneten Armen hantiert. Breite blaue Bänder fallen nach vorn. Sein Gehilfe ist ein einfacher älterer Mann, der in grober Straßentracht geht. Der schleppt von der Seite einen Tisch an, stellt ihn in die Mitte der Kirchenwände vor einem kleinen Altartisch. Bringt von oben ein hellflammendes Weihrauchbecken an Ketten. Der alte Priester nimmt es, singt, schwingt es vor sich. Bläuliche Rauchschwaden steigen auf, Weihrauchduft. Der weißhaarige Priester singt, dem Chor antwortend, wandert mit dem geschwungenen Becken an alle Tische in der Runde, läßt den Rauch darüber ziehen. Er dreht sich um gegen die knienden Menschen, schleudert Schwaden über sie. An die goldene große Altarwand geht er, immer singend, überschüttet die Bilder. Eine Weihung, Segnung. Feuer und Rauch: ein Nachklang des alten Opfers. Er geht die Stufen hinauf in den hinteren Altarraum, bewegt sich die Tische entlang, erfüllt auch diesen Raum mit dem Rauch. Dann hantiert er an den großen beladenen Quertischen, zieht dieses, jenes Gerät zu sich heran. Was er wohl macht? Sie haben das Gefühl heiliger Prozeduren. Ich sehe, geheimnisvolle magische Dinge werden getrieben, zauberische. Wie unbezwinglich diese Dinge fortleben, trotz der schlechten Namen, die man ihnen gibt. Zuletzt steht der Weißbart mit seinem guten gesunden Gesicht — schwere klobige Stiefel schleppt er unter dem Himmelsmantel — wieder unten in der Runde. Die Gemeinde wechselt; sie kommen und gehen. Die Tür wird immer bedient von den Bettlerinnen.

Die Kirche hat draußen unter ihren goldenen Kuppeln eine mit einem furchtbaren Loch. Das Blech ist völlig aufgerissen, man sieht in eine schreckliche Schwärze. Das war eine Kanonenkugel der Bolschewiken von 1920.

Morgens höre ich gewaltiges Trompetenblasen. Gegenüber dem Hotel ist ein Feuerwehrdepot. Aus dem Torweg kommt gesprengt ein Leiterwagen. Drin sitzt eine kleine Zahl lose graugrün gekleideter Feuerwehrmänner in legerer Haltung mit blitzenden Metallhelmen auf den Köpfen, die sie sich gerade zurechtrücken. Die Helme haben etwas Römisches. In Mitte der Männer aber steht

auf dem wackligen Gefährt breitbeinig der mit der Trompete, mit der Posaune, und bläst, daß alle Leute sich auf der Straße hinstellen und hören, wie schön er bläst. Zwei braune wackere Pferde sind vor den Wagen gespannt. Die zockeln mit dem Wagen durch die Straßen und Gassen mutig dem Feuerbrand entgegen. Ein Wagen mit einem sonderbaren Apparat wankt hinterher, blitzende Helme dabei. Das muß der Pumpwagen sein. Dann zwei himmelblau bemalte Tonnenwagen. Sie haben das Wasser und fahren es durch die Straßen an das Feuer heran. Zuletzt noch ein Leiterwagen mit tapferen Kriegern, auch einige Zivilisten. Gewaltig jagt alles in das Städtchen hinein. Es ist kein Zweifel: sie werden das Feuer besiegen. Nach einer halben Stunde bläst es wieder. Sie kommen zurück. Das Feuer ist aus. Oder es war nicht da.

Das Zentrum der Stadt alt, altertümlich, eng. Nach Norden wird es ein anderer Stadtteil mit anderem modernerem Gesicht. Die große Geschäftsstraße Adam Mickiewicz läuft schräg von Osten nach Westen. Am östlichen Ende liegt der Kathedralenplatz und der Schloßberg.

Was sich dort herbstlich erhebt, von Gelb und Braun, Blattwerk, umlodert, ist der Schloßberg mit dem Ältesten des alten Wilno. Es gab einen litauischen Großfürsten Gedimir, der oben seine Burg erbaute. Unten brannte in einem heidnischen Tempel ein Feuer. Der Mann, den die schöne, zarte Hedwig von Polen heiraten mußte, der erste polnisch-litauische Jagiello, wurde — ich glaube vertraglich — Christ und hat den Tempel beseitigt. Dafür hat er die Stanislauskathedrale erbaut, zur Rache am Christentum. Wenn ein Christ das schreckliche Gebäude sieht, wird er wieder Heide. Es kommt nichts heraus bei solchen gemachten Ehen. Die Kirche sieht aus wie ein griechischer Tempel oder ein polnisches Stadttheater. Weichselantike. Die Ehe hat der Tod gelöst, Polen und Litauen sind wieder auseinander, die Kathedrale hat sich nicht rückgängig machen lassen. Der heilige Kasimir soll drin einen silbernen, eintausendzweihundert Kilogramm schweren Sarg haben; acht Silberstatuen von Polenkönigen stehen drin, aber alle Wohlgertüch Arabiens —. Ein Glockenturm steht frei neben diesem Griechentempel oder Stadttheater; ich gehe mittags vorüber, da bläst es oben. Nach allen vier Seiten bläst der Mann oben. Ich höre: es ist ein Soldat und das ist polnische Sitte in den Garnisonen. Am Fuß des Schloßberges ein Park, aus dem die Russen das Denkmal ihres Puschkin

mitgenommen haben. Sie werden das Metall gemeint haben. Nach Rennekamps Rückzug hauste hier das deutsche Hauptquartier; im Stadtpark spielte mittags deutsche Musik. Bankreihen stehen wie in einem Kurpark.

Auf dem Berg. Rotes Mauerwerk; eine Legende sagt, von hier führt ein Tunnel nach dem Nachbarort Trocki. Rote Kasernen unten, gelbe Büsche den Berghang herab, der schwarze blanke Flußspiegel: die Wilja. Rotgedachte kleine Häuser in Massen unten, Wagenrollen, Hämmern. Zur Seite hinter mir stehen — sonderbar — nebeneinander drei weiße hohe Kreuze: sind Polen, höre ich, die General Murawjew dort töten ließ, 1863. Schon während der Okkupation haben die Polen, nichts vergessend, sich an die Errichtung dieser Kreuze gemacht. Eine Kanone: daraus gaben die Russen um zwölf Uhr Mittagssignal. Soviel alte Sitten, das Trompetenblasen und der Kanonenschuß. Neuerdings sind die Uhren verbreitet, aber wie langsam kommt das zur Kenntnis der Behörden. Lange freut mich das blanke himmelspiegelnde Wasser der Wilja, dahinter der Kranz der Waldungen.

Als ich von oben das gesehen habe, was man den Schloßplatz nennt, ein altes Kirchlein dabei, das Schloß selbst, und wieder unten bin, kann ich mich nicht entschließen hineinzugehen. Es ist ja nur für die Fremden der alten Sorte, ich bin aber neue Sorte. Mein Begleiter möchte es gern sehen; er ist aus Wilno; ich will ihm das Schloß zeigen. „Der russische Generalgouverneur wohnte hier?“ „Ja.“ „Ich wußte es; es war vorauszusehen. Später haben die Deutschen entweder ein Offizierskasino oder ein Lazarett daraus gemacht, — denn das Generalkommando war drüben?“ „Ein Lazarett.“ Die Marmortafel mit Goldschrift am Tor zeigt an, daß hier Napoleon auf seinem Rückzug aus Rußland wohnte. Er hat in der Nacht zum 24. November 1812 die Stadt verkleidet verlassen. Vor dem Tor geht ein Zigeunerweib vorbei, ein Kind an der Hand. Sie haben ein Lager vor der Stadt, kommen viel aus Rußland. Mein Begleiter meint: sie fliehen vor den Bolschewiken. Sie fliehen nicht vor den Bolschewiken. Arme Leute, die zur Macht gelangen, schlagen nur auf Reiche. Sie fliehen immer, genauer: gar nicht. Sie wandern. Ich präge meinem Begleiter das Wort „wandern“ ein. Dann gehen wir in den Schloßhof. Es ist gegen ein Uhr mittags. Man kann ungestört herumgehen. Napoleon ist geflohen, die Russen sind abgezogen, die Deutschen sind weg. Jetzt sind wir da. Ich erwäge mit meinem Begleiter, ob

wir eine Fahne hissen wollen, ein Proklamation auf polnisch und jiddisch erlassen, daß wir als Freunde gekommen seien und man uns und unseren Truppen in jeder Weise behilflich sein solle. Aber er will erst den Portier fragen, wogegen ich auch nichts habe. Der Portier hat uns bemerkt und ist vor Schreck sofort mittagessen gegangen. Mein Begleiter erwischt ihn. Sie sprechen, was sprechen sie? Russisch. Sie verehren Napoleon und sprechen russisch oder polnisch. Ich verehere ihn nicht und spreche französisch. Als ich den Portier französisch anspreche, sagt er, er könne nicht jiddisch. Ich wandere gebrochen weiter, Treppen hinauf. Ein Warteraum begegnet mir; sein Teppich ist im Laufe des Jahrhunderts verschwunden. Wir arbeiten uns zu einem Tanzsaal durch; zerlumpte Rokokomöbel trauern Napoleon nach. Es finden sich Zimmer, die geweißt sind, mit gewöhnlichen Kachelöfen. Sie fragen sich und mich, was sie in einem Schloß sollen. Murawjew, der Gewaltige, wohnte in einem ganz schrecklichen Zimmer. Es hat keine Fenster, kein Fenster hat es. Es ist eine einfache Kammer. Solche Angst hatte Murawjew, daß er in keinem Zimmer mit Fenster schlief. Und jetzt bemerke ich einen Geruch, der mir durch Mark und Beine geht und mir noch nie in einem Schloß begegnet ist. Ich bedaure doch nicht hineingegangen zu sein; das ist ein ungewöhnliches Schloß. Murawjew muß noch leben, es riecht erschütternd nach seiner Angst. Ich selbst werde von Angst ergriffen, will fliehen, frage durch meinen Begleiter den Portier, ob Murawjew noch da sei. Murawjew muß noch da sein, ich rieche es, man kann ihn riechen. Der Portier antwortet mir ruhig: erstens könne er nicht jiddisch, zweitens ist Murawjew nicht da. Was so riecht, ist die Kanalisation, die nicht da ist. Sie sei schon seit Napoleons Zeiten nicht da und mache sich seit da durch vermehrten Geruch bemerkbar. Dieser Zustand werde konserviert, denn hier ist ein Schloß, eine historische Sehens- und Geruchswürdigkeit. Ich bin befreit, der grause Murawjew ist nicht da. Der Portier zeigt mir noch einen wirklichen Überrest der Russen: eine Wendeltreppe, auf die mehrere Treppen führen. Die Geheimtreppe, über die der große Tyrann im Ernstfall entwich. —

Die Dominikanerstraße wandere ich entlang, an Studenten mit weißen Stürmern vorbei. Und wie ich an die Ecke komme, wo der Schutzmann und die Droschken stehen, ist die deutsche Straße da, die Judenstraße. Geschäft bei Geschäft, zahlreiche Menschen,

Juden, schleppend, tragend, stehend in Gruppen. Selten ein Kaftan, europäische provinzliche Tracht. Sehr enge Nebenstraßen, Gassenhandel bis in die Höfe hinein. Die Läden offen, oft ohne Scheiben, Fleisch- und Geflügelläden in Reihen beieinander. Über einige Gassen ziehen sich Torbogen. Das war die Umgrenzung des alten Ghetto. Hier ist kräftiges Leben, hier und am Schloßberg, am Wasser, wo die Soldaten üben. Ich trete in den „Judenhof“. Im Torweg stehen Jungens, verteilen jiddische Zettel, Reklame und Einladung zu einer Versammlung. Ein mäßig geräumiger Hof mit kleinen unscheinbaren Häusern. Stufen führen zu einigen hinauf. Betstube an Betstube; man versteckte sich offenbar so. Einmal führen Stufen abwärts; ich bin zu meinem Erstaunen in einem großen, stark verwohnten Tempel. Drin laufen Galerien für die Frauen, mit Fenstern verschlossen. Der Tempelraum selbst von betenden, hin und her gehenden, plaudernden Menschen erfüllt. Ist nicht nach westlicher Art eingerichtet. In der Mitte hat man, von Säulen umgeben, eine Holzbühne, die Bima, umgittert, angelegt. Sie ist sehr breit, Stufen führen zu ihr hinauf. Um sie die Bankreihen. Es gibt auch Einzelpulte, auf denen Bücher liegen. Schmucklose Männer bewegen sich auf der Bima in Gebetsmänteln. Frauen sehe ich gar nicht. Ein Mann singt. Große Unruhe im Raum. Hinten zwei Baldachine; eine Gruppe von Uhren an der Wand.

Die Betstube des großen Gaon. Seinen Namen höre ich öfter, des großen gelehrten Juden von Wilno vor einem Jahrhundert. Treppen vom Hof hinauf in ein großes warmes Holzzimmer. Die Bima in der Mitte, Männer in Straßenkleidung mit Gebetsmänteln hantieren oben. Einer hat die um zwei Holzstäbe gewickelten Thorarollen in der Hand, hebt sie gegen den Raum. Ein anderer tritt herauf, faßt sie oben an, rollt sie fest zu, bindet sie. Währenddessen Lithurgieren. Es sitzen hier an breiten Tischen ältere Männer mit sehr scharfem, sinnendem Ausdruck, die Köpfe über ihren Büchern aufgestützt. Andere sind in leiser Unterhaltung, die Rücken angelehnt, die weißen Bärte krauend. Kleine Gruppen lesen zusammen über einem Buch. Hier sind mehr Einzelpulte wie in der großen Halle vorhin. Man geht wenig herum. Sie wenden die Blicke nicht von den Büchern. Viele haben schwarze Kappen auf.

Wer war der Gaon? Meine jüdischen Führer wissen alles gut. Er hieß Elijahu ben Schlome. Man nannte ihn Elia Schlome, das ist „vollkommener Gewichtsstein“. Im ersten Viertel des achtzehnten

Jahrhunderts wurde er geboren, fast achtzig Jahre ist er alt geworden. Er hat schon mit sieben Jahren in der großen Synagoge von Wilno einen Lehrvortrag gehalten; mit neun konnte er die Bibel auswendig, mit zehn den größten Teil des babylonischen Talmuds.

Wie ich das alles höre und sehe, wie genau sie alles wissen, staune ich. Ich habe nur von der Schlacht bei Marathon gelernt. Es gibt also noch allerhand andere Wichtigkeiten, Herzlichkeiten. Warum mir gerade dieses Stück Marathon aus dem Kuchen geschnitten wurde. Esse auch schon lange nicht mehr davon. — Der Gaon hat auch Mathematik und Astronomie getrieben, aber wurde dann durch anderes wichtig. Eine jüdische „Irrlehre“ kam in der Ukraine auf. Ein einzelner Mann trug sie vor, ein schwacher Kenner von Talmud und Thora. Der fing an auf dem flachen russischen Lande, in den Dörfern und Städtchen, den armen jüdischen Massen allerlei zu erzählen. Der schwache Talmudist war Rabbi Israel Baalschem-tob. Er bewegte sich nicht in den Bess-medresch, den Lernstuben, sondern draußen im Freien, lernte, so erzählte man, die Stimmen der Vögel und Reden der Bäume. „Ach,“ sagte er, „die Welt ist voller Strahlen und wunderbarer Geheimnisse. Und die kleine Hand liegt vor den Augen und verhindert, daß die großen Lichter erblickt werden.“ Dann: „Was ist die Thora anderes als Leiterin zum Dienst Gottes und Vermittlerin zur Vereinigung mit Gott. Die Rabbiner aber verfolgen nicht dieses Ziel, sondern prahlen mit ihrer Gelehrsamkeit. Jeder kann groß und rechtschaffen sein ohne Kenntnis des Talmuds.“ Die ungebildeten Leute liefen ihm zu. Er muß eine große urwüchsige Person gewesen sein. Sie machten ihn zu einem Zaddik, einem Mehr-als-Menschen, einem geheimnisvollen Wesen, das andere errettet, Wunder verrichtet. Sogar Rabbiner folgten ihm. Freude und Heiterkeit lehrte er, Inbrunst des Gebetes, Trübsal schien ihm tadelnswert. Der reine Gedanke, das reine Gefühl war alles; auch das Beten im Wald und zwischen den Getreideähren gut. Fromme, Chassidim, nannten sich die Leute.

Der Gaon war eine Zeit ins Exil gegangen, um sich von seinen Sünden zu reinigen, wanderte durch Polen, Deutschland, betete, rang seine Pflicht gegen Gott zu erfüllen. In Wilno saß er, kasteite sich, studierte Talmud, Kabbala. Nicht einmal seine Angehörigen wollte er sehen. Er war ein Fanatiker des Wissens, ein strenger Kritiker. Den Maimonides tadelte er, weil er der fluchwürdigen Philosophie folgte, den großen Rabbi Isserles verwarf er. Und da

stand in der Ukraine ein Phantast auf, dieser ahnungslose Mann, verwirrte das jüdische Volk, unter seinen Augen, während er lebte. Päpstliche Souveränität war in dem Gaon. Als es zu wild wurde, belegte er die Chassidim und ihre Führer mit dem Bann. Eine Berührung mit ihnen lehnte er ab, reiste aus Wilno fort, als man ihn drängte, den Neuerer zu hören. Mit zweiundfünfzig Jahren bannte er zum erstenmal die Chassidim, nach neun Jahren zum zweitenmal: „Man bedrücke sie und lasse sie vergehen wie Spreu vor dem Wind. Man stoße sie aus dem Lager, da sie sich finden, wie Aussätzige und Flußbehafte. Daß niemand seine Schritte zu ihrer Rotte lenke, sich mit ihnen vereinige und in ihrer Gemeinde stehe, noch von ihrer Schlachtung esse, noch Ehen mit ihnen schließe.“ Mit sieben- undsiebzig Jahren fluchte er ihnen zum letztenmal. Inzwischen hatte sich die neue Lehre, die kaum neu, kaum eine Lehre war, ausgebreitet. Baal-schem lebte in dem kleinen wolhynischen Städtchen Miedziborz. „Gottes Lehre ist vollkommen; sie erquickt die Seele“, so starb er hin. Bücherverbrennungen — von chassidischen Schriften —, Verfolgungen nahmen zu. Der große Gaon in Wilno konnte die Bewegung nicht aufhalten, die sogar in seiner Residenz sich einnistete. Misnagdim, Protestierende, mußten sich die Altgläubigen nennen. Die Kämpfe haben aufgehört. Schon der „Apter“, ein früher Chassidimführer, erklärte: „Der Schulchan-Aruch ist unsere Königsstraße. Als sich durch die lange Dauer des Exils auf dieser Straße Sümpfe bildeten und sie unpassierbar wurde, kam der Baal-schem und fand einen Umweg über Berge und Wälder, der aber trocken war und zum Ziel führte. Nun haben gewaltige Felsblöcke diesen schmalen Pfad versperrt, so daß er nicht mehr gangbar ist. Neulinge beginnen nun Seitenpfade zu suchen, über neue halsbrecherische Abgründe zu gehen. Und da steht der Geist Baal-schems, der mit aufgehobenen Händen gebietet, Vernunft anzunehmen, das Volk über keine allzu schiefen Wege, vielmehr auf die Königsstraße zurückzuführen.“ Der Gaon war nicht unterlegen. Seine Stadt Wilno, das litauische Jerusalem, ist das Zentrum der Rationalen geblieben.

Der Historiker Meyer charakterisiert die Semiten: „Die Innigkeit des Gemütslebens und die Wärme der Empfindung, welche den Indogermanen auszeichnet, ist den Semiten fremd. Damit hängt auf das engste zusammen, daß den Semiten die schöpferische Gestaltungskraft der Phantasie fehlt.“ Vielleicht hat er auch die Juden unter die

Semiten gerechnet. Die Juden von heute, in Rußland, Polen, Westeuropa: es läßt sich schwer sagen, wievielprozentig Semiten sie sind. Auch weiß ich nicht, hat der Neger vor dem Weißen die schwarze Haut voraus, oder der Weiße vor dem Neger die helle? Sicher aber würde Meyer vor dem Baal-schem und seinen Chassidim ganz still sein.

In der Bibliothek des Gaon höre ich wieder von dem mächtigen Mann. Es ist nicht so, was ich einmal lese: der Baal-schem habe Menschen hinterlassen, der Gaon nur Bücher. Diese jüdische Landschaft lebt vom Geist des Gaon. Ein langer, heller, hölzerner Leseaal; junge Männer in Mützen und Hüten sitzen an Tischen, lesen Bücher. Hinten ist der Bibliotheksraum, eng, enorm vollgestopft, besonders mit alten Folianten. Der alte Bibliothekar breitet Bände vor mir aus. Die ganz zerlesenen Folianten: das ist der Talmud. Das gelbliche Papier zeigt im oberen Mittelteil den Text der Mischna und Gemara, dann umringen ihn die Kommentare in kleiner Schrift, besonders Raschis. Ein schön weißledern gebundener mächtiger Volumen gibt Photographien des Venezianer Textes vom babylonischen Talmud, zwei Bände. Der Name des deutschen Judaisten Strack fällt. Hier hat der Gaon gelebt; ein kleiner dicker Band von seiner Hand liegt da, Kommentare zum Talmud. Ich halte noch das Besuchsbuch; man nennt mir die Namen. Die krause feine Handschrift Mendeles, des Erzählers, sehe ich. Hier durch den Holzraum ist er gegangen, der alte liebe Mann. In das Besuchsbuch hat er eingeschrieben: er habe sich gefreut, hier an den Tischen junge Menschen zu sehen, wie sie sitzen und lesen. In einer russischen Enzyklopädie sehe ich das Bild des Gaon selber: fanatisches Gesicht, brennende Augen, festgeformter Mund. Der Bart loht um sein Gesicht. Die Gesichter der weisen Männer an der Wand des Lesezimmers sind milder, wärmer, aber sie verblassen neben dem des Gaon. Wie das Sanfte, Weise neben dem Gewaltigen verblaßt. Heute. Aber morgen ist der Gewaltige hin.

Ich kann mich nicht enthalten zu denken, wie ich hinausgehe: Welch imposantes Volk, das jüdische. Ich habe es nicht gekannt, glaubte, das was ich in Deutschland sah, die betriebsamen Leute wären die Juden, die Händler, die in Familiensinn schmoren und langsam verfetten, die flinken Intellektuellen, vor allem die zahllosen unsicheren unglücklichen feinen Menschen. Ich sehe jetzt: das sind abgerissene Exemplare, degenerierende, sind weit weg vom Kern des Volkes, das hier lebt und sich erhält. Und was ist das für ein Kern, der solche Menschen produziert wie den hinflutenden reichen Baal-

schem, die finstere Flamme des Gaon von Wilno. Was ging in diesen scheinbar kulturarmen Ostlandschaften vor. Wie fließt alles um das Geistige. Welche ungeheure Wichtigkeit mißt man dem Geistigen, Religiösen zu. Nicht eine kleine Volksschicht, eine ganze Masse geistig gebunden. In diesem Religiös-geistigen ist das Volk so zentriert, wie kaum ein anderes in seinem. Die Juden hatten es leichter darin als andere, hatten sich nicht mit Staatsformen, Revolutionen, Kriegen, Grenzverbesserungen, Königen, Parlamenten herumzuschlagen. Die Sorge darum haben ihnen die Römer, zwei Jahrtausende zurück, abgenommen. Und sie haben sich eigentlich darüber nicht beklagt. Sie haben nicht darum an den Wassern Babylons gegessen und geweint. Es drehte sich für sie immer um den Tempel. Sie brauchten den Staat nur für den Tempel. Nur auf Zion steht der richtige Tempel. Unter dieser Idee, als der Staat nicht kam, ist langsam die Verwandlung des ganzen Volkes eingetreten. Lautlos hat der Verzicht auf Staat und Staatlichkeit das Volk durchdrungen. Und sie haben sich selbst zum Tempelvolk gemacht. Zum Volk, das den Tempel in sich trägt. Ein beispielloser Vorgang. Nur unter so künstlichen, langwirkenden Bedingungen war es möglich.

Wenn man jetzt die Geschichte rückwärts schraubte und ihnen wirklich den Tempel gäbe? Und es drängt darauf hin. Die künstlichen alten Bedingungen lassen sich nicht mehr aufrechterhalten. Ihre Strenge läßt nach. Die Rückwärtsbewegung, sie ist im Gange. Die Tragödie der Erfüllung ist im Gange. Der Tempel, den man ihnen geben wird, den sie finden werden, wenn sie ihn suchen, wird nicht der Tempel sein. Die Religiösen, Geistigen wissen es. Sie sagen: Nur der Messias kann den Tempel geben. Die Politischen lachen darüber. Aber es ist ein tiefes und feines Wort. Die echten Juden, und das sind die religiösen, warten schon lange nicht mehr auf den „Staat“. Man kann sich nur im Geistigen erhalten, darum muß man im Geistigen bleiben. Das Politische kann nicht das Himmlische erfüllen, Politik schafft nur Politik. Ihnen gibt die neue Zeit keine Probleme auf. Aber die äußeren Umstände, politische, ökonomische, sind Tatsachen. Der alte Organismus wird seiner Umwandlung großen Widerstand entgegensetzen. Der „Staat“, „Autonomie“, steht am Horizont, Industrie, Exportziffern — gegen den Gaon und den Baal-schem.

Die umwandelnden auflockernden Kräfte bekomme ich zu sehen. Es gibt eine Parallele Polen und Juden. Die Polen ohne Staat ein

Jahrhundert, wenn auch in Massen auf dem alten Boden. Die Juden ohne Staat zwei Jahrtausende, sie über die ganze Erde zerstreut. Ein merkwürdiger Zufall will, daß ein starker Teil des staatenlosen Judenvolks sich gerade auf dem Boden des zuletzt staatenlosen Polenvolks findet. Was dann über Polen kommt, Krieg und Befreiung, wirkt sich auch an den Juden aus. Der Friedensvertrag berücksichtigt sie, die alten emanzipierenden Kräfte des Judenvolks bekommen Luft. Denn was die hunderttausend im Westen längst verloren haben, das Volkstum, lebt bei den Millionen im Osten urkräftig fort und ist in keiner Weise fragwürdig. Die Aufsaugung der Splitter im Westen durch andere Völker ist überall mehr oder weniger komplett gelungen, oder ist im Gange; auch die nationale Resterscheinung ihrer „jüdischen Religion“ tut dem keinen Eintrag. Die Befreiung, Emanzipation der Massen erfolgt im Osten nun überall im festen Rahmen des Nationalen, mit dem stärksten Akzent auf das Nationale. Es ist, ich sagte schon, ein anderes Nationale, als das zweitausendjährige des Gaon und Baal-schem.

Ein höchst gebildeter Herr orientiert mich, und siehe da und nicht wunderbar: er ist in Deutschland geboren, war in Deutschland Privatdozent. Er hat den Doktor dreier Fakultäten — der Rabbi Israel Baal-schem-tob konnte nicht einmal gut seinen Talmud — ist Arzt von Fach, als Arzt sehr angesehen, zugleich Direktor des hebräischen Gymnasiums. Während er Kulturelles doziert vor mir, humpeln nebenan Patienten zum Elektrisieren. Der mittelalte Mann ist im Krieg nach Wilno gekommen. Es gibt hier, berichtet er, ein hebräisches klassisches Gymnasium und ein hebräisches Realgymnasium; an fünfhundert Schüler hat das eine, das andere zweihundert. Dann zwei hebräische Volksschulen, ein Kindergarten; eine Volksuniversität entsprechend der Humboldtakademie wird vorbereitet. Hebräische Volksschulen im Wilnoer Rayon und einige Mittelschulen. Die Gymnasien, im übrigen nach westlicher Art eingerichtet, haben die hebräische Unterrichtssprache und lehren zu den übrigen westlichen Fächern noch Hebraika und Judaika, alte, mittelalterliche, neue hebräische Literatur, Talmud. Die Gymnasien werden nur von den Schulgeldern unterhalten, die enorm hoch sind.

Die hebraistische Bewegung, Tarbutbewegung, erklärt er, ist nicht mit Zionismus identisch. Der Zionismus bedient sich der Tarbutbewegung, wie umgekehrt. Hebräisch muß jüdische Umgangssprache werden. Jiddisch ist eine geborgte Sprache, eine Art deutscher Dialekt.

Man borgt sich einen Zylinder, aber keine Sprache. Die Sprache ist das Attribut einer Nation. Überall sollen die hebräischen Schüler ihre Umgebung hebraisieren. Jiddisch wird von Leuten gefördert, die politisch links stehen, areligiös oder antireligiös sind. Man kann zugeben, daß eine Art Klassenschichtung beim Streit Jiddisch-Hebräisch mitwirkt: Jiddisch wollen die Unterschichten, Hebräisch die Mittelschichten, an den Hochschulen ist man jüdisch-national, zionistisch. Tarbut ist nicht antireligiös, wie das Studium von Bibel, Talmud beweist. Man will eine hebraistische Kulturbewegung. Für den Zionisten ist Zion Selbstzweck, für den Tarbutfreund Mittel zur Erreichung einer hebräischen Kultur. Nicht viele werden Zion sehen; darum hat im Exil diese Bewegung eine Aufgabe. Ich höre noch Humanitäres oder Humanistisches: der Messianismus äußert sich im Streben nach einer gerechten Gesellschaftsordnung. Der Lösung von sozialen Fragen hat eine Ethisierung der Gesellschaft vorauszugehen. Das Ethische kann sich ohne Mystik auswirken.

Ich gehe in das hebräische Lehrerseminar. Es ist ein merkwürdiges Gebäude; das beherbergt auch noch die „Jüdische Gemeinde“ und das jiddische Lehrerseminar. Vormittags, aus irgendeinem Grund ist kein Unterricht. Man erwartet einen zionistischen Abgeordneten. Ich werde einem jungen Herrn mit banalem Gesicht vorgestellt, der mich hebräisch anspricht, und als er feststellt, daß ich ihn nicht verstehe, mich ignoriert. Er steht dann, es ist ein Lehrer, vergnügt schwatzend und Zigaretten rauchend, mit einer Gruppe junger Männer und Mädchen, alle etwa zwischen siebzehn und zwanzig. Sind frische junge Geschöpfe, reden faktisch hebräisch. Ich kann mir nicht helfen: es klingt mir genau so, als wenn man in Deutschland französisch spricht. Sie exekutieren Sprachkenntnisse mit Verve, auch wahrscheinlich ganz nett. Statt des albernsten Lehrers führt mich ein junges Mädchen. Die Studienzeit, sagt sie, dauert hier vier Jahre, hundertdreißig Schüler sind da, sechzig Prozent Mädchen. Sie studieren alte hebräische Literatur, Bibel, Exegese, Talmud, Mittelalterliches, philosophische Literatur. Sie studieren, ich glaub es ihr. Sie beten gewiß nicht. Auch Gymnastik ist ein Fach, Modellieren, Zeichnen, Gesang.

Ich schlüpfte sang- und klanglos hinaus, hinüber zum andern Flügel, zu den feindlichen Brüdern. Auch bei den Jiddischsten ist kein Unterricht. Aber einen Lehrer finde ich. Sie haben hier hundertzwölf Schüler. Die Eltern sind Arbeiter, Handwerker, Krämer. Der Herr meint: Kein Hebraist glaubt ehrlich an die hebräische Sprache

in der Diaspora. Über das Hebräisch in Palästina hat man nicht nötig hier zu debattieren. Es ist eine gemachte Aktion. Die Hebraisten sind im Gros Bourgeois und jüdische Assimilanten, die ihre Assimilation verdecken. Sie sprechen außerdienstlich polnisch.

Ein Zeitungsmann ist dabei, ein ganz besonderer feiner Kopf, Philologe, passionierter Jiddischist. Der erklärt: Der Zionismus ist für die Westler nationaler Aufschwung, für die Ostler Rückgang. Er löst nicht die Judenfrage, weder geistig noch ökonomisch. Palästina ist für unabsehbare Zeit nur für Ausgewählte. Es ist politisch falsch, die Polenjuden für solch Ziel alles opfern zu lassen. Der Hebraismus ist fruchtlos, aussichtslos. Er schwächt die Juden bei viel wichtigeren Dingen. Es sei, meint er, nicht uninteressant, daß der Zionismus bei den Polen sehr beliebt sei, die jiddische Bewegung gar nicht. Ja, ich solle nur beobachten, ich werde sehen: die Gebildeten, die feinen Leute seien Zionisten. Zionismus verpflichtet zu nichts. Man spendet Geld und bleibt ein feiner Mann in Polen. Sie haben hier im Wilnoer Rayon, die Jiddischisten, Volkisten und Bundisten, stark die Oberhand. Dreitausend Kinder lernen in Volksschulen jiddischistisch. Das zentrale jiddische Bildungskomitee sitzt in Wilno. Ein humanistisches, ein Realgymnasium besteht, acht Volksschulen, zwei Fröbelschulen, Abendschulen für Arbeiter, das Lehrerseminar.

Eine jiddische Mädchenschule. Mädchen, zwölf, dreizehn Jahr, meist braun, wenige schwarz, sauber und hübsch gekleidet, etwa zwanzig sehr niedliche Geschöpfe, sitzen artig da. Sie diskutieren die Lage der Frauen nach irgendwelchem Opus, monieren höllisch kritisch die weibliche Inferiorität der früheren jüdischen Epoche. Ein kluges hübsches Mädchen steht vorn neben dem Lehrer, das Gesicht der Klasse zugekehrt, spricht langsam. Hinten zieht eine die Nachbarin bei den Haaren. Auf der letzten Bank drücken sich zwei erst die Hände, dann umarmen sie sich rasch. Sie sprechen von jüdischem Heldenepos und ob es eines gäbe. Jetzt steht eine vorn mit großen schwarzbraunen Zöpfen, in schwarzem Rock; die blaue straffe Wollbluse läßt entwickelte Brüste vortreten. Es ist ein klarer munterer Unterricht. Sie lachen viel mit dem Lehrer.

In einer anderen Klasse bei kleinen Mädchen, polnischer Unterricht. Drollig, wie sie durcheinander antworten, zappeln, sich melden. Sie haben polnische Bücher vor sich, Auszüge aus polnischen Autoren. Einem kleinen Mädchen ist der schwarze Kopf ganz geschoren wie einem Jungen. Ich halte sie erst für einen Jungen. Dann tritt

sie vor und hat unter dem Rock zwei lange weiße Hosen hervor-
gucken.

In einer Volksschule, Unterklasse, sitzen Jungen und Mädchen zu-
sammen, sie sagen reizende jiddische Gedichte auf. In einem Buch
stehen viele davon. Eins geht so:

„Veigele, Veigele!
— Pi-pi-pil.
Wo is de Tate?
— Do mit hie!
Wenn wet er kummen?
— Morgen frih!
Wos wet er bringen?
— A Gläsel Bier!
Wo wet er stellen?
— Unter Tir!
Mit wos wet er zudecken?
— Mit a Stickel Popier!
Wer wet trinken?
— Ich mit dir!“

Noch eins:

„Auf m heichem Barg,
Auf m grienen Gros,
Stehen a Par Taitchen,
Mit de lange Baitchen.
Heiche Männer sein sei,
Kurze Kleider trogen sei.
Owinu-Meilach,
's Harz ist mer freilach.
Freilach welen wir sein,
Trinken weln wir Wein.
Kreplach welen wir essen,
An den lebedigen Gott
Weln wir nit vergessen!“

Und dann:

„Dein Backelach —
Wie rosane Blumen.
Dein Lippelach —
Wie Zucker süß.
Dein Eigelach —

Wie schwarze Karschen,
Zu bekummen von sei
A sissiken Kusch!
Dein Harelach —
Wie der gegrauste Sammet,
Dein Händelach —
Wie Ribelach.
Dein Harz mit meinem
Zusammen gebunden,
Und keiner weiß net
Von unsere Wunden!“

Das hat ganz altdutschen Ton. Ist echt im jüdischen Volk gewachsen. Die Jiddischisten wollen diese Reichtümer nicht aufgeben, die Hebraisten andere nicht.

Ein Kenner Griechenlands sagt: „Die Neugriechen besitzen zwei ganz verschiedene Sprachen, eine feine und feierliche, von der aber ihre Feinde behaupten, daß sie so tot sei wie ein Hufnagel, und eine dralle rotbäckige lebensvolle, die wiederum von der Gegenpartei als niedrig, ja als Bastard bescholten wird. — Es sind deswegen schon Menschen getötet worden. — Die „reine“ Sprache (katharevousa) ist in den Formen und im Wörterbuch stark altgriechisch. Sie ist längst so altertümlich geworden, daß sich seit vielen Jahrtausenden im Munde des Volkes eine jüngere Redeweise entwickelt hat (demotike). Die „reine“ Sprache ist die Sprache der Ämter, des Parlaments, der Presse, der Wissenschaft. Dagegen bleibt die Demotike die Sprache des Umgangs, nicht etwa nur bei den Ungebildeten, sondern in den besten Kreisen. Die Volkssprache erobert zum bitteren Verdruß der Klassizisten immer neue Gebiete auch in der Prosa. Die reine Sprache ist die Nachkommin der heiligen Sprache des Neuen Testaments. Der Klerus erklärte es als ein Sakrileg, die heiligen Bücher in eine vulgäre Sprache umzumodeln, die Studenten tobten, daß russische Machenschaften dahinter steckten, um dem griechischen Volk seine Seele zu nehmen.“ Und dann: „Die übertriebene Pflege der schriftlichen Hinterlassenschaft entfernter Vorväter ist überhaupt orientalisch, und die Griechen sind in ihrem Grundwesen Orientalen. Wohl die meisten Ostvölker bis nach China hin besitzen außer der geläufigen Redeweise eine mehr oder weniger verborgene hieratische Sprache, in der die alten Weisen geschrieben haben. — Auch das Arabische hat seine alte heilige Büchersprache, die von Mossul nach Mekka und von da

bis nach Mogador geschrieben und verstanden wird; hingegen laufen in den einzelnen Ländern dieses weiten Gebietes viel jüngere voneinander stark abweichende Volksmundarten um.“

Also nicht nur Baal-schem gegen Tabaksplantage, Mittelalter gegen Neuzeit, sondern noch Orient gegen Okzident. Ein ungeheurer Vorgang. Das Resultat — ist nicht sicher. Ein Resultat für heute, ein anderes für morgen und übermorgen.

Die jiddische Schule, das jiddische Seminar sieht übrigens aus wie die hebräische Schule, das hebräische Seminar. Das Plus hebräische Literatur und Talmud da, Realien dort, ändert die Situation nicht. Sind beides westliche Institute mit nationalen Abzeichen. Man treibe nicht Wort- und Sprachfetischismus. Vom alten nationalen Kern, dem Religiösen, Thora und Talmud, sind beide abgefallen, haben sich abgetrennt; die Volkisten entschlossener als die zahmeren Zionisten, die die heiligen Bücher noch als Literatur studieren. Das ist die Hauptsache, das andere Nuance. Ein Blick auf ihre Lehrräume, Lehrpläne würde ihnen den Geist, das Entscheidende, zeigen; der aber bei ihnen weder jiddisch noch hebräisch ist, sondern westlich. Moderne Westler, nationale Westler, beide. Zivilisatoren.

Wirtschaft und Politik der Staaten, in denen die Juden leben, treiben sie, sehe ich, der modernen Zivilisation in die Arme. Das meinen sie mit „Säkularisation des Judentums“. Dabei erheben sich die jüdischen Millionen zum Gefühle eines europäisch freien Volkes, werfen den Druck der alten Knechtschaft und Verachtung ab. Wollen nationale Minoritäten sein oder die alte, aus dem Religiösen entlehnte Heimstätte in Asien haben. Die Schlange häutet sich.

Die jüdischen Massen sollen sich nur hüten, Kleider anzuziehen, die die europäischen Völker schon nicht mehr tragen mögen.

In Warschau standen auf jedem Judenhof Laubhütten, ein rohes Bretterhaus für jede Familie, Laub auf dem Dach. Hier sind nur selten welche. Sie halten sich intensiv für Juden, aber sind lax im Religiösen. Feiern die Feste, weil das die Juden tun, essen auch rituell. Aus Pietät und Volksbewußtsein. Ein Bedeutungswandel: aus dem Religiös-nationalen wird National-nationales. Die Nation — ein gefährliches Ding — um ihrer selbstwillen.

Nachmittags Kindervorstellung in einem jiddischen Theater. Ein schöner großer Raum am Theaterplatz, war ehemals Kino. Von kleinen

und großen Kindern das ganze Parterre und die Umgänge erfüllt, Jungen und Mädchen, alle sauber, munter. Nur einen kleinen Teil kann ich als Juden erkennen. Der Unsinn der „Rasse“ ist handgreiflich; es sind deutlich mehrere Typen und doch sind es Juden und wollen es sein. Handgreiflich ist die Mischung mehrerer Rassen, dazu slawisch polnische Milieuwirkungen. Man spielt „Mottke Gannef“ von Scholem Asch, in jiddischer Sprache. Das Stück soll hunderte Male in Amerika aufgeführt sein, war erst eine Erzählung. Mottke, ein Junge, muß im ersten Akt als Dieb das Haus verlassen. Der Vater verjagt ihn, die Mutter tröstet ihn und kann sich nicht trennen von ihm. Er droht; ruft immer wieder: „Ich komm zurück mit einer Kutsche und zwei Pferden.“ Es ist echt und hat leichten Märchentön. Im zweiten Akt ist er Pferdeknecht in einem Zirkus, verfällt einer zweifelhaften Frau. Die bestiehlt für ihn einen alten reichen Galan, einen lächerlichen Mann, damit sie zusammen fliehen können. Dann gibt sie ihm das Messer in die Hand, damit er sich durch Mord einen Paß besorge, durch Mord an dem Manne, der sie quält. Mottke hat im dritten Akt ein Freudenhaus, ist Zuhälter, ein starker gewalttätiger Mann. Da — sieht er das reine Mädchen. Die Katharsis kündigt sich an. Sein Leben, dies Leben ist ihm über. Er beschließt dies Mädchen zu heiraten, verjagt die Freudenjungfern, auch jene Frau aus dem Zirkus, die ihm gedient hat und ihm gefolgt war. Ist alles zu spät. Der vierte Akt ist schon da. Mottke, der Bräutigam, wird sich selbst zum Verhängnis. Er fühlt sich gedrängt, vor dem reinen Mädchen — das jüdische Familienmädchen — zu beichten. Seine Vergangenheit muß er hergeben, hat das Gefühl: sprechen befreit und sprechen vor ihr absolviert. Er muß mit ihr sprechen, denn sie, die er liebt, nennt ihn noch mit dem schrecklichen Namen des Mannes, den er getötet hat und dessen Namen er angenommen hat. Er will nicht nach einem Toten heißen. Lauter gute menschliche Motive. Ich verstehe, daß man das Stück so oft gespielt hat. Sie hört ihn entsetzt an, schweigt, remonstriert nicht. Obwohl er ihr grausig ist. Nur — die Eltern des Mädchens, die es gehört haben, greifen ein. Und gerade während seine Mutter kommt und sein Glück voll ist, — er umarmt die Frauen: „Zwei Mammes“ — trillern die Pfeifen. Schutzleute dringen ein. Er kann sich nicht retten, springt aus dem Fenster.

Man spielt das fesselnde konsequente Stück — es ist von einem guten Techniker und aus einem dichterischen Herzen geschrieben —

mit der Eigenart vieler jüdischer Akteure. Sie wollen starke Wirkung und glauben sie mit Lärm und Aufdringlichkeit erreichen zu können. Zu heftige Gesten, zu dicke Unterstreichungen, alles von der Bühne weg ins Publikum hinein. Nur die Mutter ist diskret, und die ist eine Dilettantin. Das Stück hat eine mächtige Wirkung. Ist nur nicht recht für eine Kindervorstellung. — Diese Masse kluger lebendiger Kindergesichter. Eine aufgeweckte festliche Gesellschaft. Wie verzaubert gehe ich herum.

Sonntag mittag begleiten mich zwei junge Leute nach dem alten jüdischen Friedhof, an der Peripherie der Stadt. Erzählen schon auf dem Hinweg; er wird wahrscheinlich zusein. Und ist auch zu, wie wir vor dem großen Holztor stehen. Der Aufseher wohnt in einer anderen Gegend. Der Schlaudere der beiden erklärt sofort: ich solle mir keine Gedanken machen, sie würden eine Kombination machen. Den Ausdruck „Kombination“ bringt er mehrfach triumphierend heraus, der andere stimmt zu. Ich bin gespannt, was sich ergeben wird. Den Eingang zum Friedhof bildet das Holztor, das von innen durch einen Riegel verschlossen ist. Ringsherum ist ein Bretterzaun und ein Drahtzaun mit großen Löchern. Einer klettert nun auf den andern, ist oben, läßt sich herunter und das nennt man eine Kombination. Nach einer halben Minute öffnet sich das Tor und lachend — es ist schrecklich zu sagen — lachend treten wir auf den Friedhof, riegeln hinter uns ab. Da ist eine leidlich ausgedehnte Rasenfläche mit einigen Bäumen, auf der unregelmäßig, hie und da, einzeln und in Gruppen, niedrige Steinplatten stehen. Welkes Laub liegt überall, an manchen Mulden stapelweise. Ein feiner Regen geht nieder. Lange Inschriften tragen die Steintafeln, rot und gelbe hebräische Quadratschrift. Löwen sind oft auf den Platten abgebildet. Scharten, Steintrümmer, Ziegel liegen herum. Schrecklich die Verwahrlosung dieses Friedhofs. Auf vielen Grabsteinen liegen kleine Ziegelstücke, Steinchen. Stroh unter den Steinchen, auch Zettel mit hebräischen Lettern. Das sind Gedenkzeichen von Frommen, die hier gebetet haben. Denn man kommt von weit her, um an den Gräbern berühmter Männer, heiliger Männer zu beten. Ist ein tiefes und dunkles atavistisches Gefühl, das sie hertreibt. Noch irgendwie, denken sie, fühlen sie, ist der Heilige bei seinem Grabe, bei seinem Körper und sie können sich ihm nähern wie ihre Voreltern zu seinen Lebzeiten. Verbunden ist der Tote mit seinem Grabe, die entschwundene Seele mit dem Leichnam, zu

bestimmten Zeiten stärker, und durch Gebete herbeizurufen. Der Animismus lebt fort, das primitive Denken. Der fromme Mann, der große Rebbe, der Heilige, steht näher bei Gott und kann mehr wie ein gewöhnlicher Mensch bei Gott, vielleicht über Gott erwirken. Wie man hier alles verfallen läßt. Ich höre Kommandorufe, Soldaten singen, und plötzlich blökt es. Ich steige über eine kleine Bodenwelle, auf der zerschmetterte Steintafeln liegen. Wie ich oben stehe, grast unten eine Kuh. Sie weidet hier auf den Gräbern. Ihr Mist liegt herum.

Ein großes Grab ganz seitlich: der Ger Zedek. Seine Geschichte erzählen mir meine Begleiter; ich kannte sie schon. War ein junger polnischer Graf, Valentin Potocki, studierte zusammen mit einem Freund, kam nach Rom und nach Paris. Und wie er einmal in Paris flanierte, saß da ein alter Jude, betete und lernte über seinen Büchern. Der Graf sprach mit ihm. Sie kamen überein: der Graf und sein Freund sollten öfter kommen; der alte Mann würde ihnen zeigen, was in den kanonischen Schriften der Juden stand. Sie kamen dann monatelang. Und am Schluß hatten beide Freunde ihren katholischen Glauben verloren und wollten Juden werden wie der alte Mann. Sie mühten sich um Aufnahme in das Judentum. Im freien Amsterdam gelang es ihnen, da traten sie über. Die Bärte ließen sie sich wachsen, den Kaftan legten sie an, kehrten als arme Juden nach Polen zurück. Ich weiß die Einzelheiten nicht mehr. Der junge Valentin Potocki wurde in Rom und Paris gesucht von seinen Eltern. Man fand ihn nicht. Und nach langen Jahren kam eine Anzeige an sie: ein frommer Mann, der bei Wilno wohne, der von den Juden verehrt werde, der Ger Zedek sei der Graf Valentin Potocki. Es war ein furchtbarer Schlag für die Grafenfamilie. Man hat sich vergeblich bemüht, den abtrünnigen Mann zurückzuführen. Ein Gericht trat zusammen und verurteilte ihn in diesem Wilno hier zum Tode, zum Feuerode. Dies war am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Einen Tag nach seiner Verbrennung ist die Aufhebung des Urteils gekommen. Kein Grab hatte ihm die Familie bereitet. Aber ein frommer Mann, ein Anhänger des Toten, Rabbi Leser Sißki, drang unter Bestechungen zur Feuerstätte, suchte die Asche und Überbleibsel zusammen. An dieser Stelle des Friedhofs hat er sie vergraben. Die Stelle sollte nicht lange geheim bleiben. Aus dem Grab wuchs ein Baum, bog seinen Stamm sonderbar über das Grab, ließ die Äste darüber fallen. Potockis Freund ist unerkannt geblieben, hat sich verheiratet, ist nach Palästina gewandert.

Ich sehe das Grab, die Umfriedung aus Stein, den sonderbaren

Baum. Steintrümmer sind wüst über das Grab geworfen. Holzklötze liegen dazwischen. Das sind Stücke des Baums, der aus dem Grab des Ger Zedek wächst: man hat ihn zum Teil zersägt. Wer hat ihn zersägt? Das Soldatensingen kommt näher. Und jetzt zieht durch eine breite Lücke des Drahtgitters ein ganzer Trupp Soldaten in lockerer Reihe. Ein Unteroffizier zu Pferde schimpfend zwischen ihnen. Sie schleppen Eßkübel, führen Pferde am Zaum. So marschieren sie über den Friedhof, lärmend, rufend, singend, von einer Kaserne in die andere. Sie steigen mit ihren Pferden über die Steintrümmer weg, biegen um erhaltene Gräber herum. Von Soldaten ist das Grab des Ger Zedek vor nicht langer Zeit demoliert, der Baum zersägt worden. Man hat sie gefaßt und bestraft. Es ist ihnen verboten, diesen Weg zu nehmen. Aber er ist kürzer von Kaserne zu Kaserne und der Zaun ist defekt. Diese Wilnaer Judenheit, scheint mir, ist stolz, aber nur teilweise und auf eine sehr östliche Art. Hoch wuchert das Gras. Immer wieder auf den vielen Hügeln tritt man zerschmetterte Grabsteine. Oft sind darauf die schönen schwanzschlagenden Löwen, das alte Symbol der Stärke. Das Grab des Wilnoer Gaon. Ein niedriges Steinhaus, eisenvergittert, jetzt verschlossen. Drin ist sein Grab und Gräber seiner Verwandten. Hier liegt er mit ihnen zusammen, die er im Leben nicht sehr gekannt hat. Als seine Frau starb, sagte er: „Ich habe viel hungern müssen, aber ich tat es um der Thora und Gottes willen. Du aber hast für mich, einen Menschen, gehungert.“ Ganze Haufen kleiner beschriebener Zettel liegen auf seiner Steinplatte und am Boden daneben. Sogar außen am Eisengitter hängen sie, mit Stroh und Grasbüscheln angebunden. —

(Wird fortgesetzt)

POLITISCHE CHRONIK

von

SAMUEL SAENGER

I

Seit den ersten Tagen ihrer schmerzlosen Geburt, die alle Zeichen einer Schöpfung aus dem Nichts an sich trug, war die deutsche Republik ein zartes blutleeres Gebilde. Wir wußten, daß sie ihre endgültige Legitimation nicht durch ihre vorläufigen Verwalter erhalten

würde: nur durch die geistige und moralische Arbeit des Geschlechtes kann das geschehen, das die Gewitter des Krieges und die Erschütterungen der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umwälzungen überleben würde. Diese Arbeit bedeutet Kampf, der Leidenskrampf normaler Geburtswehen wird nie geschenkt.

Es ist darum ein Wunder, daß die deutsche Republik diese sechs martervollen Jahre überdauert hat. War sie bislang wirklich nur von Zufallsregenten betreut (eine bequem abkürzende Redensart, die eine Teilwahrheit ausspricht), so war deren Leistung jeder Anerkennung wert, welche Schatten auf einige der werkelnden Persönlichkeiten durch Korruptionsenthüllungen hinterher auch geworfen wurden. Darum sei man nicht blind und ungerecht und schmälere nicht die Verdienste derer, die ans Steuer sprangen, damit das Chaos verhütet und die bolschewistische Pest von den deutschen Grenzen abgewehrt werde. Die Reaktion, der Zeit gelassen wurde, sich zu sammeln, sucht vergessen zu machen, auf welchem Trümmerhaufen das Werk von Weimar sich erhob. Es hat das aus den Fugen berstende Reichsfragment zusammengehalten und das deutsche Nationalgefühl immerhin demokratisch unterkellert, — während es bis zum Zusammenbruch des alten Systems dynastisch gefärbt war und nur in der überwältigend starken Einheitstendenz der hochkapitalistischen Wirtschaft ihr Ferment hatte.

Blutigen, mit tragischen Menschlichkeiten durchsetzten Karnevalscherzen, die diesen Prozeß der deutschen Neubildung begleiteten, haben wir nie die Kraft zugetraut, den Strom des bürgerlichen Aufbauwillens abzudämmen, wie in Rußland tabula rasa zu machen und die rote Diktatur zu errichten. Sie wurden, trotz Blockade und fortgesetzter grausamer Hungerkur und katastrophaler Arbeitslosigkeit und Rohstoffmangel und Kapitalebbe und einer Kette von Verzweiflungsputschen müder abgehetzter Menschentiere: von den Resten der tief in den deutschen Menschen eingesickerten Zucht wurden sie verhältnismäßig leicht überwunden.

Aber seit den Anfängen der gesellschaftlichen und staatlichen Konsolidierung zeigte sich, daß der sozialdemokratische Gewerkschaftsmann und die in enger Kleinbürgerlichkeit erzogenen Genossen jenen gewaltigen Aufgaben schließlich nicht gewachsen sein würden, die die Übernahme der Verwaltung eines so großen Reiches und dessen Vertretung nach außen mit sich bringen. Ungewöhnliche Tüchtigkeit und Tatkraft in Einzelnen; aber der Durchschnitt der Parteibureau-

kraten war unzulänglich und oft kläglich. Die Technik des höheren Beamtentums (über dessen politische Impotenz kein Wort zu verlieren ist) ließ sich nicht improvisieren. Das zeigte sich bald und gab den gegenrevolutionären Gewalten das Sprungbrett. Das Handwerk fehlte, — bei der Leitung des Staates unentbehrlich wie in der Kunst. Und die Hilfe, die ihnen in die Politik verschlagene Literaten aufdrängten, war meist verhängnisvoll.

Auch der Sozialismus verlor in ihren Händen seine produktiven Triebe. Die paar sozialpolitisch bedeutungsvollen Gesetze (wie das über die Arbeitszeit) waren, bei Gott, nicht umwälzend und hatten zu ihren Vätern überdies bürgerliche Politiker sozialliberaler Gesinnung: die Peitsche des grenzenlosen Kapitals- und Rohstoffhungers machte die planwirtschaftlichen Gedanken auch überlegener Köpfe illusorisch. Alles drängte zurück in die Geleise der alten Wirtschaftsmethoden, „Normalisierung“ wurde das Lösungswort, unter dessen Flagge der Dawespakt abgeschlossen wurde. Dort, in London, wurde die deutsche Bourgeoisie endgültig in den Sattel gehoben. Nun sollte sich zeigen, ob sie klug genug sein würde, mit voller und bewußter Bejahung einer nicht zu überspringenden Entwicklungsstufe die politische Demokratie anzuerkennen, das Parlament zum Orte der Führerauslese zu machen, die romantischen Lähmungen abzuschütteln und ausßnpolitisch Bescheidung zu üben. Das Schicksal der deutschen Republik wurde, paradox ausgedrückt, .. den Antirepublikanern anvertraut. Die Vogelperspektive ergibt heute dieses Bild.

Das klingt wie ein Nekrolog und ist doch gar nicht so gemeint. Wer selbst, ohne sich Illusionen hinzugeben, demokratisch fühlt und Republikaner ist, wer erkannt hat, daß demokratische Organisationsprobleme industrialisierter Massensiedlungen unser Fatum von Aufgabe ausmachen, wird nicht mißverstanden werden, wenn er nach all den Finanzskandalen, in die führende Sozialdemokraten verwickelt sind, im Interesse der unsterblichen im Sozialismus verkörperten Gedanken der Partei den Abmarsch in vorübergehende Opposition empfiehlt. In ihr kann sie sich erneuern, in ihr kann ihre sterile Ideologie sich verjüngen, in ihr kann sie die Erziehung der deutschen Bürgerschaft zur Republik mit drakonischen Mitteln überwachen. Im Kampfe gegen die im Anmarsch befindliche Diktatur des Industriekapitals und der Landmagnaten wird Jugend und Geist und politischer Ehrgeiz großen Stiles ihr vermutlich zuströmen, — vorausgesetzt, daß die Parteiorganisation noch elastisch genug ist, sich der Führung dieser geistigeren

Elemente zu überlassen. Nur so werden die gewaltigen Kräfte, die sie für den gesellschaftlichen und staatlichen Neubau einzusetzen hat, produktiv werden. Anders kann es nicht gelingen, völkischen Edelingen, bürgerlichen Pharisäern und den Kastensüchtigen alten Stils, die den Korruptionsstank im eigenen Lager liebevoll zu parfümieren suchen, das Genick zu brechen.

2

Das arme liebe Österreich! Mehr als einmal wurde hier darauf hingewiesen, daß mit dem sogenannten Genfer Sanierungswerk das Problem Wien nicht gelöst werden kann. Es kurierte Symptome der Krankheit, die organischen Schwächen im Aufbau des Körpers bleiben so gut wie unberührt. Immer wieder stößt man auf die verbrecherische Impotenz derer, die Mitteleuropa in der heutigen Gestalt geschaffen haben, auf den Leichtsin und die Unwissenheit jener Staatsmänner, die sich vermaßen, ein neues Leben auf den Ruinen der Habsburgischen Internationale durch ihre Kunst der territorialen Gliederung zu erwecken. Es war bei Gott nicht allzu schwer, durch Stabilisierung der Krone, durch mitleidlosen Abbau des (naturgemäß hypertrophen) Beamtenapparates und eine den Güterumlauf und Güterverbrauch hart anpackende Stafflung der Steuern einen Staatshaushalt zustandezubringen, der sich auf der Ausgabenseite sehen lassen kann. Insofern hat der Souverän des Landes, der Völkerbundskommissar Zimmermann, gute Arbeit getan. Wie er seine Mission erfüllt, zeigt, daß er ein ebenso guter Kommunalbeamter wie visionsloser Staatskünstler ist. Die lahmen Produktionskräfte der Wirtschaft, der man das Meer, die Nahrungsmittelbasis, die besten internationalen Verkehrswege, die Rohstoffquellen und den Standort der Industrie genommen hatte, wurden durch die buchhalterische Pflege der Staatsfinanzen und die Stabilisierung der österreichischen Krone bisher nicht lebensvoller. Die Reservearmee der Arbeitslosen schwillt an, die Industriemühle klappert mühselig, die Zollmauern ringsum versperren den Export. Auch die Blüte des Bank- und Börsenwesens, das in Wien seine Residenz hat und noch heute von dem Ruhm der einstigen Herrlichkeiten zehrt, wird unter solchen Umständen immer nur eine Scheinblüte sein. In der Rangordnung der schöpferischen Gewalten wird auf die Dauer trotz aller brausenden Betriebsamkeit der Börse die Güterschöpfung mitsamt der durch sie besorgten Bedürfnisbefriedigung immer vor der Geldschöpfung mitsamt der durch sie vermittelten Warenzirkulation kommen.

Aber nichts lag den Geistern der Welt ferner als solche Über-

legungen, in der Tat, sie sind etwas anstrengend, man sonnt sich leichter in der Glorie eines phrasenhaften Dilettantismus, wenn auch Menschen-glück dabei verschachert und verschoben wird . . . Genf konnte also nur eine erste Korrektur des verschnittenen Rockes sein, es konnte nur eine Erholungspause geben und äußerlich den Rahmen für Wesenhafteres schaffen. Aber da geraten wir erst recht in den Wirbel der großen Probleme. Entweder, heißt das, entschloß man sich, aus den sogenannten Nachfolgestaaten des Donaubeckens wieder so eine Art von Wirtschaftsunion zu bilden; oder man flickte das zwischen Leben und Sterben eingeklemmte Deutschösterreich an den immerhin noch starken Wirtschaftskörper des Reiches. Diese zweite Möglichkeit war und ist aus politischen Gründen vielfacher Art eben praktisch auszuschneiden. Es ist darum überflüssig, sich heute mit den Voraussetzungen dieser Möglichkeit zu befassen. Das wissen auch die einzigen wirtschaftlich geschulten Denker unter den österreichischen Politikern, nämlich die Führer der dortigen Sozialdemokraten. Das sind wirklich noch Köpfe, ein Mann wie Otto Bauer ragt durch Haltung, Denkkraft, Wissenschaft, Charakter und den Fanatismus seiner Überzeugung weit über den heutigen europäischen Politikerschlag hinaus. Welch ein Jammer, daß ihm ein größerer Aktionsradius nicht vergönnt ist. Wie könnten wir ihn auch bei uns brauchen. Dieses Hauptsächliche nur nebenbei.

Was bleibt? Da stößt man immer wieder auf die famose Donauföderation, die als Ersatz für die auseinandergerissene Wirtschaftseinheit von ehemals gedacht ist. Von weitem, das heißt: vom Westen her gesehen, gerät das Denken beinahe von selbst auf diesen Hilfs- und Rettungsweg; und von den regierenden Presseherren der entthronten Kaiserstadt wird diese Tendenz aufs eifrigste unterstützt. Es wäre nicht unwichtig, hier Zusammenhänge aufzudecken. Ein Strom schwarzwelber Empfindungsreste, die der Eingliederung in die Welt des deutschen Nationalstaates in der Blütezeit des deutsch-österreichischen Bündnisses ehemals widerstrebten, rauscht noch sehr vernehmbar unter der Oberfläche des Wiener Lebens, — seltsamerweise mit platonisch anmutenden Anschlußwünschen verquirlt. Uns fehlt heute die Lust zu dieser Psychoanalyse. Nur wird man sich vor Augen halten müssen, daß die jüdischen Leiter der Wiener Weltblätter heute christlichsozial empfinden und daher bei der Berücksichtigung französischer Empfindlichkeiten gemütsweich werden. Also gut; Donauföderation. Leider wollen die anderen Nachfolgestaaten nicht recht, aus wirtschaftlichen und aus politischen Gründen. Sie haben sich, mühselig genug, leidlich konsolidiert

(was man so konsolidiert nennt), sie keuchen unter der Last ihrer Souveränitätslasten, mit dem Glück riesiger Wehrmachtsverpflichtungen auf dem Rücken, weiter munter in die Weltgeschichte hinein, sie leiden (so die Tschechoslowakei) unter der Not ihrer industriellen Hypertrophie und fürchten zudem die Attraktionskraft und die Lage Wiens. Das gilt vor allem von Prag, das offensichtlich mit einem weiteren Bevölkerungsrückgang der österreichischen Hauptstadt rechnet und jeden Naturzwang begrüßt, der diesen Rückgang in ein eiligeres Tempo treibt. Otto Bauer nennt darum den Wirtschaftsbund als Ersatz für die alte Habsburgische Internationale eine Utopie. Er ist damit aber nicht abgetan und die Tendenz lebt fort.

Es ist höchst charakteristisch, daß die energischsten Zuschneider von Mitteleuropa, die Franzosen, für den Gedanken eines Wirtschaftszusammenschlusses der Nachfolgestaaten eintreten, nur daß er jetzt rein technisch und gleichsam biologisch begründet wird, während ihn bekanntlich vorher die in Pest und Wien thronenden Generale machtpolitisch aufzäumten. Nun spricht man wieder einmal von Zollobund, von Währungsunion, von einer rationellen Angliederung der nationalisierten Verkehrsbetriebe und ähnlichem mehr. Aber kaum sind solche Vorschläge und Ansätze von Plänen in Umlauf gesetzt, kaum bemächtigen sich des Problems einsichtige Wirtschaftsköpfe, denen Symptome wie das drohende Anschwellen der Arbeitslosenziffer Angst machen, so regen sich auch schon diejenigen, die in St. Germain scheinbar einträchtig das Werk schufen und die Hintergedanken für sich behielten. Und neben ihnen die also beglückten Nachfolgestaaten, in deren Eingeweiden die Eifersucht auf Wien und die Furcht, von den Großmächten politisch mißbraucht zu werden, fortwuchert. In Rom wird man nervös, wenn das an den einstigen großen Macht- und Wirtschaftskörper gemahnende Wort ausgesprochen wird. In England fürchtet man die französische Patenschaft. Es muß all den Herrschaften noch viel schlechter gehen, damit sie der Wirtschaftsvernunft Raum geben, wenn man schon für Deutsche das nationale Selbstbestimmungsrecht außer Übung setzt. Die Zeit wird auch solchem Puschwerk den Garaus machen; vielleicht erst nach neuen Katastrophen. Inzwischen wird man sich mit dem kümmerlichen Ersatz lahmer Handelsverträge behelfen, die Genfer Menschenfreunde werden ihre Gedanken gewissenhaft der wirtschaftlichen Eigenstaatlichkeit (!) des lieben Österreichs zukehren müssen, und die Österreicher selbst werden ihre Meisterschaft im Geduldüben weiter zu üben Gelegenheit haben.

3

Der Gerichtstag, den die französische Sozialistenpartei kürzlich in Grenoble abgehalten hat, regt zu allerhand vergleichenden Betrachtungen an. In Deutschland, in Österreich, in Italien, in England sogar, dem Lande stetiger sozialer und politischer Entwicklungen ohne umwälzende Plötzlichkeiten und Überraschungen, und dann fast überall in den kleineren neu geschaffenen und zur Souveränität aufgestiegenen Staaten mußten die Sozialisten in die Bresche springen und nach den Erschütterungen der großen Katastrophe die brüchig gewordene Ordnung wieder herzustellen suchen. Die Aufgabe war ungeheuer und mußte undankbar bleiben, denn die Arbeit des Schuttwegräumens konnte nur unter starken Eingriffen in das System der erworbenen Rechte gelingen. Mehr noch: sie überstieg bei weitem die vorhandenen Kräfte, überall fehlte es in ihren Reihen an Technikern der Verwaltung; und was diesen Mangel hätte ersetzen können: die sieghafte Kraft der großen Persönlichkeit, die auch den Widerstrebenden unter ihren Willen zu zwingen vermocht hätte, trat nirgends ans Licht. Die Regierung MacDonalds war auf ein Zwischenspiel angelegt, von den zwei großen bürgerlichen Parteien des Landes wurde sie mit Absicht vorgeschoben, nachdem die englische Kontinentalpolitik auf einen toten Punkt geraten war und man dem ethischen Reiz von MacDonalds Persönlichkeit die Fähigkeit zutraute, insbesondere im Verhältnis zu Frankreich einen glättenden Übergang zu schaffen. In England war das Gewicht der Arbeiterpartei freilich noch durchaus nicht so stark geworden, daß das Volk in seiner Gesamtheit ihr das Regierungsmandat übertragen hätte. Überall sonst aber hat die Reaktion der bürgerlichen Gesellschaft gegen das, was man demagogisch die sozialistische Bevormundung oder gar Marxismus nannte, sehr früh eingesetzt und sie wurde um so wirksamer, je größer die „staatserhaltende“ Mäßigung der Regierungssozialisten war. So haben wir in ganz Europa — dem Rußland in diesem Zusammenhang nicht zuzurechnen ist — die bürgerliche Reaktion, das heißt: den Willen zu den bürgerlich-kapitalistischen Lebensformen in Staat und Gesellschaft als allgemeine Tendenz der Entwicklung zu begreifen, wobei es gleichgültig ist, wie lange sie ihre Gültigkeit wird behaupten können. Frankreich allein bildet die Ausnahme. Bis zum Mai vorigen Jahres herrschte dort der nackteste und kompromißfeindlichste Nationalismus nach außen hin; und über dem inneren Leben des Landes lag die Lähmung einer bürgerlich-reaktionären Versteifung. Die französischen

Sozialisten waren daher in der glücklichen Lage, in der Opposition ihre Kräfte zu sammeln und aus dem Bankrott jener offiziellen Politik Vorteile zu ziehen, die fast zur Isolierung in Europa geführt hätte und das Absinken der Wirtschaft bis in die Nähe der Inflations-sümpfe nicht hatte verhüten können.

Was im übrigen in Grenoble verhandelt wurde, machte sonnenklar, daß die von Léon Blum und Paul Boncour geführte Volkspartei natürlich auch noch die Mehrheit der französischen Arbeiter vertritt, aber daneben und darüber hinaus die große Masse der Kleinbürger, der Mittelständler und der Kleinrentner. Die durch die Kriegsfolgen umgeschichtete Gesellschaft hat den Parteirahmen gesprengt und das überlieferte Parteiprogramm durchlöchert. Keine Spur mehr von revolutionärer Erhitzung; und von einem Ansturm gegen die Grundlagen der Staats- und Gesellschaftsordnung, die sich um das Privateigentum aufgebaut hat, war ebensowenig zu merken. Man ist ‚evolutionär‘ geworden und bescheidet sich mit einer stark betonten sozialen Gesinnung, die sich in radikale aber keineswegs umstürzlerische Reformen umzusetzen gedenkt. Sogar die revolutionäre Geste scheint unmodern geworden. Es ist daher nur logisch, daß die Partei die Regierung des Linkskartells weiter stützt, da die Gefolgschaften in der Wurzel sich berühren und die kulturpolitischen Gemeinsamkeiten (Kirche; Schule) den ideellen Kitt bilden. Wäre nicht der vom Großindustriellen Louis Loucheur geführte rechte Flügel des Kartells, so ständen dem Eintritt sozialistischer Vertrauensmänner in das Kabinett Herriot keine sachlichen Schwierigkeiten im Wege.

Ja, die Übereinstimmung geht dem Anschein nach noch weiter, sie umfaßt sogar das Hauptstück von Herriots Außenpolitik: nämlich den Lösungsplan für die Friedenssicherung Frankreichs, die ihrer Endwirkung nach in die Sphäre der aus der Zeit Ludwig XIV. und der Napoleoniden überlieferten Rheinlandpolitik zurücklenken müßte. Goutte de Toury und der Marxenkel Louguet haben vor diesem Wege gewarnt, sie wissen, daß er Europa den Frieden nicht wiederzugeben vermag. Aber Boncour steht dem Plan nahe, der mit einer dauernden militärischen Kontrollbehörde des linksrheinischen Gebietes unter Völkerbundsobhut und mit französischer Kommandospitze liebäugelt, — von der Internationalität bleibt, wie man sieht, für den östlichen Nachbar nichts als der wohlbekannte Sozialpatriotismus . . .

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Chesterton, Shaw und Irland

GK. Chesterton, Verfasser des atemlos geistvollen Romans „Der Mann, der Donnerstag war“, einiger Komödien und bedeutenden Essaybücher, ist ein Engländer von europäischer Geltung. Im letzten Heft der Pariser *Revue Européenne* spricht er über Shaw und zwar unter einem Gesichtswinkel, der uns ferner liegt: dem des englisch-irischen Gegensatzes.

Im Grunde genommen, meint Chesterton, versteht das englische Publikum Shaw nicht, vor allem weil es sich nie die Mühe nahm, die Irländer zu verstehen. Der Engländer spricht von und über Irland, aber er hört es nicht. Er zeigt Sympathien für einen gewissen irländischen Typus, der in Wirklichkeit gar nicht existiert. Er sieht den Irländer komisch, wo er tragisch ist. Er mißverstehen ihn immer. Er lebt weit weg von „John Bulls anderer Insel“. Es ist deshalb auch unmöglich, Shaw und sein Werk zu erklären. Aber indem man über ihn schreibt, schreibt man auch über England und Irland.

Shaw selbst sagte, daß er ein typischer Irländer sei und seine Familie aus Yorkshire stamme. Diese Äußerung ist symbolisch und typisch für Shaw und für Irland. „Welches ist also die Farbe dieser irländischen Gesellschaft, deren hauptsächlichster Typus, trotz aller seiner individuellen Bizarrie, Bernard Shaw ist? Man kann, scheint mir, mindestens eine Verallgemeinerung machen. Irland besitzt eine Eigenschaft, die es, im Zeitalter des meist asketischen Christentums, ermöglicht, daß es das „Land der Heiligen“ genannt wird und die ihm auch das Recht geben könnte, das „Land der Jungfrauen“ genannt zu werden. Ein irländischer katholischer Geistlicher sagte mir eines Tages: „Es gibt in unserem Volk eine Furcht vor Leidenschaften, die älter

als sogar das Christentum ist.“ Wer immer Shaws Stück über Irland gelesen hat, wird sich des Wortes über die Angst erinnern, die eine junge Irländerin davor hat, auf der Straße geküßt zu werden. Aber wer immer das Werk von Shaw kennt, wird diesen Zug bei Shaw selbst wiederfinden. Es gibt zufällig ein altes Bild von Shaw, bartlos, das durch die Strenge und Reinheit gewisser Linien wahrhaftig an alte asketische Bilder des unbärtigen Christus erinnert. Obgleich er Blasphemien bevorzugt und versucht, die Tempel zu zerstören, erweckt manches in ihm dennoch den Gedanken, daß in einer sanfteren und festeren Zivilisation er ein großer Heiliger gewesen wäre. Er wäre ein Heiliger von einem besonders asketischen Typus, vielleicht besonders negativ; aber es gibt in ihm diesen besonderen Zug des Heiligen, das heißt, daß er dem Jahrhundert ausgesprochen fremd ist. Das weltliche Leben ist für ihn ohne Magie, er ist weder in Rang vernarrt, noch im mindesten verführt von den Vergnügungen der Gesellschaft. Die geistige Kapitulation des Snob ist etwas, was er nie verstehen könnte. Er mag ein unvollkommener Charakter sein; aber er ist kein gemischter Charakter. Alle Tugenden, welche er besitzt, sind heroische Tugenden. Shaw ist vergleichlich der Venus von Milo; alles, was er hat, ist wundervoll. —

Man wird keine Mühe haben, in Bernard Shaw den Irländer zu erkennen. Obgleich persönlich einer der besten Menschen der Welt, hat er häufig zu dem alleinigen Zweck zu schaden geschrieben; nicht daß er irgendeine Persönlichkeit verachte — er ist dafür kaum kühn und animalisch genug — aber weil er gewisse Ideen wirklich bis zum Mord haßt. Er fordert heraus, er läßt keine Frist. Man könnte sogar sagen, daß

er den Maulhelden spiele, wenn das nicht ungerecht wäre, weil er immer erwartet, daß man ihm Streiche versetzt. Zumindest trägt er immer ein Mißtrauen mit sich wie ein wahrhafter Bewohner der grünen Insel. Ein anderer bedeutender Irländer, Oscar Wilde, bietet ein noch augenfälligeres Beispiel für diesen nationalen Zug. Seine Philosophie, die niedrig war, war eine Philosophie des Wohlseins, des Genusses, der wollüstigen Illusion. Da er aber Irländer war, konnte er nicht umhin sie in Epigramme eines krieglerischen Proselytismus zu übertragen. Er predigte seine Weichheit mit einer herben Bestimmtheit. Er rühmte das Vergnügen in besonders berechneten Ausdrücken, um anzugreifen. Diese bewaffnete Unverschämtheit war das Edelste in ihm und daher auch das am meisten Irländische; er trotzte allen Vorkommnissen. Eine Tatsache, die gut zeigt, wie weit die volkstümliche Auffassung gerecht ist, sogar dann, wenn sie die falscheste ist, besteht darin, daß die Engländer diesen wichtigsten Zug des Irlanders verstanden und in ein Sprichwort gebracht haben. Es ist richtig, wenn der Irländer sagt: „Wer will auf der Fläche meines Kleides spazieren gehen?“ —

Welches auch die politischen Ideen sein mögen, die Shaw in seiner Kindheit hat predigen hören, heftiger Nationalismus oder giftiger Unionismus, sie verlangten mindestens, ein gewisses Prinzip zu betätigen und nicht eine gewisse Machtgruppe. Die berühmte Verallgemeinerung von Gilbert ist für ihn keineswegs wahr; er kam nicht aus einer ein wenig liberal oder ein wenig konservativen Welt. Er ging nicht wie die Mehrzahl von uns durch die Etappe des ehrenwerten Parteimannes, vorwärts zu der schwierigen Aufgabe, ein ehrenwerter Mensch zu werden. Er hat soeben das Schauspiel unserer allgemeinen Wahlen be-

trachtet wie eine indische Rothaut die Regatten von Oxford und Cambridge, blind für alle unpassenden Sentimentalitäten und für einige ihrer berechtigten Gefühle. Bernard Shaw landete in England wie ein Fremder, wie ein Eindringling, wie ein Eroberer. Anders gesagt, er landete in England wie ein Irländer.“

Lehre und Malerei in Frankreich

Bei Gelegenheit einer Pariser Ausstellung von Meistern der Gegenwart beleuchtet der Dichter Léon Werth in *L'Art Vivant* die Frage des Zusammenhangs zwischen Lehre und Werk. In dieser Ausstellung sind vereinigt Werke von Bonnard und Picasso, Matisse und Derain, Vuillard und Braque. Bei all diesen Bildern ist festzustellen, daß die Stärke einer Lehre nicht die Schwäche eines Bildes aufheben kann. Und andererseits besagt das Falsche einer Lehre nichts gegen ein gutes Bild.

„Matisse hatte einen gewissen Kontakt mit den Theorien. Ohne Zweifel ist das ein Gebrechen. Niemand hat weniger Bedürfnis nach ihnen als er. Er ist so sehr Maler, daß man sich fragt, warum er nach Ideen sucht, er, von dem man sich vorstellt, daß er malen könnte, selbst wenn es keine Gegenstände gäbe. Kam er aus Paradoxie den Wünschen der Lehre entgegen? —

Die Bilder von Derain sind ernst. Man ist im Museum und man ist doch nicht dort. Außerordentliches Spiel. Oszillation, Balanzierung, Gleichgewichtsübung. Wenn er fallen würde... Er geht gerade auf einem Faden. Keineswegs mit der Anmut eines Seiltänzers. Aber mit athletischen Bewegungen. Er hebt Gewichte aus der Tiefe auf das hohe Seil. Das ist sehr stark. Aber ich kann nicht vergessen, daß dies ein Kunststück ist.

Und da ist Picasso, bei dem kein Maler die Virtuosität leugnet, und

der für so viele Literaten das Genie der Malerei wurde. Ich will keineswegs für einen Dummkopf gelten, wenn ich kubistische Werke als Bilder behandle, die es vielleicht nicht sind. Ich versichere indessen, daß sie keineswegs beeinflußt sind von Ingres. Diese einzigartigen Stilisierungen scheinen mir unendlich angenehmer als die Interpretationen, wo Picasso alte Personen oder Gegenstände zeigt unter ihrer gewöhnlich lebendigen Form. Wenn er eine menschliche Form malt, kann Picasso sich nicht vor der starken Einwirkung irgendeines Meisters schützen. Weder Nachahmung noch Einfluß. Eine selbständige bildhafte Schauspielkunst. Das ist kein Spiel. Das ist natürlich und furchtbar. Das ist peinlich wie die Jacke eines Toten, die in einem Vorzimmer vergessen wurde. Und wenn die Formen von Picasso nicht auf das Abstrakte zielen, fürchte ich diesen anekdotisch-dramatischen Geist eines entkräfteten Lautenspiels.“

Polnisches Theater

In *La Revue Mondiale* schreibt Marya Kasterska über das polnische Theater nach dem Kriege. Es hat ein völlig anderes Gesicht als die Hoftheater der alten polnischen Könige. Die neue geschichtliche Situation, die neue Freiheit des Staates spielen sich vielfach auf der Bühne wieder. Man sieht polnische Soldaten und Offiziere, Schlachten zwischen Polen und Russen, Karikaturen der Zaren und ihrer Beamten. Andere Stücke behandeln, unter verschiedenen Gesichtswinkeln, das Problem des Bolschewismus, wie ‚Lenin‘ von Grubinski, ‚Die Bolschewisten‘ von Sieroszewski und ‚Weißer als Schnee‘ von Zeromski. Hauptsächlich wird die polnische Bühne von diesen drei dramatischen Gattungen beherrscht: aktuellen oder patriotischen, philosophischen und satirischen oder komischen Stücken.

„Zu den ersten muß man auch die Stücke rechnen, die, ohne ganz modern zu sein, zum ersten Male frei und ohne Striche gespielt werden können. Das sind die Stücke von Wyspianski, Rydel, Zapolska. Das sind auch die Stücke von Slowacki und die zeitgenössischen Autoren der Nachkriegszeit, wie ‚Lukasinski‘ von Frau Irene Panenkowa, das Drama von M. J.-A. Hertz ‚Der Fürst Joseph Poniatowski‘, wo der Autor mit viel Talent das Leben am Hofe des letzten polnischen Königs behandelt hat und den Widerstand der Patrioten gegen die Teilung ihrer Länder, ebenso wie die Komödie desselben Autors ‚Der junge Wald‘, die Warschau vor dem großen Kriege beschreibt. M. V. Grubinski gibt in seinem Stück ‚Lenin‘ ein ergreifendes Bild, wo das Volk seinen neuen Herren allein gehorcht, weil sie noch grausamer und unbarmherziger sind als die früheren . . . Ladislas Reymont, der diesjährige Nobelpreisträger, hat soeben, wie er in einem seiner polnischen Interviews gesteht, ein Stück über das Problem des Bolschewismus beendet. Es ist ein wenig in der Art eines mittelalterlichen Mysteries; man wird es bald in Warschau spielen.“

Was die Stücke mit philosophischer Basis betrifft, so muß man an erster Stelle Karl Rostworowski nennen. In seinem besten Stücke, ‚Judas Ischariot‘ setzte er in ergreifender Art der idealen Gestalt Christi die des Judas entgegen, der die neue Religion ganz einfach als gutes Geschäft unter kaufmännischem Gesichtspunkt betrachten möchte . . .

Schließlich das Gebiet der — ernsten oder heiteren — Komödie. Es ist recht groß. Seine wichtigsten Repräsentanten? Unmöglich von den Toten nicht Thaddäus Rittner und Gabriele Zapolska zu nennen. Zwei bemerkenswerte Schriftsteller, obgleich ihr Werk schon überlebt ist, der erste

in seiner Bitterkeit mitunter etwas traurig, die andere peitschend und geistvoll, ohne Mitleid für Leute, die den Frieden und die Kompromisse mit dem Leben lieben. Unter den Zeitgenossen, das heißt den der letzten zwanzig Jahre, zeichnen sich besonders aus Etienne Krzywoszewski, V. Pezynski, Gorczynski, Bruno Winawer, M. Fijalkowski, Hertz, Szaniawski und Kawecki.“ —

Zum Tode Carl Spittlers

Max Rychner veröffentlicht in seiner klugen Schweizer Zeitschrift *Wissen und Leben* einen Aufsatz über Spitteler, in dem er seinem Werk gerecht wird und doch vor der (zum Teil aus falscher Heroisierung und Nationalisierung stammenden) Überschätzung des Dichters warnt.

„Wieviel gewinnt das Bild Spittlers, wenn man es nicht gleich zu den Gefilden hoher Ahnen‘ gewaltsam erhebt, sondern es aus der Zeit betrachtet, der es schließlich angehörte — bei allem Groll des Dichters gegen diese Zeit. War es nicht ein schönes Vorrecht der schweizerischen Dichter, Spitteler mit demokratischer Zurückhaltung als ihren heimlichen König verehren zu dürfen, auch wenn dieser Rang noch nicht die Gleichsetzung mit den Größten aller Zeiten erlaubte? Welch geistvoller Kopf, welche Intelligenz in der Organisation seines Talenten, welche Energie künstlerischen Formwillens bleiben der Würdigung schöne Gegenstände! Und die eigentrebige muskulöse Verssprache; die heitere Sicherheit, die vor Ausgleiten bewahrte, auch wenn die Grenze des Geschmackes aus Übermut für Augenblicke übertanzte wurde! Weniger in den Gesamtkonzeptionen der Epen als in überraschend aufleuchtenden, meisterlich gekonnten Einzelheiten erweist sich das Format dessen, der am Werk war. Was war es für eine Eingebung, der wir seinen Aufsatz über den „Wert

der Einzelschönheit“ zu danken haben? Ganz ohne Zusammenhang zum eigenen Werk läßt sie sich wohl nicht erklären. Man wird in Zukunft vielleicht weniger ausschließlich vom übermäßigen Udrang der Phantasie reden als von dem ihr mindestens ebenbürtigen überlegenen Spieltrieb, dem auch dieses Können zu Gebote stand; ein künstlerisch gelenkter Spieltrieb, dem des Dichters Freude an der schönen Situation herrlich ergänzend entgegenkam, der sich jedoch zuweilen seiner Lenkung entwand und in allerhand allegorischen Ranken sein Neckwesen trieb, in den Schöpfungen der Röhre ‚Ungern‘, dem Tal ‚Warumdennicht‘, dem Berg ‚Könntichmöchtich‘ und der Ziege ‚Käshorn‘, oder in Szenen, wie jener, da ein Engel mit den Worten auftritt: ‚Ich heiße Wahrheit, Hoffnung wird ich zubenannt‘. Kein Widerspruch zwischen ihm und dem strengen Ethos, für das Spitteler leidenschaftlich Zeugnis ablegte! Auch jener lebendig wirksame Trieb trug bei, daß sich das Ethos erfüllen konnte, und daß selbst beim Glauben an Ananke die Gebärde der Freiheit zuweilen möglich war. Um dieses in Lebensgestalt umgesetzten Ethos‘ willen, für das Gefühl der Verpflichtung zur Leistung, für die erreichte Leistung einer Einheit von Sein und Werk, die bewußte Steigerung der selbstgebietenden Individualität und ihres sprachmäßigen Ausdrucks: dafür wird dem Namen des Dichters Ehre zuteil. Und wenn die betriebsam organisierte moralische Verpflichtung zu einer überanstrengten Verehrung hinwegfällt, bei der das Herz nicht mit ungekünstelt ganzer Hingabe mittun kann, so wird auch nicht mehr der Mangel an ursprünglicher Liebe zum Ausdruck kommen, sondern nur mehr die im Gefühl gerechter Wertschätzung liegende Schönheit.“

Rudolf Kayser

ANMERKUNGEN

Oscar Wildes „Epistola“*

Als ich vor einem Jahr hier auf den bedeutenden Versuch des Frank Harris hinwies: das Leben Oscar Wildes, seine Schönheit sowohl wie sein Abseitiges und Hintergründiges darzustellen, war mir als Vergleichsmöglichkeit nur das Werk Wildes und, für das Höchstpersönliche seines Schicksals, sein *De profundis* gegeben. Es ist nun merkwürdig um das Erfassen jeder Gestalt: uns wird zunächst aus dem Werk die undeutliche Vision eines Gesichtes; dann aber kommt der Analytiker, der Biograph, der Essayist und retouchiert die Züge dieses Porträts. Wenn wir uns dann von dieser merkwürdig aufgebauten Skulptur ganz unmittelbar dem Lebenden, dem vor uns sitzenden, atmenden Menschen zuwenden, so erleben wir jedesmal: wieviel tiefer uns das lebendige Antlitz trifft, wieviel verschwenderischer es die Wahrheiten seines Inneren verschenkt, wieviel mehr es von dem Reichtum seiner Mysterien enthüllt. Überraschend schnell, nachdem gerade Frank Harris einen unendlich liebevoll gezeichneten Wilde gewissermaßen als Porträtbüste geformt hat, öffnet sich der so lange verschlossene Schrein, und das Pergament, das die tiefste Beichte des Dichters enthält, wird — noch bevor das puritanisch-prüde London sich die Gnade dieses Erlebens gestattet — uns entrollt: „Epistola“, der Brief Wildes an Lord Douglas, seine Klage und Anklage aus dem Zuchthaus. Jener

unendliche und imaginäre Brief an seinen Freund, der Wilde beherrscht — ihn noch in diesem geistüberlegenen und seelentiefen Brief zu beherrschen scheint; denn geduckt, seufzend unter der Last dieser seltsamen Freundschaft schreit Wilde auf, sich aufbäumend gegen Schicksal, Liebe, Natur, gegen jene Mächte die für ihn „Bosie“ verkörpert. Dieser Brief ist geschrieben an ein Du — ja, er ist in Wahrheit gesprochen: so lebenswarm ist die Sprache, so sichtbar steigt der Angeredete und der Sprechende aus diesem Briefe auf. Wilde schreibt die Confessio seines Lebens nicht in den luftleeren Raum eines literarischen Essays. Diese Blätter sind Tränen, die aus ihm strömen, und sie werden hingeweint an die Brust des Geliebten — Tränen der Liebe, Tränen der Anklage, Tränen der Reue, Tränen der Besinnung, Tränen des religiösen Erschauerns.

Nie war, seit Rousseaus Bekenntnissen, der metaphysische Gehalt des Wortes Confessio erschütternder verlebendigt: jenes innige Verschwistertsein von Offenbarung und Geständnis, von Beichte und Glaubensbekenntnis. Nur in der Höhe dieser weltfernen, dieser wahrhaft religiösen Einstellung der „Epistola“ ist es sinnvoll, daß zwischen Sätzen, in denen von Wilde die Materialien seines Lebens schonungslos freigelegt werden, Sätze der letzten Weisheit stehen. Und wie echt, wie still, wie kontemplativ wird hier Wildes Stil. Wenn manchmal, in den Schrei der Anklage, sich der wollüstige Esprit des größten Ironikers mischt,

* S. Fischer, Verlag, Berlin

wird vor den Erkenntnissen des religiös-bewegten Wilde alles Demut und Hingabe — auch Hingabe an die Urkraft der Sprache, die plötzlich bei Wilde ein selbstiges Leben empfängt, nicht erst durch die Filter des Geistes zu einer mondänen Lebendigkeit getrieben, sondern unmittelbar und blühend, zitternd vor innerer Beiseeltheit.

Es ist das Leben, sein physisches Sein, für das Wilde einzustehen gewillt ist. Er hat in Reading Goal erlebt, daß jede Stunde des Daseins eine Verpflichtung ist; in höherem Sinne: unter Gericht steht. Verpflichtung zu sinnvoller, liebender Existenz. Wenn man „Epistola“ eine Art Verteidigung nennen will, so ist dies allein Thema der Verteidigung: der von der Liebe zu Bosie ganz ausgefüllte Lebensablauf, der Phase an Phase in einem dämonischen Verfallensein zeigt, unaufhaltsam dem sozialen Untergang zustrebend. Dieser Wilde mußte um Bosies willen die Vollendung seiner Arbeiten unterlassen, mußte bis zum Ruin sein Vermögen verschwenden, mußte den Prozeß führen, der sein gesellschaftliches Sein auslöschte. Aber, Wilde erkennt: „Und sollte das Leben für mich ein Problem sein, so bin ich für das Leben nicht minder ein Problem.“ Und erst in dieser Reziprozität des Schicksalhaften, die Wilde erkennt, liegt die Größe des Buches: es ist nicht nur die Klage des siechen Wilde um den sieghaften Wilde, es ist zugleich die Klage des Lebens um die dämonischen Vernichtungsenergien, die dem Leben inne sind. Das: „Es ist schade um die Menschen“, die Strindberg-Resonanz, erfüllt das Buch — oder noch stärker vielleicht ein ganz Wildehaftes Erkennen: „Es ist schade um das Leben, daß es die Schönheit von sich stieß.“

Anklage gegen das Ich war die Strindbergsche *Reactio* auf alles Tra-

gische; Anklage gegen die Sozietät war das Echo des aufgeklärten Liberalismus (den dichterisch der Naturalismus repräsentiert). Die Umkehrung, die Klage um das Leben selbst, scheint einer neuen Einkehr in einer wahrhaft leidenden Zeit vorbehalten. Denn das Leiden an irgendwelchen Dingschafftaufklärerische Wünsche: nach Heilung, nach medizinischer oder sozialhygienischer Behandlung. Das Leid aber, als aus einer metaphysischen Natur stammend, ist fern von Wünschen nach Heilung und Änderung. Es ist seltsam, daß gerade in den letzten Jahren der Quell des Leides (den ja die Schopenhauersche Lehre im Eros erkennt) als in der spezifischen Eigen-Art der homoerotischen Natur wirkend erlebt wird. Selbst in der, übrigens ein wenig sentimental und im obigen Sinne medizinisch-sozial betonten, aufklärerischen Beichte Herman Bangs, in seinem homoerotischen Testament, wetterleuchtet noch ein letztes, verborgenes, mysteriennahes Leid. Und in der *Confessio* des großen (darum in Deutschland zu wenig beachteten) André Gide, im „Corydon“, versucht ein zu attischer Philosophie Bekehrter die Leidhaftigkeit gerade des homoerotisch Liebenden platonischer Metaphysik gemäß zu erkennen und aufzuheben. Wenn wir etwa die Bekenntnisse Tschaikowskys oder gar die Aufzeichnungen Dostojewskis dazunehmen, so breitet unsere Zeit vor uns eine Fülle von Bekenntniswerten aus — deren tiefe Bestimmung es ist, nach einem Zeitalter mechanistischer Lehre die Dinge der Seele wieder einer Betrachtung des Seelischen zurückzugeben. —

Diese aktuelle Bedeutung der *Epistola* ist freilich nur wie ein Akzent, den man auf das Wertvolle legt, um es der Beachtung näherzuführen. Es ist nicht unvorsichtig zu sagen, daß die Werte dieser *Epistola*

in einem ewigen Gehalt ruhen. Es gibt eine Aussprache zwischen dem Menschen und seinem Gott, von der eine Ahnung im greifbaren Niederschlag, im „Kunsthaften“, spürbar bleibt: auf einem Gemälde, auf den Händen des Lionardoschen Abendmahles sogut wie im Schreiten der Töne der Bachschen Fuge. Diese Ahnung von einer erhabenen Aussprache zwischen Mensch und Gott ruht in dem Brief Wildes an Douglas. Und wie der Adressat der Sixtina nicht Papst Sixtus ist, sondern die Unsterblichkeit, so ist der Adressat der Epistola nicht Lord Douglas, sondern der Geist. Im Namen des Geistes ringt Wilde mit dem Leben; das Leben ist erfüllt von

Schmerz und von Schönheit — und Beides (denn es gibt keine Wahl) in seiner traurig-süßen Einheit macht erst die Erhabenheit des Lebens aus. Und, in der Tiefe seines Inferno-Erlebens, findet Wilde die Bestätigung des Menschen, so wie er ihn geliebt, der allein Größe hat und des Genius mächtig ist: „Solche, die wissen, was Schönheit, und solche, die wissen, was Schmerz ist.“ Oder, wie Wilde am Schlusse der Epistola, in der Erklärung innerer Harmonie es ausspricht: „Vielleicht bin ich dazu berufen, etwas viel Wundervolleres zu lehren: die Bedeutung des Schmerzes und seine Schönheit.“

Otto Zarek

BÜCHERSCHAU

- | | |
|---|--|
| Erich Adickes, Kant als Naturforscher. De Gruyter & Co. | Rudolf Paulsen, Hohe heilige Verwandlung. H. Haessel. |
| Victor Auburtin, Nach Delphi. Albert Langen. | Peter Petersen, Wilhelm Wundt und seine Zeit. Fr. Frommann. |
| A. Aulard, Politische Geschichte der französischen Revolution. Duncker & Humblot. | Wilhelm Pinder, Der Naumburger Dom. Deutscher Kunstverlag. |
| William Cohn, Buddha in der Kunst des Ostens. Klinkhardt & Biermann. | Popper-Linkeus, Das Recht zu leben. Löwit. |
| Emil Ermatinger, Gottfried Kellers Briefe. J. G. Cotta'sche Bh. Nachf. | Roda Roda. Roda Rodas Roman. Drei Masken-Verlag. |
| Fülop-Miller, Lebenserinnerungen Dostojewskys. R. Piper & Co. | Romain Rolland, Liluli. Rütten & Loening. |
| Joh. Guthmann, Bilder aus Ägypten. Bruno Cassirer. | Rabindranath Tagore, Gora. Kurt Wolff. |
| v. Hohenlohe, Aus meinem Leben. Frankfurter Societäts-Druckerei. | v. der Trenck, Leuchter um die Sonne. Andreas Perthes. |
| Albert Köster, Deutsche Literatur der Aufklärungszeit. Carl Winter. | Fritz v. Unruh, Flügel der Nike. Frankfurter Societäts-Druckerei. |
| Richard Kroner, Von Kant bis Hegel. J. C. B. Mohr. | Amb. Vollard, Degas. Bruno Cassirer. |
| H. Kuczyński, Steppe und Mensch. S. Hirzel. | Amb. Vollard, Renoir. Bruno Cassirer. |
| Emil Ludwig, Napoleon. Ernst Rowohlt. | H. G. Wells, Grundlinien der Weltgeschichte. Verlag für Sozialwissenschaft. |
| Gustav Mayer, Lassalles Briefwechsel. Deutsche Verlagsanstalt. | Die Weltliteratur der Gegenwart, I. Teil. Franz Schneider. |
| August Nebe, Brautzeit eines deutschen Gelehrten. Buchhandlung des Waisenhauses. | Hermann Wendel, Ein Leben voller Abenteuer. Frankfurter Societäts-Druckerei. |
| Jos. Papesch, Das Fegefeuer der deutschen Theater. Karl Rauch. | Robert Wilbrandt, Geschichte der Volkswirtschaft. Ernst Heinr. Moritz. |
| | Karl With, Bildwerke Ost- und Südasiens. Benno Schwabe & Co. |

Besprechungen einzelner Bücher vorbehalten

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVI. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

M. J. Bonn, Zur Krise der Demokratie

Annette Kolb, Spitzbögen (Novelle)

Thomas Mann, Zu Goethes „Wahlverwandtschaften“

Th. G. Masaryk, Die amerikanische Demokratie

Emil Ludwig, Der Nil

Otto Flake, Schreibende Welt

Samuel Saenger, Der Reichspräsident

Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten. — Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,

das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann. Preis des Heftes RM 2.—; Quartalspreis RM 6.—. Auslandsabonnenten können den Gegenwert in fremder Währung durch Postanweisung einsenden. — Zahlungen in Reichsmark bitten wir an das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692, Auslandszahlungen an S. Fischer Verlag, Berlin W. 57, Bülowstraße 90 zu richten.

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte der „Neuen Rundschau“

Ernst v. Aster, Zur Philosophie der Gegenwart / Iwan Bunin, Heimgang (Novelle) / Fjodor Dostojewski, Unveröffentlichte Briefe / Leonhard Frank, Der Beamte (Novelle) / Walter Gropius, Neues Bauen Benvenuto Hauptmann, Ausflug nach England / Johannes V. Jensen, Hamlet / Albert Thibaudet, Deutschland und Frankreich / René Schickele, Die Gletscherspalte (Novelle) / Bernard Shaw, Die Aussichten des Christentums / G. v. Schulze-Gävernitz, Der andere Völkerbund Fritz Strich, Thomas Mann und die bürgerliche Zivilisation Adolf Weißmann, Klang, Tonalität, Atonalität Stefan Zweig, Caesar und Napoleon.

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:

*Georg Bondi, Berlin
Eugen Diederichs, Jena
Walter Hädecke, Stuttgart
Klinkhardt & Biermann, Leipzig
L. Staackmann, Leipzig*

Beachten Sie die Anzeigen vor und nach dem Text!

ZUR KRISE DER DEMOKRATIE

von

M. J. BONN

Der Parlamentarismus als Regierungsform hat eine doppelte Aufgabe zu erfüllen: Er ist einmal eine Verhandlungsmethode. An Stelle der diktatorischen Methoden, mit denen die Herrscher vergangener Zeiten den Beherrschten ihren Willen aufzwangen, stellt er ein System dar, in dem Herrscher und Beherrschte ihre Interessenkonflikte in gemeinsamen Verhandlungen austragen. Eine Verhandlung kann nur durch Rede und Gegenrede geführt werden. In diesem Sinne ist in der Tat jedes Parlament eine „Schwatzbude“. Es ist eine Schwatzbude wie jede andere Körperschaft, in der verhandelt wird. Es unterscheidet sich von dieser höchstens durch die Art der Beredsamkeit. Man kann auf die Methode des Verhandeln nicht verzichten, es sei denn, daß man die unbeschränkte Diktatur einführt. Nun gibt es gewiß einige Leute, deren Ideal der „große Schweiger“ ist, der mit eiserner Faust die Probleme bricht, ohne daß er selbst oder irgendein anderer die Lippen öffnen müsse. Die Mehrzahl aller derjenigen, die den Parlamentarismus als Schwatzbude verschreien, wollen aber durchaus nicht schweigen. Sie wollen selber reden, und zwar sehr laut und sehr viel. Sie wollen nur der Notwendigkeit enthoben sein, die Reden anderer mitanzuhören und mit Argumenten entkräften zu müssen. Wenn man von bestimmten Bürokratentypen absieht, die nicht gelernt haben in freier Rede ihre Sache zu vertreten, so denkt in letzter Linie auch kein Mensch daran, den Parlamentarismus als Verhandlungsform zu beseitigen. Manche Gruppe hätte wohl ganz gern gelegentlich ein Diktat, einen Diktator aber nur, wenn sie die Sicherheit hätte, daß er den andern immer nur das diktiert, was sie ihm selbst vorher diktiert hat. Der Ruf nach Abschaffung des Parlamentarismus bedeutet meist nichts anderes, als den Wunsch nach einem anderen Wahlrecht oder einer anderen Machtverteilung. Man will nicht einer demokratischen Öffentlichkeit Rede

stehen müssen, man möchte nicht der lauten Kritik der großen Masse ausgesetzt sein. Wenn man die verfassungsmäßige Herrschaft des deutschen Reiches zwischen dem Reichslandbund und dem Reichsverband der deutschen Industrie verteilen könnte — der Verband des deutschen Großhandels dürfte vielleicht daneben sitzen und die Gewerkschaften würden als Publikum zugelassen —, so würde zweifelsohne auch zwischen diesen Gruppen verhandelt werden. Es würde weniger Zeit kosten und nicht an die Öffentlichkeit dringen. Die „res publica“ würde in lauter Sonderinteressen aufgelöst werden, und an Stelle des Parlamentarismus mit dem gleichen Wahlrecht wäre ein Parlament ständischer Monopole getreten. Es wäre weniger Leidenschaft dabei, aber viel mehr Geschäft. Es würden sicher keine Einzelpersonen bestochen werden, die großen Gruppen hätten das nicht nötig, weil sie sich gegenseitig in stiller, zäher Arbeit die Zugeständnisse abhandeln würden. Es wäre, ein Parlamentarismus ohne Schwung und Ideal, ein Parlamentarismus, der sich mehr der Formen einer Abrechnungsstelle bediente als derjenigen der Tribüne. Aber wenn Parlamentarismus verhandeln heißt, dann wird er gerade in einem Wirtschaftsparlament blühen; zum Handeln gehört Verhandeln. Es würde sich sehr bald zeigen, daß in der Wirtschaft das Handeln in der großen, heroischen Pose des Diktators nicht möglich ist, sondern nur ein Handeln, wie es in Syndikaten und Beteiligungsverbänden üblich ist.

Es ist ganz begreiflich, daß der Parlamentarismus, eben weil er den Grundsatz des „Verhandelns“ zur Richtschnur nimmt, denjenigen verhaßt ist, die gewohnt sind durch Befehlen zu regieren. Die vielen Tausende, die im Krieg eine Autorität ausüben durften, für die sie irgendwelche persönliche Überlegenheit nur selten qualifiziert hat, sehnen selbstverständlich den Tag herbei, wo sie wieder unkontrollierte, unkritisierte Anordnungen treffen können. Und das gleiche gilt für die Tausende und Abertausende, die, von der Ungeduld der Jugend erfüllt, den schleppenden Gang der Verhandlungen nicht abwarten können und den gordischen Knoten durchhauen wollen, weil sie im Hieb als Hieb schon eine Lösung sehen. Sie sind besonders dadurch angewidert, daß der Parteikampf sich vielfach als Kampf wirtschaftlicher Gruppen darstellt. Dank dem proportionalen Wahlrecht, das in Deutschland eingeführt ist, halten sich die großen Gruppen die Wage. Die Arbeitgeber sind selten stark genug, die Politik, die sie für richtig halten, durchzusetzen: sie sind aber mächtig genug, die Politik der Arbeitnehmer zu paralisieren, wenn diese an

die Regierung gelangt sind. Das gleiche gilt für die andere Seite. So stellt sich die Politik als Hin- und Hergezerre gegnerischer Wirtschaftsgruppen dar, bei denen es sich meist um Sonderinteressen handelt, und wo selbst die allgemeinen Interessen vom Sondergesichtspunkt aus vertreten werden.

Die Schicht derjenigen, die nicht unmittelbar am Wirtschaftsleben interessiert sind und die ihrer Herkunft und Bildung nach Sinn für Allgemeininteressen haben, ist in Deutschland vor dem Kriege sehr breit gewesen. Der Krieg hat sie erschüttert, die Inflation hat sie zerstört. Es ist das große Verbrechen der deutschen Bureaukratie gewesen, daß sie im Kampfe zwischen den wirtschaftlichen Produzenten und den nicht produzierenden, rentenbeziehenden Klassen sich bewußt auf die Seite der Produzenten gestellt hat. Sie hat sich von der gerissenen Romantik der Interessenvertreter blenden lassen und keine Hand geführt, um den Untergang einer Klasse zu verhindern, die nicht nur als Sparer und Konsumenten für die Wirtschaft von ausschlaggebender Bedeutung war, sondern auch als unbeteiligte Mittelschicht den Gedanken des Gemeinwohls der Interessentenpolitik gegenüber verteidigte. Je schmäler und schwächer diese Kreise geworden sind, desto mächtiger sind die reinen Interessengruppen geworden. Sie dominieren heute das politische Leben. Sie dominieren es ausschließlich vom Erwerbsstandpunkt aus; sie tun es schamloser als in irgendeinem Lande. Keine Regierung der Welt hätte die Sprache geduldet, mit der deutsche Industrieherrn Kanzler und Minister angeredet haben; keine andere Regierung hätte gestattet, daß mächtige Interessentengruppen mit Gegengruppen in anderen Ländern selbständig verhandeln und der eigenen Regierung ihren Willen aufzwingen wollen. Die deutsche parlamentarische Demokratie hat eine Zeitlang darunter gelitten, daß sie stark von der Generalkommission der Gewerkschaften abhängig war. Sie muß lebensunfähig werden, wenn sie dauernd zum bloßen Registrierungsapparat des Reichsverbandes der deutschen Industrie oder des Reichslandtrusts wird.

Das Problem, mit dem sich Deutschland heute in weit stärkerem Maße zu beschäftigen hat als die ganze übrige Welt, Amerika nicht ausgenommen, ist das Verhältnis von Geschäft und Politik. Solange es rührselige Romantiker gibt, die statt des Wortes „Geschäft“ das Wort „Wirtschaft“ gebrauchen, weil es mehr zu sagen scheint, weniger verrät und vornehmer klingt, mag ein mystischer Schleier dieses Problem umhüllen. Sein nüchterner Charakter wird dadurch

nicht geändert: Die Kühe geben weder reichlichere noch bessere Milch, wenn der Landwirt sich „Ökonom“ nennt.

2

In den Kämpfen, die der Einführung des vollen parlamentarischen Systems vorhergehen, sind die eigentlichen Gegner nicht die Krone und die Volksvertretung, sondern die Volksvertretung und die Bureaukratie gewesen. In einem modernen konstitutionellen Staate ist das Regierungsgeschäft ein so verwickeltes, daß selbst der tüchtigste und begabteste Monarch an ein eigentliches „Regieren“ nicht denken kann. Regieren tut die Bureaukratie. Sie gibt sich nach außen natürlich als Organ der Krone; sie kämpft für deren Interesse. Und sie tut es mit Leidenschaft, denn schließlich sind die Interessen der Krone die der eigenen Kreise. Sie will sich von der Volksvertretung nicht in ihre Regierungsbefugnisse hineinreden lassen; sie schiebt in den entscheidenden Momenten immer die Rechte der Krone vor. In Wirklichkeit regiert sie und nicht der Träger der Krone. Er stört sogar manchmal ihre Kreise. Selbst unter einem so betriebsamen, nach außen wirken wollenden Monarch wie es Wilhelm II. war, regierte in den meisten entscheidenden Fragen die Bureaukratie für ihn, durch ihn, und wenn nötig, gegen ihn. Man braucht dabei nicht einmal an die Kriegszeit zu denken, wo die militärische Bureaukratie, deren Stellung zur Krone grundsätzlich die gleiche war, wie die der zivilen Bureaukratie, den Kaiser schließlich völlig ausschaltete und ihn zu einem bloßen Aushängeschild machte. Es ist auch im Frieden vielfach nicht anders gewesen. Es ist nur in einem bureaukratisch regierten Lande denkbar, daß ein Geheimrat wie Herr von Holstein die auswärtige Politik diktatorisch vorschrieb und sich weder von seinem Minister noch von seinem Souverän die große Linie durchkreuzen ließ. Das deutsche politische System vor dem Kriege war das System einer Bureaukratie, die formal ihrem Souverän verantwortlich war, in Wirklichkeit aber verantwortungslos regierte.

Diese Bureaukratie bestand aus technisch gut qualifizierten Beamten. Sie ergänzte sich aus verhältnismäßig eng umschriebenen Kreisen, die die Eignung zu den Ämtern durch Ablegung von Prüfungen nachweisen mußten. Diese Prüfungen waren für diejenigen, die den zuverlässigen Kreisen angehörten, kein schwer zu nehmendes Hindernis. Sie wurden dagegen für Außenstehende leicht eine Schranke, die nur übersprungen werden konnte, wenn sachlich gute Qualitäten

mit dem Nachweis persönlicher Unbedenklichkeit verbunden waren. Diese Bureaukratie hatte durch die Ausdehnung der Funktionen des modernen Staates immer neue Arbeitsgebiete wesentlich wirtschaftlicher Natur gewonnen. Ihre Ausbildung war aber vorwiegend juristisch und verwaltungstechnisch geblieben. Je mehr sie wuchs, desto mehr hätte sie mit der Zunahme der wirtschaftlichen Probleme theoretische Kenntnisse des Wirtschaftslebens erwerben müssen, da der Zusammenhang der einzelnen Verwaltungsgebiete nur durch theoretische Erkenntnis gesichert werden konnte. Die Entwicklung lief nach der entgegengesetzten Seite. Der Grundsatz, daß der Monarch in seiner Person den gesamten bureaukratischen Organismus zusammenhalte, war zu einer bloßen Fiktion geworden. Wilhelm II. kümmerte sich zwar um alles, aber nicht, um die Einheit in der Vielheit durchzusetzen, wie seine größten Ahnherren es versucht hatten, sondern um sich in der Mannigfaltigkeit von der Langeweile der Einheit zu erholen. Da er keine kraftvollen Naturen um sich duldete und gewohnt war, den einen gegen den anderen auszuspielen, so war eine derartige Zusammenfassung auch in den Persönlichkeiten seiner Minister selten möglich. Das Ergebnis war, daß das Reich der Bureaukratie sich täglich erweiterte, sich dabei aber mehr und mehr in unabhängige Sondergebiete auflöste, die der Referent selbständig beherrschte. Die deutsche Verwaltung wurde eine föderative Republik, in deren Duodezgebieten Referenten selbstherrlich schalteten und walteten. Solange die alte politische Ordnung bestand, herrschte wenigstens nach außen hin noch ein gewisser Zusammenhang, obwohl die Referenten in den einzelnen Ministerien und die Ministerien unter sich sich bitter bekämpften. Eine einheitlich gerichtete praktische Politik war schon damals nicht vorhanden: es fehlten die Persönlichkeiten, die politische Ziele stecken konnten und politische Mittel zu handhaben wußten. Man konnte verwalten, einteilen, anordnen; man konnte in diesem Sinne „regieren“, aber man wußte nichts von Politik. Denn Politik ist das Setzen eines einheitlichen Zieles und die Einstellung aller verfügbaren Kräfte zur Lösung dieser einmal gewählten Aufgabe.

Es bestand aber auch keine Möglichkeit zu theoretischer Zusammenfassung. Zu einer solchen gehören nicht nur praktische Kenntnisse, sondern vor allem theoretische Erkenntnis. Das eine besaß die deutsche Bureaukratie in gewissem Umfange. Die bloße Beschäftigung mit einzelnen Gebieten in enger Zusammenarbeit mit Interessenten muß dem Referenten die Kenntnis zahlreicher Einzelheiten verschaffen.

Wer lange genug in einem bestimmten Referat gesessen hat und, mit juristischer Bildung ausgestattet, die Formen beherrscht, in die die Sache gegliedert werden kann, muß im Laufe der Zeit zum „Fachmann“ werden, zum Fachmann in dem engen Sinne dieses so beliebten Ausdrucks, nämlich zu einem Kenner der äußeren Gesichtspunkte, nach denen der Stoff in die verschiedenen Fächer einzulegen ist. Das andere war ihr sorgfältig vorenthalten worden. Der Beamte, insbesondere der preußische Beamte hatte keine Ahnung von theoretischer Nationalökonomie. Das abstrakte Denken, das auf Grund konkreter Anschauung die Bemeisterung der inneren Zusammenhänge ermöglicht, war er nie gelehrt worden. Wenn er sich überhaupt mit wirtschaftlichen Dingen beschäftigen mußte, wie zum Beispiel bei den Fortbildungs-Kursen, so gab man ihm historisch-statistisches Material oder Führungen zum praktischen Anschauungsunterricht. Die historische Nationalökonomie, die in breiter Behaglichkeit sich die Zeit mit der Schilderung mehr oder minder unerheblicher vergangener Zustände vertrieb, war an diesen Zuständen mitschuldig. Sie hat die Katheder von Berlin aus beherrscht und soweit ihre Macht reichte, das scharfe theoretische volkswirtschaftliche Denken überall zu unterdrücken gesucht. Aber da sie den Mächtigen gegenüber nicht intransigent war, so hätte sie sich sicher gefügt, wenn ein Wille dagewesen wäre, der volkswirtschaftliche Erkenntnis erstrebte und der Bureaukratie ihre Lehren hätte vermitteln wollen. Dieser Wille fehlte. Er fehlte, weil die Bureaukratie ihrer inneren Auffassung nach theoretische Erkenntnis für unerheblich, unbequem und gefährlich hielt. Theoretisches Denken führt in der Regel zu grundsätzlicher Betrachtung der Dinge. Da grundsätzliche Entscheidungen den sie Fällenden mit sichtbarer Verantwortlichkeit belasten, sucht jede Bureaukratie sie zu vermeiden, — zumal sie für die Zukunft die freie Beweglichkeit der Verwaltung beeinträchtigen. Ihrem inneren Wesen nach ist die Bureaukratie viel opportunistischer als der parlamentarische Politiker, dem wenigstens das Parteiprogramm Schranken auflegt. Das Ergebnis war, daß die deutsche Bureaukratie in wirtschaftlicher Erkenntnis hinter den Bureaukratien anderer Länder, z. B. der englischen, aber auch der österreichischen, ebenso zurückstand, wie sie ihnen vielleicht in der reibungslosen Verwaltung eines leicht zu regierenden Volkes überlegen war. Das hat sich im Kriege und nach dem Umsturz deutlich erwiesen.

Als nach den Fragen der Kriegswirtschaft die Reparationen und die Währungsreform auf die Tagesordnung kamen, hatte Deutschland

eine Bureaukratie, die dem Kern dieser Probleme völlig verständnislos gegenüberstand. Die deutsche Bureaukratie hatte sich mit Leidenschaft auf die Kriegswirtschaft gestürzt. Hier war Gelegenheit anzuordnen, einzuordnen, unterzuordnen, hier konnte man verwalten wie nie zuvor. Hier konnte man den Abteilungs-Diktator spielen und dem Ideal einer Planwirtschaft zustreben, in dem der Kartotheken-direktor mit dem Wirtschafts-Diktator zu einer mystischen Figur verschmolz. Aber als man daran gehen mußte, auf Grund der Erkenntnis sehr verwickelter wirtschaftlicher Zusammenhänge Pläne auszuarbeiten, die ohne theoretisches Wissen und ohne abstraktes Denken nicht geschaffen werden konnten, hat diese Bureaukratie kläglich versagt. Sie hat weder eigene Reparationspläne ausgearbeitet, noch die Währungsreform rechtzeitig vorbereitet, sie hat vielmehr Pläne, die von außen an sie herankamen, nicht ernsthaft zur Erörterung gestellt, da sie bei dieser Gelegenheit die eigene Blöße verraten hätte. Sie hat sich krampfhaft an die Interessenten geklammert und immer wieder die Interessenten als Sachverständige vorgeschoben. Sie ist sich in ihrer geistigen Hilflosigkeit des Gegensatzes zwischen „Interessenten“ und „Sachverständigen“ gar nicht bewußt geworden. Denn sachverständig ist für sie derjenige, der die Sprache spricht, die sie selbst versteht, der greifbare Einzeltatsachen in Hülle und Fülle vorbringt, Tatsachen, in deren Wust sie beinahe erstickt, der sie aber der Notwendigkeit enthob, Probleme durchzudenken und rücksichtslos Schlüsse zu ziehen, insbesondere, wenn das zu politisch unbequemen Folgerungen führen konnte. Das Versagen der Reichsbank gegenüber dem Inflationsproblem ist das Urteil, das die deutsche Bureaukratie über die eigene wirtschaftliche Befähigung sich selbst gesprochen hat.

3

Der Parlamentarismus ist nicht nur eine Verhandlungsmethode, sondern ein System zur Auswahl politischer Führer. Die Durchführung des parlamentarischen Systems in einem Lande mit alter bureaukratischer Tradition bedeutet daher die „Enthauptung der Bureaukratie“. Die höchsten Stellen des Staates, von denen aus sie bis dahin unter dem Deckmantel der Monarchie die Herrschaft ausgeübt hatte, werden jetzt den Parlamentariern vorbehalten. Diese gelangen zu ihnen nicht auf Grund der Eignungsprüfung, die dem Bureaukraten vorgeschrieben war, sondern durch mehr oder minder direkte allgemeine Wahl. Die Bureaukratie hat der Auffassung

gehuldigt, Gott liefere demjenigen, dem er ein Amt gegeben hat, den dazu nötigen Verstand; dies gilt aber nur unter dem Vorbehalt, daß sich diese Ergänzung der bis dahin erwiesenen Eignung auf Leute beschränkt, die die vorgeschriebenen Examina ordnungsgemäß abgelegt haben. Der Gedanke, daß die Auswahl der leitenden Männer jetzt nach ganz anderen Prinzipien erfolgt, empört sie. Sie hat nie verstanden, daß die höchste Kunst des Staatsmanns darin besteht, klare, weithin sichtbare Allgemeinziele aufzustellen und den Willen der Bevölkerung dahin umzubiegen, daß sie mit vereinten Kräften diesen Zielen zustrebe. Sie hält es für ausreichend, sachliche Kenntnisse zu haben — das Sachliche meist nur formal gesehen —, und den Vollzug in ordnungsgemäßer Form anzuordnen und durchzuführen. Mussolini, der das Ideal so vieler Bürokraten ist, hat einmal gesagt, sein Vater sei Grobschmied gewesen. Er habe in seiner Jugend gesehen, wie der Vater das glühende Eisen über der Esse gebogen habe. Ihm, dem Sohn Mussolini, sei dann im Leben eine weit schwierigere Arbeit zugefallen: er müsse die Seelen der Menschen schmieden. Für diese Aufgabe des Politikers hat die Bürokratie kein Verständnis. Sie redet gerne von „Politik als Fach“, ohne zu begreifen, daß sie in der Tat ein Fach ist, aber ein Fach, das von dem der Verwaltung völlig verschieden ist. Man kann sogar sagen, daß die bürokratische Verwaltung eine besonders schlechte Schule für die eigentliche Politik ist. Lloyd George, der sicher die „Politik“ versteht, wird nicht müde, sich in seinen Reden über die zweit- und drittklassigen Politiker lustig zu machen, die die deutsche Bürokratie vor dem Kriege und während des Krieges als Führer des deutschen Volkes gestellt habe. Und es ist sicher kein Zufall, daß Friedrich Ebert, der nur ein Handwerk gelernt hat, in allen Lagen, wo es auf Wollen und Wagen ankam, seinen Mann gestanden und sich als mutiger Politiker erwiesen hat, während der fachmännisch durchgebildete Herr v. Kahr, der als hervorragender Bürokrat gewissermaßen auf den Diktator studiert und der die vorgeschriebenen Prüfungen sicherlich glänzend bestanden hat, beim Examen der Weltgeschichte glatt durchgefallen ist.

Das deutsche Publikum steht vielfach innerlich auf seiten der Bürokratie. Es ist noch immer von dem althergebrachten Gedanken: Schuster, bleib bei deinen Leisten! erfüllt. Es legt wenig Wert darauf, ob ein Mann die Aufgabe, die ihm übertragen worden ist, richtig erfüllt. Es genügt ihm, wenn seine Vorbildung erweist, er sei berechtigt, ihre Lösung zu versuchen; ob es ihm glückt, ist ohne

Bedeutung. Man muß etwas gelernt haben und den Nachweis dafür erbringen; etwas zu können, ist weit weniger notwendig. Der Befähigungsschein ist alles, die Befähigung nichts. Und da gerade die gebildeten Klassen in Deutschland davon überzeugt sind, daß Volkestimme nicht Gottesstimme ist, so gilt die Wahl ins Parlament nicht als Befähigungsschein. Während man vom Beamten nur durchschnittliche Tüchtigkeit erwartet, verlangt man von jedem Wahlkreis Führerpersönlichkeiten.

Die deutsche Demokratie hat ein Beamtentum vorgefunden, das parteipolitisch ziemlich einseitig zusammengesetzt war. Sie hat an dieser Zusammensetzung einiges geändert; sie hat dabei sicher nicht immer eine glückliche Hand gehabt und in die Domäne der Bureaukratie gelegentlich Parteigenossen eingesetzt, die den notwendigen Anforderungen nicht entsprachen. Über diese „Korruption“ klagen diejenigen Kreise, deren Ideal eine gesellschaftlich geschlossene Bureaukratie war. Es ist den verschiedenen Ministerien auch im Laufe der Zeit vielfach geglückt, die unerwünschten Mitarbeiter wieder loszuwerden, insbesondere, wenn sie über den Durchschnitt begabt waren und gefährliche Konkurrenten zu sein schienen.

Auf der anderen Seite ist der deutsche Parlamentarismus sehr wenig exklusiv. Er übernimmt ohne weiteres Personen, die das politische Vertrauen des deutschen Volkes in keiner Weise gewonnen haben — sie haben vielfach gar nicht den mindesten Wunsch danach gehabt — in die leitenden Stellen. Diese Ernennung von Bureaukraten zu parlamentarischen Ministern ist, wenn es sich nicht um Einzelfälle handelt, eine sehr bedenkliche Einrichtung. Je tüchtiger der Bureaukrat ist, desto weniger eignet er sich in der Regel zum Minister. Man hat dem parlamentarischen Minister gelegentlich mangelnde Detailkenntnis vorgeworfen und vollkommen verkannt, daß diese Detailkenntnis dem Minister von seinen Referenten geliefert werden muß, daß der Minister aber nicht gehalten ist, seine Referenten anzulernen. Erkenntnis der notwendigen wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge und die Fähigkeit zu „handeln“ sind viel wichtiger als Detailkenntnis. Die Weltgeschichte wird sicher einmal zu dem Ergebnis kommen, daß Erzberger mit allen Fehlern ein viel bedeutenderer Finanzminister war als die meisten seiner Vorgänger.

Die Aufgabe der Bureaukratie sollte darin bestehen, jedes einzelne Ministerium durch richtige Organisation zu einem vollkommenen Regierungsinstrument zu machen. Der Staatssekretär, der das Ministerium

verwaltet, sollte es als Einheit handhaben können. Diese Einheit besteht aber heute weder der Form noch dem Inhalt nach. Ein Finanzministerium, das zwei gleichgeordnete Staatssekretäre besitzt, hat eigentlich nur zwei Unter-Staatssekretäre, so daß der Minister die Rolle des Staatssekretärs spielen muß und daher zu seinen eigenen Aufgaben nicht kommt. Die Bureaukratie hat im eigenen Hause so viel zu bessern, daß sie froh sein sollte, der eigentlichen Politik enthoben zu sein. Denn sie hat ja noch immer nicht gelernt, politisch zu denken. Man darf ohne weiteres annehmen, daß die Bureaukraten, die im letzten Jahre auf sovielen Gebieten Diktatur gespielt haben, von reinen Verwaltungsidealen ausgegangen sind. Sie haben sicher die Korruptionswünsche nicht geteilt, aus denen heraus einzelne Industriegruppen seit dem Sommer 1923 die Diktatur betrieben haben. Die Auszahlung der Ruhr Gelder hinter dem Rücken des Reichstags ist leicht begreiflich, wenn man sich daran erinnert, daß Herr Dr. Stresemann jedem Druck aus wirtschaftlich einflußreichen Parteikreisen zugänglich ist, und daß die Männer, die aus härterem Holz geschnitzt sind als er selbst, Bureaukraten sind, die immer erst dann aufatmen, wenn sie dem Parlament nicht Rechenschaft stehen müssen und unbehindert verfügen können.

Dabei ist eine politische Kontrolle der Bureaukratie heute nötiger denn je. Sie ist in Gefahr, die besten Eigenschaften zu verlieren, die sie früher besessen hat: Ein gewisses Maß von Unabhängigkeit. Sie hat den äußeren Halt verloren, den sie früher an der Krone hatte. Sie kann die höchsten Stellen nicht mehr als natürliches Ziel des Ehrgeizes erstreben. Sie ist durch die Inflation in ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit geschwächt worden; sie wird weder durch Titel noch durch glänzende Orden angespornt. Neben ihr erwächst das Geschlecht der Privatbureaukratie, das ähnliche Vorbildung erfordert wie sie selbst, das aber nach der materiellen Seite ganz andere Möglichkeiten bietet und der Entwicklung betriebsamer Persönlichkeiten sehr viel mehr Spielraum gewährt. Sie ist finanziell sehr schlecht bezahlt; sie hat in erster Linie die Kosten der Sanierung der deutschen Währung getragen, denn ihr Abbau und ihre Gehaltsverminderung haben das Gleichgewicht des Budgets ermöglicht, dessen Überschüsse dann den Ruhr-Industriellen zugeflossen sind. Sie ist gesellschaftlich im Ansehen gesunken. Das Beamtentum hat seine Kraft aus der Anlehnung an die Krone geschöpft. Es kann, da es nur als Funktion tätig ist, ohne Macht nicht wirken. Es sucht ein neues

Zentrum. Die Macht liegt heute beim organisierten industriellen Reichthum, der eine neue Aristokratie darstellt. Er zieht die begabtesten Beamten in seine Dienste. Er tut das einmal, weil er die tüchtigsten Persönlichkeiten braucht und ihnen ganz andere Möglichkeiten bieten kann als der verarmte Staat. Er tut es aber vor allem auch deswegen, weil er auf diesem Wege Kenntnisse der Staatsgeschäfte und Beziehungen zu den entscheidenden Personen erhält. Lange bevor Herr Barmat Herrn Hellwig oder Herrn Kautz in seine Dienste zog, hatte die schwere Industrie den Referenten für das Kartellwesen übernommen, hatte Herr Ballin sich Herrn Cuno ausgesucht. Der einzelne Beamte kann einem derartigen Anerbieten in den seltensten Fällen widerstehen. Er muß es nicht nur mit Rücksicht auf seine Familie annehmen. Er erhält einen großen Wirkungskreis und er erblickt mit Recht in dieser Berufung eine Anerkennung, die von größter Bedeutung für ihn ist. Die ganze Welt hat lange Zeit geglaubt, Herr Cuno müsse ein bedeutender Mensch sein, weil Ballin ihn ausgesucht habe; wäre er nicht Reichskanzler geworden, so bestünde dieser Glaube noch heute. In den wenigsten Fällen ist bis jetzt ein eigentlicher Pflichtenkonflikt entstanden. In Wirklichkeit aber liegt eine furchtbare Gefahr vor, wenn die hervorragendsten Beamten des Reiches und der Länder die Kenntnisse, die sie als Beauftragte der Allgemeinheit erworben haben, pflichtgemäß für Sonderinteressen verwenden, nachdem sie in deren Dienste getreten sind. Und diese Gefahr wird riesengroß, wenn gerade die strebsamsten Kräfte des Beamten-tums beim Eintritt in den Staatsdienst schon an den Übertritt in die Privatindustrie denken. Denn sie können dann in dem Kampf mit den Interessenten, der noch für lange Zeit Hauptaufgabe der deutschen Regierung sein wird, nicht mit der Rücksichtslosigkeit auftreten, die das Wohl der Gesamtheit verlangt.

In der Vergangenheit waren die Beamten vielfach mit den Mächtigen verschwistert oder verschwägert. Das hat manche Nachteile gehabt. Aber weil sie das Bewußtsein hatten, daß sie zur herrschenden Klasse gehörten, so konnten sie sich gesellschaftlich nicht mehr verbessern; sie hatten daher vielfach einen starren Nacken. Heute streben sie danach, in die neuen herrschenden Schichten aufgenommen zu werden. Die natürliche Anlehnung, die sie in ihrer Stellung brauchen, müssen sie außerhalb ihrer eigentlichen Kreise erreichen. Die Privatindustrie schützt sich durch scharfe Konkurrenzklauseln gegen den Übertritt führender Angestellten zu gegnerischen Fabriken. Der Staat ist schutzlos.

4

Der Staat ist vor allen Dingen aber auch deshalb schutzlos, weil heute eine breite Schicht wirtschaftlich Uninteressierter überhaupt nicht mehr vorhanden ist. Ohne freie Persönlichkeiten ist ein politisches Leben nicht denkbar. Freie Persönlichkeiten aber können sich nicht entwickeln, wenn nicht eine unabhängige Schicht vorhanden ist, aus der sie stammen.

Man verlästert in Deutschland den Berufsparlamentarier. Man sollte im Gegenteil versuchen, ihn mit allen Kräften groß zu ziehen. Ein Berufsparlamentarier im besten Sinne des Wortes ist ein Mann, der ausschließlich der politischen Tätigkeit lebt, aber nicht von ihr lebt. Der unabhängige Berufsparlamentarier ist heute so wichtig, wie früher der unabhängige Berufsbeamte war.

Deutschland krankt am Verbandsparlamentarier. Die großen Interessengruppen setzen ihre Verbandssekretäre in das Parlament und lassen von ihnen die Verbandsgeschäfte an den Stellen besorgen, wo die nationalen Angelegenheiten erledigt werden sollten. Es ist in Deutschland heute alles wirtschaftlich organisiert. Die Wirtschaft ist nicht nur unser Schicksal; sie droht manchmal unser Verhängnis zu werden. Wenn es in Deutschland Korruption gibt, so ist das nicht deswegen der Fall, weil Demokratie und Korruption oder Parlamentarismus und Korruption einander bedingen, sondern weil eine Politik, die ausschließlich aufs Geschäftemachen eingestellt ist, mit Provisionen und Vergünstigungen zu arbeiten gewohnt ist.

Es wird nicht leicht sein, diese Korruption zu beseitigen. Man kann gewiß manche gesetzliche Maßnahmen treffen. Eine Verkleinerung der Wahlkreise würde den Einfluß der Geldgeber in den Parteien vermindern. Sie würde gleichzeitig den ständischen Charakter etwas zurückdrängen, den das proportionale System in sich trägt. Man könnte erwägen, ob ein Verbandssekretär, dessen Kosten von seinem Verbands getragen werden, der dabei nicht einmal wie ein Gewerkschaftssekretär zu der Gruppe der Vertretenen gehört, sondern nichts anderes ist als ein besoldeter Anwalt, überhaupt wählbar sein kann. Man könnte sehr wohl erörtern, ob nicht, wie zum Beispiel in England, die Kosten der Wahl gesetzlich beschränkt werden, und ob nicht, wie in Amerika, öffentliche Rechnungslegung der Wahlfonds gesetzlich festgelegt werden sollte. Man sollte vor allem verbieten, daß Aktiengesellschaften oder Industrieverbände bestimmten Parteien Zuwendungen machen. Es ist ein Skandal, wenn die Dividende der Aktien eines deutschnationalen Grundbesitzers verkürzt

wird, um einem demokratischen Kandidaten einen Wahlsitz zu kaufen. Und der Skandal wird nur noch größer, wenn die Wahlgelder, die ein Interessenverband aufbringt, nach bestimmtem Schlüssel unter die verschiedenen politischen Parteien verteilt werden. Erwerbsgesellschaften und Verbände, die juristische Persönlichkeiten sind, haben festumschriebene Zwecke im Erwerbsleben; sie können aber keine politische Meinung haben. Den einzelnen Aktionären oder den Direktoren mag es unbenommen bleiben, die größten Opfer zu bringen für ihre politische Überzeugung. Es ist aber ein Unfug sondergleichen, wenn der Vorstand einer Erwerbsgesellschaft das Einkommen derjenigen, die ganz andere politische Ziele verfolgen, als er selbst, zur Unterstützung der eigenen Politik verwendet, dafür aber keine persönlichen Opfer bringt. Derartige rein rechtliche Bestimmungen werden allein nicht viel helfen. Man sollte aber einen Anfang machen und dabei auch die Frage überlegen, wieweit sich Geschäft und Politik darin vertragen, daß Abgeordnete Mitglieder eines Aufsichtsrates werden. Man kann in diesen Dingen nicht streng genug sein. Es handelt sich aber nicht um die Klein-Korruption, sondern um die Korruption als Klassen- und Massenerscheinung.

Erfolg werden diese Bemühungen nur haben, wenn zwei Fragen gelöst sind: Es muß in Deutschland wieder eine Schicht entstehen, die genügend eigenes Vermögen hat, um unabhängig zu sein. Auf dem Lande ist sie vielfach noch vorhanden. Werden diese ländlichen Kreise lernen, im neuen Deutschland durch ihre Unabhängigkeit für das Allgemeinwohl zu wirken, statt für Sonderinteressen einzutreten? In der Stadt müßte sie neu geschaffen werden. Zu diesem Zweck ist eine Finanz- und Handelspolitik nötig, die bewußt den Ideen zuwiderläuft, die die Bureaucratie mit ihrer mangelnden theoretischen Bildung von den Interessenten gelernt hat: es kommt in Deutschland vor allem darauf an, Kapital in den mittleren Schichten zu bilden. Ist das einmal vorhanden, so steht es (über die Banken) auch den Großen zur Verfügung; allerdings müssen sie Zins dafür zahlen. Die Großen wollen es aber auf Kosten der Konsumenten oder der Arbeiter oder auf Kosten von beiden bilden, indem sie Löhne herabsetzen und Preise erhöhen. Das ist ökonomisch töricht, weil es die Leistungskraft vermindert, den Absatz einschränkt und damit schließlich auch die Produktionskosten erhöht. Es ist insbesondere aber auch sozial töricht, denn die Anwesenheit einer unabhängigen Mittelschicht, die öffentliche Interessen vertritt, ist viel wichtiger als die Entwicklung von Riesen-

unternehmungen, die aus den Überschüssen, die sie der Allgemeinheit abgenommen haben, die öffentliche Meinung korrumpiert.

Das zweite ist eine ernsthafte Läuterung der öffentlichen Meinung. Es geht nicht an, sich darüber zu entrüsten, daß ein Politiker eine Liebesgabe von einem ausländischen Parteigenossen bekommen hat, während man es als anständig betrachtet, daß besoldete Verbandssekretäre und unmittelbar beteiligte Unternehmer durch Schutzzollpolitik, durch Steuerpolitik und durch Monopolpolitik sich selbst und den Ihren auf Kosten der Steuerzahler Liebesgaben bewilligen. Die öffentliche Meinung in Deutschland muß Korruptionsfragen gegenüber sehr viel empfindlicher werden als sie heute ist. Sie muß aber den Quellen der Korruption nachgehen, damit sie verstopft werden können.

Unsere Wirtschaftsordnung ist einstweilen privatkapitalistisch, nicht sozialistisch. Der Kapitalismus beruht auf dem Privateigentum und der Heiligkeit der Verträge. Die Inflation hat diese beiden Pfeiler erschüttert. Die Aneignung fremden Eigentums ist nicht nur vom Staate, sondern insbesondere auch von mächtigen Interessen in schamloser Weise getätigt worden. Vom Standpunkt des Staates aus mag dies als Vermögenskonfiskation betrachtet werden, zu der der Staat im Notfall berechtigt sein mag. Er ist aber nicht berechtigt, dieses Konfiskationsrecht Privaten zu übertragen und es durch eine Aufwertungsverordnung gesetzlich zu sichern.

Die Bureaukratie, die die Aufwertungsgesetzgebung gemacht hat, sind die gleichen Leute, die die Ruhr-Entschädigung hinter dem Rücken des Reichstags ausgezahlt haben. Sie haben bis heute nicht begriffen, daß sie unter dem Drucke von Interessenten die Grundlage von Treu und Glauben erschüttert haben. Es ist ungerecht und verwerflich, einen Schuldner zu einer Zahlung zu zwingen, die seine Kräfte übersteigt. Es bedeutet einen Stoß ins Herz der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, wenn zahlungsfähige Schuldner aus Unternehmungen Tantiemen beziehen und Dividenden verteilen können, die nicht imstande sind, den Schuldner zu befriedigen. Ein Schuldenerlaß ist nur dann sozial beruhigend, wenn er durch gemeinsame Vereinbarung der Beteiligten, nicht durch einseitige Willenserklärung zustande kommt.

Wie die Atmosphäre persönlicher Unsicherheit in der Welt immer wieder bewaffnete Selbsthilfe auslöst, so wird die Empfindung, daß der Staat wirtschaftliches Unrecht begeht, immer wieder zur Korruption führen. Solange die Massen fühlen, daß gegen sie im Großen gesündigt wird, wird man die kleine Sünde nicht ausrotten können. Die schlimmste

Korruption ist nicht die Einzelkorruption, es ist die Klassenkorruption, die unpersönlich, sozusagen versachlicht, mit dem Strafgesetzbuch überhaupt nicht in Berührung kommt. Sie wird nicht aufhören, ehe nicht die öffentliche Meinung sich gegen sie empört. Sie ist keine Frucht der Demokratie, sie droht die Demokratie unmöglich zu machen.

SPITZBÖGEN

Novelle von

ANNETTE KOLB.

Es gibt Leute, die mit Recht oder Unrecht im Rufe stehen, daß sie Unglück bringen. So war Offenbach als „Brandstifter“ berühmt, und sein Verweilen in einem Hause galt als Signal für eine Feuersbrunst.

Daß aber auch Städte sich dem einzelnen feindselig erweisen können, dürften die wenigsten noch erfahren oder bemerkt haben. Nun, mein Jettadore war Florenz. In was für Klemmen ich dort geriet, was für Schlingen dort jedesmal für mich bereit lagen, spottet jeglicher Erfindung. Ach und überhaupt — Italien! — Wer vermöchte es nicht zu lieben? — Aber die Ebene von Mailand, aber die seelische Kälte der italienischen Mietswohnungen, ihre tiefe Ungemütlichkeit und rudimentäre Öde, aber gewisse Häuser der Armen, die uns mit ihren hohl-äugigen Fenstern wie Pestkranke ansehen!

Und dann schneiden so manche italienische Landschaften ins Herz. Fiesole zum Beispiel, mit seinem verklärten Ausblick — so holdselig, aber so abgeschieden, so vorbei! — Beklommenen Herzens blickte ich eines Morgens auf diese laue, in ihrer durchsichtigen Bläue zärtlich bertückende Natur, und stärker noch empfand ich unter dem wolkenlosen Himmel die stille Schärfe der Zypressen. Gewiß, es ist ein schönes Land! aber schön ist auch der Anblick des unter der Fülle von Blumen fast verschwindenden Sarges, daß kaum ein Beschlag, kaum eine Kante desselben sichtbar wird. — So trauerte dort mein Auge und sehnte sich von diesem Bilde fort. Und nur mehr die Straße hinabsehend, fing ich plötzlich an zu laufen; — und ich lief, als gälte es dieser Gegend wie einem Gewölbe zu entfliehen, und nicht zu rasten, als bis ich wieder zu unseren Flüssen und Brücken,

unseren lebendigen Wäldern gelangte. Denn Leopardis Seele war mir auf jenem Hügel aufgegangen. Ja, solche Klagen mußten sich ihr entringen, ein so herbes Echo mußte dies blühende, von Glanz und Duft umwobene Land erwecken, das in seiner stillen Morbidezza zwischen dem Hades und der Erde eingeschoben scheint. Die Einflüsse der Landschaft sind es ja sicherlich, mehr noch als die des Klimas, die gleichsam spiegelnd die Linien unserer Sinnesart und unseres geistigen Umkreises ziehen. So verhält sich Leopardis Pessimismus zu dem seines Zeitgenossen Schopenhauer, wie der untröstliche Zypressenhain zum tiefen Tannenwald, aus dessen Dürsterkeit wir Stärkung noch und Hoffnung schöpfen.

Ich bitte indes nicht zu vergessen, daß ich den Berg hinunter laufe. So mag es hingehen, daß ich so weit von meinem Thema abgekommen bin. Denn ich wollte meine Florentiner Mißgeschicke erzählen. Aber eine so radikale Sprunghaftigkeit kann mit einer sehr bestimmten Einheitlichkeit des Gedankens zusammenhängen; — ich meine, es käme auf eine Probe an.

Oder dürfen wir einen Gedanken nennen, was mehr wie ein Verdacht, wie eine Hoffnung in uns schlummert? An manch schönen, wertvollen Dingen mag einer vortübergehen, da vernimmt er, was ihm eine Botschaft bedeutet, und gierig greift er es auf.

Immer noch laufe ich indes meinen italienischen Berg hinab. San Domenico liegt schon hinter mir. Ich komme jetzt nach San Gervasio und bin dann gleich in Florenz. Somit wäre die Einheit des Ortes wieder hergestellt und ich könnte von neuem beginnen.

Erstes Kapitel

Nein, noch nicht. Wir müssen vorher noch einmal abzweigen. Es gibt kaum eine Stadt, die einen so weiten Umkreis zieht. Wenn einer viele Stunden ginge, vom frühen Morgen bis in den Abend hinein, immer wäre es noch das holdselige Florenz. Villen, die von fernen Hügeln herunterschauen, zwischen Abhängen versteckte Weiler, sie nennen sich noch Florenz. Wo die Straße zweimal einen runden Kreis beschreibt, und Pinien einen zackigen Bau, halb Schlößchen, halb Klausen schirmen, dort habe ich bei einer Hexe gewohnt.

Wie? —

Aber warum nicht? Man sieht doch jetzt Geister erscheinen, materialisierte Hände in der Luft entstehen, Blumen oder Reiterstiefel aus dem Nichts in die Welt hineinwerfen. Was sollte da

eine Hexe so Wunderliches sein? Wie oft sah ich nachts zum Fenster hinaus, ob sie nicht durch den Schornstein fuhr. Nicht mager, sondern ein Gerippe, war ihre Brust eine Höhle, ihre Achseln eine Gruft. Sie hatte mich im Norden eingefangen, und waghalsig, wie man in früher Jugend ist, war ich ihr gefolgt. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, ein Buch über Musik zu schreiben, und brauchte jemanden, der ihr abends all die Dinge vorspielte, welche sie dann morgens, gleich nach dem Frühstück, schnell in Literatur umsetzte. Es war ihre Art, musikalisch zu sein. Nun stand mein Talent zum Abspielen zu meiner lückenhaften Schulung ganz außer Verhältnis. Dies war just, was sie suchte. Unser Pakt war also folgender: ich sollte nur für meine Reise aufkommen, ihr vierzehn Tage lang allabendlich vorspielen; dafür bei ihr wohnen und Florenz sehen können. Dieser Punkt wurde auch ganz geschäftsmäßig auf ihr Konto gesetzt. Zwar, wie sollte man es anstellen, in Florenz Florenz nicht sehen zu können, aber ich willigte ein. *Florence vaut bien une sorcière*, dachte ich. So fuhr ich hin.

Aber leider lebte sie gar nicht in Florenz, sondern von der Piazza del Duomo bis zu ihrer Mulde, die ganz ohne Verbindung lag und zu der keine Straßenbahn, kein Geleise führte, hatte man geschlagene zwei Stunden zu gehen. Nun herrschte sie allerdings über einen verhexten Schimmel und ein Gefährt, das sie stets selbst kutschierte, aber Pferd und Wagen standen nicht im Kontrakt, und sie bot mir niemals an, mit ihr zu fahren.

Zweites Kapitel

Geist besaß sie ganz entschieden, aber die englische Spinster neigt ohnedies zur Verdünnung und nie war eine so unbarmherzig unter die Räder geraten, an keiner hatte sich die klassische Drohung, von der uns Plato berichtet, so drastisch erfüllt, wie an der Hexe des florentinischen Tales. Denn nicht nur, heißt es, hätten uns die Götter der-einst gespalten, daß wir, statt über vier Beine und vier Arme zu verfügen, auf die Hälfte unseres ursprünglichen Seins angewiesen wurden, sondern es könne wohl geschehen, daß die also beraubte und reduzierte Kreatur nicht mehr aus Übermut zwar, aber aus Mangel und Sehnsucht heraus sich zum Schöpfer erhebe und von neuem die Götter reize. Und diese in ihrem Zorn würden sie zum zweiten Male spalten, daß sie, zur Profilgestalt geschwunden und nach Art der Zikaden dahinhüpfend, ihr dürftiges Dasein verlebe.

Am frühen Nachmittag lenkte sie — die phantasielosen Fingerknöchel um den Knauf der Peitsche gekrallt — ihr leeres Gefährt nach der Stadt, und die unleibhafte Figur mit der schiefen, gewölbten Schulter, dem scheinbar nur profilierten Kopf, ragte gar spukhaft über das arme Pferd, das alsbald mit unheimlicher Willenlosigkeit, ja wie entsetzt, zum Tore hinauslief. Ich folgte zu Fuß den Weg hinab, den sie voranzog, und ihr nachsehend war ich es zufrieden, daß sie mich nicht einlud, so wenig lockte ihre Nähe. Aber das gealterte Jahr kehrte schon seine bleichsten müdesten Tage ans Licht, und die Dunkelheit überraschte mich oft mitten auf der Straße, die sich in glatten Schleifen so lange hinzog. Sie war einsam genug. Die wenigen verstreuten Bauernhäuser kehrten ihre Fenster scheu der Bergwand zu und tauchten unter, bis es wieder tagte. Aber die dunkle Leere, der frische Abendwind, die Einsamkeit dieses Tales war so hold; ich dachte an unsere nordischen Berge; wie schroff und finster sie sich des Nachts wider den Wanderer zusammenschlossen! Wie beschwichtigend dagegen umschatteten sie ihn hier! Es lag etwas Schweifendes, weit Umfassendes in der florentinischen Nacht, das bei Tag verflachte; etwas so Beseeltes, daß es wie kleine Flügel an meinen Sohlen hing. Oder war es die Freude, im Dunkeln die Gegend zu durchstreifen, und die Welt so ganz allein für sich zu haben, niemanden, der sie mit einem teilte, noch durch seine Begleitung störte? Es war so neu! Aber die Hexe hatte mir verraten, wie sicher die Wege hier seien, und mir von der engelsgleichen Bevölkerung, die hier lebte, erzählt. Vielleicht hätte ich mich auf einer deutschen Landstraße im Finstern gefürchtet. Wer weiß? ich hatte es nie erprobt. Es war mir nie gestattet gewesen. Hier aber fühlte man sich so ungefährdet. Merkwürdig, wie man das fühlt, dachte ich. Denn nichts lassen sich sehr junge Menschen schneller suggerieren, als den Glauben an die Ungefährlichkeit aller Dinge: ja in ihrer bereitwilligen Unerschrockenheit liegt etwas, das sie sozusagen an den Rand der Welt hinaus verweist, als gehörten sie infolge ihrer Unerschrockenheit nicht recht in sie hinein.

So kehrte ich jetzt nie mehr vor Abend zurück. Um die Teezeit hatte die Hexe nicht selten Besuch. Doch als ich da anfangs erschien, hungernd nach anderen Gesichtern, verhehlte sie mir nicht, daß sie meine Gegenwart verwünschte. Die Leute, die mich hier trafen, schienen überrascht, zeigten mir aber ein Entgegenkommen und ein Interesse, das vielleicht auch Neugierde war. Auch mochte der Kon-

trast so großer Jugend sie rühren. Einmal war die schöne Frau Coroughdeen gekommen, die mich zu sich lud, als wüßte sie schon von mir. Aber ich wagte nicht sie aufzusuchen, denn die Hexe gab mir zu verstehen, diese Einladung sei nur aus Höflichkeit für sie selber gemeint. So machte ich mich jetzt schon früh auf den Weg, um ihren Anblick zu fliehen und kam erst am späten Nachmittag zurück. Ihr Speisesaal hatte vier Fenster, und im Tageslicht von allen Seiten unerbittlich beleuchtet, war sie entsetzlich. Da zog ihre Häßlichkeit einen so ausgreifenden Bannkreis. Ach! wie trugen sich ihre trostlosen Umrisse über Treppen und Gänge ein und waren vom Garten unzertrennlich. Nein; es half nichts bei Tage von ihr weg zu sehen. Man gab es auf, legte die Gabel hin und faßte sie ins Auge, da es doch kein Entrinnen gab. Abends hatte man doch die dunklen Wände und den Kerzenschein, in dem man — von ihr weg — entgeistert starren konnte, während man mit ihr sprach. Ja sie liebte das. Ich war noch viel zu harten Herzens um zu würdigen, wie bitter sie selbst ihre Häßlichkeit empfand. Die Eisfelder von Labrador wehten keine wehere Kälte aus wie diese ungeliebte Kreatur, und ich war zu leichtsinnig um zu bedenken, wie sehr ich sie durch meine Abneigung reizte.

Meinen eingegangenen Verpflichtungen kam ich übrigens sehr gewissenhaft nach, und spielte ihr allabendlich auf einem erträglichen Flügel, solange sie nur wollte. Ich tat es mit Vergnügen, wenn auch denkbar dilettantisch und zerstreut. Ein richtiger Musiker hätte mich vor Ungeduld geschüttelt. Die Hexe aber merkte nichts und ich frönte ihr gegenüber jenem Hochmut, den sich der Deutsche in Dingen der Musik gestattet. Damals trug ich mich allen Ernstes mit der wilden Idee, dereinst als geniale Dirigentin die Welt an der Spitze eines Orchesters zu überraschen. Zwar bereitete ich mich auf diesen glorreichen Moment nicht anders vor, als daß ich, auf jenes imaginäre Talent mich berufend, das Klavier geringschätzte! Dafür malte ich mir immer wieder und mit besonderem Feuer aus, wie ich eines Tages das Publikum in atemlosem Banne halten und mein Orchester zu fliegend stürmischen, trommelnden Taten hinreißen würde. Je weniger die Wirklichkeit mich befriedigte, je mehr Zeit verlor ich mit solch nichtigen Träumen.

Eines Abends auf dem Heimweg phantasierte ich wieder so lebhaft über dieses Thema, daß ich unwillkürlich den Arm ausstreckte, als hielte er schon den Stab über das Heer der Musiker geschwungen.

Ich ergoß Ströme tönenden Goldes in eine vor Schweigen knisternde Luft, beschwingte sie, blies sie bis zur Trunkenheit an. So etwas hatte noch kein Publikum erlebt. Es fehlte nicht viel, daß es vor Entzücken anfang zu tanzen. Einige begannen heimlich zu fliegen. Als ich den Taktstock hinlegte, entstand ein unheimliches Geheul der Begeisterung. Man stürmte das Podium. Ich sah, ich hörte noch den Jubel der entfesselten Scharen, aber ich konnte nicht mehr zur Wirklichkeit zurück. Plötzlich sah man mich schwanken. Ich brach zusammen. Ich war tot.

Ein kalter Wind, der vom Apennin herüberblies, riß mich aus dem imaginären Konzertsaal ins Freie und zur Ernüchterung zurück. Ich stolperte mit staubigen Füßen über ein paar Steine: und ich war müde. Zur Erholung überdachte ich nun, wie gut ich es tags zuvor der Hexe herausgegeben hatte, als sie mich auszuholen suchte für ihr albernes Buch. Was schöner sei: eine Symphonie oder ein Quartett, hatte die gelehrte Heuschrecke mich gefragt; und ich war stolz-ärgerlich um den Flügel herumgegangen. Was schöner sei: ein Porträt oder eine Landschaft, hatte ich sie zur Antwort schnippisch gefragt und alsbald wieder zu spielen angefangen, zum Zeichen, daß ich nicht zu diskutieren wünschte. Denn, hatte sie keinen Platz für mich in ihrem leeren Wagen, so gedachte auch ich kein übriges zu tun. Wie sie mich haßte! Aber noch zwölf Tage . . . Inmitten der dunkelnden Leere wurden da in der Ferne Schritte vernehmbar. Sie belebten irgendwie diese weite Stille. So war man doch nicht ganz allein. — Ja noch zwölf Tage und die drei Wochen waren vorüber und unser Pakt gelöst. Welches Glück! Wie bezaubernd war doch das Leben! Und Hoffnungen und Illusionen beflügelten meinen Gang.

Der Takt der fernen Schritte wurde deutlicher, und unwillkürlich ging ich auch ein wenig strammer. Man aß sehr pünktlich zu Abend bei der Hexe. Sie warf sich dann stets in ein schwarzes Damastkleid von sehr gesuchtem Schnitt und über ihre ungleichmäßige Rückenlinie ergoß eine Watteaufalte ihren Schwall. Umsonst. — Sie hing ihr wie das gewölbte Wappen eines stylisierten Drachen an. Und was half sie mit einer Krause dem kranken Oval des Gesichtes auf? es glich doch höchstens einem gesottenen, halb ausgelaufenem Ei.

Klapp, trapp, klangen die Schritte jetzt heller zu mir her. Konnten sie sich denn so schnell genähert haben? Es war wohl der Wind, der sie herübertrug, wie den Schrei der Lokomotive, der so unterschiedlich,

bald so nahe, bald weit weg zu uns Kindern heftüberdrang, während jenes Sommers im Gebirge, als wir dicht vor unseren Fenstern die Eisenbahn achtmal des Tages in ein Tunnel eindringen sahen, und nie müde wurden ihr aufzupassen und auf den grausigen kurzen Pfiff zu warten, mit dem sie sich jedesmal in die schwarze Wölbung einließ. Es war so lustig gewesen, und der Pfiff klang oft so anders — oft kläglich wie ein Hilfeschrei, je nachdem die Luft ihn trug, wie jene Schritte her, wie die meinigen hin. Die meinigen? — O Gott! an welcher Sturmglocke riß dieser Gedanke so jäh, welcher Aufruhr erhob sich in meinem Innern — so neu — nur Bilder können es sagen — wie ein Orkan, der Staub und Blätter dahinfegt, so wirbelte er die sorglose Leere meines Innern auf, und kehrte ein ganz anderes Ich hervor, das ich selbst nicht kannte . . . denn aus welch verborgener Zelle, o Gott! stammten die Requisiten des argwöhnischen, uralten und wissenden Weibes, dem tausend Augen im Kopfe saßen als wie einem Tier, und in dem nichts lebendig war, und nichts vorhanden und nichts entfacht, als eine wütende und namenlose Furcht, dessen Sein sich nur mehr auf den Takt jener Schritte bezog, und dessen sonstige Identität erlosch. Nur eine Minute vielleicht und die Schritte würden mich überholen; dennoch stand ich still, denn die Unhörbarkeit der meinigen war das einzig Gebotene, nichts anders tat not auf dem Höllenspfad, auf den ich mich mit einem Male gewiesen sah — fort von der blumigen Au jugendlicher Weltunkenntnis. So stand ich still. Aber brannten da meine Augen wie Scheinwerfer in ihren Höhlen, daß sie Dinge beleuchteten, welche das Dunkel begrub: unkenntliche Holzplatten jenseits der Straße, zu einem Viereck umrissen, — aufgeschüttetes Laub, fast eine Hütte. Schnell wie eine Kugel flog ich da über den schmalen Graben zu ihr hin, und dort zu Boden gestürzt, sah ich aufblickend zum ersten Male, ja wie zum ersten Male, einen mondlosen Himmel, der die Erde in seinem Schoße zu halten schien, und sah diese Erde als leichten Ball um ihre eigene Achse im Weltall fliegen. Doch nur einen schwindelnden Augenblick lang durfte das Bewußtsein rasten, und zugleich mit ihm setzte ein Innehalten meines Herzens ein, daß es still und schwer wie eine zersprungene Glocke in mir lastete. Denn alles hatte ja ausgesetzt, und es gab für mich nichts mehr als diesen Himmel über mir und die hastig schlürfenden Schritte, die jetzt inne hielten, als horche hier einer, wo denn die meinigen blieben; — vorüber alles andere, alle Ketten gelöst, die mich in diese Welt eingliederten, und alle Abkunft von mir

genommen. Nur mein Ich, oder ich weiß nicht welch losgelöster Bestandteil meines Ichs, schoß da wie eine Schlange zum Himmel auf; und er schien mir mit einem Male wie beengt von all den Sternen, die so neugierig, fast böse aus seinen Tiefen stachen. Wie ließe sich's beschreiben, daß hier ein Körnchen Staub, ein Atom, der einen Moment lang zu einem Schein von Leben sich entfachen durfte und wie ein armseliger Leuchtkäfer an 'den faulen Balken dieser Hütte hing, die Folgeschwere eigener Geschehnisse an diesem unendlichen, still kreisenden Himmel zu messen wagte, als hingen sie mit seiner Ordnung irgendwie zusammen? Denn nicht anders forderte ich ihn da heraus, hielt ich ihm vor, daß seine rätselhaften Sterne nicht aus ihrer Bahn geschleudert, nicht als wilde Fackeln der göttlichen und unbegreiflichen Harmonie zum Chaos entbrennen durften — und hielt eiserne Arme emporgerichtet, nicht etwa flehend, sondern mit jener Intensität ohnegleichen, die einer Beschwörungsformel die hinreißende Kraft verleiht. Aber sie entranen sich einem totenstillen Herzen, dessen Last nicht länger auszuhalten war, und zugleich schienen die Schritte, von welchen mich keine Entfernung, nur noch die Finsternis trennte, die Luft bis ans Ende der Erde mit ihrem Gedröhn zu erfüllen. —

Und wie diese Schritte inmitten der Stille zuerst entstanden, und dann vernehmbarer geworden und sich genähert — wie sie innegehalten und dann sich beschleunigt hatten, so fingen sie jetzt an vorüber zu gehen, so entfernten sie sich, so verhallten sie jetzt — so trug sie der Wind noch einmal deutlicher her.

Ich sah mich verwundert um wie mitten am Tage. Schon begriff ich das ganze dramatische Aufgebot nicht mehr recht, mit welcher mich die Angst so wild und unvermittelt gegen diese Hütte geschleudert hatte, noch die elementare Wucht, mit der sie wie ein Wagnersches Orchester einsetzend ein Zaubergestrüpp um mich zog, das zugleich mit ihm so spurlos entschwand. Ja ich schüttelte den Gedanken daran ab, und wollte im Augenblick den ganzen Vorgang fiktiv eingebildet erachten, so stark war die Reaktion. Über den Graben zurückspringend, ging ich wieder meinen einsamen Weg. Schon rauschte mir jetzt das Fließchen zwischen den Bäumen beschwichtigend entgegen, und von der Anhöhe herab grüßten die ersten Lichter der kleinen Ortschaft.

Drittes Kapitel

Der Vorgang wurde erst wieder real, als ich etwas später wie allabendlich am Flügel saß. Die Hexe hatte ein Konzert von Mozart auf das Pult gelegt und hörte stirnrunzelnd, mit drangsaliert, angestrengter Miene zu. Über die Noten hin sah ich sie nach einer Weile einen kühn gespitzten Bleistift hervorziehen, um ihre grauen, abenteuerlichen Hirngespinnste über den liebenswürdigsten Genius zu vermerken. Es war grotesk, zu abstoßend jedoch, um komisch zu sein, zu weit weg von aller Heiterkeit. Das Zimmer lag zu ebener Erde und mit einem Male rauschte ein schwerer Regen darnieder. Konnte es sein, daß man sich hier auf demselben Planeten befand, in dem ein Wien und ein Salzburg stand? Und nicht einmal fern! Zurück über die Alpen nach Rosenheim oder man stieg in Franzensfeste um und fuhr durchs Pustertal hin . . .

Ich war durch die ausgestandenen Emotionen noch so stark in Schwingung begriffen, daß sich da mein geistiges Auge unversehens schärfen durfte. Es sah, erfaßte, erriet, möchte ich fast sagen, zum ersten Male Mozart als Phänomen, seine Gestalt im Raum, Geste und Wesen, alles in der Bewegung und im Relief, aber mitten in der Luftschicht damaliger Zeit und alles mit der Gewalt und Plötzlichkeit des Erdstoßes. Es war ein Divinieren, dessen tiefe Schauer mich von allem Nichtigen und aller Unaufmerksamkeit befreiten. Jeder Takt offenbarte sich mir neu, ich drang verwundert wie zwischen Säulen in mystische Hallen vor, oft betretene, die ich doch gar nicht kannte, hinein in eine Welt, in der das Unsichtbare Form und Farbe gewann, und die in ihrer Entrücktheit so leugbar und doch so vorhanden, oh so viel vorhandener war als die Stunde, die gerade schlug!

Die Hexe merkte keinen Unterschied in meinem Spiel. Sie hatte schon viele Seiten vollgekritzelt; im Kamin zerfielen die verglühten Scheite und die Kerzen waren herabgebrannt. Plötzlich hob sich da auch die Flamme der auf dem Weg ausgestandenen Furcht. Der schon angezweifelte, schon fast verworfene Vorgang motivierte sich, wurde ernst und majestätisch, wie der gestirnte Himmel, unter dem er sich begab.

„Denken Sie, ich habe mich heute auf dem Heimweg gefürchtet,“ sagte ich, als ich den Flügel schloß. Sie hob ihren kleinen Drachenkopf und sah mich teilnahmslos an. Man konnte sich nicht vergegenwärtigen, daß sie jemals ein Kind oder jung gewesen war, noch Vater und Mutter besessen hatte; der Eindruck war vielmehr,

als sei sie in dies Leben irgendwie nach Drachenart hereingespien, nicht geboren worden. Der Blick, den sie mir zuwarf, schüchternete mich ein. „Es war gewiß töricht,“ sagte ich. „Allerdings,“ erwiderte sie kalt. Sie mußte es wissen; lebte sie doch seit vielen Jahren in dieser Gegend und war mit ihr verwachsen. Italien, die Renaissance waren für sie das letzte Wort — Toskana und seine Hügel die Endstation der Schöpfung. Sie gebärdete sich selbst so gut es ging als Italienerin; nannte ihre Dienstboten, die sie mächtig zu fürchten schienen, Cara, den Gärtner Caro, aß, lebte, wohnte à l'italienne, plagte ihr Pferd und litt keinen Hund.

„Es ist spät,“ sagte sie.

Wir traten zusammen auf den Vorplatz. Hier blies die Zugluft von allen Seiten durch die lockeren Flügel der Haustüre herein. Der Regen prasselte auf das Dach und die Steinfliesen zeigten schon feuchte Stellen. Ich stieg müde und schweigsam die Treppe hinter der Hexe hinauf und schützte meine flackernde Kerze.

„Ich traf heute in den Uffizien Frau Coroughdeen,“ sagte ich; „sie fragte mich, warum ich denn nicht zu ihr kommen wollte.“

„Oh!“

Das ärgert sie! dachte ich froh.

Aber so leicht zog sie den kürzeren nicht.

„Mary Coroughdeen ist eine schöne, eine sehr schöne Frau,“ entschied sie mit schaler Unparteilichkeit und einem literatenhaften Unterton. „Sie ist sehr umringt, und interessiert sich nicht für junge Mädchen.“

„Ja aber sie war es doch . . .“

„Es ist natürlich,“ unterbrach sie mich, während ihre Halskrause ins Beben geriet, „daß sie Ihnen freundlich begegnete, da Sie unter meinem Dache sind.“

Wir standen uns jetzt vor meiner Türe gegenüber. Sie hielt ihre unbewimperten und schattenlosen Augen auf mich gerichtet, und wie immer fingen sich ihre Worte in ihren langen, kränklichen Vorderzähnen.

„Hat Mrs. Coroughdeen einen Tag mit Ihnen ausgemacht?“

„Nein“, gestand ich.

„Nein! — in der Tat“ — und ihre Krause rührte sich nicht mehr. — „Es steht ganz bei Ihnen auf eine so unformulierte Einladung hin die Dame mit Ihrem Besuch zu überraschen. Ich möchte Sie um so weniger daran hindern, als ich diejenige bin, welche für Ihre faux

pas, — oder eventuellen Zudringlichkeiten — allein verantwortlich gemacht würde. Denn Sie selbst sind noch zu jung!“

Zornig errötend wollte ich etwas entgegnen, aber so schnell bog sie da in den Gang ein, der zu ihren Zimmern führte, daß ich nur mehr die Watteaufalte sah, die sich über den unsicheren gespenstischen Rücken wölbte.

Viertes Kapitel

Am nächsten Morgen war der Himmel so rein und licht, nach allen Richtungen sah man nur seine sonnige Bläue, als könne er sich gar keiner Stürme entsinnen, als schiene er über eine ungetrübte und unsterbliche Welt, und als seien alle ihre Grausamkeiten, ihre Morde und ihre Schiffbrüche und ihre zerrissenen Herzen ephemere; so tilgte er sie; so stellte er leuchtend alles wieder her. Ich bin der Himmel, ich bin blau! lachte, tröstete er.

Doch ich ging traurig meine Florentinische Straße, die in weiten Schleifen und so einsam den Hügeln entlang zog. Mir galt sie nichts, diese Sonne. Den Gram der Jugend lindert sie nicht. Unter ihren Lockungen verschärft er sich nur, und richtet sich heftiger auf.

Wo nur hatte ich den Mut genommen erwartungsvoll zu bleiben? Wie war es meiner Freundin Amaranth von Binnenlöhr gegangen, der zum Glück Berufenen? Aber vielleicht war es so, daß die Menschen wie die Monate des Jahres gewissen Jahreszeiten unterstehen? Wie auch die jüngsten Bäume sich im Herbst entlauben müssen, so hatte sich der frostige Tod über meine Freundin Amaranth geworfen und ihrer langen Wimpern nicht geachtet, sondern sie hingemäht wie einen Greis. Nie war ein Verdacht, eine Witterung in uns gewesen, sie könnte eine Gezeichnete sein. Dies war der Fehler. Denn wie Metalle den Blitz anziehen, so streben die Begebenheiten einzuschlagen, wo kein Argwohn entgegenwirkt . . . So war Amaranths Roman unermüdlich ausgesponnen worden, und nicht einen von uns hatten je diese knospenden Augen, diese frischen Zähne, diese schimmernde Haut an die Möglichkeit ihres nahen Todes gemahnt.

Hatte ich ihn schon vergessen? — sie war dahin, aber meine Wünsche und Hoffnungen tangierte dies nicht, und für mich beanspruchte ich nach wie vor das Glück. Ja, für mich sollte es einherrschen und überfließen, war auch Amaranth dahin.

Glaubte ich dies wirklich? Ach nein! — Nicht der Vision des durchsichtigen Baches, noch des Vergißmeinnichtes, das tauumfeuchtet

im Waldesschatten seine blauen Bänke wie süße Schrecken zieht, noch des mächtigen Gartens, in welchem nur die kleinen edlen Vögel zu finden sind, weil ihn die Nachtigallen jährlich übervölkern, und dessen reichgekrönte, von Putten so belebte Balustraden, dessen Statuen uns ergreifen, und dessen Rosenbeete, dessen Rosenstauden von den Strahlen des hohen Springbrunnens weithin verschleiert stehen — nein, nicht von solchen Bildern war mein Leben überhangen. Weitab von ihnen würde meine Straße ziehen, leer abbiegen, wo sie sich nur zeigten, mein ganzes Leben würde werden wie diese Reise: Enttäuschung und Verdruß.

Daß ich San Gervasio um eine Sekunde zu spät erreichte, bestärkte mich noch in dem Glauben, denn Schlüsse, mörderische, wie gute, konnte ich ziehen wie keine. Der kleine elektrische Zug fuhr gerade davon. Da stand ich also und sah zu den Türmen und der magischen Kuppel des Domes hinüber. Hinter mir rollte ein Wagen; ich wich ihm nicht aus. Mein durchwühltes Herz war in eine wilde Senkung geraten. Doch die Pferde trabten fröhlich abseits, das flockige Weiß eines seidenen Sonnenschirmes hob und senkte sich, darunter ein Lachen so abgetönt, so leicht umflort, so unbeschwert, daß ich den Trübsinn, dem ich noch eben frönte, weit zurückwies und mich seiner schämte. Denn Frau Coroughdeen war es, die ihre großen Augen verwundert auf mich richtete und die Pferde halten ließ. Ihr Wagen war es, in den ich sprang, und einen Augenblick später den Hügel von Fiesole hinauffuhr. Matt wie angehauchtes Silber rückte die profilierte Stadt von neuem in die Ferne. Auch in mir war alles licht und blau geworden und konnte sich keiner Stürme mehr entsinnen, als wäre alle Not und alle Trübsal eintägig. So tilgte sie ein einziger Freudenstrahl in meinem freudegierigen Gemüt, und stellte alles wieder her. War auch Amaranth dahin . . .

Fünftes Kapitel

Eine Stunde später saß ich in der geschützten Loggia einer Villa, die am höchsten Plateau von Fiesole hinter Pinien und Tannen ungesehen die Gegend übersah. Die schöne Mary, ihr Bruder, sommerlich gekleidet, und ein junges Ehepaar umringten mich und hörten mir zu.

Denn ich erzählte. Und ein Vogel, der Haft entronnen, schmettert auf seinem Ast nicht unentwegter darauf los. Und glaubt man, daß er fertig sei, so setzt er schon wieder ein, und ist in Zug geraten. Mary Coroughdeen saß den Kopf zurückgeworfen und lachte. Keine

Linie an ihr, die nicht der Regelmäßigkeit spottete, so triumphierend aber, daß meine Nöte mir verächtlich erschienen. Ich öffte jetzt das Pferd, wie es geängstet aus dem Hofe ausriß, und mich selbst, wie ich dem Wagen folgte und seine Spuren beging und das Pferd, wie es scheute, wenn es ihrer ansichtig wurde. Es ging mir wie ihm. Ich kann sie nicht sehen! rief ich aus. Auch sehe ich sie nicht.

„Wie bringen Sie das fertig?“ fragte der sommerliche Herr, „da Sie doch Ihre Tage bei ihr verbringen.“

„Daß Gott verhüte! da bin ich doch in Florenz! möglichst früh! komme erst abends zurück.“

„Allein?“

„Aber ja! Wer sollte mit mir kommen den weiten Weg? und er ist ja so sicher.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

Mary Coroughdeen hatte sich hoch aufgerichtet, und alle starrten mich an.

Sechstes Kapitel

Ich verbrachte den Tag in der weitläufigen Villa, und wußte nicht, wer mir am besten gefiel: die schöne Mary, das junge Ehepaar, das zu Besuch bei ihr war, oder der sommerliche Herr. Eilte denn meine Rückkehr nach Hause? Wäre es nicht schöner, zu Neujahr nach Rom zu fahren? Man hat eine Etage gemietet; es sei noch reichlich Platz. „O ich komme gerne!“ rief ich aus. „Abgemacht“, klang es einstimmig zurück. Ich war im siebenten Himmel.

Abends fuhr mich Mary Coroughdeen den Hügel hinab zur Hexe zurück. Sie lenkte selbst. Nur wenig Sterne hingen am mondlosen Himmel. Wo blieb das prangende, neugierig blitzende, unendliche Heer, das sich gestern nacht gesammelt hatte? Ich dachte an meine Angst. Wie war sie fern! Gar gefällig lösten sich freilich von solch einem Wägelchen herab die endlosen Schleifen des Weges.

Da sagte Frau Coroughdeen: „Sie müssen mir versprechen, hier nie wieder im Dunkeln zu gehen.“ „So hat die Hexe gelogen!“ fuhr ich auf. Die sanfte Frau erwiderte nichts. Sie gab sich mit dem Pferde zu schaffen und trieb es an.

„Es ist immer besser,“ sagte sie endlich und blickte geradeaus, „Zerwürfnisse zu vermeiden.“ Es war fühlbar, daß sie selbst sich nicht zerwerfen wollte. Und hier war kein Feld zu einer Diskussion. „Ich werde die übrigen Tage bestehen, wie sie nun mal sind“, gelobte ich ihr, seufzte, lachte aber sogleich.

„Und dann kommen Sie ja zu uns!“ rief sie sichtlich erleichtert aus

Das Zimmer, das ich bewohnen sollte, hatte sie mir schon gezeigt, mit den sanft vom Winde gebauschten großgeblumten Vorhängen, die Luft selbst im Finstern so lauschig, und nirgends umlauert. . . .

Elf Tage jedoch können sich so lange hinausdehnen, daß man an ihrem Ende verzagt. Sind sie verronnen, oh, so schöpft sie kaum mehr die hohle Hand. Ich halte von jener Zeit nichts mehr zurück, als daß sie mir endlos erschien. So leichtfüßig ist überstandene alle Not.

Die Hexe ahnte nichts von dem romantischen Zwischenfall, der mir so frohe Aussichten eröffnete. Ich erwähnte ihn nicht. Es war nicht immer leicht, angesichts ihres täglich neu formulierten Erstaunens über meine verfrühte Rückkehr aus Florenz. Bevor noch die Lampe einzog, betrat ich den Salon. Es gab keinen anderen Aufenthalt, mein Zimmer war kalt. Und dann stand ich an der Fenstertüre und starrte trübselig hinaus, Cara aber brachte den Tee mit den merkwürdigen kleinen Kuchen, wie aus verzuckertem Sand, die man nicht essen konnte. Oder war es wirklich nur die Beklemmung? Auch wenn ich noch so hungrig zu Tische ging, widerstanden mir alle Speisen. „Wie machen Sie es, daß Sie leben?“ hatte die Hexe einmal gefragt. Aber es läßt sich nicht schildern, wie an ihrem Tische das Gemüse sich zu ungenießbarem Schilte verwandelte, und ihr Brot in den knolligen Rohzustand zurückkehrte. So furchtbar war es, an ihrem Tische zu sitzen. Obwohl sie etwas ganz Unanimalisches hatte, war ihre Art zu essen mehr ein Vertilgen, wie bei den Schlangen, und sie piffte dabei nicht anders als beim Sprechen. Nur einen Lichtpunkt gab es, und ich freute mich manchmal die halbe Nacht darauf: es war das erste Frühstück, mit welchem die stumme Cara bei mir einzog. Sie zündete zugleich das Feuer an, und freundliche nach Pinien duftende Flammen schlugen dann im Kamine auf. Und da war die braune Tonkanne und die dicken gerösteten Brotschnitten, auf welchen die Butter zerfloß, alles mit einer versteckten Sorgfalt bereitet, hin und wieder ein Blümchen, blasse Heckenrosen vom Fluß. Doch als ich das erstemal dafür dankte, lief Cara mit erschreckter Miene zur Tür.

Siebentes Kapitel

Es fehlten nur noch vier Tage. Mein Koffer stand inmitten des Zimmers aufgeschlagen, im Tanzschritt hatte ich schon ein paar Sachen hineingelegt, da sank mir noch einmal der Mut. An einem fast

schwülen Tag riß mir auf dem Heimweg ein plötzlicher Sturmwind den dünnen Umhang immer wieder in die Höhe, während ein eisiger Regen die Schultern durchnäßte. Es half nichts mehr, daß ich nachträglich eine gesteppte Seidenjacke überzog und ganz ver mummt zum abendlichen Spiele schritt. Der Frost wollte nicht mehr weichen. Die Noten dagegen schienen alle aus ihrer Bahn geschleudert, erst nur gefallenen Maschen gleich, und die sich selber wieder fingen, dann aber sich auflösten zu einem verwirrten Heere, das hinauf und hinab nach allen Seiten stob, die kleinen, die schwachen und kurzen von den mächtigen tief unter die Linien hinabgestoßen. Wer gab den verrannten Scharen die Ordnung, die Besinnung wieder, die aufgewirbelt, mit gesenkten Köpfen losfuhren gegeneinander und begeistert fielen. Hilf Gott. O der Not, o des Getümmels! Wüste Bilder, Gesichte des Fiebers hatten im Nu unerträgliche Hitze erzeugt, und ich warf Schal und Jacke von mir. Doch die Hexe hatte keinen Unterschied in meinem Spiele wahrgenommen, sondern mit demselben bemerkenswerten Stirnrunzeln zugehört, wie alle Tage. Was legte sich indessen wie eisige Tücher um Nacken und Hals, daß die Zähne zusammenschlugen? Und wer, o wer, hatte die Flammen im Kamin verräterisch umnebelt, daß sie so trübe tanzten, kalt auch sie? Zuckte es da nicht wie von Schlangenzungen in den Augen der Hexe auf, als sie, ohne ein Wort zu sagen, endlich die Zeichen meiner Erkrankung las, die ihr doch nicht genehm sein konnte . . . und ich war nicht gewillt, so hart vorm Ziele dem Becher der Freuden zu entsagen. Wie mit Krallen, alle Energie der Jugend im Aufgebot, focht ich gegen die Erkältung an und trat sie nieder. Als Cara nach einer schier endlosen Nacht endlich, endlich bei mir eintrat, schlürfte ich den Tee, den sie mir brachte, wie ein Elixir, und als wiederum der Abend kam, schlug ich den Flügel auf, als fehlte mir nichts. Die Hexe konnte nicht umhin, sich gnädig zu zeigen. In Wahrheit begegneten sich jetzt unsere Wünsche: der meine sie zu verlassen, der ihrige mich los zu sein. Bedeutete sie mir doch seit kurzem immerzu den deutschen Weihnachtsbaum, unter dem ich nun in Bälde stehen würde, und was für eine hübsche Sitte er sei. So lag ich jetzt tagsüber in meinem Zimmer zusammengerollt, Cara braute mir ungehindert allerlei bittere Getränke und trug mir dann die entzauberten Speisen auf, in welchen ich statt zerfaserten Schilfes Bohnen oder Spaghetti erkannte.

Achstes Kapitel

Es dämmerte der Morgen meiner Abreise: hochgehißt, wie eine entrollte Fahne, war er da. Zum letzten Male saß ich in dem zugigen Speisesaal zur ebenen Erde und spürte seine kalten Ziegel unter meinen Füßen. Der Regen schlug gegen die Scheiben; böse fuhr der Wind sie an. Aber trotz des schonungslosen Mittagslichtes faßte ich heute die Hexe und ihre Drachenschulter voll ins Auge. Sie glaubte noch immer, in einigen Stunden würde mir der Apennin im Rücken liegen.

Es gab zu diesem Essen eine unvergleichliche Pastete. War sie wirklich so vortrefflich, oder würzte sie zur Götterspeise das Gefühl des Sieges und der überwundenen Krankheit? Zwei Riesenstücke hatte ich schon davon gegessen und fuhr trotzdem fort, ihr Blicke zuzuworfen. Auf einer Seite hielt sich noch eine Kruste aufrecht. Etwas wie eine halbe Entschuldigung, ein verlegenes Lächeln, und ich streckte sie hin. Denn die Fenster sahen auf den Hof, und dort stand ja schon das Wägelchen gerüstet, und meine Koffer lud man jetzt schon auf. Es folgten nur noch die paar Augenblicke in dem verhängten Salon, wo die Schatten alle Dinge schonten und man den Himmel weinen hörte über dieses Haus. Meinem stets vorgreifenden Gemüte war es schon abgerückt, derweil ich mich noch darin befand; schon war sie mir vergangen, diese ganze Zeit, mit der ich erst im Begriff stand abzuschließen. Weggeblasen die lächerlichen Klavierabende; alles vergessen, da es überwunden war!

Zum ersten Male seit meiner Ankunft schwang ich mich wieder auf den hohen Sitz, von dem aus die Hexe ihr schemenhaftes Roß kutschte. Entzückt von den Schönheiten des Weges, seinem Fließen, seinem Immergrün, hoben sich meine Arme zum Gruß der Rosen, die so spät von einem ewigen Sommer träumten im Schutz des trügerischen Laubs.

In San Gervasio stieg ich aus.

„Ich hoffe,“ sagte die Hexe, — denn nichts hätte gesitteter sein können, als unser Auseinandergehen — „ich hoffe, Sie besuchen mich, falls Ihr Weg Sie wieder in die Gegend führt.“

„Ich werde gewiß nicht verfehlen.“

„Sie sind noch erkältet. Nehmen Sie sich in acht. Sie werden eine kalte Reise haben.“

Ich lachte. Mochte das verderbliche Weib sich wundern über mein leichtes Herz. Später, irgendwann, sollte es von meiner Über-

siedelung nach Fiesole erfahren, als hätte er sich auf Grund einer Begegnung ganz improvisiert und zufällig ergeben. Denn so war es ausgemacht. Und alles fügte sich gut. Ihr Gefährt war außer Sicht, bevor ich den Zug bestieg, der statt nach Florenz den Hügel von Fiesole hinauffuhr.

Neuntes Kapitel

Hier oben setzte nun jenes Zwischenspiel ein, welches die Oase, die selige Insel, die gedeckte Brücke darstellte über eine sonst wie auf geheime Weisung mit großen und kleinen Steinen immer neu versperrte Bahn. Glatt wie Marmorfliessen lief sie plötzlich dahin. Ich sah nur mehr in die Luft und residierte auf Wolken. Die Geschwindigkeit, mit welcher der auf Verwehrungen gestellte sich an Erfüllungen gewöhnt, scheint darauf hinzudeuten, diese seien letzten Endes doch unsere eigentliche Bestimmung . . . Geschmeidig, wie ein nach Maß verfertigter Handschuh, paßte mir die Freude nach drei Tagen an. So sollte es bleiben, und so war es recht. Blumenwinden gleich schlangen sich die Stunden hin; schade um die, welche man verschlief. Des Nachts lag ich noch lange in dem breiten Fenstersims meines Zimmers; zu meinen Füßen lag die glitzernde Stadt, vom Monde zärtlich überströmt, und ruhelos überdachte ich die Gentisse des vergangenen wie des kommenden Tages. Es fehlte nicht an Depeschen, die mich bald zu diesem, bald zu jenem Vergnügen hinunterriefen, und die mir schmeichelten. Aber am schönsten war es doch hier oben, am liebsten sah ich es, wenn die paar witzigsten oder schönsten Florentiner in dem tiefen und dunklen und doch so frohgemuten Saale sich zu uns gesellten, dessen Tisch, ans äußerste Ende gerückt, sich wie auf einer Bühne ausnahm, nur von Kerzen beleuchtet, in deren Schein die Gesichter noch schöner, die Gespräche noch beschwingter wurden. Doch wer auch kam, immer war es Mary Coroughdeens Vorsitz, der unsere Tafelrunde krönte. Denn wessen Blicke schweiften geruhsamer, welcher Mund lächelte sanfter über uns hin? Ich nahm das Kolorit ihres Haares, die Madonnenpracht ihrer Erscheinung für gegeben. Wer den Schreck noch nicht erfuhr, die Reize eines Angesichtes, die er in ihrer Blüte sah, welk oder zerstört wiederzufinden, der kennt das Leben nicht. Hier vermag die Phantasie für sich allein ohne Erfahrungen nicht vorzugreifen. Frau Coroughdeen stand in ihrem Zenit, und es kam mir nicht in den Sinn, daß sie ihn gerade deshalb bald überschreiten

würde. Ich besaß noch nicht die Vorstellung von dem Prozeß, der sachte aber geschäftig ein eben noch straffes Gewebe lockert: hier eine kleine Schärfe, ein leises Erschlaffen dort, und der Verfall ist eingeleitet, so unmerklich zwar, daß man sich fürs erste fragt, ob jenes Gesicht noch ganz so schön ist, wie das Jahr zuvor.

Ähnliche, einer Beschämung so verwandte Erkenntnisse lagen mir noch fern; es war alles zeitlos. —

Zwei hübsche Abendkleider, welche ich bei der Hexe nie Gelegenheit hatte anzulegen, kamen mir jetzt sehr zustatten: eines besonders, von flügelartigem Schnitt mit schwarzen Achselbändern. Wie entseelt hing es vom Stuhle.

Zehntes Kapitel

Das junge Ehepaar war vorläufig nach Capri vorausgefahren, Mary Coroughdeen, der sommerliche Herr und ich wollten mit dem Abendzug nach Rom; Treffpunkt war die Bahn. In meinem Vergnügungsfieber folgte ich vorher noch einer Einladung in die Stadt und aß in einem Kreis von Leuten, welche den Eindruck in mir erweckten, daß sie mich bewunderten. Dies bewirkte ein Gefühl so großer Sicherheit, daß meine Einfälle einander richtig jagten. Denn was konnte mir das Schicksal noch anhaben? Um sechs Uhr ging es mit Mary und dem sommerlichen Herrn nach Rom, und Treffpunkt war die Bahn. Strahlend machte ich mich von meiner Umgebung los, um einen Strohhut zu erstehen, der mir schon lange ins Auge stach. Der Preis war toll, aber was schadete das? Eine solche Jahreswende, ein solches Sylvester mußte man feierlich begehen. Schon lag der längste Tag zurück: jetzt gerade setzte im Norden die ärgste Kälte ein. Dem häßlichen und hassenswerten Winter war ich zum erstenmal entronnen, dem grauen Schnee um drei Uhr nachmittags unter den abscheulichen Glockenklängen meiner, in den siebziger Jahren erbauten Stadtpfarrei. O wie sie die Öde des todbringenden Alltags ausläuteten! Entronnen!

Ja, Treffpunkt war die Bahn.

Und stand da nicht schon Marys Wagen, der Insassen bar? kam mir da nicht der sommerliche Herr entgegen? beschleunigte ich nicht meine Schritte?

„Ich zerbreche mir den Kopf,“ sagte er, „was am besten wäre.“

„Einen Strohhut kaufen!“ Und ich schwenkte lachend den papiernen Sack, der ihn enthielt. „Ist schon geschehen.“

„Ein großes Unglück ist geschehen“, sagte er da. „Mein Schwager ist plötzlich gestorben. Ich suchte vergebens Sie zu erreichen. Mary ist mit dem Mittagszug nach London abgereist.“

„Wollen Sie nicht nach Fiesole mit mir zurück?“

— — — — —
 „Bis das Haus aufgelöst ist — Oder ziehen Sie vor, hier in Florenz zu warten?“

„Wie lange bleibt sie fort?“

Er zögerte. Auf den Tag natürlich läßt es sich nicht genau bestimmen. In diesem Augenblick wußte ich schon längst, daß mir keine andere Wahl bliebe, als schnurgerade nach Hause zu fahren.

„Schade“, sagte er.

„Sehr schade, sehr traurig“, sagte ich und ging gemessenen Schrittes an seiner Seite auf und nieder.

Auch nach Norden ging ein Zug in einer guten Viertelstunde. Recht so. Ich löste alsbald eine Karte. Er schien betreten über eine so kategorische Hast. Aber Leute, die das Schafott besteigen müssen, haben es eilig.

So nahm ich Abschied, stieg ein und winkte lächelnd aus dem Fenster, als ich schon fuhr. —

Ein Bäumchen, vorfrüh ganz in Blüten gefüllt, sogar von Hitze schon umwoben, von Bienen und von Faltern schon umschwärmt, das schon Vögel aussandte und in seinem Geäste nisten sah, und das im Mondlicht vor Entzücken schauerte, und plötzlich unter einem niedrigen und schwarzen Himmel von einem harten Schneegestöber gefaßt wie erblindet steht, mit knackenden Ästen, sein herrliches Kleid vernichtet und zerfetzt — der Anblick eines solchen Bäumchens wird mich zeitlebens an den Bahnhof von Florenz und jenen Tag zurückversetzen, an dem ich dem sommerlichen Herrn entgegenging, die Düte schwenkend mit dem neuen Hut, in dem ich ihn und alle, die mich darin sehen würden, betören wollte. Er, dieser Hut, im Übermut gekauft, war schuld. Meine Fahrkarte reichte nur bis Bozen. Dorthin kam telegraphisch das Geld, das meine Heimreise ermöglichte. Es schwebte mir das Postamt vor, von dem es ausgegeben wurde. Leute mit frostentflammten Nasen gingen aus und ein. Es war in der Tat die kalte Fahrt, die mir die Hexe versprochen hatte. München lag wie vereist.

Dies war meine erste Abfahrt von Florenz.

Elftes Kapitel

Doch ich kam wieder. Im Frühling zog ich wieder die Via Tornabuoni hinab, sicheren Schrittes auf den Arno los. Als wäre sie mein, diese Stadt. Blumen gehörten jetzt zu ihrem Bilde. Es war die Mode der weißen Handschuhe. Diese weißbehandschuhten Hände trugen alle Blumen. Blumenbüschel schossen an allen Straßenecken auf, und wohlfeil war die Anemone; und die gelben Sonnenkelche, die Narzissen, die hochgehißten, faßt wilden Sträube der Mymosen. Mein waren auch die Düfte dieser Stadt, die über die Brücke hinschlugen, ihre erste Hitze und ihr erstes Grün. Jedoch mein Reiseziel war Rom. Und erfahrener kam ich wieder als im vergangenen Jahr. Ich hatte alles mitgenommen dieses Mal. Am blauen Seidenbände, im rosa Seidensäckchen eingenäht baumelten deutsche Zechini mir vom Halse, die mir den Himmel öffnen sollten über Rom. Ich griff nach ihnen: sie waren immer da. Auch der Gürtel mit der hohen Schließe, immer aufs engste zugeschnallt, war eine Garantie. Und wieder einmal fand ich das Leben eine schöne und merkwürdige Erfindung, unerschöpflich an Gentüssen. Denn die Wunder Gottes waren nicht allein. Die Menschen hatten ihnen die Wunder ihrer Architektur und ihrer Musik, die Wunder solcher Städte zugesellt: diesen Turm der Signoria zum Beispiel in seiner direkten Beziehung zu den Wolken. O wie er sich reckte! wie er aufflog zu ihnen.

Der Dom warf sich auf gleich einem Berg. Er warf Schatten gleich einem Berg. Enge Gassen liefen auf ihn zu. Plätze gaben seinen himmellangen Seitenwänden das Geleit; Straßen folgten ihnen von fern. In der Buntheit, in der fließenden Glätte seines Gesteines pochte Gesang. Was funkelte da in der Bläue des Tages über die Dächer der Stadt? der Hügel Fiesoles, vielgekrönt, reich an Erinnerungen.

Marys Haus war geschlossen, aber sie und ihr sommerlicher Bruder erwarteten mich in Rom; morgen, alle una mit dem direttissimo . . . Alle Hotels waren überfüllt. Man hatte mir eine Pension sehr gelegentlich empfohlen, die mir außerordentlich mißfiel; in einem modernen Viertel gelegen mit feudalen Mietsparteien in den unteren Etagen, von welchen sie ihren Leumund bezog, vier Treppen hoch, die immer steiler und kahler wurden.

Wer aber beschreibt den Speisesaal?

Fünfundvierzig — ich hatte sie gezählt — fünfundvierzig alte Engländerinnen, alte Fräuleins, alte gezierte Schachteln sammelten sich hier

um die Essenszeit mit fürchterlicher Pünktlichkeit zu Hauf, nahmen vor kleinen Tischen Platz und boten einen empörenden Anblick. Denn alte Frauen sind wie Topfpflanzen aufzustellen, ja, und auch zu begen, aber sie gehören nicht in Sträußen wie die Zentifolie. Und nicht nur mit ihren fünfundvierzig Teekännchen, die Damen waren auch samt und sonders mit den Photographien der Primavera und des Konzertes von Giorgione vermählt. Der melancholische Mönch, ohnehin das Symbol aller Verzichte, mußte daran glauben.

O diese borniertesten Stirnen, so untergeordnet und so ladylike, diese zufriedenen Ohrmuscheln, die Monotonie dieser Münder, die alle dasselbe aßen, alle ohne Variante dasselbe sagten, England, mochte es über den ganzen Erdball siegen, England war blamiert, England war gestraft mit ihnen. Mein Gegenüber war von einer so housekeeperhaften Manierlichkeit, sie war so schrecklich fein, daß ich jetzt beide Ellbogen aufstützte, um weiter zu essen — als die sechsundvierzigste Engländerin in Begleitung eines Reverend unter die Türe trat. Mit ihrem vornüber geneigten Kopf, der breiten und mächtigen Nase, der braungelben Färbung, der langen und ungefähren Gestalt, trat sie wie der aufrechte Genius der Sardine einher.

„Wer ist das?“ fragte ich unwillkürlich.

Meine Tischgenossin hätte meinen Ausruf lieber ignoriert, aber dann siegte der Wunsch mich zu belehren: „First cousin to Lord Sullivan“ beschied sie kurz. Hatte ich denn schon einen Lord oder die erste Cousine eines Lords getroffen? Geschah es nicht zum ersten Male, he? War ich denn von good family? Schwerlich. Sie richtete ihre Jammerbüste auf. Armer Lord Sullivan, bemerkte ich. Der Reverend trug einen Band Ruskin unter dem Arm, er scheute sich nicht, Hahn in diesem Schauerkorb zu sein und nahm gegenüber the Honourable Sardine Platz. Unter ihrem Vorantritt verfügte man sich dann in den Salon. Es tagte noch. Ich floh ins Freie, der Via Tornabuoni zu. Dort konnte man hübsche, junge, leichtsinnige Kokotten sehen, das Hütchen lustig hinausgeschoben oder kecker noch hereingesetzt. Und harmloser, unschuldiger muteten sie an, als die geschützte Kohorte der Pension Malocchio. (Schon, o schon nannte ich sie so.) Und sie taugte nichts, die miese, zufällige Jungfräulichkeit der gealterten Schar dort oben, eine gezogene Niete nur, unheilig auch sie.

Süß aber war die Vergessenheit dieses Abends. Ich ging in einer Rosenwolke. Der Frühling hatte einen wilden Tag gehabt. An wie

viel Hängen brach er heute aus. Den kühlgsten Gründen nicht mehr neu! Zwischen schweren Blättern drückten sich die Blumen vor. Jetzt ging er zur Ruh. Es stand ihm eine aufgeregte Nacht bevor. Der Mond war voll. Schon steigerte sich das Gebüsch. Ich sah ihm an, wie es sich bereitete. Vor dem Hotel de Ville machte eine offene Droschke halt: schmale Schuhe, die schnell Fuß auf der Erde faßten, eine rasche Gestalt: „Wahrhaftig Sie sind es!“ rief die Dame.

Es war die eine Hälfte jenes Hochzeitspaares, das zu Mary Coroughdeen gekommen und dann nach Neapel gefahren war. Der Mann befand sich jetzt in England infolge eines Trauerfalles, und sie wartete in Florenz auf seine Wiederkehr. So kam ich ihr wie gerufen.

„Aber ich fahre morgen nach Rom.“

„Das dürfen Sie nicht! Sie dürfen mich nicht so verlassen. Warten Sie nur noch drei Tage und ich komme mit Ihnen.“

„Meine Pension,“ sagte ich, „ist wirklich zu greulich.“ Neben mir wird morgen ein Zimmer frei“, rief Eleonor. Sie lief in die Halle. Ich wollte ihr folgen. Da war sie zurück. „Es ist schon reserviert“, rief sie mir zu und zog mich wieder ins Freie.

Es paßte mir nicht recht; ich wollte doch nach Rom, aber sie war so willensstark. Arm in Arm streunten wir nun durch die Straßen, und ich erzählte ihr alles. Ich trug den vorfrüh gekauften Hut. Wir lachten, und ich aß noch einmal zu Nacht. Ich skizzierte ihr die Schreckensschar und den Reverend in ihrer Mitte. Eleonor sagte: „Wir haben in Venedig eine Wohnung gemietet, an der Giudecca, und Sie müssen uns dort besuchen.“ „Schön, schön“, sagte ich. Quer über den Platz kam ein Bekannter auf uns zu, und ich nahm eine Einladung für den nächsten Abend von ihm an.

Die Steintreppen zu meiner Pension jedoch nahmen wieder einmal kein Ende. Aber morgen hatte mich ja das Stift gesehen. Auf immerdar!

Zwölftes Kapitel

Mein Zimmer trug die Nr. 19. Es war häßlich, sah auf einen unwirschen Hof hinaus und lag abgetrennt am äußersten Ende eines langen Ganges. Häßlich, rot, grob, breitschrötig und cholerisch war auch die Magd, die mir das heiße Wasser und das Frühstück brachte. Aber schon um neun Uhr wollte Eleonor mich holen, um nach Santa Maria Novella zu gehen. Ostersonntag! und ein lichter

Himmel über dem düsteren Hof. Mir gleich endgültig aus den Augen, so daß ich nicht umhin konnte, ein wenig hin und her zu summen. Nur so eine kleine Barkarole, von der schönen Luft, die hereinwehte, getragen und wie von Märzbechern eingeläutet. Es war noch früh, aber ich störte niemanden. Das Zimmer hatte keine Nachbartür. Die Fülle der Glocken über alle Dächer hin! Mein Herz war leicht. Jetzt nur noch das seidene Säckchen über den Kopf gezogen, und ich stand bereit. Nachts pflegte ich es unter das Kissen zu legen und nun hätte ich es schier vergessen. Aber dort lag es nicht mehr. Wie zerstreut ich doch heute war. Ich hatte es ja auf das Tablett gelegt. Aber das hatte man schon abgetragen. Ich läutete. Niemand erschien. Ich läutete in rascher Folge wieder, und verdrossen kam die Magd herein. Ich schickte sie nach der Küche, nach dem Tablett zu schauen. Sie ging. Zitternd stand ich vor dem Spiegel und starrte mich mit blutlosen Lippen selber an, riß das Kleid von neuem auf, aber das blaue Band hing mir nicht an; griff mich ab, die Stätte war leer. Die Person kam wieder: „non c'è“, sagte sie. „Si c'è“, rief ich in heller Verzweiflung, Ihr rotes Gesicht wurde noch dunkler. Sie trat in den Gang hinaus und kam mit einem Manne wieder, Hausdiener oder Portier, jedenfalls ihr geschworener Freund. „Non c'è“, bekräftigte er. „Non è vero“, sagte ich. Da traten beide näher. Die Worte „gettarla fuor dalla finestra“ drangen an mein Ohr und ließen mich blitzartig die Situation übersehen, so daß ich mich wohl hütete, von dem Fenster wegzurücken, vor dem ich stand, denn wir waren ohne Zeugen. Warfen sie mich in ihrer Wut hinab, so konnten sie beteuern, ich hätte mich selbst hinuntergestürzt. Der Gedanke an den Freispruch, der ihnen zuteil würde, entwickelte in mir den Furor eines Löwen. „Ich gehe jetzt auf eine Stunde fort“, sagte ich, als hätte ich freie Bahn. „Mittlerweile suchen Sie gefälligst das ganze Zimmer durch, dann wird der Sack sicherlich zum Vorschein kommen.“ Mit diesen Worten wandte ich mich der Türe zu, allein die zwei blieben drohend vor mir aufgefpannt und ließen mich nicht durch. Was wollten sie? „Man kommt“, sagte ich triumphierend. Eleonor trat ins Zimmer. Meine beiden Schergen verließen es alsbald.

„Was ist?“ rief sie und fing mich auf. Denn die zurückgedrängte Angst machte sich wie ein giftiger Nebel über mich her, jetzt, da Eleonor mir zur Seite stand. Sie duldete nicht, daß ich dies Haus noch einmal betrat; lieber sollte mein Koffer zurückbleiben, die Hand-

tasche trugen wir gemeinsam durch den leeren Gang. Niemand zeigte sich. Wir gingen die Stiegen hinab, warteten auf einen Wagen und fuhren ins Hotel de Ville. Ein reizendes und neu tapeziertes Zimmer wartete da meiner, allein mir blieben siebenundvierzig Lire, und ich fuhr mir ans Herz, als hätte es einen Sprung.

O Kirche von Santa Maria Novella! Welch verwirrtes und bebendes Gemüt entließen an diesem Ostermorgen deine heiligen Pforten! Aber war mir nicht von neuem der Weg nach Rom verschüttet, wenn der Sack verloren blieb? Was flogen die Vögel so hoch?

Und warum erspähte Eleonor den Schutzmann, der gelangweilt auf dem Platze stand? Was radebrach sie da mit ihm? War es nicht verfrüht, ihn heranzuziehen? Er mußte ein Neuling sein, denn seine Bereitschaft war nicht gering. „Chè,“ sagte er, „kriegen wir, kriegen wir“ und machte sich voll Eifer auf den Weg.

Eleonor war guter Dinge. Sie hatte einen Brief, der ihr die Rückkehr ihres Mannes anzeigte. „Ich habe das bestimmte Vorgefühl, daß Sie heute abend wieder im Besitz Ihres Sackes sind“, so sagte sie. „Wie sind denn im allgemeinen Ihre Vorgefühle?“ „Immer richtig! Man kann immer darauf sehen.“ Doch ich atmete wie ein Asthmatiker. „O Sie sind langweilig,“ rief sie aus, „wo wollen wir essen?“ Im Hotel wartete schon der Polizist, zwar ohne Sack, aber mit zufriedener Miene. Die Magd befände sich hinter Schloß und Riegel. Indes stelle sich die Pension auf ihre Seite und verweigere die Herausgabe des Koffers. Die Magd leugnete nämlich. Daher die Repressalie. Dann ging er.

Ein Abendfähnchen war alles, was mir blieb, außer dem Kleid, das ich trug. Es dunkelte. Mir schauderte vor dem Anblick meines Fensters, es war hochgelegen, wie das von heute morgen. Ich zündete alle Lichter an. Auch über dem großen Spiegel war ein Kontakt. Er warf mein Bild zurück. Und wieder starrte ich mich selber an, als könnte ich nur mir selbst meine Bedrücktheit anvertrauen. Ich stand mit siebenundvierzig Lire und ohne Koffer da. Dies waren die Tatsachen; mochte Eleonor sich mit noch so guten Vorgefühlen tragen.

Der Mond war heute voll. Welch Geraune wohl und welch ein Rausch in den Cascinen. O daß in den Tiefen des Gezweiges vielleicht sich regte der Rhapsode unserer Ekstasen! Vielleicht entströmte ihm das erste Gold erträumten Grams, und schlugen Bangigkeit und Wonne der Verliebtheit in seiner Kehle an. Leid und

Verliebtheit der Nachtigallen nur? O nein, der Götter und der Menschenherzen.

Langsam fing ich an, mich für den Abend umzukleiden. Meine emporgerichteten Arme, im Raume gesehen mit den hellbeschienenen Händen in der Luft, bannten meinen Blick wie Bruchteile einer Statue und anderer Wesenheiten theilhaft als nur des Ichs. Solche Gedanken entsandte der Spiegel als letzte Labsal, letzte Stärkung dieses Tages.

„Wann zeigst du dich in deinem Glanze?“ lachte Eleonor herüber. Als Antwort ein wilder Schrei. Was hatte ich gesehen? Was zeigt sich mir da? Sie stürzte herein, wähnend, meine Kleider steckten in Brand. Ich hatte sie noch nicht angelegt. Was sie nun auch erblickte, war ein Gegenstand in meiner rechten Hand: ein blaues Band an einem Ende losgerissen, von dem ein schweres Säckchen herunterhing. Es war mitsamt dem Bande bis zum Gürtel hinabgerutscht, hinter der hohen, nach innen ausgebuchteten Schnalle platt gedrückt. Und das Mädchen im Gefängnis. „Fliehen Sie, fliehen Sie!“ war Eleonors Schreckensruf, und sie verließ das Zimmer. Zitternd und ungefähr zog ich mich an und lief aus dem Hause.

Dreizehntes Kapitel

Der Florentiner, der mich zu Tisch erwartete und mit dem ich dann in die Oper gehen sollte, wohnte mit seiner Mutter in der Via Alfieri. Er gehörte dem Kreise Frau Coroughdeens an. Auch er zog alsbald das Kursbuch hervor. Wir aßen nur so lange, als es Zeit bedurfte, die Victoria anzuspinnen und fuhren dann mit Diener und Kutscher auf dem Bock nach der Pension Malocchio. Ich sollte mit dieser Doppelwache im Wagen bleiben, denn mein Parlamentarier bestand darauf, allein die Höhle meiner Mißgeschicke zu besteigen. Dem Säckchen, dem das blaue Band nur auf einer Seite anhing (es hätte sich wirklich nicht gelohnt, es anzunähen) entnahmen wir gerade so viel, als ich zur Rückfahrt nach Deutschland brauchte; mit den achtzehn schönen, runden, dicken Goldstücken, die als mein Lösegeld darin verblieben, zog er dann hinauf. Er blieb sehr lange. Die Luft war lau. Im Norden gab es wohl noch Schneegestöber und ein langes Hin und Her zwischen Winter und Frühling. Warum kam mein Abgesandter nicht zurück? Das Theater mußte bald zu Ende sein. Im dritten Akt hatte die Duse fast nichts zu tun. Da trat er hervor.

„Mein Koffer“, sagte ich. Man gab ihn heute Abend noch nicht frei. „Ich hatte einige Mühe mit dem Mädchen“, sagte er; auf seinen Wink fuhr jetzt der Kutscher wie ein Teufel los. „Dann ist es ja gar nicht eingesperrt.“ „Man ließ es mangelnder Beweise halber nach zwei Stunden wieder laufen.“ Ein Groll stieg in mir auf. „Es ist zu arg!“

„Wie?“

„Erzählen Sie doch!“

„Ich bin sehr lange ausgeblieben, Sie haben lange warten müssen. Aber es war so interessant und so unterhaltend, die alten Damen über Sie zu verhören. Sie machen sich gar keinen Begriff, welche Abneigung die ganze Pension für Sie gefaßt hat. Nein, wie Sie das in zwei Tagen fertig gebracht haben, alle Hochachtung! Es herrscht nur eine Stimme über Sie. Die fälschlich angeklagte Magd dagegen wurde umringt wie eine Diva. Sie erhielt sechsundvierzig Geschenke. Von Ihnen, meine Liebe, wollte sich jede schon beim ersten Blick des schlechtesten Eindrucks entsinnen. Ich gab mich natürlich nicht als Ihr Freund aus. Es hätte den Redefluß gestört.“ –

„Mein Koffer“, sagte ich.

„Ich kriege ihn schon frei. Lassen Sie die ersten Wogen der Rache sich legen. Es war da noch ein Freund der armen Person. . . .“

„Armen Person?“ fuhr ich auf. „Sie hat das beste Geschäft ihres Lebens gemacht. Schweigen Sie mir von der.“

„Ja sie ist häßlich, aber sie hat einen sehr feurigen Freund, der unter gräßlichen Schwüren beteuerte, er würde nicht eher ruhen, als bis Sie selbst im Gefängnis säßen, und die sechsundvierzig Damen teilten durchaus seine Ansicht. Es war wirklich nicht so einfach, wissen Sie. Ich hatte Mühe mit dem Säckchen. Ich hielt es an seinem gerissenen Bande hoch und schilderte, wie leid Ihnen alles täte.“ „Nichts tut mir leid. Nur ich allein tue mir leid. Kein Wort mehr“, rief ich. Er zog seine Uhr. „Wir kommen noch recht zum zweiten Akt.“

Der Morgen dämmerte. Es zwitscherten die ersten Vögel. Silberner Flor war am Himmel zerstäubt. Man klopfte, um mich zu wecken. Doch ich stand schon bereit. Fluchtartig also und bei Tagesgrauen mußte ich Florenz verlassen. Es war meine einzige Ähnlichkeit mit Dante. Und mein zweiter Abschied von dieser Stadt. Mary Coroughdeen und ihren sommerlichen Bruder sah ich niemals wieder.

Vierzehntes Kapitel

Doch ich kam wieder. Ich ließ mich so nicht unterkriegen. Diesmal stieg ich in der Nähe des Bahnhofes ab, und länger als einen Tag und eine Nacht gedachte ich nicht mich aufzuhalten. Mein Reiseziel war Rom. Kein Säckchen hing mir diesmal an. Ich hatte einen Kreditbrief, das war besser. Die Bäume freilich, die ich in ihrer ersten Pracht gesehen hatte, standen längst entlaubt. Auf den Bergen lag Schnee, und es gab viel Kranke in der Stadt. Mary Coroughdeen war nach England übersiedelt, ihre Villa geschlossen. Allein das Licht tönte sich genau wie im vergangenen Winter ab, und mit Macht versetzte es mich in jene Zeit zurück, da ich traurig meine einsame Straße marschierte. Mir schien, es sei vergangenes Jahr. Ahnte ich denn, wie weit das Tageslicht Leben ist — wie das unsere? Schwingungen sind der Lüfte Schoß. Längst verwehte Akzente der Leidenschaft, der Schönheit, des Affektes erstehen uns von neuem. Ja, wer ihrer Sprache kundig wäre!

Betrachtet euch die Städter, wenn sie vernehmen, daß sich die Wunderkrone der Victoria Regia aus vieljhrigem Schlafe regt. In langen Zügen sieht man sie zur Riesenblume pilgern wie zu einer Gottheit. Nur eine Woche lang strahlt und duftet sie kostbarer und berckender, blht heißer als alle Blumen, dann schrumpft sie gelb und häßlich ein; welke Stränge, ins Leere ausgeworfen, künden ihren Tod, ihr vergängliches Sterben.

So kann den Hoffnungslosen, den auf immer — (aber was heißt immer?) — den auf immer Beraubten ein jagendes Licht, seine Fälle oder sein Versagen, der Atem einer Brombeerstaude, ein unvorhergesehenes Etwas an der Biegung eines Weges, es kann der Schatten einer Bank ihn überwältigen, daß er inmitten seines Grams vor Glück erschauert.

Ich wußte es noch nicht, ich wunderte mich nur. Nie wäre es mir auf meiner Osterreise in den Sinn gekommen! die Hexe aufzusuchen, und nun fuhr ich zu ihr. Die Münze war mir ausgegangen, ich reichte dem Schaffner eine Banknote hin und starrte wunschlos in den Tag. Denn es rastete mein Herz, als sei ihm Erkenntnis geworden, und es frönte der ungewohnten Ruh. In San Gervasio stieg ich aus, und zog die weiten Schleifen der Straße dahin. Ein frischer Wind hatte sich aufgemacht und wehte mir entgegen.

Die Stimmung der Hexe jedoch war eine andere, und sie empfing mich kalt und überrascht. Die Uhr schlug zwei. Cara brachte den schwarzen Kaffee herein und auch ein Täßchen für mich. Ich hielt es vor dem Fenster stehend, das auf den Garten sah. Der Wind fegte einher. Kein Vorhang dämpfte den fahl gewordenen Tag; er schwelgte in seiner Abgewandtheit, und sonderbar mischte sich da in sein grenzenloses Schweifen das Ticken der Pendule. Warum beklemmten ihre Schläge? Irrsinnig schwang der kleine Pendel hin und her, als ob es ihm obläge, Zeit, Natur, alle Dinge, alle Wünsche zu skandieren, so machte er sich laut. Aber plötzlich zerriß das Gewölke, eine wahrhaft südliche Bläue triumphierte über den Sturm, und Sonne erfüllte den Raum. Von ihrer Wärme einbezogen, hielt ich das Gesicht zu ihr empor; von ihrem Gold umspinnen und gebleicht war es begeistert ganz für sich allein . . .

Neue Wolken jedoch trieben in der Luft heran, alle Glorie erlosch, die Pinienkronen wirbelten auf, der schwarze Lack des Flügels spiegelte sich in der zunehmenden Dürsterkeit, und anders behauptete sich jetzt das Ticken der Pendule, beschwichtigend nunmehr wie Ammenworte in einer Kinderstube. Und statt des Sonnenfeuers loderte das andere, das wir den Göttern gestohlen hatten, still und geschäftig im Kamin, in dessen Schein die fröstelnde Hexe saß. Wo waren meine Augen gewesen, daß ich über das kranke Oval die schmale beschwingte Stirne übersehen hatte und die in ihrer Zermürbtheit rührenden Schläfen? Was schied mich von so viel Verblütheit? die irrsinnigen kleinen Pendelschläge nur, die, alles mißachtend, mich alt oder verwest zurücklassen würden. Ein Jahr war vergangen, seit mir die Hexe der Inbegriff alles Verabscheuungswürdigen dünkte, ein Jahr, an dem ich mich noch schleppte. Alles stand hier unverrückt: der Flügel, die Fenstertüren, die auf den blumenlosen Garten sahen, die Hexe am Kamin. Nur ich war anders zurückgekehrt. So litt man denn nicht vergebens.

Bewegt sah ich zu ihr herab. Allein ihr Wunsch von mir befreit zu sein, funkte durch das Zimmer, und ich nahm Abschied; immer noch wie im Traum, als ob ich es nicht selber sei, welche die oft begangenen Schleifen der Straße dahinzog, und als sähe ich die vom Winde dahingewehten Umriss der eigenen Gestalt. Erst in San Gervasio, angesichts der schon grell beleuchteten Schienen, erwachte ich, setzte schnell darüber und sprang in den Wagen.

Auf dem Hinweg aber hatte der Schaffner meine Zerstreutheit wahrgenommen, erfolgreich abgewartet und auf meine Banknote überhaupt nichts herausgegeben. Ich merkte es erst jetzt, kramte fieberhaft in meiner Tasche, und als kein Zweifel mehr bestehen konnte, reichte ich dem neuen Schaffner schwer verdrossen einen neuen Schein. Er gab mir reichlich Silber zurück; aufmerksam achtend fand ich, daß alles stimmte und sah wieder zum Fenster hinaus. Aber das große Spiel der Schatten, die ins Dunkel geworfenen Kirchen drangen nicht mehr bis zu mir. Damals wie heute bildete der Domplatz die Endstation. Meine Börse war zum Bersten voll, und es dünkte mir daher praktischer, sogleich einige Einkäufe mit dem Hartgeld zu besorgen. Bei jedem Stück jedoch, das ich hinreichte, hieß es jetzt: „Non è buono“. Die Hauptpost befand sich damals den Uffizien gegenüber. Am Schalter regierte ein Mann mit den Schultern eines Sklavenhändlers. Francobolli, herrschte ich ihn an, zahlte verächtlich und ging ins Freie. Auch er jedoch, wenn auch nur um ein paar Groschen, hatte mich begaunert. War mir aber der Gedanke nie gekommen, die beiden froh dahinfahrenden Schaffner zu belangen, so brachte mich diese letzte, kleine Übervorteilung zur Raserei. Wie in einem fünften Akt, und als stecke mir ein Dolch unter dem Mantel, so ging ich wieder zurück, trat an den Mann heran und machte wegen der fünf Soldi meine Szene. Wütend warf er sie auf den Tisch. „È pazzo“, sagte er zu den Umstehenden; ich strich die Groschen ein und ging.

Wie edel lag der Platz vor mir! Ein früher Mond hellte zarten Fluges darüber. In der Loggia dei Lanzi hielt der Held den sterbenden Freund. O des ewigen Augenblickes, da er, aufgegebenen Geistes, von seinem Arm herabhing! Mein Herz strebte plötzlich himmelwärts wie der Turm der Signoria. Wie fehlte dem Leben jede Majestät! Armselig war es eingedämmt von Widrigkeiten, Zufällen, zerrissenen Schuhbändern, verlorenen Gegenständen, Zahnschmerzen, verfehlten Zügen.

„Non è buono, non son buoni“, hieß es am nächsten Morgen beim Begleichen meiner Rechnung. Alles Silbergeld falsch. Zum Glück war mein Billet nach Rom schon lange gelöst. Von hundert Lire hatten fünfunddreißig ihre Gültigkeit. Niemand ließ sich von den übrigen etwas andrehen, so erbittert ich es auch versuchte. Nun rollte der Zug, in dem ich saß, aus der dunklen Halle ins Tageslicht. Romwärts. — Also doch! —

Allein der angesammelte Ärger brodelte wie auf Feuer gesetzt Nur

auf den Verlust des lumpigen Geldes versessen tobte Leidenschaft um so peiniger darein, als ihr Mißverhältnis zu einer so jämmerlichen Ursache mir nicht entging; eine Welle nach der andern schäumte an den Strand, infuriata. Ob ich noch so sehr strebte, mich in die Hand zu nehmen, zu einem vernünftigen neben einem unvernünftigen Wesen mich verdoppelnd. Ermahnungen und Klagen gingen hin und her. War es nicht verächtlich, eines so schnöden Anlasses wegen dieser maßlosen Aufregung zu fröhnen? — Aber würde ich denn in Rom weniger unfähig sein, falsches Geld von richtigem zu unterscheiden? Und was dann?

Wie vielen ist es vergönnt, fragte ich, zu ihrem Pläsier in der Welt herumzufahren? Pläsir? fragte ich.

Ich hielt einen Tauchnitzband, ohne je über die erste Seite zu gelangen. Die Zeit verstrich, Stationen tauchten auf, hin und wieder hielt der Zug, oder er flog vorbei. Ich saß am Fenster, die Landschaft wurde kahler, ihr Lachen erstarb; sie war heroisch, aber nicht ohne Grausamkeit, die Bäume so gezählt; — und ich beruhigte mich nicht. Plötzlich ein großer Ruck. — Türen flogen auf. Chiusi. Mittagszeit. Ein tiefer Saal; gedeckte Tische aus dunklem Grunde hervorschimmernd. Die Reisenden strömten in Scharen dorthin. Ich sagte schon, es sei die Mode der weißen Handschuhe gewesen. Wie? Was streifte ich in dieser Kohlenatmosphäre ein schmiegsames, makelloses Paar über? Welche Stille setzte plötzlich in mir ein? welcher Einfall hißte sich hoch? „Wer ging da?“ fragte ich, ihren Tauchnitzband unter dem Arm, so kerzengerade, so rhythmisch, so lässig, so gelassen, so bewußt, so offenkundig distinguirt? Wer war sie? Man schaffte ihr Platz, sofort. Wie wäre es anders gewesen? jedoch sie dankte. „Un cestino“, sagte sie, „queste pasticcerie“. Sie trank ein Glas Marsala, dann ein zweites, und unauffällig, als wäre es ihr erstes, ließ sie sich ein drittes geben. Es setzte sie in den Vollbesitz ihres Mutes. Sie deutete auf Schinkenbrötchen; auf Orangen. — Sorglich die pasticcerie zu oberst — wurde alles hineingelegt. Ihr Buch fest an sich haltend, schritt sie sodann, weltabgewandt wie sie gekommen war, über die Schwelle des ristorante. Sie eilte nicht; sie zögerte nicht. Nie würde sie wieder eine so unnachahmliche Allüre aufbringen, um einen Perron zu überschreiten, mit so liebenswürdiger Sicherheit, so effektvoller Ruhe, so überlegener Grazie sich bewegen. Nunmehr hatte sie ihren Platz am Fenster eingenommen. Von ihm aus konnte sie die Reisenden übersehen, welche erst vereinzelt, dann

in Scharen einzusteigen begannen. Saßen sie alle? Nein. — Ein Weilchen dauerte es noch. „Pronti!“ erklang endlich der willkommene Ruf. Man fuhr.

Am Eingang des Saales pflanzte sich jetzt der Padrone des Buffettos mit seinen in Zeit und Raum ausgeweiteten Gliedmaßen auf. Befriedigt blickte er seinen Konsumenten nach. Es hatte sich gelohnt.

Wer aber konnte da nicht umhin, die weiß behandschuhte Linke leicht herablassend zum Gruße zu erheben? wer nickte ihm mit einem rätselhaften Lächeln zu? — Der Zug fuhr ja schon, und ich war von drei Gläsern Marsala (drei!) unbändig heiter gestimmt. Denn mit keinem Centesimo hatte ich den Wein, hatte ich die arancie, die pane con jambone, die pasticceria, noch die frutta secca berappt. Nicht war es nötig, daß ich mich länger zurechtwies; das Gelingen des gewagten Streiches, die aus dem Stegreif inszenierte Komödie hatte allen Schaden wett gemacht. Ich war gerächt. — Er würde es heute Abend schon gewahr werden, der dicke Hans Dampf unter seiner Tür, daß an den Zecchini dieses Tages etwas nicht stimmte, nie aber würde er auf die über jeden Verdacht so erhabene, dem Alltag so entzogene Miß geraten, die ihr englisches Buch fest an sich hielt, während sie sich unversehens mit Marsala half, um ihrerseits Italien zu begaunern. Es fehlte der Raum, sonst hätte ich getanzt, es fehlte ein viertes Glas, sonst hätte ich ein Hoch auf mich selber ausgebracht, so zufrieden war ich wieder mit mir selbst; vor allem mein Gewissen aber hatte die verlorene Ruhe zurück erworben.

So kam ich zum erstenmal nach Rom.

Fünfzehntes Kapitel

Unvorbereiteter waren sicher noch nicht viele nach der Stätte so großer Ereignisse gewandert. Daten, früh erlernt, hatte ich prompt und auf immer vergessen. Das Kolosseum stand mir als ein Sinnbild aller Grausamkeiten, und nur mit Abscheu blickte ich zur niedrigen Türe hin, aus welcher die Märtyrer den wilden Tieren entgegenzogen.

Wozu eigentlich Märtyrer? Wäre es nicht besser gewesen, sich zu drücken?

Auch die Engelsburg hatte mir viel zu viele Leiden beherbergt. St. Peter, mit Ausnahme von Michelangelos Jugendwerk, auch die Kolonnaden sprachen nicht zu mir, St. Clemens war die einzige Kirche, die mich rührte, von den Museen beglückten mich nur die Thermen,

vor dem Forum versagte meine Phantasie. Schöner war es, in die Villa Medici zu gehen. In einer der Alleen stand Meleager, den herrlichen Marmorleib von späten Rosen umrankt, über ihn der verglühende Tag. Rom ist eine Stadt des Abends. Er hob sie auf ihren Tron. Alle Städte waren ihr dann untertan. Starke Tränke für den Beschauer waren ihre Sonnenuntergänge. Auch mir benahmen sie die Armut. Doch nur auf Augenblicke.

Hier muß ich daran erinnern, daß ich zu Anfang dieses Buches schrieb: eine radikale Sprunghaftigkeit könne sehr wohl mit einer sehr bestimmten Einheitlichkeit des Denkens zusammenhängen und es käme auf eine Probe an.

Auch die Jugend, lieber Leser, überblickt das Leben. Nicht in der Verkürzung wie der Greis, sondern in wilder Vielfältigkeit türmt es sich vor ihr. Später, im Gewühle stehend, nehmen wir es in Kauf. Die Jugend ist hierin feiner. Sie ist noch nicht mit ihm verwachsen; wie soll sie es bewältigen? selbst mitten im Überschwang kennt sie das Zaudern und das Grauen. Erbarmt Euch höchstens ihrer Unreife. Gerade sie wird ihr leicht zum Verhängnis. Keinem Lebensalter liegt der Selbstmord näher. Über der Brücke gelehnt, bedachte ich nicht mehr die Ausblicke und Bahnen meines Daseins, nur noch die besten Arten, mich ihm zu entziehen. Eine solche Flucht war freilich eine Niederlage und ein anderes Wort für: nicht bestehen. Allein es war der letzte Anker, wohl in Sicht zu halten.

Rom hatte versagt. Was hatte ich geglaubt? Saß es auf seinen sieben Hügeln, um mir Richtlinien zu weisen? Ja, etwas Ähnliches hatte ich gewähnt. Denn Dürftigkeit und Chaos stritten sich um die Herrschaft in meinem Inneren. Die Intensität, mit welcher ich im Bahnhofrestaurant in Chiusi operierte, lag natürlich meinem Wesen überhaupt zu Grunde. Aber die letzten Dinge, nicht mehr noch minder, waren meine Sorge. Die Aula jedoch hatte ich mir selbst aufrichten, ohne Anleitung durch Dornen und Gestrüppe mich reißen müssen, nirgends zünftig, überall verwahrlost, nirgends zugehörig, immer hospitierend. Statt des Führers, statt des Rückhalts, statt des Abiturs — den Hokuspokus.

Aber die tollste meiner „Windmühlen“ war Richard Wagner geworden.

Ihn hatte ich zu meinem unmittelbaren Mentor erkoren. Seinem Dienste war ich eingeschworen, seinem Genius verpflichtet, seinem Beistand überantwortet. Seine gewichtigen zehn Bände waren das

Bollwerk meines Château du coeur. Seinen langatmigen Formulierungen folgte ich um seiner kühnen Folgerungen willen gerne. Noch tobte die Wagnerische Mode, doch schon mehrten sich die Anzeichen eines Umschwunges, und mit Genugtuung nahm ich sie wahr. Bald, o bald fiel er fort, der lästige Chor, dann blieben nur die Wenigen, die ihn wirklich erkannten, dann gehörte er mir. Vor allem war es die Erhabenheit seiner Gesinnung, über die ich nicht mit mir handeln ließ; jederzeit kampfbereit, wenn es galt, die Standarte meines Glaubens flattern zu lassen, Zerwürfnisse nicht vermeidend, im Gegenteil; zu reinlichen Scheidungen immer gewillt; zu Donquichoterien immer aufgelegt. So erlebte eine Münchner Salonlöwin, die über Wagner im familiären Tone aburteilte, daß ich, über die Köpfe ihrer Gäste hinweg, lauten Protest erhob und augenblicklich ihren „jour“ verließ. Es war ein schöner Frühlingsnachmittag. Ein leichter Wind umstrich mich linde: derweil die oben Gebliebenen empört über mich zu Gerichte saßen, entfernte man sich so, und wer war ich denn?

Denn von der geistig besitzlosen Klasse wird das Recht auf eigene Meinung, so wir eine haben, am längsten angezweifelt und bekämpft; daher einem jungen Fräulein Niemand die beste Gelegenheit geboten wird, zur Menschenkennerin heranzureifen. Diesbezüglich befand ich mich also in vorderster Szene, wo immer ich auftrat. London oder Berlin, es war ganz gleich. Als ich zum ersten Male einen Winter in Paris verbrachte, lebte dort noch der Gründer des Crédit Lyonnais, ein feiner, überlegener Greis; auf irgendeine Empfehlung hin wurde ich dort öfters eingeladen. Es war ein Salon, der eben anfang ein wenig auszuleiern. Nach einem kleinen, köstlichen Diner stand ich am Kamin und überblickte die Gesellschaft. Die schöne und noch junge Frau mit dem glitzernden und gewellten Haar, figurierte in ihrer Schlankheit zu Ehren des noch schönen Paul Deschanel, das war klar. Sein Frack, dies letzte Wort von Frack, die seidene Schmiegsamkeit seiner Socken, seine, für weiße Manschetten wie erdachten Hände, sein für den Zylinder wie erträumter Kopf, dies alles, wenn ich es heute überdenke, war von einer vorkriegszeitlichen Pracht, ohne störende Beziehung — seitdem haben sich ja der menschlichen Gesellschaft dunklere Kulissen aufgetan als Empfangsräume, als den Salon.

Ich sah und staunte. — In Gespräche mischte ich mich nur selten. Es war auch nicht nötig; im übrigen war ich eine jeune fille sans dot, und weniger konnte man nicht sein.

Aber man kam an diesem Abend auf Bayreuth zu sprechen, und

zu meinem Schrecken riß die Frau des Hauses Wagners Charakter in den Staub. „Ingratitude notoire“ waren ihre Worte. Schon führte ich wieder Schild und Speer, schon hielt ich am Kamine aufgestellt meinen Speech, schon war ich mitten in meiner Rhetorik. Härte er Buch führen sollen über Summen, die er zur allgemeinen Bereicherung entlieh? und wenn wir schon feilschten, warum die vielen Existenzen nicht mit einbeziehen, die er begründete, die Theater, die er dotierte oder ins Leben rief, die Riesenvermögen der Wagnersänger? Was zollten sie ihm dafür? „Wenn wir schon feilschten,“ sagte ich, und blickte unbefangen im Kreise umher, „gab er dem Etat der bayrischen Staatsbahnen, gab er,“ höhnte ich, den „Hoteliers nichts zu lachen? Auf welcher Seite liegt der Undank, wenn wir schon rechnen,“ fragte ich. „O wie er das Geld verbrauchte, hinauswarf und verachtete, wie er zu einer von Mark und Pfennig gravitatisch eingedämmten Welt sich so unsäglich mittelbar bezog, Gott, wie erfrischend, welche Labung!“ rief ich aus.

Nun war natürlich Dank oder Undank Wagners den Anwesenden denkbar egal. Was sollte dies feierliche Gehabe? — Ich sah Blicke sich kreuzen, Mundwinkel zucken; erst entstand ein Schweigen, dann sagte jemand: „comme il fait chaud!“

Begossenheit war da alsbald mein Anteil. Schüchternheit befiel mich wieder und schmiedete mich an den Kamin, wie Andromeda an ihren Felsen. Da aber trat Perseus in Gestalt eines ergrauten Mannes vom anderen Ende des Zimmers näher, und es erklangen die rettenden und unverhofften Worte: „Elle a raison“.

Es war ein Professor Coggia aus Palermo; er hatte den greisen Wagner bei Gelegenheit eines Aufenthaltes in dieser Stadt einige Dienste erwiesen und pries nun seine rührende Erkenntlichkeit, seine einfache und rücksichtvolle Art. Dagegen machte er den schärfsten Trennungsstrich zwischen ihm und seiner nächsten Umgebung. Ja, er leugnete ganz und gar, daß sie Wagnern homogen gewesen sei. Alle hörten jetzt mit großer Spannung zu. Wie glücklich aber war ich selbst an diesem Abend! Wie leicht tönte der Widerhall meiner Schritte auf dem Heimweg an mein Ohr. In Paris, wo er in seiner Jugend darbt, Wagner als armer Teufel, Wagner in Würzburg und Riga, schwebte mir mit ergreifender Deutlichkeit vor.

Eines Nachts aber — kurz darauf — stand ich auf dem Platz des Münchner Hoftheaters. Allein. Denn eine Siegfried-Aufführung war noch im Gang, und ich war herausgelaufen, weil ich diese Musik

nicht mehr ertrug. Sie bekundete mir nichts mehr. Sie quälte mich. Die Vorstellung war mittelmäßig, es ist wahr (die Ära Mottl stand noch aus) dennoch — ob ich mir auch gewisse Sonaten, die, zu oft vernommen, auf immer vielleicht erschöpft blieben, auch eine heruntergerasselte Eroica ins Gedächtnis rief, die nichts besagte, dennoch, welch ein Stoß! — Zwar erhielt mein Wagnerkult keine Einbuße deshalb. Ich gestattete ihm dies nicht. Nicht seine Werke, dessen ewige Augen, der Zug nach ewiger Vollendung, der Weltenatem seines Geistes, dies war es, was ihn unsterblich machte. „Schafft Neues“ war sein immerwährender Ruf gewesen. Er blieb mein Führer, mein Idol. Nichts, stellte ich mir vor, war ihm selber widerwärtiger, als ein „Wagnerianer“. Es rührte mich unbeschreiblich, daß er für seinen „Ring“ eine einzige Aufführung erträumt, und den naiven Wunsch gehegt hatte, die Bretter der eigens dafür zu errichtenden Bühne zusammengeschlagen, und nur die Erinnerung an das einmalige Fest verbleiben zu sehen.

Ahnte er das Brünhildengewimmel, den Sieglinden-Vertrieb, die Feuerzauberratsche, den Opernstaub, die Requisiten, das Gerümpel manch geradezu oxsenhaft einhermarschierender Wotane, die Hoiotohos, die Beliebtheit schlimmer als jeder Boykott?

Der Wunsch, seine Opern zu hören, kehrte indes nur in ganz außerordentlichen Fällen wieder. Dafür sammelte ich Anekdoten aus seinem Leben. Am besten gefiel mir die einer alten Sängerin, an welcher er im Couloir des Münchner Hoftheaters mit dem Ruf: „Ich halte es vor langer Weile nicht mehr aus!“ in großer Aufregung vorbeilief. Er war mitten in einer Tristanvorstellung aus einer Loge herausgestürzt.

„Wie war diese Vorstellung?“ fragte ich schnell.

„Glänzend, wunderbar“, sagte sie.

Auch mit dem uralten sächsischen Gesandten von Fabrice, dessen Erinnerungen bis in das Jahr 1847 zurückgingen, stellte ich mich gut. Er lebte damals als junger Mann in Dresden, und der Kapellmeister Wagner war ihm vom Sehen bekannt. An einem Wintermorgen auf der Straße hinter ihm her gehend, sah er ihn von einem Bettler angehalten, seine Taschen durchsuchend, ohne etwas hervorzuziehen, daraufhin kurzerhand seinen Mantel abwerfend, ihn dem Manne überlassend und weiterzueilen. Ein Brief aus Zürich an Liszt, in welchem er wie gewöhnlich über seine Geldnot klagt, über die einbrechende Kälte, und daß er keinen Wintermantel habe, ist zwei Jahre später datiert. Und vielleicht war ich die einzig

Eingeweihte, denn Fabrice war tot, Wagner selbst, als er den Passus schrieb, wußte gewiß nicht mehr, warum dies Garderobestück ihm fehlte.

So blieb alles beim alten, ob ich auch in weiten Bögen Wagner-Vorstellungen mied. Nietzsches Auffahrt überwand ich unschwer. Selbst von seiten eines so großen Geistes beirrte sie mich nicht. Die Nähe war eine Beeinträchtigung auch für ihn, da hier nur die Distanz den richtigen Schwinkel für ein maßgebendes Urteil schaffen konnte. Selbst für ihn. Daher die Bitterkeit, der schmerzliche Unterton bei Nietzsche, der seine eigene Desertion niemals verwand. Von seiten Wagners wissen wir als einzige Äußerung zu dem Bruche nur jene Worte, die er ihm bestellen ließ: nunmehr sei er ganz allein. Und so dünkte mir denn auch der „Fall Wagner“ an allen Ecken und Enden ein „Fall Nietzsche“.

In diesem Punkte hatte ich sicher recht. — Vierzig Jahre nach Wagners Tod trat der französische Komponist Paul Ducas in der Revue musicale mit einer Charakteristik Wagners hervor, die ein Meisterstück an Augenmaß — eben diese Spanne von vierzig Jahren (die Zeit schafft hier den geistigen Raum) zu einer ihrer wesentlichen Voraussetzungen hat.

Gedulde dich, lieber Leser. Jede noch so weit ausholende Kurve führt uns zur Brücke zurück, auf der ich, mitten unter den Statuen stehend, über beste Todesarten meditiere.

Denn von meiner Verstiegenheit, wie grotesk sie auch sein mochte, gab es kein Zurück. Es blieb nichts übrig, als die Probe auf das Exempel, in diesem Fall auf die Verstiegenheit zu stellen. Sie war das hohe Meer, längst allen Ufern entzogen. Erreichbare Küsten fordere ich nicht mehr, wohl aber, daß Küsten wie immer unerreicht vorhanden seien. Dies forderte ich. Ich forderte ein Zeichen. Mit dem Glauben, den ich mir zurechtgelegt hatte, zu sehr verwachsen, konnte ich ihm nicht entsagen, ohne mich selber aufzugeben. Jener Satz, daß der Sprung vom niedrigsten zum höchsten Menschen größer sei, als der vom höchsten Tier zum niedrigsten Menschen, hatte Wasser auf meine Mühle getrieben. Denn Rangunterschiede waren mein Steckenpferd. Es konnte nicht anders sein, als daß der Auserwählte, die Persönlichkeit nach besonderen Gesetzen antrat, ob sie auch, infolge des verhängnisvollsten aller Mißverständnisse mit Vorliebe zum Haufen geworfen wurde. In diesem Lichte nur war alles wahr und falsch zugleich, was vom Menschen

als dem Maß aller Dinge, wie als dem Ausbund aller Nichtigkeiten stand. „Ihr seid Götter“, hieß es zu dem einen, und den anderen wird verkündet, daß sie endlose Male wiederkehren oder sterben werden, was ja dasselbe ist. Vom Gattungsmenschen und seinem Korrelate, dem Gemeinschaftsgrab, lief die Leiter bis hinauf zur Marcia sulla morte d'un eroe. Viele lebten, deren Anteil an grausame Geschehnisse täglich sich vermehrte . . . ebenso sicher dünkte mir dies, als daß geheime Zaubersprüche walteten — deren Formel wir nur nicht kennen — über die weniger sterblichen die vollendeten Typen. Freie waren's. — Einen mächtigen Freibrief erkannte ich ihnen zu: die Not, die eine mit der Erlesenheit ihrer Natur so zerworfene Welt ihnen bereitet, genügte.

Aber meine geistige Existenz hatte ihre inavouablen Seiten: Ich erachtete mich als ein Wagnerisches Produkt. Wem hätte ich derartiges eingestanden? Mußte meine Verstiegenheit nicht Folge und Grund zugleich meiner Verlassenheit sein? Und wie hätte diese Verstiegenheit — ein Notbehelf auf sie — mich nicht isoliert? Über Gute und Böse ging die Sonne auf, über den Narren aber stand sie still.

Bücher hatten versagt; Rom hatte versagt. Ich hatte, ich weiß nicht, was für Hoffnungen auf diese Stadt gesetzt, als müsse die Berührung ihres Bodens mich heilen. Aber Rom hat nichts Beschwichtigendes, es sei denn sein Licht. Rom wühlt alle Rätsel doppelt auf, und welche Argumente hielten stand vor dem teuflischen Dreh, der teuflischen Zweideutigkeit dieser Welt, den Abgründen, ins Unbeweisbare überall aufgetan, dem Netz des Leidens ausgeworfen nach der Kreatur, dem weglosen, verwirrenden Leiden: des Getiers? Dies und meine geistige Einzelhaft schlug mir über dem Kopf zusammen.

„Ein Zeichen!“ sagte ich laut. Ich forderte ein Zeichen unter diesem Abendhimmel Roms. Wieder hielt ich meine geistigen Arme emporgerichtet, wie in jener Nacht, da ich auf dem Weg zur Hexe, gegen die Hütte geschleudert, das gestirnte Firmament vor die Schranken rief. Liefen alle Anstrengungen und alle Opfer leer, dann war auch der Selbstmord nicht die fausse sortie, die Schopenhauer meinte, lebten aber die Kräfte, von welchen ich zehrte, warum sollten sie sich nicht bekunden? Tat ich dies? Träume waren meine einzige Gewähr gewesen. Träume lagen mittewegs. Aber Zweifel und Ernüchterung raubten mir die Kräfte, mich zu ihnen aufzumachen. Was also waren Träume?

Aber kehren wir zur Brücke zurück.

Man schrieb den 7. Februar. Eleonor erwartete mich in Venedig. Sie hatte endlich ihre erträumte Etage, und ich gedachte bis zum 13., dem Todestag Wagners bei ihr zu bleiben. Wie jene Kranken, die zur Schwelle eines Tempels pilgerten, Rat oder Heilung dort erhoffend, so zog ich nach Venedig mein Orakel zu vernehmen; entschlossen das Fazit meiner mondstüchtigen Schritte zu ziehen, Zweck- oder Sinnlosigkeit meiner verschütteten, greisenhaft verlebten Jugend bis zu den Sternen setzend, die letzten Lose auswerfend, da ich nichts zu verlieren hatte, wenn ich verlor. So wandte ich mich endlich von dem Flusse ab, ging in der Dämmerung zwischen den Statuen, dann über den Korso zurück, zum ersten Male wieder guten Mutes, ja entrückt.

Eine nette kleine Giftreserve zu unterst in meinem Koffer, sprang ich um Mitternacht in die Gondel, in welcher Eleonor und ihr glücklich heimgekehrter Gatte gekommen waren, mich zu holen. Die stillen Wasserstraßen klangen vollstimmig an mein Ohr; und als der Morgen aufzog, sangen die Paläste, der Canal Grande lag in voller Bläue, seine Wellen tönte ein Hauch von Rosenglut, und wie ein Lied entstieg San Giorgio. Alles, selbst die Steine modulierten. Florenz ist Graphik, auf Silbergrau gezogen; Literatur. Viel zu streng und steil und traumlos für das unreife Gemüt. Venedig ist Musik. Süß durchbohrt es das gequälte Herz. — Da war ein Gäßchen, hoch und steinern bis auf den schmalen Himmelsstreifen, der darüber leuchtete. Glatte Mauern bis auf ein Fenster, das offen stand. Schwefelgelbe Sonnenstrahlen schmetterten auf rote Nelkenstöcke, die davor blühten. Lange mußte ich stehen und lauschen, aber so, wie einer horcht.

„Nicht denken“ war die Devise, nach welcher die wenigen Tage in großer Scheinruhe verrannen. Im Nu war der Vorabend jenes Todestages (der meiner Abreise) gekommen. Ich fürchtete mich. Ich dehnte ihn so lange als möglich aus. Mein Zug fuhr in der Frühe. Wenig Stunden trennten mich von ihr. Die Nacht kam.

Ein schmales feldbettähnliches Gestell nahm die Mitte meines Zimmers ein. Eleonor war stolz auf die bedruckte Leinwand, mit der es wie eine kostbare Schachtel ausgeschlagen war. Nachts gab es viel Gezänke und Gelächter in den Gassen. Heute belebten sie sich nicht. Wie eingelassenes Wasser stieg die Luft. Ich sah mich selbst im hohen Spiegel, feierlichen Auges gleichsam eingeschleiert, wie die

Jungfrau, welche ihre Öllampe für den Bräutigam bereit hält. Die Nacht hielt ihre Runde. Über die Lagunen lag letzte Finsternis gefaltet; sie deckte alle Pfade, alle Wälder, alle Brücken zu. Alle Flüsse rauschten unsichtbar. Alle Tiere, die ihr Dasein noch gerettet hatten, schlummerten beruhigt. Erst mit dem Morgen drohte ihnen wiederum Gefahr. Gesichert schliefen die süßen Vögel im Gezweig. Friedliebend ist die Nacht, nur den Kranken und unglücklich Liebenden abhold. Auch mich entriß sie ungnädig schnell dem barmherzigen Schlaf. Stoßähnlich mein Erwachen, daß ich erschreckt das Licht aufdrehte. Dumpfen Pulses. Leer. — Zu den hold umspannten Wänden meines Zimmers verhielt ich mich nicht länger. Gefängnismauern kamen sie gleich, feucht von Schlangen, die ihre Köpfe nach mir zuckten. — Abgetrennt wie ein Gespenst. Nichts also. Es schlug vier Uhr von den Kirchen und den Türmen Venedigs. — Also nichts. Ob ich auch meine Knie umklammernd mich besann... Nichts. Auf dem Flur eines gewöhnlichen Hauses hatte ich gestanden auf der obersten Stufe einer alltäglichen Stiege, fünf Treppen hoch. Das war alles. Ein paar Schritte trennten mich von einer verschlossenen Tür. Warum verschlossen? und warum wollte ich zu ihr hin? ich wußte es nicht einmal. So schwache Furchen hatte das nichtssagende Bild gezogen. Was hielt mich ab, den Flur zu überschreiten?

Ich sank zurück.

Solchen Nichtigkeiten nachzuspüren war zu verächtlich. Hunde nur nahmen, was sie kriegten, und wühlten noch unter Knochen.

Das Licht verlöschend ward ich eins mit der Finsternis.

Der Riese aber...

Ein Riese?

Der grauenhafte Riese, der mir den Weg zur Tür versperrte und sich über mich warf. Der schreckliche und aussichtslose Ringkampf mit dem Riesen, der kaum überwältigt, im Nu emporgeschwungen, mit Würgerhänden mich von neuem überfiel. Zu öfteren Malen, aber stets vergeblich, besiegte ich den dunklen, nie erlahmenden Riesen, und doch, ob ich ihn auch in die Tiefe stürzte, seiner immer entsetzter, immer atemloser gewärtig. Das Ringen wiederholte sich so oft, es dauerte so lang, meine Kraft war ausgegeben. Wie kam es, daß er doch noch einmal unterlag? Nur zum Scheine zwar. Lautlos ballte sich flugs wieder die fürchterliche, wesenlose Masse vor mir auf. In die Kniee brechend stieß ich ihn hinab. War mir ersterbend eine Frist gewährt, die Türe dennoch zu erreichen? War diese Stiege nicht

mehr gemein? Welche Schwelle überzog ich da so tief aufatmend, so erschöpft, daß ich nicht mehr wußte ob ich lebte?

O Gott, welch ein Gemach! wie ein Söller hochgelegen. Und wer war diese alte Dienerin, so schwächig und so edel von Gestalt, der ich mich überließ, die nur insofern Zugene, als sie mich stützte, mit meinen Füßen sich zu schaffen gab und mich zu einem niedrigen antiken Bett geleitete? Statt des Fensters eine breite Öffnung in der Mauer, die auf eine klassische und rätselhafte Landschaft niedersah: Bergeslinien, die mit so sanftem Schwunge zur Meeresebene ausliefen, als flössen die Farben aller Tageszeiten in einem einzigen Glissando.

Aber die Luft um mich her, diese unnennbare Luft, sie vor allem war das Kompendium des Glücks. Ich war allein. Ich wartete auf niemand. Niemand kündete sich an. Doch mein Alleinsein war köstlichstes Umgebensein und aller Fülle teilhaft. Jegliche Gemeinschaft, mit dieser Einsamkeit verglichen, war Verlassenheit. War ich allein? Wo fände sich ein Wort für solche Vielsamkeit?

Die Stiege, das unwirsche Alltagshaus entsunken und wesenlos das Ringen. Geworden nur die Süsse dieser Müdigkeit, die Wonne dieser Luft. Wie ein Stern, dessen Licht den Äther durchfliegt, so hatte der Traum einer Spanne bedurft, um mein Bewußtsein zu erreichen. Ich saß hoch aufgerichtet, meine Knie umklammernd, mein Gesicht vergraben.

Mut, sagte ich zu mir, Mut, Mut.

Mit diesem Worte schließt die Geschichte. Es bedeutete einen Wendepunkt in meinem Leben. Ein neues begann, und es zeigten sich Horizonte, von denen meine gleichzeitig leichtsinnige und eingeschüchterte Jugend bisher nichts gewußt hatte. Schließlich mischte sich sogar die Weltgeschichte ein. Die Erzählung selber aber, die, als ein umfangreiches Buch angelegt, „Unitalienischer Roman“ heißen sollte, blieb darüber unvollendet. Der Weg, der an die Stelle zurückführen würde, wo die kaum begonnene Geschichte abbricht, ist auf ewig verschüttet. Was bleibt, ist ein großes Bedauern über die Zeitwende, das vielleicht auch andere teilen werden — und dieses kleine Fragment.

ZU GOETHES „WAHLVERWANDTSCHAFTEN“*

von

THOMAS MANN

Der Schreiber dieser Zeilen gesteht, einigen Einfluß auf die Entscheidung gehabt zu haben, welcher Roman von Goethe in das epische Pantheon dieser Sammlung aufgenommen werden sollte: „Wilhelm Meister“ oder „Die Wahlverwandtschaften“. Die von jenem ausgehende Lockung war groß. Die äußere Neugestaltung und zwanglose Wiederauflegung eines Werkes der großen Literatur bedeutet immer eine glückliche Erfrischung und Aktualisierung solchen Besitzes: Das unbefangene moderne Gewand, die philologiefreie Art der Darreichung schafft die Möglichkeit, ihn jugendlich unmittelbaren und unhistorischen Auges zu betrachten; vom Duft des Museums befreit, wird das Meisterwerk wieder Natur und Leben und übt einen starken Reiz, es auf veränderter Lebensstufe neu zu durchdringen und es dem eigenen inneren Haushalt und dem der Zeit auf vielleicht unvermutete Weise wieder fruchtbar zu machen. Das deutsche Publikum beim gegenwärtigen Stand seiner Reife und Erfahrung in neue und freie Berührung mit der Welt des „Wilhelm Meister“ zu bringen, mit dieser Welt des Abenteuers und der Bildung, in der aus dem Bekennerischen das Erzieherische, aus diesem die soziale Idee und die des Staates so rein organisch erwächst, das war ein Gedanke, dessen Anziehungskraft wir hinlänglich gekostet haben, um das Bedürfnis zu spüren, unsere schließliche Option für die „Wahlverwandtschaften“ vor uns selbst zu rechtfertigen.

Vor allem, wir wurden der Sphäre von „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden“ mit dieser Entschließung nicht untreu. Man weiß, daß die „Wahlverwandtschaften“ ursprünglich als novelistische Einschaltung in den Gang des epischen Lebenswerkes gedacht waren, nicht anders, als etwa „Der Mann von fünfzig Jahren“, „Die wandernde Törlin“ und weitere solche Geschichten und Märchen. Der Autor hatte sich über die räumlichen Ansprüche des Gegenstandes getäuscht, ihn anfänglich zu klein gesehen; ein Werk wollte hier, wie das gehen mag, sich selber viel größer, als sein Erzeuger es gemeint hatte. „Ein solches Werk“, sagte Goethe später darüber,

* Geschrieben für eine neue Ausgabe des Romans in der Sammlung „Epikon“, P. List Verlag, München. Herausgeber E. A. Rheinhardt.

dankbar dafür, daß ein einsichtiger Freund das Buch als ein für sich bestehendes, mit eigenem Leben begabtes Ganzes empfand, „ein solches Werk wächst einem unter den Händen und legt einem die Notwendigkeit auf, alle Kräfte aufzubieten, um seiner Meister zu bleiben und es zu vollenden.“ Und was denn also 1809, nach zweijähriger Arbeit, nachdem der Sechzigjährige „was er vermochte, daran gewendet“, bei Cotta in Tübingen ans Licht kam, war ein Kapitalwerk des Dichters, ein wohlausgewachsener Roman in zwei Teilen und Bänden, — der größte nicht, aber der höchste der Deutschen.

Er ist unser höchster, darum haben wir ihn gewählt: ein Gebild, so mondaine wie deutsch, ein Wunderding an Geglücktheit und Reinheit der Komposition, an Reichtum der Beziehungen, Verknüpftheit, Geschlossenheit. Denn Rochlitz hatte recht, als er an Goethe schrieb: „So sehr die Ausbeugungen, betrachtet man sie einzeln für sich, diesem zu widersprechen scheinen, so sehr bestätigen sie es, sieht man sie im Ganzen und aus dem Ganzen an.“ Es ist ein Werk von so zarter und unerbittlicher Kenntnis des Menschenherzens, so ausgeglichen in Güte und Strenge, Klarheit und Geheimnis, Klugheit und Ergriffenheit, Form und Gefühl, daß wir es nur mit Staunen das unsere nennen. Aber da es denn wirklich unser ist, wollen wir es uns und den Fremden wieder aufstellen, als leuchtendes Zeichen der Möglichkeit deutscher Vollendung.

Wir haben hastig und voreilig nach einigen Lobesworten gegriffen, in Ungeduld, unserer Liebe damit gerecht zu werden, noch bevor wir sie besser begründet haben; aus Ungeduld auch im Sinne derjenigen, die eben die Dichtung neu in sich aufgenommen. Denn diese Zeilen sind nicht als Vor-, sie sind als Nachwort gedacht; sie wollen den Leser nicht sowohl auf ein Herrliches vorbereiten, als dem Erfüllten, der von der Lektüre kommt, kameradschaftlich ein wenig Ausdruck an die Hand geben, der seiner Ergriffenheit allenfalls etwas helfen kann, zu sich selber zu kommen. Ist denn nicht das auch der Liebedienst, zu welchem der Schriftsteller unter den Menschen ganz wesentlich berufen ist? Und sollten wir nicht im Bannkreise Goethes uns dieses edlen Auftrags besonders bewußt werden? Wie hat er die Menschheit auszudrücken gewußt, welch ein Schriftsteller war er, um, wenn auch auf die Gefahr hin, das deutsche Ohr damit zu verletzen, diesen Titel für den des Dichters unbefangen einzusetzen! Denn in dem hochhumanen Begriff des Ausdrucks löst jener schwierige und oft so plump gehandhabte Gegensatz von Schriftsteller- und

Dichtertum sich auf, dessen Goethe sich denkwürdigerweise bediente, um gegenüber Shakespeare, dem Dichter, sich selbst als Schriftsteller zu kennzeichnen, und dessen er überhaupt vergaß in jenem Augenblick, als Lust des Ausdrucks ihm das Selbstgefühl schuf, er sei „recht eigentlich zum Schriftsteller geboren“. Darum sei gleich hier noch etwas zum Preise unseres Buches, sofern es Schriftstellerwerk, sofern es Prosa ist, eingefügt, — am bequemsten mit Zelters, des Musikers, Worten, der unterm 27. Oktober 1809 an Goethe schreibt: „Es gibt gewisse Symphonien von Haydn, die durch ihren losen liberalen Gang mein Blut in behagliche Bewegung bringen und den freien Teilen meines Körpers die Neigung und Richtung geben, wohlthätig nach außen zu wirken . . . So geht mir's, wenn ich Ihre Romane lese, und so ist mir's geworden, wie ich heute Ihre ‚Wahlverwandtschaften‘ las. Das mutwillige, geheimnisvolle Spiel mit den Dingen der Welt, und den Figuren, die darinne angestellt und geleitet werden, kann Ihnen niemals mißlingen, mag auch zwischen durchlaufen, was Platz hat oder sich Platz macht. Dazu eignet sich endlich noch eine Schreibart, welches wie das klare Element beschaffen ist, dessen flinke Bewohner durcheinander schwimmen, blinkend oder dunkelnd auf- und abfahren, ohne sich zu verirren oder zu verlieren. Man könnte zum Poeten werden über eine solche Prosa, und ich möchte des Teufels werden, daß ich keine solche Zeile schreiben kann.“ Mit diesen Worten ist der Gewandtheit und Präzision der Goetheschen Prosa, ihrem rhythmischen Zauber, der ein vernünftiger Zauber, die klarste Mischung von Eros und Logos ist und uns so wohligenwiderstehlich führt und trägt, der reinen Humanität ihrer Linie sehr glücklich genug getan.

Wir haben die Worte gebraucht, in denen die hohe Ausgewogenheit sich schon andeutet, die dem Werk seinen menschlichen Adel verleiht, und die wir hauptsächlich zur Sprache zu bringen wünschen: das Gleichgewicht von Sinnlichkeit und Sittlichkeit oder, künstlerisch gesprochen, von Plastik und Kritik, Unmittelbarkeit und Gedachtheit, in dem es schwebend ruht, und das auch mit jenem oft unbedacht gehandhabten Gegensatz von Dichter- und Schriftstellertum etwas zu schaffen hat, insofern dieser nur ein Name und Unternamen ist für den obersten, das Problem der Menschheit selbst aussprechenden Gegensatz von Natur und Freiheit.

Halten wir uns auf der künstlerischen Ebene vorderhand! Stellen wir fest, daß die „Wahlverwandtschaften“ Goethes ideellstes Werk

sind, — wie er selbst es in einem Gespräch mit Eckermann bezeugt, in dem er sagt, es sei im ganzen nicht seine Art gewesen, als Poet nach der Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Das einzige Produkt von größerem Umfang, wo er sich bewußt sei, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, möchten etwa seine „Wahlverwandtschaften“ sein. — Die Erinnerung an Schillers unsterbliche Abhandlung über das Naive und Sentimentalische ist deutlich — an diesen klassischen Essay der Deutschen, der eigentlich alle übrigen überflüssig macht, da er sie in sich enthält, in dessen Antithesenwelt aber Wirklichkeit und Leben niemals rein aufgegangen sind. Die Kunstwelt war allezeit voll von Mischungen beider Elemente, und Schillers kritische Sonderung irrt selbst theoretisch in dem einen Punkt, daß er nur das Geistige als strebend — nämlich nach Natur, nach Verleiblichung —, die Natur aber, das Naive, als in sich ruhend schildert. Streben ist nicht nur beim Geist, es ist auch dort, wohin er strebt. Auch die Natur ist sentimentalisch, ihr Ziel ist Vergeistigung. Eine hohe Begegnung von Natur und Geist auf ihrem sehnsuchtsvollen Weg zueinander: das ist der Mensch; und wir dürfen ein Werk, worin sie sich rein durchdringen, als ein höchstes, ein menschlichstes ansprechen.

Wirklich sind die „Wahlverwandtschaften“ geistige Konstruktion in einem Grade, wie man ihn bei Goethe, dem Sohn der Natur, nicht leicht zum zweitenmal findet. Die Bewußtheit und Kunstklugheit des Werkes wurde denn auch den Zeitgenossen sofort bemerklich, — im Sinn der Bewunderung teils und teils des Tadels. Eine gewisse Magerkeit der Gestalt und Symmetrie der Anordnung fiel auf, die Kürze der Erzählung gegen die langen und häufigen Reflexionen ebenfalls, und Solger schrieb damals an Goethe selbst, daß „man nach gemeiner Ansicht die Geschichte fast nur das Gerippe eines Romanes nennen könnte“. Er bewundert als „äußerst kunstreich“, wie die Personen nur in Gruppen einander entgegengestellt und die Teile jeder Gruppe einander nicht wenig verwandt und doch so weit, so sicher, so konsequent geschieden seien, „ja auch in dieser Verschiedenheit so geistreich unter sich gruppiert erscheinen“. Er räumte ein, daß „einigemal die Personen etwas mehr um des Dichters und besonders um der herbeizuführenden Situation willen, als aus sich selbst und ihrem inneren Wesen zu tun schienen“, aber er betont auch mit Genugtuung, daß sie, die Charaktere, „keine wesenlosen Ideen“ seien, sondern „wahre Personen“ und Individuen,

ohne daß, wie er. hinzufügt, viel auf das gezählt wäre, was man im gemeinen Leben Eigenheiten nennt. „Diese scheinen vielmehr, wie kleine späte Drucker auf das Gemälde, nur aufgetragen, den Schein der Wirklichkeit täuschender — so täuschend zu machen, als die würdige Kunst mag“. — Würdiger Solger! Nicht wachsplastische Panoptikum-Illusion, vor welcher der Pöbel das Maul aufsperrt: Leben im Licht des Gedankens, die ideelle Transparenz der Charaktere, die aber keineswegs wesenlose Ideen, sondern Menschen sind, — das empfand er als „würdige Kunst“, und er gibt in der Tat damit die Bestimmung des Dichterischen. Die Figuren der „Wahlverwandtschaften“ sind voll warmen individuellen Lebens. Riemer erzählt, wie man in Karlsbad förmlich unter diesen eingebildeten Personen der Phantasie verkehrt habe, als wären es wirkliche, und wie sie auch zu Vergleichen mit wirklichen nötigten. Eine Charlotte war gleich unter den Badegästen gefunden, ein Hauptmann ebenfalls, ein Lord, ein Mittler desgleichen. Daß vollends der Architekt, die Figur, die vielleicht am meisten Beifall erhielt, ein ausgemachtes Porträt sei, war rasch herum: man kannte das Urbild, man wies mit Fingern auf den lang gewachsenen jungen Künstler aus Cassel, Engelhardt mit Namen, der Goethen für diese Gestalt seine Züge hatte leihen müssen, und Abbilder gesellschaftlicher Wirklichkeit wollte man auch sonst in den Gestalten des sensationellen Romanes erkennen: in der Charlotte die Herzogin Louise, im Hauptmann einen Freiherrn von Müffling, in Luciane das Fräulein von Reitzenstein usw. Zugleich aber sind diese Menschen Symbole, ebenmäßig angeordnete und durcheinander bewegte Schachfiguren einer hohen Gedankenpartie, Repräsentanten einer Naturmystik, die ihnen die Namen Otto und Ottilie, korrespondierende Kopfschmerzen zuspießt, sie anderer Leute Kinder zur Welt bringen läßt . . . Wir sagen „zugleich“, nicht nebenher, außerdem. Denn es handelt sich um ein Ineinander von Plastik und Idee, von Vergeistigung und Verleiblichung, eine wechselseitige Durchdringung des naiven und sentimentalischen Wesens, wie sie sich, sollten wir denken, so glücklich in aller Kunstgeschichte nicht wieder ereignet hat.

Das Verhältnis ist auf der moralischen Ebene kein anderes, — dort, wo das Plastische und das Kritische, das Dichterische und das Schriftstellerische die Namen des Sinnlichen und Sittlichen führen oder die historischen Namen des Heidentums und Christentums.

Alles in allem ist es mit Goethes angeblich so dezidierter Nicht-

Christlichkeit ja ein recht fragwürdiges Ding. Es hat etwas Wohlfelies, seine humanistische Abneigung gegen das „Kreuz“ mit Zitaten zu belegen. Es ist zum mindesten gewählter, solche heranzuziehen, die höchst ausdrucksvolle Ehrfurchtzugeständnisse an die christliche Idee bilden. Das Leidensheiligtum der pädagogischen Provinz ist so bedeutend wie überraschend, und er fand in den Evangelien „den Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und so göttlicher Art war, wie nur je das Göttliche auf Erden erschienen ist“. „Über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums,“ sagte er mit Sympathie und offenkundigem Gefühl der Bundesgenossenschaft, „wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird der menschliche Geist nicht hinauskommen.“ Er war Spinoza-Schüler, und wenn freilich die dualistische Trennung von Gott und Natur Grundbedingung der Christlichkeit ist, so war Spinoza Heide und Goethe war es mit ihm. Allein mit Gott und Natur ist die Welt nicht ausgesagt, das Menschliche, das Humane gehört mit hinein, und Spinozas Humanitätsbegriff ist christlich, insofern er das menschliche Phänomen als das Bewußtwerden der Gottnatur im Menschen, als ein Durchbrechen dumpfen Seins und Webens, als ein Sich-Lösen also von der Natur und damit als Geist bestimmt. Auch ist jene berühmte „Beilegung der Leidenschaften durch ihre Analyse“ unbedingt nichts Heidnisches, und das spinozistische Motiv der „Entsagung“, das mit der Zeit zum Generalmotiv von Goethes Leben und Werk wurde, wie für Schiller die Idee der Freiheit und für Wagner die der Erlösung, ist es ebenso wenig.

Über die Ausstrahlungen dieses zentralen Motivs, das schon im Untertitel der „Wanderjahre“ erklingt, von denen die „Wahlverwandtschaften“ ein Ableger sind, wäre vieles zu sagen, wozu hier kein Raum ist. Wir wollen nur aussprechen: Was Maß, was Form ist an Goethe, seine Gestalt, sein Standbild, wie es heute der Nation vor Augen steht, ist Werk der Entsagung. Wir reden nicht allgemein, nicht von dem Opfersinn, der Sinn aller Kunst ist, nicht von dem Kampfe mit dem Chaos, dem Verzicht auf Freiheit, der schöpferischen Bescheidung, die das innere Wesen des Werkes ausmacht. Goethes Entsagungspathos — oder, da es sich um Dauerndes, die Existenz Durchwaltendes handelt — sein Entsagungsethos ist persönlicher Art, ist Schicksal, ist Instinktbefehl seiner besonderen nationalen Sendung, die eine wesentlich sittigende Sendung war. Oder sollte dies Schicksal und diese Sendung, diese Bindung, Bedingung

und Beschränkung, diese erzieherische Entsagungspflicht dennoch etwas weniger Goethisch-Persönliches sein, als es uns eben schien? Wäre sie die Schicksalsvorschrift, der eingeborene und bei schwerer geistiger Strafe unverbrüchliche Imperativ jedes geistigen Deutschtums, welches irgendwie und in welchem Grade immer zu bildender Verantwortlichkeit zu erwachsen bestimmt ist? — Wir sprachen von einem Gefühl der Bundesgenossenschaft, das Goethe offenbar augenblicksweise im Angesicht des Christentums berührt habe. Worin bestand diese Bundesgenossenschaft und worauf bezog sie sich? Goethe neigt sich vor der „sittlichen Kultur“ des Christentums, das heißt: vor seiner Humanität, seiner sittigend-antibarbarischen Tendenz. Es war die seine, und jene gelegentlichen Huldigungen entstammen ohne Zweifel der Einsicht in die Verwandtschaft der Sendung des Christentums innerhalb der völkisch-germanischen Welt mit seiner eigenen. Hier, das ist: darin, daß er seine Aufgabe, seine nationale Berufung als wesentlich zivilisatorisch begriff, liegt der tiefste und deutscheste Sinn seiner „Entsagung“. Wer zweifelt, daß in Goethe Möglichkeiten einer Größe lagen, — wilder, üppiger, gefährlicher, „natürlicher“, als die, welche sein Selbstbändigungsinstinkt zu entfalten ihm gestattete, und in der das hochpädagogische Bildwerk seiner Gestalt uns heute vor Augen steht? In seiner „Iphigenie“ gewinnt die Idee der Humanität, als Gegensatz der Barbarei, das Gepräge der Zivilisation — nicht in dem polemischen und schon politischen Sinn, in dem man heute das Wort zu gebrauchen pflegt, sondern in dem der „sittlichen Kultur“. Es war ein Franzose, Maurice Barrès, der die „Iphigenie“ ein „zivilisierendes Werk“ genannt hat, das „die Rechte der Gesellschaft gegen den Hochmut des Geistes vertrete“. Die Äußerung trifft fast genauer noch auf jenes andere Werk der Selbstzucht und -züchtigung, ja, der Kasteiung, den ob seiner Atmosphäre von Bildung, Hof und Zimperlichkeit gern verschmähten „Tasso“ zu. Es sind Werke der Entsagung, Werke deutsch-erzieherischen Verzichtes auf die Avantagen des Barbarismus, die der durchaus voluptuose Richard Wagner mit so ungeheurer Wirkung sich gönnte — und mit der gesetzmäßigen Straffolge, daß sein ethnisch-schwelgerisches Werk täglich einer roheren Popularität verfällt.

Neben die „Iphigenie“, den „Tasso“ stellen wir die „Wahlverwandtschaften“. Sie sind nach Sprache, Geist, Haltung, Gesinnung ein deutsches Werk höchster Gesittung; und es ist wunderbar, wie gesellschaftliche und religiöse Gegen-Natur — die nicht Wider-Natur,

sondern eben nur „sittliche Kultur“ ist — sich hier finden; vereinigen, und wie Gesittung zur Sittlichkeit wird. „Die Wahlverwandtschaften“ sind Goethes allerchristlichstes Werk, und auf sie hat er sich berufen, wenn ihm daran lag, sich gegen den Vorwurf des Heidentums zu verteidigen. „Ich heidnisch?“ rief er eines Tages. „Nun, ich habe doch Gretchen hinrichten und Ottilien verbungern lassen, ist denn das den Leuten nicht christlich genug? Was wollen sie noch Christlicheres?“ Aber aus diesen Worten spricht auch ein tiefer Schmerz um die holden Naturkinder, seine Schwestern und Geschöpfe, und um das Opfer, das er mit ihrer Vernichtung dem Sittengesetz gebracht. Die Sterne waren aufgegangen während einer Fahrt mit Sulpiz Boisserée von Karlsruhe nach Heidelberg, sechs Jahre nach Beendigung des Romans. „Er sprach von seinem Verhältnis zu Ottilie, wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast rätselhaft andeutungsvoll in seinen Reden.“ — Großes, gütiges Herz, das der Natur, seinem Elemente, in allem Gehorsam gegen das Vergeistigungsgebot nicht untreu wird; das dem Sittlichen tragisch-männlich seinen Tribut zollt, aber am Weibe hängt und unter den Sternen Ahnungsvolles über das rätselhafte Schicksal der Menschheit murmelt, die er lieb hat, und die ihn unglücklich macht!

„Der sehr einfache Text dieses weitläufigen Büchleins“, schrieb er, „sind die Worte Christi: Wer ein Weib ansieht ihr zu begehren etc. Ich weiß nicht, ob irgend jemand sie in dieser Paraphrase erkannt hat.“ — Das ist ja Tolstoi! Aber, ach Gott, es ist nicht Tolstoi, denn nicht um die Asketik des Absurden, nicht um den erschütternd hilflosen Vergeistigungsdrang wilder Naturkindschaft, nicht um Widernatur, wir wiederholen es, handelt es sich hier, sondern um sittliche Kultur um die tiefste, ahnungsvoll verwandte Sympathie mit dem Naturhaften bei allem Gehorsam gegen den höheren Befehl, um sittliche Überwindung in einer Tragik, die voller Liebe ist und in eine Verklärung ausgeht, welche die Menschheit das unauflöslich Tragische eben ihres Loses als heilig empfinden lehrt.

Denn Ottilie ist eine Heilige, — wenn sie als solche auch nicht erkannt wurde, als ihr Roman erschien. Sollte man es glauben? Das Buch chokierte. „Jede Art Wartburg in Deutschland“, wie Nietzsche sagen würde, schrie Zeter über seine Sündhaftigkeit, — als ob Christentum es überall mit etwas anderm zu tun hätte, als mit der Sünde, und als ob Heiligkeit aus etwas anderm erwachsen könnte, als eben aus ihr. Ottilie ist eine Heilige. Wieland fühlte es, wenn er es

auch weder goutierte noch verstand. Auch er war „chokiert“, von seiner Seite, und zwar über des Buches „moralische Tendenz“. Auch dieses Gegenteil kam vor. Er nannte die Wahlverwandtschaften „ein wirklich schauerliches Werk“ und sprach damit den Radikalismus ihrer Christlichkeit aus, der zuletzt nicht weniger unbedingt ist, als der der „Kreuzersonate“, den Kryptenduft, der uns am Schlusse umschauert, die „schaurige Ruhe“, zu der, wie Knebel sagt, „die Geschichte gegen das Ende steigt“, und vor der Wieland zu den humoristischen Menschlichkeiten des Buches flüchtete: zu solchen freilich entzückenden Dingen, wie daß Eduard nach dem ersten Zusammensein mit Ottilie äußert: „Sie ist ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen“; worauf Charlotte antwortet: „Unterhaltend? Sie hat ja den Mund noch nicht aufgetan.“ — Für dieses Wort, sagte Wieland, würde er, wenn er der Herzog wäre, Goethen ein Rittergut schenken. Wir pflichten ihm vollkommen bei, — ohne zu meinen, daß der vorurteilsfreie alte Herr von der Heiligengeschichte sehr viel verstanden habe.

Der erste Keim dazu senkte sich früh in Goethes Seele. Er war Student, als er, von Straßburg aus, jene Wanderung nach dem St. Odilienberge im Niederelsaß unternahm, von der er in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt. „Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unfern der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmutige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name, prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurden.“ — Von frommen und reinen Herzen. Spricht er von dem Buch, das doch auch etwas wie einen Skandal erregte, nicht ganz wie von einer Heiligenlegende? — Das Naturwissenschaftliche kam später hinzu, die Idee, den Begriff der „Wahlverwandtschaft“, der chemischen Affinitäten ins Menschlich-Soziale zu übertragen, die eigentümlichste, mystisch-innigst empfundene Erotisierung stofflich-naturhafter Anziehungskräfte, die so wenig verstanden wurde, daß die Philister einander fragten, wie Goethe doch zwei Bände über diese chemische Sache habe schreiben mögen, da er ja nichts als das Bekannte, in einem Kapitel der Chemie Vorkommende, „abhandle“. Abhandle, — es ist nicht

stupider zu sagen. Aber auch heute noch ist kaum die Kühnheit ganz nachzufühlen, die in der Konzeption lag, die Naturgebundenheit des Menschen, seine leidenschaftliche Notwendigkeit in ein Symbol jener Wissenschaft zu kleiden, in der das Exakte mit dem Mystischen sich von jeher, wie in keiner anderen, vermischte, — und ihm die Freiheit des Menschen entgegenzusetzen: jene unberechenbaren Kräfte der Menschenseele, die das Ungeheuerste, das Natürliche zu überwinden vermögen, die über seinen „Gesetzen“ sind und vielleicht einer höheren Ordnung angehören.

Otilie ist das süßeste Kind der Natur, das je von eines Künstlers Hand gebildet wurde. Sie hat, in ihrer Sanftmut, ihrer lächelnden Stummheit und nachtwandlerischen Lieblichkeit, von einem Elementarwesen der Romantik, einer Undine nicht wenig, ihre sympathetische Naturverbundenheit ist recht aus dem Herzen ihres Dichters erfunden, dessen Liebe sie atmosphärisch umgibt: der Pendel schlägt aus in ihrer Hand über den Metallen, ihr linksseitiger Kopfschmerz stellt sich ein in der Nähe eines Kohlenlagers, von dem niemand weiß. Die ganze Unschuld und Schuldhaftigkeit der Natur ist ausgedrückt in der sensitiven Unbewußtheit dieser holden Gestalt. Sie liebt nach dem Naturgesetz gegen das Sittengebot, sie wird, wie ihre Schwester Gretchen, der Sünde bloß, doch — alles, was sie dazu trieb, Gott! war so gut, war so lieb! — Goethe liebte, als er sie schuf, man sieht es wohl. Der Schatten der heilige Odilie gewann süßes Blut durch ein gegenwärtiges Menschenbild, als er eben begonnen hatte, seine Erzählung zu schreiben. Er stand in einer seiner späten Passionen damals: die achtzehn Jahre der kleinen Herzlieb, Pflgetochter des Buchhändlers Frommann in Jena, hatten es dem Achtundfünfzigjährigen angetan; und die Entsagung, die der „dezidierte Heide“ in diesem wie in sämtlichen höheren Fällen seines Liebeslebens übte, legte er in die Brust seines Geschöpfes: aus dieser Entsagung ist die grundeigentümliche, süße und namenlos unheimliche Friedensstimmung gegen Ende des Romans gewoben, als Eduard, Charlotte und Otilie scheinbar wie ehemals wieder beieinander leben; sie ist es sicher, die dem Dichter den schauerlich-stüblichen Schluß, das Karterieren Ottiliens eingegeben hat (so klüglich vorbereitet durch die frühe Mitteilung ihrer befremdlichen Mäßigkeit im Essen und Trinken schon während ihrer Pensionszeit), die volkstümliche Wundertätigkeit ihres Leichnams, das seraphische Ende. Der Knabentraum des Studenten von der heiligen Odilie vermischt sich mit der entsagenden Leidenschaft des Ergrauten

für ein junges Leben zum tragischen Gedicht, das beides feiert: die Macht der Natur und die einer menschlichen Übernatur, die sich durch den Tod ihre Freiheit salviert.

„Die Wahlverwandtschaften“ sind höchste Dichtung in ihrer Einheit von Gestalt und Gedanke. Sie sind im Künstlerischen wahrhaftig, was sie im Ideellen darstellen: Naturvergeistigung, „sittliche Kultur“. Von jeher war große Kunst die Kündlerin des dritten Reiches; Kunst ist das Vorbild der Menschheit; und der Dichter, im Bunde gleichermaßen mit beiden Mächten, Natur und Geist, ist wohl der Menschheit Meister zu nennen.

DIE AMERIKANISCHE DEMOKRATIE

Aus den Memoiren von

TH. G. MASARYK

I

Nach Washington kam ich am 9. Mai (1918); meine Arbeit begann sofort mit mehreren Interviews und der engen Verbindung mit Mr. Charles R. Crane, den ich zum letztenmal in Kiew gesehen hatte. Die Einleitung meiner amerikanischen Tätigkeit bildete eine Fahrt mit ihm und seinen Bekannten, dem Landwirtschaftsminister Houston (wie ich erfuhr, dem Schützling des ehemaligen Präsidenten der Harvard-Universität, Elliot) und dem englischen Major Innes, auf das Schlachtfeld von Gettysburg, wo am 3. Juli 1863 Lee von Meade geschlagen wurde. Gettysburg macht als Denkmal des unionistischen Krieges auf den Europäer einen großen Eindruck. Es gibt da eine Menge großer und kleiner Monumente, keineswegs nur eines oder mehrerer Feldherren; die Demokratie äußert sich auch darin. Nicht ohne Bewegung liest man in Metall Lincolns Botschaft, die den Geist der amerikanischen Demokratie in dem bekannten Spruch: „Aus dem Volke, durch das Volk, für das Volk!“ erfaßt. Zur Erinnerung an den Besuch bekam ich eine Kugel, die der Ortspfarrer in einem Grabe gefunden und als abschreckendes Symbol des Kriegsgeistes aufbewahrt hat; als dasselbe Symbol liegt sie bis heute auf meinem Arbeitstisch.

Ich hegte die Hoffnung, in Amerika und insbesondere mit dem Präsidenten Wilson Glück zu haben. Ich bin mit Amerika persönlich und familiär eng verbunden. Schon seit 1878 habe ich das Land wiederholt besucht; die amerikanische Demokratie und die Entwicklung der amerikanischen Kultur überhaupt interessiert mich lebhaft seit dem Beginn meiner wissenschaftlichen und politischen Laufbahn.

Es gibt eine solche und eine solche Demokratie. Die amerikanische Demokratie ist auf religiöser Grundlage entstanden; das zeigen die neueren historischen Arbeiten über die Entwicklung der amerikanischen Republik klar; Tocqueville weist richtig auf die Wichtigkeit des moralischen Einflusses der Religion auf die amerikanische Republik hin. Die große Zersplitterung Amerikas in die vielfältigsten Sekten hat Republik und Demokratie nicht geschwächt; das Sektierertum ist ein Beweis der religiösen Energie und zugleich der modernen Individualisierung. Auch die Katholiken sind in Amerika, ähnlich wie in England, religiös gefestigter als in den katholischen Staaten Europas; darin wirkt die protestantische Umgebung auf sie.

Dieser religiöse Faktor war für die amerikanische Republik gerade bei ihrem Entstehen wichtig: die unzulänglichen Verkehrsmittel in dem riesigen, wenig bevölkerten Gebiet ließen eine durchdringende Verwaltung vom Zentrum aus nicht zu; darum erlangten die einzelnen religiösen Gemeinden und Kirchen durch ihre Organisation und als verbindendes Element große Wichtigkeit.

Die amerikanische Republik ist das Werk von Pionieren; das waren energische Menschen, die ihre Energie schon dadurch bewiesen, daß sie sich daheim vom gewohnten Milieu getrennt und in Amerika nur durch die Steigerung ihrer Energie und Arbeitsamkeit zu erhalten vermocht hatten. Die Pioniere suchten Freiheit und Wohlstand – die amerikanische Republik dient bis heute vor allem dem ökonomischen Zweck und Ideal, und dies um so mehr, als sie politische und nationale Probleme nicht hat wie Europa. Independentismus und Puritanismus waren die wahre Religion der Pioniere. Die Verfassung, die im Geiste rationalistischer Rechtsphilosophie, wie sie damals in England und Frankreich verbreitet war, formuliert ist, stellt geradezu einen Kodex des Ökonomismus von Pionieren dar. Die amerikanischen Kolonien waren der englischen Dynastie durch die Auswanderung entfremdet; ohne Dynastie, hatten sie auch keinen Adel, keine Armee und keinen Militarismus. Die Republik entstand auf der Grundlage religiös organisierter Gemeinden, ihre Gründer waren

nicht expansive Militärs, sondern Pioniere, vor allem Farmer, ferner Handelsleute und die allerdings unvermeidlichen Juristen. Dadurch unterschied sich der amerikanische Staat von den europäischen, namentlich von Preußen, Österreich und Rußland; auch die französische Republik hat die Einrichtungen des alten Regimes (Adel, Armee) geerbt, die es in Amerika nicht gab und nicht gibt. Der amerikanische Staat ist durch seine Entwicklung in die Ausmaße eines Kontinents gewachsen, aber das hat seine ursprünglichen Eigenschaften nur noch gestärkt. Und insbesondere blieb das Pioniertum durch die allmähliche Einnahme des Westens und Südens ein beständiger sittlicher und politischer Faktor.

Unser Staat würde, darüber habe ich mehr als einmal und auch auf dem Gettysburger Schlachtfeld-Friedhof nachgedacht, Amerika darin ähnlich sein, daß auch wir keine Dynastie haben und gegen eine fremde Dynastie voreingenommen sind; wir haben keinen Adel, keine Armee und keine militärische Tradition. Dagegen ist unser Verhältnis zur Kirche wegen der überlieferten Reformation nicht intim, und darin läge ein Minus, wenn wir uns nicht bewußt würden, daß Demokratie und Republik auf Sittlichkeit beruhen müssen. Unser erneuter Staat, unsre demokratische Republik muß auf einer Idee beruhen — der neue Staat muß seine von der Welt allgemein anerkannte *raison d'être* haben.

Die amerikanische Verfassung hat Besonderheiten, die Beachtung verdienen. Namentlich die Präsidentschaft. Der Präsident hat eine große, von der Verfassung verbürgte Macht; er wählt sich selbst die Regierung, und zwar nicht aus dem Parlament — der amerikanische Präsident ist nach englischem Muster *de facto* ein wählbarer konstitutioneller König. Die Mängel des Parlamentarismus, gegen die heute überall protestiert wird, seine Uneinheitlichkeit infolge Anwachsens und Zersplitterung der Parteien könnten im amerikanischen Vorbild ein gewisses Korrektiv haben. Bedeutungsvoll ist auch die Einrichtung, daß die Verfassungsmäßigkeit der Gesetze dem Urteil der Richter unterliegt, und andere Gewohnheiten.

Eine politische Lehre bietet Amerika uns auch dadurch, daß Republik und Demokratie föderativ sind; es ist das Gegenteil des europäischen Zentralismus, der sich nirgends bewährt hat. Auch die schweizerische Republik, eine kleine Republik, weist auf Autonomismus und föderativen Charakter hin. Aber die amerikanische Föderation und Autonomie muß sich gegen die Zentralisierung, die sich

auf Kosten der Autonomie kräftig entwickelt, zur Wehr setzen; und zwischen der Autonomie der Staaten und der Zentralregierung ist noch keine innige Harmonie erreicht worden, die technischen Mängel dieser Disharmonie (Uneinheitlichkeit der Gesetzgebung, überflüssige Pleonasmen usw.) sind nicht überwunden.*

In Europa, hauptsächlich in Deutschland und Österreich, wird oft gegen den „Amerikanismus“ als eine einseitig mechanistische und materialistische Weltanschauung polemisiert; man weist auf die Allmacht des Dollars, auf den Mangel politischen und staatlichen Sinnes, auf die Unzulänglichkeit der Wissenschaft und Bildung hin — das sind einseitige, übertriebene und gerade vom deutschen Standpunkt unberechtigte Vorwürfe. Als ob in Deutschland nicht der Mechanismus, der militärische, militaristische, staatliche Mechanismus, geherrscht hätte; der Materialismus feierte in Deutschland in der Philosophie und im praktischen Leben Triumphe, die deutsche Wissenschaft und Philosophie ordnete sich dem preußischen, pangermanistischen Gewalthabertum unter. Daß Mitglieder europäischer regierender Familien und Aristokraten aller Länder nach amerikanischen Dollarprinzessinnen zu suchen pflegen, ist bekannt, und der Gothaische Kalender enthält Beleg dafür; daß diese Menschen mit dem amerikanischen, absolut unmilitärischen Humanismus nicht sympathisieren können, ist begreiflich. Wenn es aber als Beweis gegen den amerikanischen Demokratismus angeführt wird, so muß es ebenso gegen

* Ich will hier das amerikanische Credo anführen, das in den Jahren 1916 und 1917 durch öffentlichen Wettbewerb entstanden ist; Präsident Wilson und eine Reihe politisch und publizistisch tätiger Männer unterstützten den Wettbewerb, dessen Ergebnis dieses Credo war, das vom William Tyler Page, einem Nachkommen des Präsidenten Tyler, abgelegt wurde. Der Text ist aus verschiedenen geeigneten Sätzen der Verfassung, der Unabhängigkeitserklärung, der Reden hervorragender Staatsmänner zusammengesetzt. Er lautet:

„Amerikanisches Credo.

Ich glaube an die amerikanischen Vereinigten Staaten als an die Regierung des Volkes, aus dem Volke, für das Volk; deren wahre Macht aus der Zustimmung der Regierung fließt an die Demokratie in der Republik; an die souveräne Nation vieler souveräner Staaten; an die vollkommene einzige und untrennbare Einheit; gegründet auf den Grundsätzen der Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, für die die amerikanischen Patrioten Gut und Blut geopfert haben.

Darum glaube ich, daß es meine Pflicht gegen mein Vaterland ist, es zu lieben; seine Verfassung zu stützen; seinen Gesetzen zu gehorchen; seine Flagge zu ehren; und sie gegen alle Feinde zu verteidigen.“

den europäischen Aristokratismus angeführt werden. Mir ist die amerikanische Kultur sympathisch, und ich glaube, daß sie unsern Auswanderern, also einem beträchtlichen Teil der Nation, sympathisch ist. In Amerika können und müssen wir nicht nur das Maschinenfach lernen, sondern auch die Liebe zur Freiheit und zur individuellen Selbständigkeit; die republikanische politische Freiheit ist die Mutter der eigentümlichen amerikanischen Naivetät und Unverhülltheit im gesellschaftlichen, doch auch politischen und wirtschaftlichen Verkehr. Das Humanitätsideal ist praktisch in vorbildlichen Krankenhäusern verwirklicht (das Pflegewesen!). In Amerika hat sich eine menschenfreundliche, generöse Verwendung von Geld entwickelt, — Amerika bringt in vieler Beziehung schöne Vorbilder der künftigen Kultur hervor.

2

Ich will und kann nicht behaupten, daß es in Amerika keine Schattenseiten und keine schweren Probleme gebe. In der Literatur wird der Kampf mit den veralteten Formen des Puritanismus und seiner Beschränktheit und Härte schon ziemlich lange geführt (Howthorn, *Scarlet*, Lettre 1850) und ebenso mit der amerikanischen Krähwinkerei der kleinen und großen Städte und Landschaften. Die jüngere Kritikergeneration ficht gegen den Mangel an Sinn für die Kunst aller Gebiete, gegen den Mangel an Verständnis für soziale und sozialistische Gesinnung, gegen die Typisierung und die Standardisierung alles geistigen und kulturellen Lebens. Wenn der amerikanische Philosoph Baldwin mit großem Nachdruck den Primat des ästhetischen Bewußtseins („Pankalismus“) vertritt, so kann man daraus folgern, daß es diesen Sinn im amerikanischen Leben nicht gibt. In der Literatur kann man den Ursprung und die Entwicklung der Dekadenz studieren; eine Reihe von Schriftstellern befaßt sich mit diesem Problem, unter anderm auch die bekannte Schriftstellerin Mrs. Wharton. Von Zeit zu Zeit liest man auch bei uns Nachrichten aus Amerika über gewerbsmäßige Fruchtabtreibung, über die große Anzahl von Scheidungen usw. Denkt man über die Ursachen der Dekadenz nach: in Frankreich soll sie hauptsächlich durch Militarismus verursacht, Frankreich durch seine Kriege und Revolutionen ausgeblutet und geschwächt sein; Amerika dagegen, das Land ohne Armee, ohne Militarismus, ein reiches Land, verkümmert angeblich gerade infolge Friedens und Reichtums! Spricht man außerdem von Amerika als von einem jungen Land, so muß betont

werden, daß Amerika nicht jung, neu ist, die Bewohner kommen alt aus Europa und erschöpfen sich durch ihre Pioniersenergie. In Europa wird die Dekadenz auch der Übervölkerung und ihren Folgen zugeschrieben, — Amerika hat wenig Bevölkerung und weist trotzdem Merkmale der Dekadenz auf! Wer weiß, wie das Gemisch und Durcheinander der Nationen („great melting-pot“ sagen die Amerikaner) nicht nur moralisch, sondern auch biologisch wirkt? Nervosität und Psychose sind sehr verbreitet, die Zahl der Selbstmorde wächst wie in Europa. Insbesondere wird auf die Nervosität der amerikanischen Frau hingewiesen.

Alle diese und die übrigen amerikanischen Fragen verfolgte ich stets mit großem Interesse, auch in der schönen Literatur. Ich kam mit Amerika in enge und intime Beziehung in der Zeit (1877), da sich dort ein besonderer Realismus und mit ihm neue Strömungen geltend machten: der durch den Bürgerkrieg entstandene Riß in der Nation war vernarbt, und die Einigung und Kraft äußerten sich in einem kritischen und realistischen Bewußtwerden des besonderen Wesens Amerikas und des Amerikanismus.

Mein Interesse konzentrierte sich seit meiner ersten Berührung mit Amerika auf Howles und seinen Realismus: an ihm ließe sich die These beweisen, daß der Realismus die Methode der Demokratie ist — die Beobachtung und künstlerische Gestaltung des sogenannten alltäglichen, de facto nichtaristokratischen Lebens. Gerade in der Zeit, als ich mich eifriger mit der amerikanischen Literatur zu beschäftigen begann, spielte sich der berüchtigte Vorfall mit Comstock und sein Feldzug gegen die einheimische und fremde Literatur ab.

In Europa und namentlich bei uns ist die amerikanische Literatur nur fragmentarisch bekannt; mit Unrecht. Ich gebe zu, daß ich an den amerikanischen Philosophen keinen Gefallen gefunden habe, doch dafür verfolgte ich die geistige Entwicklung Amerikas in der Literatur. Speziell der Kampf gegen den Puritanismus und Calvinismus ragt durch eine modernere, humanere Anschauung hervor. In der Literatur sieht man auch den Kampf gegen die Sklaverei, der dort lange vor dem Bürgerkrieg geführt wurde. Überhaupt läßt sich in der amerikanischen Literatur ein starkes Element des Fortschritts beobachten; der Amerikaner hat keine Furcht vor dem Neuen, er ist sich bewußt, daß sein Staat und seine Nationalität durch Revolution entstanden sind; daher auch die wahrhafte Sympathie zu allen Völkern, die sich befreit haben. Auch wir fanden in Amerika Sym-

pathien um unsres Aufstandes gegen Österreich willen, wie vor uns andre Nationen.

Die Frauenfrage und die Liebe bilden freilich ein wichtiges Thema der amerikanischen Novellisten; gerade auf diesem Gebiet sieht man das Emporwachsen des amerikanischen Realismus, der sich parallel zum Realismus der europäischen Literaturen und keineswegs ohne seinen Einfluß entfaltete.

In der amerikanischen Literatur lernt man natürlich die mannigfaltigen, mehr äußern Seiten des amerikanischen Lebens kennen. Man kann das Leben der verschiedenen Teile des kontinentalen Staates, den Osten, Westen, die Mitte und den Süden, und die soziale Existenz der besonderen Volksschichten, auch der verschiedenen Einwanderer, studieren. Auch die hervorragenden Phasen der amerikanischen Geschichte und ihre Heroen werden uns (etwas unkünstlerisch) dargeboten; man kann beobachten, wie die amerikanischen Schriftsteller sich allmählich des Wesens des Amerikanismus (in Sprache, Sitten, Gesamtanschauung) und ihres Unterschieds vom Europäertum und speziell vom Angelsachsentum bewußt werden.

Charakteristisch ist die kurze Novelle — im Zeitalter des Telegraphen und des Telephons wird auch im wissenschaftlichen und literarischen Stil Kürze und Gedrängtheit erreicht. Die kurze Novelle gedeiht auch in Europa.

Hier wurde 1914 der Krieg vorbereitet, während in einer amerikanischen Wochenschrift satirische Gedichte als Stimmen Verstorbener zu erscheinen begannen, die die lügnerischen Lobsprüche auf ihren Grabmälern berichtigen. Im Jahre 1915 erschien die Sammlung als „Spoon River Anthology“. Schon der Titel drückt die Satire auf Amerika, auf seine nicht nur geistige, sondern hauptsächlich sittliche Krähwinkerei aus. Zweieinhalb hundert Gedichte mit einem Epilog. Mich interessierte an der Sammlung nicht die Poesie (sie enthält vielleicht nicht viel davon), sondern der Aufruhr gegen die bisherige amerikanische Kultur und Zivilisation: philosophische Argumente, die in Europa zur Zeit Voltaires und vor ihm verwendet wurden, dazu ein Widerhall aus Browning und zum Teil aus dem „Faust“. Die Satire Edgar Lee Masters ist ein Kompendium von Argumenten des jungen — eigentlich jüngsten — Amerika; der Autor lebt in Chicago und verdammt Chicago und die amerikanischen Großstädte; Jesus z. B. ist ihm ein Bauer, der in der Stadt durch die Stadt, durch Bankiers, Rechtsanwälte und Richter, erschlagen wird.

Nach Masters setzte eine Reihe von Schriftstellern diese literarische Revolution fort. Dreiser schildert Chicago, diesen Titan der Städte, und führt uns den Titan Multimilliardär vor: Sodom und Gomorrha sind eine Zufluchtstätte der Tugenden dagegen, was Dreiser uns darstellt — der sittliche Verfall der römischen Cäsaren, Renaissance Italiens, Paris', Moskaus, Berlins erreicht nicht die dekadente Perversität Chicagos oder New Yorks. Und Dreisers Anklage ist nicht vereinzelt; ebenso treten Anderson und viele andre auf.

Wenn diese Kritiker Amerikas sich bewußte Realisten nennen, so ist es eine Nachahmung der Russen und Franzosen; ex thesi sind sie Gegner des Romantismus und Idealismus (des neuenglischen Transzendentalismus). Es ist ein Kampf gegen die Kirchen, gegen die Maschine und ihre materiellen und geistigen Folgen, also gegen den Industrialismus, Kapitalismus und Mammonismus, ein Kampf gegen die Beschränktheit, gegen den Pragmatismus in der Philosophie und die Überschätzung der Wissenschaft, ein Kampf für die wahre Freiheit des Gewissens und die Freiheit des Weibes. Tout comme chez nous in Europa. Und die gleichen Fehler — eine radikale Einseitigkeit gegen die Einseitigkeit, Unklarheit und Unbestimmtheit der Ziele, Negativität, eine gewisse, eben amerikanische, Oberflächlichkeit, hier und da Schwärmerei für die „freie Liebe“ und übertriebener Sexualismus. Dem Puritanismus Mangel an Sinn für Poesie und Kunst und damit für geistigen Fortschritt vorzuwerfen, ist einseitig; das Alte und Neue Testament, das die Puritaner immer wieder lasen, enthält mehr Poesie und Romantismus, als seine ultrarealistischen Gegner.

Neben diesen „sogenannten Realisten“ gibt es eine lange Reihe neuerer Dichter, Realisten und Idealisten, von den letzteren viel mehr — der Romantismus wurde in Amerika durch die Maschine und den Kapitalismus nicht entwurzelt. Vielleicht ist er gestärkt — den Wunderglauben, ein Hauptelement des Romantismus, haben die realistischen Wunder der modernen Mechanik bereichert. (Die Werke von Wells und ihr Einfluß in der amerikanischen Literatur!)

Auch gibt es eine Reihe von weiblichen Schriftstellern, wenn auch verhältnismäßig nicht so viele wie in England; mich interessiert dieses zahlenmäßige Verhältnis, ich kann es mir nicht gut genug erklären. Während ich es jetzt beiseitelasse, möchte ich von den neuen Schriftstellerinnen zwei erwähnen: Miß Cater und Miß Canfield; beide schildern den Westen, eigentlich die westliche Mitte des Kontinents,

wohin viele amerikanische Soziologen das Kulturzentrum des neuen Amerika aus dem Osten verlegen. Das Hauptziel beider Schriftstellerinnen ist die Analyse des sogenannten Puritanismus, aber eine weniger einseitige und weniger negative Analyse. Miß Canfield versucht ausdrücklich kritisch eine richtigere, reinere Anschauung vom Mann und vom Weibe und ihrem Verhältnis zueinander herauszuarbeiten, als die amerikanischen Dekadenten sie im Gefolge der europäischen Dekadenz bieten. (Miß Cater schildert auch tschechische Auswanderer; wie mir scheint, bei aller Liebe realistisch richtig.)

Interessant ist es, an der amerikanischen Literatur den Einfluß Europas zu verfolgen; insbesondere in der neueren Literatur zeigt sich außer dem englischen Einfluß (dieser war in älterer Zeit entscheidend) ein starker Einfluß des französischen, russischen und skandinavischen Schaffens (während der deutsche Einfluß sich mehr in der Wissenschaft äußert): Amerika europäisiert sich überhaupt so, wie Europa sich amerikanisiert: Amerika neigt von sich aus zur regeren geistigen Kultur, das einseitige wirtschaftliche Interesse und seine Enge werden verurteilt; zugleich amerikanisiert sich Europa gleichfalls aus sich selbst.

Diese Annäherung des neuen Amerika an Europa ist auch politisch bemerkenswert. Man kann den Einfluß der Einwanderer aufspüren, namentlich der Deutschen und der Juden. Andererseits verzeichne ich das Interesse, das Jung-England an Jung-Amerika nimmt, wenn auch dieses sich (vielleicht gerade darum) bewußt gegen das Angelsächsentum stellt, indem es verkündet, daß Amerika nicht mehr angelsächsisch sei. Und es ist nur organisch, wenn in Amerika neben Wells, wie ich sehe, auch Bennett, Cannan, Walpole und Lawrence viel gelesen werden. Daß Amerika sich den Alliierten angeschlossen hat und so sein lebhaftes Interesse an Europa bewies, geschah gewiß auch infolge dieser geistigen Entwicklung und des Umbruchs des neuen Amerika, wie er sich in seiner Literatur äußert.

Übrigens war, wie ich bemerken will, mein Interesse an der amerikanischen Literatur viel mehr politisch als literarisch: wie in Frankreich und England suchte ich in Amerika in der Literatur die Antwort auf die Frage, wie sich die Amerikaner am Kriege beteiligen werden, mit welchem Geist und Glück. Selbst die schärfsten Kritiker und Unzufriedenen kündigten nichts Böses an.

DER NIL

von

EMIL LUDWIG

„Man suche nur nicht hinter den Phänomenen:
sie sind selbst die Lehre.“

Goethe

I

Quer durch die Wüste brach der Strom sich Bahn. In den großen Seen Afrikas, am Äquator war er erwacht, war dann durch Felsenbetten vorgebrochen, in stürzenden Fällen hatte er sich befreit, die Flut gereinigt, der helle, der Weiße Nil, immer nach Norden strebend, dem Meer, dem Tode zu. Ihn schreckte die Wüste nicht, sie zog ihn an: statt bei den Berbern zum östlichen Meere abzubiegen, rasch aller Mühe und Gefahren ledig zu sein, nahm er mit einer einzigen Riesenschleife noch einmal seinen Abschwung, dann grub er in die tote Welt der Sahara sich einen Riß und schuf Ägypten. Der längste Einzelfluß der Erde, fünfeinhalb tausend Kilometer von den Fällen — von der Quelle aber halb so lang wie Afrika —, hat er das schmalste Land der Welt geschaffen, zugleich das fruchtbarste, und darin die älteste Kultur der menschlichen Geschichte, er allein, der zeugende Vater, der kühnste von allen Strömen.

Da Gott ihn durch die Wüste schickte, gesellte er ihm auf halbem Wege die weibliche Macht, damit er fruchtbar würde. Aus den Gebirgen Abessinians, die bis zur Höhe des Mont Blanc himmelwärts ragen, sandte er ihm einen zweiten Nil entgegen, der sollte dem ersten, großen die produktive Macht der Gebirgsregen bringen: das ist der Bahr-el-Azrak, der trübe, dunkle, das ist der Blaue Nil, der aus den östlichen Bergen die mütterliche Erde zu jenem klaren trug. Denn wenn im Sommer der Monsun aus Indien kommt und hier seine Wasser niederstürzt, dann schwillt der zweite Nil so hoch und reißt so viel fruchtbaren Schlammes mit sich, daß er im überschäumten Augenblicke des Zusammenfließens die leichteren Wasser des größeren Nils zurückdrückt, und nun beherrscht er allein das gemeinsame Bett. So hat ein dunkler Liebeskampf, erneut Jahrtausend um Jahrtausend, das reichste Tal mit seinen Saaten, Herden, Menschen erschaffen. Dreitausend Kilometer unter Chartum, der Stelle, wo sich die Wasserhochzeit zuträgt, zieht das Delta sein mystisches Dreieck, und diese ganze Strecke Wüste hat jener Schlamm

aus Abessinien in paradiesische Felder verwandelt, einen Streifen, so lang wie von Berlin nach Palermo, doch nirgends breiter als zwanzig Kilometer und oft so schmal, daß du Ägypten quer über den Nil in einer Stunde durchmessen kannst.

2

Zwei Töne steigen überm Nile auf; die sie erzeugen, heißen Hidàja und Sakia. Jener ist der Falke, der oben schreit, Sakia aber ist das Wasserrad, so lange heimisch wie der Falke, denn auch den hat erst der Nil in die Wüste gerufen. Vom Aufgang der Sonne bis zum ersten Stern, jeden Tag weint der Ton des Wasserrades durch die Jahrtausende über dies schmale Land, dicht am Strom oder eine Stunde hin, drüben an der Grenze der Wüste, überall singt er, und die Fellachen sagen: die abgeschiedenen Seelen klagen.

Aber sie wissen es auch anders, denn wenn du herzutrittst, bemerkst du einen Bauern, der das Rad lenkt. Zwei Palmstämme sind von einem dritten in mäßiger Höhe überquert, durch dessen Mitte ein vierter senkrecht nach unten führt und dieser ist beweglich: er dreht ein Holzrad, und weil oben und unten die Hölzer ineinander knirschen, entsteht der klagende Ton. Gedreht wird das Rad von einem Ochsen, dem hat man die Augen verbunden. In die Zähne des Rades greifen die eines zweiten, das senkrecht zum ersten steht und einen Meter tiefer in einen ganz kleinen Kanal eintaucht: der ist auch nur ein ausgehöhlter Palmbaum, und aus ihm heben ein paar dem unteren Rade aufgebundene Tonvasen, wie beim Baggerwerk, das Wasser herauf. So schafft man mit immer neuen Rädern das Wasser aus dem Strom, der die Talsohle bedeutet, bis zur äußersten Grenze, die seine Kraft noch begründen kann.

Denn als der Nil sich eine Rinne durch die Wüste brach, vermochte er nur diese Rinne zu befruchten und kann, auch neunhundert Meter breit, nur eben seine Ufer bezaubern: Regen über die Wüste rufen kann er nicht. Über dem Glutreich von Sand und Sandstein sammelt sich keine Wolke, und das Land des männlichen Nil mußte ein Streifen bleiben, kaum breiter als er selber.

Aber der zweite Nil, der trübe, hat ihn durch seinen Schlamm erweitert, hat jeden Sommer, seit den Pharaonen, das Fruchtdland überschwemmt und immer neu bereichert, und was die Regengüsse der abessinischen Alpen zeugen, wird nun im Sudan, wird in Ägypten kund: der Strom steigt hoch im Sommer. Ist dann, nach der kurzen

Laune seiner Flut, die jedes Jahr die Stärke wechselt, die Schöpferkraft des trüben Nil verronnen, dann dringt der klare, bisher aufgestaute, machtvoll hervor und nimmt von seinem alten Bett Besitz, gleichmäßig strömend, bis wieder Juni kommt und wieder Schlamm und Flut. In jedem Jahrhundert hat der Schlamm den Nil um drei Zoll gehoben, doch da der Nil fünftausend Jahre Zeit hatte, sich und sein Land vor Menschengen und bauenden Händen zu entwickeln, so wissen wir, seine Sohle liegt heute fünf Meter höher als vor fünf Jahrtausenden; an der Lage der Tempel läßt sich's erweisen.

Aus solcher Periodik schlossen die ältesten Bewohner, man müsse aus überschwemmten Wochen sparen, was man in trockenen brauchen wird, mit kleinen Erdwällen und Kanälen sammelten sie zur Flutzeit, was sich beim Tiefstand übers Land gießen sollte, und hoben mit Wasserrädern zu den Flanken auf, was inmitten strömte. So war's zu Echnatons Zeit, im alten zweiten Jahrtausend, so ist es heut im neuen: noch immer ist der Streif Ägypten in zahllose Carrés bis zu den winzigsten geteilt, von Wasserrinnen durchzogen, deren breiteste Dampfer tragen, deren schmalste der Tritt eines Bauernfußes öffnen, die Hand eines spielenden Kindes schließen kann. Nichts hatte sich verändert seit Rhamses, nicht der Strom und nicht die Technik der Menschen, bis vor hundert Jahren.

Wie, dachte damals ein fremder Eroberer, wenn wir den gesegneten Boden doppelt nützten, um den die Welt dies Volk beneidet? Wenn wir statt einer Ernte im Frühling dem Schlamm und Strom zwei Ernten abgewöhnen? „Mit viertausend Kanälen und Schleusen will ich Ägypten zum reichsten Lande der Erde machen,“ sagte der General Bonaparte, und seine Ingenieure entwarfen Systeme und vermaßen den Strom so genau, daß die modernste Prüfung nur zwei Zentimeter Differenz in der Wasserhöhe fand.

Aber der westliche Feldherr verließ den Nil und unter denen, die seinen Nachfolger verdrängten, war ein östlicher Bandenführer, arm geboren im selben Jahr wie Bonaparte, vom Mittelmeer gleich ihm, tyrannisch, eisern, genial. Ein großes Stauwerk begann, als er Herr Ägyptens geworden, dieser Mohammed Ali unterhalb Kairo zu bauen, um zwei Ernten aus Baumwolle im Delta zu schaffen. Weder ihm noch den Franzosen nach ihm ist es recht gelungen.

Als England ins Land kam, erkannte es, wie aller Export hier an Wasserwerken größten Stiles hängt, vollendete an jener Stelle um

1890 die erste „Barrage du Nil“ und baute in der Folge drei große Dämme in Oberägypten. In einem Jahrzehnt vollbrachte England, was den Jahrhunderten nicht gelungen war. Es war die Schicksalskunst von Ägypten.

3

In Assuan, auf der Grenze des Sudan, haben englische Techniker den Punkt gefunden, an dem der Nil am entschiedensten gestaut werden konnte, dort, an einer seiner größten Breiten war die Schifffahrt durch die Stromschnellen des „Ersten Kataraktes“ immer gehemmt: dort war eine Stufung vorbereitet.

Aus dem Gewirr von Inseln, Felsen, Wüstenhügeln, deren Sandstein, von Granit durchwachsen, schwärzliche Punkte in diese brüchig gelbe Steinwüste wirft — plötzlich spaltet eine schnurgrade Linie die Natur, wie auf Kolonial-Karten zuweilen ein Breitengrad die schöne Wirrnis natürlicher Formen zerschneidet. Das ist der Damm von Assuan, zwei Kilometer übers Tal geschnitten, das größte Stauwerk der Erde. Das Schönste, was Ägypten bietet.

Man braucht keine humanitäre Stimmung, um dies zu erfüllen, dieser Damm ist so wenig wie die Entdeckung eines Serums aus Menschenliebe hervorgegangen. Baumwoll-Fabrikanten in Manchester haben ihn gewollt, um zu verdienen, der Staat hat ihn gefördert, um sich Ägyptens stärker zu versichern, Sir Ernest Cassel hat sein Geld geborgt, um es gut zu verzinsen, Willcox und Baker haben ihn berechnet, aus Künstlertrieb und Ehrgeiz. Nun aber, wie er seit zweiundzwanzig Jahren steht und wirkt, hat er dem wunderlichen Lande ohne Regen und ohne Breite zwei Millionen Morgen Land geschenkt und zwei bis drei Ernten jedes Jahr; zwei Jahre nach seiner Eröffnung hatte Ägypten aus den Überschüssen die Baukosten erstattet.

Denn was dieser Damm aufstaut, wird nicht in einem bloßen See gesammelt, auch nicht als Kraft verbraucht wie bei den meisten Dämmen: hier wirkt die Stauung dreihundert Kilometer aufwärts, und die zwei Milliarden Kubikmeter, die dieser „Stausee“ faßt, werden gespart, scheinbar zinslos liegt dies Kapital im Schranke, damit es einmal jedes Jahr durch bloßes Einfließen zinsbar werde. Durch alle seine hundertachtzig Tore läßt der Staudamm von Juli ab den trüben Schlamm zu Tale stürzen. Dann durchschneidet das festliche Boot des Königs, heut wie in der Antike, unten bei Kairo das symbolische Band, das bis zur Hochflut über den Strom läuft; dann trägt zugleich Draht oder Funke die Botschaft in alle Dörfer — und nun eröffnen

mit einem Schlage im ganzen Land Ägypten alle Behörden ihre Kanäle, alle Grundherren die Nebenarme, und der ärmste Fellache ohne Schuh zertritt mit dem nackten Fuß die schmalsten Dämme, die seine Hand gebildet, die Wasserräder stehen still, der klagende Ton singt nicht mehr überm Tale, die Toten, scheint es, sind entsühnt: alles öffnet dem schwerflüssigen Segen sein Feld.

Ist dann im November alles verlaufen, schloß nun der Ingenieur in Assuan und mit ihm die Wächter der anderen Dämme nach vorberechnetem Plane die Schleusen Stück um Stück: dann steigt oberhalb Assuan der Nil als Stausee steigt bis zum März und steigt bis dreiundzwanzig Meter. Dann aber, wenn das Land zu dörren anfängt, zieht der elektrische Krahn auf dem großen Damme die eisernen Gardinen an den ersten zehn von jenen hundertachtzig Wassertoren empor, und langsam gibt, in abgemessenen Perioden, der Nil das aufgestaute Wasser her. Wieder füllen sich die größten und kleinsten Kanäle, unermüdlich heben die Wasserräder, die schon seit Herbst wieder singen, die Flut bis zur obersten Stufe des begrenzten Tales empor, der Fellache treibt seinen Ochsen am Rad, sie drehen das Holzrad pharaonischer Konstruktion, und aus Vasen läuft das Wasser in die erhöhten Kanäle, Liter um Liter, unendlich langsam, als hätte nicht indessen der Menschenggeist Stauwerke erfunden und Talsperren, mit denen er Milliarden Liter Wasser auf einmal sparen und hergeben, mit denen er die Wildheit der längsten aller Ströme bändigen kann.

Ja, er erzieht den Strom zu fruchtbarem Wirken. Langsam wächst der schmale grüne Streifen zwischen den Wüsten, denn wenn der Ingenieur in seinem Office oben neben dem großen Damm den Hörer hebt und seinen Werkführern befiehlt, zu bestimmter Zeit und in bestimmter Folge drei Dutzend Wassertore mehr zu eröffnen, und der Draht neben dem Strome trägt seinen Entschluß zu den Wächtern der unteren Schleusen, dann wird zum erstenmal, seit Gott die Wüste schuf, ein Stück von hunderttausend Morgen feinen, gelben, trockenen Sandes benetzt, von den Ausläufern des gezähmten Stromes erreicht. Dann kommt der Chemiker, prüft wiederum den Salzgehalt des neuen Landes, wäscht Salz heraus, läßt Riedgras pflanzen, im nächsten Jahre Klee, im dritten Korn: im vierten Jahre ist Faustens Bestreben erfüllt, und was der älteste Goethe, in Karten und Pläne eingebaut, als höchste Tat eines Jahrhunderts pries, wird Wahrheit.

Noch immer wie vor den Jahrtausenden dreht der Fellache, dumpf, es dreht sein Stier, künstlich in Nacht gehüllt, das sagenhafte Rad,

doch zwischen ihn und den dunkel rauschenden Strom hat Menschenwerk ein System von Sperren und Toren, Krahnen und Schleusen gestellt, wie es Napoleons Vision erkannte, und nun erntet der Bauer dreimal im Jahre und nähert sich dem Traum des toten Königs, der sich das Korn von sieben Ellen Länge im Earu, dem Jenseits, auf die Wände seines Grabes malen ließ.

4

Doch der moderne Pharao betrügt den armen Bauern wie der alte, — mehr, denn er täuscht ihm gleiche Menschenrechte, sogar im Staat das Wahlrecht vor und knechtet ihn doch. Schweißtriefend schindet sich auf diesem fettesten Boden der bewohnten Erde der Bauer, niemand gibt ihm den modernen Pflug in die zerrissenen Hände, und während Zuckerrohr und Baumwolle aus Millionen Morgen Nillandes sich in Millionen englischer Goldpfunde verwandeln und während die Frauen dieser Unternehmer in ihren kleinen Dampfjachten den Nil herauf spazieren fahren, ein Trip zwischen St. Moritz und Rapallo, und für die Familie der Skarabeen mehr Interesse affektieren als für diese Baumwolle, aus der in jedem Sinne ihre Schals und Reisekleider stammen, drückt der nackte Nubier noch immer im Sonnenbrande das Messer des Pfluges in das schlammige Erdreich und stapft dem Ochsen nach, der es ihm umstürzt.

Noch immer ist Ägypten, in dem die Wüste dicht an das Fruchthland stößt, auch im Sozialen das Land ohne Übergänge, der Pascha, der Pächter, der Scheich peitschen und treten den Bauern nicht anders, als Tut-ench-Amon auf seinem Fußschemel die eingeschnitzten Feinde. Nicht einmal Anfänge des Sozialismus gibt es hier, ein Advokat, der kürzlich streikende Trambahner in Kairo verteidigte, wurde des Landes verwiesen, und als einmal ein Pascha, der gar zu viele Bauern totgeschlagen, am Ende doch verurteilt wurde, ergriffen die Fellachens rings Partei gegen solche Richter.

In solchem unerweckten Sklavenvolke, davon neun Zehntel Bauern sind, sieht, man begreift es, der Kommunismus Möglichkeiten, denn auch er will eine Praxis ohne Übergänge. Die Furcht vor ihm in Kairo ist grenzenlos, unsichtbar ist er da, vielleicht hat er schon heut über die schmale Furt des Suezkanals von Asien her sein Netz geworfen. Was hier wie in Indien die Moskauer auf ihrem Siegeszuge durch Asien aufhält, ist nur der Glaube Mohammeds: denn da Allah doch alles fügt, wie er's erdachte, warum dann kämpfen!

England war klug wie der Vatikan, als es am Nil die sogenannte Volksbildung schuf: Schulen freilich hat es gebaut, aber der Analphabeten sind nicht weniger geworden, Christus und Englisch freilich hat Lord Cromer zu verbreiten gesucht, um Londons süßlichem Gewissen zu schmeicheln; auch hat Kitcheners Verwaltung den Bauern aus dem Zugriff des Pfandwucherers und Pächters gerettet und erst seit Englands Einzug konnte ein Fellachensohn Advokat und Parteiführer werden, wie dies Zaghlul, der größte Hassler Englands, erreicht hat. An die holde Dumpfheit dieser Kreaturen aber hat England nicht geführt, mit ein paar hundert Paschas in Kairo, die Baumwolle und Politik machen, wird man nach levantiner Rezepten rascher fertig, als mit der Kraft eines Volkes von zwölf Millionen. Noch immer gleicht dieser soziale Aufbau dem der Pyramiden: Tausende von Steinen, von Sklaven hergeschleppt, türmen sich bis zu einer leicht abgeflachten Spitze, um nur ein paar Menschen die Aussicht des Lebens zu bieten, im Innern aber ist der Bau gehöhlt, seit tausend Jahren modert darin die Larve eines Königs.

Dennoch fragt man sich zuweilen, ob dieser im Glauben glückliche Fellache erweckt, ob die Vergleichen irdischer Güter, Bedürfnisse des Leibes ihn gelehrt werden sollen, da seine Seele im Fatalismus Genüge fand. Aber wer, wofern er nicht durch Jahre ein Volk, eine Klasse studierte, kennt die Grenze zwischen Stumpfheit und Bedrückung, die Musik der unbewußten Wünsche, die Spannkraft des Geistes, wenn Geisterworte ihn wecken! Was kümmert es dies stolze, stumme, schwarzverhüllte Weib, daß der Schutt, den sie im Korb auf dem Kopf als Dung auf ihr Feld schleppt, ein Rest der alten Weltstadt Memphis sei, daß ein verschollener Glanz nach dreitausend Jahren in seiner letzten Scherbe noch fruchtbar wird? Dünger will sie, kein Gleichnis.

Gewiß ist nur, Allah ist Allah, und fünfmal am Tage, wo immer er hockt oder steht, läßt der Bauer seine Geräte sinken und hebt die Arme auf zu Gott, der alles weise lenken wird. Aber der zweite Gott des Fellachen neben dem Einzigen, dieser Götze, dessen Zürnen oder Lächeln vom fernen Innern Afrikas her launisch hier unten die Ernte entscheidet, das ist der Nil, und als ich einen fragte, ob er auch glaubte, die Engländer wollten ihnen das Wasser rauben, da ließ er mir sagen, und sein Lächeln wies nach oben: „Den Nil können sie uns nicht nehmen. Allah hat ihn gegeben, damit der Arme Wasser hat auf seinem Felde.“

Wollen sie ihn nehmen?

Ägyptens gesamte Politik dreht sich darum, denn da der Nil dies Land erschaffen hat, muß es vergehen, wenn der Strom versiegt; das aber ist in den brennenden Gehirnen der Nationalisten von Kairo die Vorstellung von Englands tückischen Plänen. Denn hoch oben im Sudan hat England eine neue Barrage am Blauen Nil soeben vollendet und plant nun eine monströse von acht Kilometern Länge am Weißen. Dieser ungeheure Sudan, der sich nordsüdlich so lang wie Europa erstreckt, mit zwei Millionen das menschenleerste neben jenem vollsten Lande der Erde, kann eine britische Lebensfrage entscheiden, kann England von Amerikas Baumwolle in dreißig oder fünfzig Jahren unabhängig machen, — doch auch hier nur, wenn der Gigantenstrom in die Betonkerker und Eisenfesseln der Dämme und Tore, wenn er in die Logik der Wurzeln und Logarithmen gezwungen wird, aus deren Geheimnissen moderne Zauberer bei ihrer Lampe das Glück von Völkern errechnen.

So gewiß England diesen Sudan nicht mehr herausgeben wird, den es seit vier Monaten faktisch allein besitzt, so wird es auch Ägypten nie verdursten lassen, an das es sein Interesse bindet. Aber man kann ein bißchen blockieren, kann jeweils so viel Wasser hergeben, als die politische Lage es erlaubt, — bis eines Tages sich dennoch das Gewissen Europas erheben würde, dessen Herzschlag nur die vom Kanonendonner taub Gewordenen noch nicht vernehmen: das älteste von allen Zivilrechten, das Wasserrecht, wird jeder Bund der Völker den Ägyptern sichern.

Warum zahlt England nicht allein den neuen Staudamm, der die Ägypter erschreckt? Es ist nicht gewohnt, selber zu zahlen, was es in fremdem Lande für seine eigenen Interessen baut. Wie lange, denkt es, wird ihm dies eben okkupierte neue Kolonialreich, dieser Sudan gehören? Kann überhaupt nach 1920 noch irgendeine Macht, auch diese reifste, die am geräuschlosesten zu okkupieren versteht, auf Dauer ihrer Kolonien hoffen? Wer glaubt noch, die Revolte der Farbigen sei je wieder zu ersticken?

Vor einem Menschenalter hat England den Sudan erobert, Gordons Tod und Kitcheners Siege haben Ägypten vor dem Mahdi gerettet; dafür fiel England die halbe Herrschaft zu, das heißt die ganze, denn „Condominium“ ist eine Puritanerlüge so, wie gemeinsame Verwaltung von Unternehmer und Betriebsrat. Will einer gar von Dankbarkeit

sprechen, die Ägypten schulden soll? „Auf Dankbarkeit zu bauen, ist immer mißlich, auf die von Völkern gefährlich“, sagte Bismarck zu Wimpffen in der Nacht von Sedan. Und wer ist denn zu Dank verbunden, wenn ein großes junges Volk einem uralten seine Technica bringt, um aus ihnen Gold zu machen? Freilich ist unter Lord Cromers Regierung die ewige Staatsschuld Ägyptens verschwunden, erst der von England bezwangene Nil hat Millionen Überschüsse gebracht, den jährlichen Wert der Baumwolle allein im Delta in ein paar Jahren von sechs auf achtzehn Millionen Pfund gesteigert.

Dafür hat England dieser braunen Geliebten, der es Schmock und Kleider an den Hals warf, Freiheit und Selbständigkeit sacht abgenommen, glänzend wird sie ausgehalten, darf aber nicht ausgehn, mit niemand ohne Aufsicht reden oder gar flirten: gefesselt liegt Ägypten, seit es durch England reich geworden. Zahllose Menschen mußte es im Kriege, als neutraler Staat, zum Kugeldrehen und Bahnbauen für die Alliierten hergeben, und eine allgemeine Abneigung gegen die Türken von Stambul verwandelte sich rasch in Trotz gegen London und eine gemütvollte Annäherung an die Glaubensbrüder. Fabriken bauen durfte das Land bis heute kaum, damit es das Tuch aus seiner eigenen Wolle in England kaufen muß, und hier, wo einst der Nil die Kornkammer Roms erschaffen, muß heute Korn von britischen Händlern importiert werden: so viel Boden hat die Baumwolle usurpiert. Tausende englischer Beamter, die diese Verwaltung neugestaltet haben, bezogen durch vierzig Jahre die dreifachen Gehälter als ihre eingeborenen Kollegen und fordern heute übertriebene Indemnitäten, da sie gehen sollen.

Denn das sollen sie. Wilsons Wort von der Selbstbestimmung aller Völker: dieser säkulare Ruf eines prophetischen Gemütes rächt sich auch hier an denen, die ihn lockten, und diese Zauberlehrlinge, die die neue Welt gegen die älteste zu Hilfe riefen, werden den idealen Wind nicht los, der den siegenden Truppen auf ihrer Fahrt von drüben in die Segel blies. Warum sollte die Heraufkunft der dunklen Menschen nichts sein als ein farbiger Traum? Warum sollten Völker, nur weil ihre Haut noch die natürliche Farbe trägt, Freiheiten entbehren, die sich endlich sogar die bisher gehorsamsten Weißen errangen? Warum sollten dreihundert Millionen Inder und Ägypter, hervorgegangen aus ehrwürdigen Kulturen, das Haupt vor vierhundert Europäern beugen, die ihre Kulturen unablässig ausgesaugt und ihnen nichts gebracht haben als Kniffe und Tempi ihrer Technik? Während

der Ausgleich der Klassen nur wenig vorrückt, scheint der der Rassen die stärkste Folge des Krieges zu werden. Die Revolte der Farbigen ist da.

Dennoch ist sie noch kein Symptom staatenbildender Kraft: das wissen die Klügsten am Nil, und wenn in zwei Jahren nach den Verträgen der letzte englische Ingenieur den Steindamm von Assuan verlassen hat, dann werden die Ägypter ihren studierten Söhnen, trotz Diplomen aus Charlottenburg und Oxford, die komplizierte Maschine nicht übergeben, sie werden Franzosen, Deutsche, Italiener berufen, denn ihr Haß gegen die Meister ihres Schicksals ist größer als Eitelkeit und Eigenliebe. Sie wissen wohl, wie Ordnung, Hygiene, Wirtschaft unter ihrer eigenen Regie bald wieder aussehen würden. Fleiß und Erfahrung fehlen heute diesem Volke, dem das Recht zur Freiheit aus dem Geist der Epoche entgegenwächst.

6

Nirgends wird das erstaunliche Bild Ägypten greifbarer als vom Kupefenster; wie überhaupt das an den Film gewöhnte Auge den gleitenden Bildern im raschen Fahrzeug tiefere Bedeutung gibt — oder ist es dies „veloziferische Jahrhundert“, das den ruhenden Anblick entwertet und eben darum den Film gewollt hat?

Wie in Begegnung mit einem großen Menschen sieht man zuerst die maßlosen Wirkungen dieses Stromes: sein Delta; dann folgt man langsam stromauf seiner Entwicklung; die Quelle sieht man zuletzt, man sieht sie nicht in dieser Fahrt nach dem Äquator, ich sah sie einst, als ich vom Meer nach Westen fuhr. Wie der Nil alles erschaffen und begrenzt hat, auch die Ordnung des Volkes, das er schuf, wie dies schmale Zauberwesen Rhythmus und Farbe allen Lebens umher bedingt, das sieht man vom Fenster; nur muß es offen sein, denn zieht man es hoch, so erblickt man alles in einem unecht milden Graublau, in das man das Glas für die empfindliche Europäer-Netzhaut färbte. Wie lebt hier alles gedrängt auf dem Streifen, zwischen-, übereinander, denn auf den Dächern der Lehmtdörfer brütet der Mist, über den Köpfen der Schlafenden scharren darin vor Sonnenaufgang Hühner und Enten. Vertraulich lebt der braune Mensch bei seinen Tieren, dem Strome zugewandt wie sie.

Der Lehm, aus dem diese Dörfer geklebt sind, ist Schlamm des Nils, es ist, als verbände er auch an den Ufern Haus mit Haus, Mensch mit Menschen. Schwarzverhangen, Niobiden, treiben zwei

Frauen ihre Gänse über Trümmer, aus Schutt in den Sand, Körbe auf den Köpfen, nicht anders als die gemalten Frauen in den Königsgräbern ihre Opfergaben bringen. Jetzt galoppieren vier flinke Esel, oder sind es fünf, weiß und grau, wie zu burleskem Einzug durch ein Riesentor, das seit dreitausend Jahren zwischen Lehmhütten aufragt, wunderbar, lächerlich. Ein Apisstier, den uralten Holzpflug langsam ziehend, weiß die schwarzbraune Erde tretend, dahinter trottet langberockt der Bauer. Aus Dattelpalmen, die wie Freudenrufe über dem grauen Gemäuer aufsteigen, tritt würdevoll eine Gruppe alter Männer, in indigoblauen Kaftanen. Langsam kommt auf weißem Kamel ein Mann geritten, kauend am langen Zuckerrohr. Unter der Sykomore, die Hände an den Ohren, beten zwei Jünglinge. In kleinem klapprigen Auto, worin sie die Bahn überholen wollen, fliegenden Schals, mit weißen Turbanen lacht's und schreit's uns aus Araberzügen entgegen.

Weil aber alles sich auf kleinen Dämmen bewegt, die die Kanäle trennen, auch wenn sie fast wasserlos sind, darum scheint alles Bewegte plastischer in Ägypten als irgendwo, und wie sich's in diesem breiten, unbeklommenen, trockenen Lichte gegen die Bläue erkühlt und von der tiefen Grünheit des Streifens hebt: welche formenreiche Fülle, welche Schule des jungen Zeichners! Alles strebt durch die Felder, die triefend-grünen. Was abgeerntet jetzt, Weihnachten, in Strüngen steht, ist Baumwolle, man sieht noch Flocken hängen, das schilfartig hohe ist Zuckerrohr, der Blumenkohl hat die Größe des Hausfrauen-Traumes, noch ist der Roggen klein und der Reis.

Es dunkelt. Da wandelt, reitet, fährt alles aus den Feldern dem Strome zu, denn weil man jeden Quadratzoll Schlemmland verehrt und die Dörfer meist an den Wüstenrand legt, zu den Gräbern, denn Schlafen und Sterben ist weniger wichtig als Ernten, so müssen viele Tiere des Abends bis zum Nile: so durchquert mancher Bauer, der sein Vieh tränken will, jeden Abend die Hälfte Ägyptens. Zugleich gleiten, meist langsam, sehr hohe, sehr spitze Segel über den Strom, weiße, gelbe, ganz wie jene, die auf den Grabfresken von Sakkara den Sonnengott Re auf seinen Barken über den Himmelsfluß geleiten. Denn der Nil ist auch der größte Verkehrsarm dieses Landes, und da er in den letzten dreitausend Kilometern keine drei Brücken erlebt — es gibt ja keinen Querstrom — so setzt alles mit Segel über, und beim Landen im Sumpfe wird man ohne viel Fragen von vier starken Armen gefaßt und aufs Trockene getragen, wo die Esel warten.

Wieder streckt es sich drüben in lebendigem Grün bis zum ocker-gelben Rande.

Denn Grün, das ist Ägyptens Farbe, und hier erst begreift man, warum es die Hoffnung bedeutet. Die Sehnsucht ist es des wüsten-wandernden Nomaden, darum war es von einst die Freude arabischer Dichter, die Weide arabischer Teppichknüpfer, darum ist es die Farbe des Propheten, der durch Wüsten heut wie damals zu Oasen zieht. Bei aller Skepsis gegen die überlebte und gefährliche Erfindung der Fahnen: nie sah ich eine schönere als die Grüne von Mekka.

So sind auch die Gärten, die französische und englische Hände um die weißen Hotels gelegt haben, um am oberen Nil den Nerven des Reisenden zu schmeicheln, so triftgrün sind diese Rasen, die man freilich nicht betreten kann, denn ihr Boden ist Nilschlamm und der Schuh bleibt leicht darin stecken. Einzeln und bedeutend, wie in edlen Häusern die Werke der Kunst, stehen diese Phönix-palmen dazwischen, und der weiße Tennisplatz, die weißen Anzüge, die immer frisch weißen langen Hemden der dienenden Nubier, die langen weißen Liegestühle, der Durchblick auf dies weiße Schloßchen, das die Verwöhnten beherbergt und selbst in dem verführerischen Namen Luxor ausschweift — auch dies hebt in den raffinierten Quar-tieren der Decadence die Fülle grünen Wachsens.

All dies Grüne aber ist überflattert von Vögeln, denn auch diese sammeln sich drängend über dem schmalen Stromland. Hier ist der Wiedehopf, den ich zu Haus nie ruhig zu sehen bekomme, ganz zahm, man könnte ihn am krausen Helme fassen, die Bachstelze weicht kaum vor den schweren Hufen des Kamels, wenn sie sich am Strande wäscht, in silberblauer Helle schwebt der weiße Ibis, heilig wie einst, denn man darf ihn nicht schießen, philosophisch stehen, weiß und grau, die Reiher auf den überschwemmten Feldern, aber aus den dunklen Mangroven fliegen hundert wilde Tauben hinüber zu dem wunderlichen Turm, den die Bauern aus Lehm in Form der antiken Tempeltore erbaut haben, höher als ihre eigenen Häuser.

Über allen, hoch schreit der Falke.

7

Hellbraun beglänzt, so kreist Hedäja der Falke über dem Nil, ja er kreist beständig, oft so tief, daß man den roten Bauch erkennt. Der Weih, den sie Schabûn nennen, schreit noch lauter, beide über-tönen den leise weinenden Gesang des geduldigen Wasserrades. Die

Nacht, in der hier alle Töne ruhen, ist kurz, und solange man wacht, hört man die beiden ägyptischen Töne überm Strome.

Einst hieß er Horus, in dem noch heute die Freimaurer ein Symbol verehren, und wie ich ihn dort oben fliegen sehe, hellbraun und rot, so hält er in den Gräbern der Könige Wacht, an diese trüben Mauern gemalt, von ungelenker Hand, doch immer noch erträglicher als jene Götzen, die mich von dort verjagen. Aus scheußlichen Visionen drängen von den Mauern dieser Katakomben sich dem beklommen herabgestiegenen Fremden Affenmenschen entgegen, die Nilpferde kutschieren, besiegte Könige stehn — ähnlich, wie Othello einst erzählte — gelassen neben ihren Köpfen, überall schweift imperiale Torheit in Selbstverherrlichung und läßt ihren Ruhm verkünden, und die Götter sind keine vergötterten Tiere, nur dumpf brütende Kreaturen mit Götterkraft. Hier wird die Sonne von einem Mistkäfer vorwärts gerollt, und die Amerikanerinnen stecken sich diesen Mistkäfer ehrfürchtig vor den Busen.

Hier verläßt mich die Ehrfurcht, hier muß ich lachen, im Gemäuer dieser Könige, die durch neronische Zurfüstung ihres Grabes schon zu Lebzeiten den Tod betrügen wollten. Wem der Gedanke des Todes vertraut ist, der steht mit feindlichen Gefühlen vor den Trümmern eines Glaubens, der durch banale Balsamierung, durch hundertfaches Anmalen von Lebensschlüsseln an die Wände einer pompösen Gruft das ewige Leben sich erschmeicheln will. Doppelt reizt in diesen Höhlen die Affektation der Europäer zum Humore, die hier, Touristen oder Expressionisten, Ekstasen erleben.

So ist auch vor Tut-ench-Amons Grabe nur wenig mehr zu bewundern als die englische Reklame. Dieser reaktionäre König, der seinen neuen Moderuhm den Gesinnungen seiner Regierung offenbar mehr als den Schätzen seines Grabes dankt, wird hart genug bestraft. Hätte er nach Ruhm gestrebt, nach dem ewigen Leben der Seele statt das ewige Grinsen seiner schrumpfend lächerlichen Mumie, er könnte zufrieden sein; da er allein, vergöttlicht weiterleben wollte, trägt sich nun die Parodie seiner Hoheit zu. In diesem Lärm der Presse bedrückt mich nur das Gefühl, daß achtzig Jahre archäologischen Fleißes, der die bedeutendsten Werke ans Licht der Nachwelt brachte, diese nicht halb so sehr aufmerken ließen als die Propaganda eines neuen Grabes, das weder entscheidend Neues noch ungesehen Schönes enthält; ein großer Archäologe, den ich draußen befragte, bestätigte dies im Einzelnen.

Nur der kleinere Teil des neuen Schatzes ist zu sehen, und eine technisch musterhafte Grabung läßt uns vor den Glaskästen die Leuchtkraft der Farben bewundern, die Noblesse der Alabastervasen, die Zärtlichkeit der eingelegten Truhen. Aber im Nebensaal des Museums stehen von all diesen Dingen ähnliche Stücke aus den Gräbern des Königs Tigi, Jonia und anderer, meist weniger gut erhalten, einige schöner, auch Stücke, die dem neuen Grabe fehlten, — und der herrliche Kopf Amenophis des Vierten triumphiert schweigend über die burleske Schneiderpuppe des vielbestaunten Königs, den Amenophis an Genialität der Züge und Kunst der Darstellung so völlig schlägt wie in seiner Bedeutung als Revolutionär und Sonnenanbeter.

Nicht hier allein, auch im Schatten der maßlosen Ammonssäulen dicht neben dem Strom, und wieder vor Ramses' ungefügen Kolossen, und wieder in den betrachtsamen Stunden in den Museen tritt diese Kultur unüberwindlich fremd dem unbestochenen Reisenden entgegen; kühlen Herzens steht er vor erstaunlichen Resten, während ihn doch die Nähe des Platon in Bildwerk, Tempel und Gedanken mit einem Gefühl ewiger Maßstäbe erfüllte. Ein Menschenblick, wie der der liebenden Königin auf Tut-ench-Amons Thron oder das anakreontisch heitere Grab des Statthalters in Sakkara oder jene Goldgehänge, auf denen Reiher, Löwen, Gazellen, dann wieder Glocken und Trauben sich reihenweis folgen, fast so schön wie auf den Bechern und Dolchen von Kreta: solche seltenen Augenblicke müssen das Entsetzen oder die Komik ausgleichen, die einen entschlossenen Nichtphilologen vor den Monstra dieser Kunst, vor den törichten Schlaupheiten dieses Glaubens allzu oft ergreifen.

Aufzählen will ich sie nicht, nur die Groteske dieser Mumien beschwören, die aus ihren dreifachen Sargdeckeln nun endlich unter Glas ihre königlichen Züge dem Tageslichte und der Kritik der Reisenden sub numero 47 aussetzen müssen, während die Eseljungen gestohlene oder kopierte Finger von ihren erlauchten Leichen anbieten. Das ist die Rache der Götter. Das Skelett eines Kamels, mitten in der Wüste zusammengebrochen, von niemand begraben, gebleicht von der Natur des Lichtes, noch immer zweckvoll schön, ergriff mich tiefer als die eiteln Anstalten dieser Könige, die an ihre Pseudo-Ewigkeit dachten, statt an ihre Völker.

Warum gesteht der Reisende in seiner erhasteten Bildung nicht sich noch ändern die Komik des Augenblickes, wenn er mitten im Palmenwalde plötzlich solch einen gestürzten Riesenramses auf dem

Rücken liegen sieht, im Kopf ein großes Loch — *symbolum eternum* —: da saß die Krone, jetzt steht sie menschengroß daneben, unter dem elefantengroßen König aber, da sein Kreuz hohl ist und er so schön Schatten gibt, spielen drei Araber Würfel, daneben sagt eine Tafel in vier Sprachen: „Man bittet, den König nicht zu besteigen.“

Ah, welche gesunde Schadenfreude, welches Glück, den Umsturz der Kolosse zu erleben, die man nicht mehr besteigen soll!

In Edfu, halben Wegs zwischen Assuan und Luxor am Nil gelegen, atmet man freier, und der herrliche Falke von schwarzem Granit, der dort zur Rechten des inneren Tempeltores hockt, bewacht ein Bauwerk, maßvoll und erhaben wie die Tempel von Segesta oder von Bassae (nur, wie hier alles, aus unedlem Material). Das kommt weil Griechen hier nach Alexander den späten Bau in ägyptisierender Art aufgerichtet, und so ein Werk Ägyptens aus imperialen Häufungen und Übermaßen in die Zucht eines höheren Geschmacks gezwungen haben.

Ein Gleiches hat sich in Philae zugetragen, oberhalb Assuans, auch hier hat sich ein später Griechenbau, wenn auch weit geringeren Wertes, vollkommen erhalten, hier gar mitten im Strudel des Stromes. Ruhig standen diese Tempelbauten zwei Jahrtausende auf der Insel im Nil. Da kam das Stauwerk und machte aus dem Strom ein Bassin, und wie nun jeden Winter der Strom um zwanzig Meter aufgestaut wurde, verloren die Säulen des Tempels unterm Wasser das Gelb ihres Sandsteins und heute, schon nach zwanzig Jahren, schneidet eine Linie weit oben die Säulen, Mauern und Pylone, und an den tiefer stehenden Säulen, die ganz ergraut sind, ist die Schönheit der gemalten Kapitäle verschwunden. Als man den Staudamm baute, riefen die Hüter der Schönheit um Hilfe; sie riefen auch, als zwischen Millionen geborstener Männer der Turm von Reims zu bersten drohte.

Hier ist ein Gleichnis unserer Zeit zu schaun.

Denn rudert man nach der Insel, eine halbe Stunde vom Staudamm, so kann man mitten im breiten Strom beide Werke betrachten: blickt man stromauf nach Süden, so steigen bei niedrigem Wasser die Kolonnaden der Isis, die Gemächer des Osiris aus dem Wirrwarr der Felsen und Inselchen empor; blickt man stromab nach Norden, so sperrt die grandiose Mauer des Dammes riegelhaft Blick und Strom. Ja, diese Mauer ist's, die jene Säulen ergrauen, den pfauenfarbenen Glanz der Kapitäle erlöschen ließ und sicher werden sie in ein paar

Jahrzehnten vom immer erneuten Branden des Wassers ganz zusammenstürzen. Das ist der Preis des Stauwerks.

Ist er zu hoch? Was kümmern uns jene Säulen, was ward in unserer Kunst durch Osiris entschieden, wo lebt in unserer Seele der Skarabeus? Wer vor den technischen Leistungen unserer Epoche nie vergaß, daß sie ganz commensurabel bleiben, wird ihnen Respekt doch nicht versagen, und als ich neulich, mitten im Mittelmeer, durch Radio einen Spanier aus Madrid Bachs Cellosone spielen hörte, überlief mich ein Schauern mehr als Entzücken. Wo aber Technik im Kampf mit der Schönheit ein neues, produktives Leben weckt, da mußte diese Schönheit einzig sein, unwiederbringlich, um ihren Primat zu behaupten.

Nicht jene Zuckerhüte bei Giseh sind die Wunder Ägyptens, die von Hunderttausenden schweiß- und bluttriefender Sklaven jahrzehntelang geschleppt und getürmt wurden, um irgendeinen Cheops dem Tode wegzupaschen, nicht jene armen reichen Königsgräber mit ihren barocken Affreschi, ihren Tiergöttern aus Farbe und Stein, nicht die Gewalt der Ammonssäulen und die Wucht der Riesenstatuen, nicht einmal die phantastische Schönheit arabischer Moscheen, Gärten und Paläste ist einzig. Nur der Nil ist es, von den Seen des Äquators, aus den Alpen Abessinien durch eine Laune Gottes in die Wüste verbannt, Vater des Landes geworden, und nun, nach Tausenden von Jahren durch Menschenkunst gezähmt, zu immer neuer Schöpferkraft gesteigert: der Wüste neues Land abzugewinnen.

SCHREIBENDE WELT

Zwei Reisewerke — Otto Reiner — Karl Borromäus Heinrich
— Prinz Alexander von Hohenlohe — Die Gattin Dostojewskis
— Leopold Ziegler — M. Luserke

von

OTTO FLAKE

I

Literatur als Ersatz des Lebens ist schlimm, als seine Ergänzung ist sie positiv und unentbehrlich. Es hängt manchmal nur von der inneren Haltung ab, ob man ein Buch als Ersatz oder als Ergänzung betrachten will.

Ich las den Bericht, den der amerikanische Major Powell über seine Reise vom französischen Mandatland Syrien durch das englische Protektorat Irak nach Persien schrieb („Mit Auto und Kameel zum Pfauenthron“), und denjenigen, worin die französischen Ingenieure Haardt und Dubreuil „Die erste Durchquerung der Sahara im Automobil“ schildern: reflektiere ich als Deutscher, daß wir von solchen Unternehmungen des Forschungsgeistes ausgeschlossen sind, dann werde ich resigniert von Ersatz sprechen; aber bis zu einem gewissen Grad steht mir frei, es mit der Ergänzung zu versuchen. Besser, als deprimiert zur Seite zu stehn, ist, sich geistig auf der Höhe zu halten, bis der Tag kommt, wo auch auf diesem Gebiet der Grundsatz des freien Wettbewerbes wiederhergestellt sein wird.

Der Verlag Kurt Vowinkel erwirbt sich ein Verdienst dadurch, daß er solche Ergänzungen ermöglicht, mit anderen Worten dazu beiträgt, den Anschluß an das außerdeutsche Geschehen herzustellen. Die Bände dieser Serie, die ernster als ihr Titel „Der Weltenbummler“ ist, sind vorzüglich ausgestattet, reich illustriert und billig.

Um nur von den beiden erwähnten Bänden zu reden, so machen sie mit zwei großen Tatsachen bekannt, die dem Deutschen der Nachkriegszeit noch nicht vertraut sind: dem gewaltigen Zukunftsfaktor, der einmal Großarabien heißen wird, und dem nicht weniger wichtigen und bereits stärker sichtbaren Kolonialreich der Franzosen in Afrika, das in rund hundert Jahren zu einer Einheit zusammengefaßt wurde.

Im Jahre 1922 waren die Versuche der Firma Citroën, ein für die Wüste geeignetes Auto zu schaffen, durch Erfindung der Autochenille, einer Mischung von Auto und Raupe, so weit gediehen, daß im Dezember der Raid Citroën in Tuggurt südlich von Algier beginnen konnte. In drei Wochen waren die Schrecken des Hoggar überwunden und Timbaktu am Niger erreicht.

Man übersehe nicht die Fähigkeit der französischen Rasse, die afrikanische aufzuschließen, nach Grundsätzen, die von denen der Engländer völlig verschieden sind, daher sie in ihrem Sudan kaum in die Lage kommen werden, die sich in Ägypten zu ungunsten der Engländer zuspitzt. Es ist merkwürdig, wie die Franzosen, die im achtzehnten Jahrhundert die Kolonien verloren, nach dieser Zeit doch noch ein Kolonisatorenvolk geworden sind.

Die Lektüre löst eine Fülle politischer, geographischer und kultureller Eindrücke aus, die Umrisse einer Zukunft zeichnen sich am

Horizont ab, wenn die mittelalterliche Welt der Tuareg und das zwanzigste Jahrhundert einander erfassen. Eine geheimnisvolle und stolze Welt, die der Tuareg; sie hat Züge aus dem Matriarchat bewahrt; die Frauen gehn unverschleiert, sie halten Minnetourniere mit Verswettkämpfen ab, der Individualismus bringt es zu amoureußen Biographien.

So weit das Buch. Inzwischen konnte man in den Pariser Zeitungen lesen, daß die Firma Citroën nicht der Versuchung widerstand, ihrem so ernsthaften Unternehmen das groteske Nachspiel folgen zu lassen: sie schob in die Wüste eine Reihe exzentrischer Millionär-Hotels vor.

Der Versuch mißglückte, aber er gibt mit tiefer Ironie die Antwort auf jene Frage, wie die Begegnung des letzten organischen Mittelalters dieser Erde mit der Zivilisation sich abspielen werde: die Hoggarfrauen tanzen Shimmy.

Man kann das natürlich auch von der heiteren Seite nehmen, der Jazz hat viel für sich; immerhin: mit dem Aufschluß der letzten unbekannten Länder vollziehen sich nachzüglerisch noch ein paar Tragödien.

2

Das Gegenstück zu jenen beiden Büchern aus der Welt der Sieger, Otto Reiners „Achtzehn Jahre Farmer in Afrika“ (Paul List Verlag) ist, wie nicht anders möglich, ein Buch des Rückblicks und des Bedauerns.

Der Verfasser, der als junger Mensch aus einfachen Verhältnissen nach Südwest zog und es hier zu Vermögen brachte, hat recht, wenn er feststellt, daß der Mann in Deutschland nichts vom Wert dieser Kolonie wußte. Populär im Varietésinn war Kamerun, von Ostafrika hatte man zuletzt eine ziemlich gute Meinung. Reiner führt nachträglich das Plädoyer für seine zweite Heimat und lobt anschaulich ihre Vegetation, ihr Klima, ihren Menschenschlag.

Es geht dabei, ungeachtet aller Offenheit seines Blickes und seiner Intelligenz, nicht ohne jene Sentimentalität ab, die für Deutsche draußen doch typisch zu sein scheint. Sein Urteil über Engländer ist gewiß zu schematisch, im Stil der Schlagworte des kleinen Mannes gehalten. Er warnt vor ihnen, aber er kann bis auf die Übergriffe der Kriegsjahre nichts Wesentliches gegen sie sagen. Zugegeben, daß man es sagen kann, reichen doch seine geistigen Mittel nicht aus, um Gegensätze zu erfassen und in Ideen zu überführen. Vergleichen setzt

Wissen um den Gegner voraus, es genügt nicht, daß man sich vor ihm bekreuzigt.

Auch die Ansätze zur Kritik am deutschen Laster, der Vorherrschaft der Bürokraten, sind da, werden dann aber auf ähnliche Weise rein formelhaft benutzt. Sie treten hinter die Treue zum eigenen Volk zurück, als der Krieg ausbricht; ich kann das als sympathischen Zug anerkennen, aber man verhängt ein Problem nicht ungestraft, siehe die Trivialitäten, die die Schlußseiten kennzeichnen: diese Auslassungen über Kriegsschuld, Linksparteien und dergleichen stehn auf dem Niveau eines deutschnationalen Leitartikels. Es ist einer heimgekehrt, aber draußen war er freier gewesen.

Im Leben draußen, am Beispiel der anderen, lernt man wohl, wie notwendig es ist, sich mit seiner Nation identisch zu erklären. Aber ebenso sicher scheint mir zu sein, daß das im deutschen Fall nur entweder auf eine ganz große, überlegene Weise möglich ist, oder, bei den durchschnittlichen Menschen, als Heimkehr in die unklare deutsche Atmosphäre des Militärs, der Beamten, der Kriegervereinsmonarchie, unter Rückbildung aller Ansätze der Kritik. Man hält dem Lande Goethes die Treue, aber der Exponent der deutschen Wirklichkeit heißt Stresemann — wer von den deutschen Prosaisten schreibt denn die Tragödie dieses Zwanges, die Groteske dieser Koppelung? Sie macht es sich zu bequem, die deutsche Prosa.

3

Es ist recht interessant, von Zeit zu Zeit der katholischen Schriftstellerei eine Stichprobe zu entnehmen. Einer der bemerkenswertesten, vielleicht der bedeutendste Autor dieses Lagers ist Karl Borromäus Heinrich, der nach langer Pause einen neuen Roman vorlegt: „Florian“ (erschienen bei Franz A. Pfeiffer).

Sein Katholizismus ist nicht Formel, er ist seelisch; das Verhältnis von Schuld und Entsühnung steht ihm im Mittelpunkt der Lebensbetrachtung. Der Mut, dieses Problem als zentral zu erklären, und aus dem Verhältnis der beiden Begriffe eine *Norm* zu gewinnen, ist für eine Zeit, die aus der revolutionären Auflösung zu benannten Werten zurückzukehren sucht, bedeutsam und rechtfertigt zugleich die konfessionelle Bindung des Dichters.

Aber man muß doch sofort zu bedenken geben, daß auch außerhalb des Katholizismus jeder Menschengestalter von demselben Problem ausgeht oder zu ihm vordringt, und daß der Protestantismus und

seine Weiterwirkungen nichts als Verbreiterung der ursprünglichen Basis sind.

Daran würde von vornherein jeder Versuch, einen Vorrang des Katholizismus zu behaupten, scheitern müssen. Diese Religion bietet einem Erzähler nur den Vorteil, daß er einen Konflikt zwischen Trieb und Ordnung enger einkreisen kann, daß hinter der Tat sofort das Gewissen auftaucht, daß die Auflehnung, die Ohnmacht, die Zerknirschung, der ganze Verlauf gegeben sind, daß die Kunst des Dichters also in der Anordnung, in der Sicherheit der Führung besteht.

Bei dieser Lage wird der Durchschnitt unvermeidlich Banalitäten liefern, der tiefere Kopf die Möglichkeiten der Symbolik aufgreifen: Heinrich schuf sich in der Tat einen sehr beweglichen und eindringlichen Legendenstil — er komponiert motivisch, sein „Florian“ erinnert in Prosa an die Bilderaufreibungen in Strindbergs „Damaskus“.

Das Thema bewegt sich längs der gefährlichen Abgründe, wo der Eros inzesthaft wird. Das Blut der Väter ist der Fluch der Söhne — entsühne dich durch Verzicht und Ausscheiden. Das Katholische geht hier in das Buddhistische über, aber auch in das Fatale der alten Schicksalstragödien: der Leser beginnt Widerstand zu empfinden. Nachdem die Linienführung bis zu dem großen Punkt getrieben wurde, wo nur noch die von keinem Gott zu lösende Erkenntnis übrigbleibt, daß die Sinnlichkeit grauenhaft, das Leben grauenhaft ist, biegt der Autor doch in die formelhaften Anweisungen der Kirche ab, und die symbolischen Figuren werden Personen eines Einzelfalls — die ewige Abschwächung auf der gebundenen Route.

Kurzum, der Schluß entgeht nicht der Konstruktion und Süßlichkeit; es kann nicht anders sein, weil die Kirche denselben Pessimismus verbietet, von dem sie ausgeht. Wir sind über den Katholizismus hinausgewachsen, Erlösung ist nicht an seine Heilmittel gebunden.

4

Prinz Alexander von Hohenlohe hinterließ, als er im Mai 1924 starb, seine Aufzeichnungen nur zum Teil als druckfertiges Manuskript. Mit vorsichtiger Hand hat Gottlob Anhäuser nach dem vom Prinzen hinterlassenen Plan den Torso ergänzt und unter dem Titel „Aus meinem Leben“ in der Frankfurter Societätsdruckerei herausgegeben.

Fürst Chlodwig, der Vater des Prinzen, war nach 1871 der erste deutsche Botschafter in Paris, wurde Statthalter in Straßburg und

starb als Reichskanzler. Sein Sohn war sein Adlatus, ging als Bezirkspräsident nach Colmar im Oberelsaß und schied aus der Laufbahn, als er durch die Herausgabe der Denkwürdigkeiten seines Vaters die Gunst des Kaisers verlor. Seit dem Krieg in der Schweiz ansässig, begleitete er die Ereignisse als Mahner und Warner in der Tagespresse und galt, wie die deutschen Verhältnisse liegen, als unbequemer Außenseiter, wenn nicht als „Verräter“ — auch Prinzen haben ihr Schicksal, und dieses hier war mit einer deutlichen Tragik verbunden, die er nobel trug.

Es ist die Tragik des Liberalismus in der Ära Wilhelms II., sowohl des politischen wie des menschlichen Liberalismus. Eine ganze Nation hatte ihm den Rücken gekehrt, sie tut es noch heute.

Man muß sehr unerfahren sein, um von Büchern eine Änderung der Menschen zu erwarten. In Parteien getrennt, auf Parteien eingeschworen, wünscht dieses Volk nicht aufgeklärt zu werden, sondern zu hören, was ihm denkfaul feststeht. Ich begnüge mich also damit, Interessenten darauf hinzuweisen, daß es Bücher gibt, die erlauben, das Geschehn der letzten fünfzig Jahre verständlich zu machen, und daß zu diesen Büchern das des Prinzen Hohenlohe gehört.

Denn, obwohl unter Deutschen von einem deutschen Buch sprechend, weiß ich doch, daß eine Empfehlung solcher Aufzeichnungen nur für die bestimmt ist, die sich ohnehin durch den deutschen Charakter beunruhigt fühlen, und daß die Millionen anderer die Problemstellung überhaupt nicht erfassen.

An sich ist das Verlangen, identisch mit seiner Nation zu sein, wie oben erwähnt, das natürlichste und richtigste: nicht mit ihr identisch sein zu dürfen, das eben ist die Tragik derer, die nicht dulden wollen, daß deutsch sein heißt, eine Sache um der Clique willen tun.

Wie immer bei den Memoiren hochgestellter Personen erfährt man auch hier, daß Politik recht eigentlich die Sphäre der Intrige und der Gier ist, daß Gesellschaftssysteme, Regierungsformen nur eingerichtet wurden, um bestimmten Klassen die Ämter und Vorteile zu sichern. Aber zugegeben, auch in der Demokratie sei es nicht anders, so habe ich doch gerade bei den Mitteilungen Hohenlohes reflektiert, daß die gefühlsmäßige Auflehnung gegen den Feudalismus darum nicht an Stärke verliert: statt der Standesherrn, Klerikalen, Gardeleutnants und Korpsstudenten, dieser automatischen

Drohen, ziehe ich vor, daß die Auslese der Champions auf organischem Weg vor sich geht, daß sie sich von unten heraufarbeiten müssen, daß diese einträgliche Laufbahn jedem freisteht. Das mag banal klingen, aber wird man leugnen, daß bei diesem System kaum je der Troddel an die Krippe gelangt, und zwar um so weniger, je aufmerksamer das souveräne Volk die Kontrolle ausübt, die auszuüben völlig in seinem Entschluß liegt? Doch nach neuerer Jurisdiktion ist das undeutsch gedacht.

5

Vor einigen Jahren besprach ich hier die Erinnerungen der Tochter Dostojewskis an ihren Vater. R. Piper, recht eigentlich der Dostojewskiverlag, gibt jetzt ein offizielleres Dokument heraus, die „Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis“.

Sie beginnen mit dem Tag, an dem die junge Stenographin den Dichter kennen lernte, ein entscheidender Tag für den großen Mann, der trotz seiner mehr als vierzig Jahre auch ein großes Kind war: er fand die, die Ordnung in ein geradezu unbegreiflich hilfloses Leben brachte. Nicht genug, daß der längst berühmte Schriftsteller in den Händen eines schmutzigen Ausbeuters war, auch die ganze Verwandtschaft leerte ihm den Beutel, man kann der Darstellung dieses russischen Familienclans nur mit Staunen folgen.

Anna Grigorjewna war energisch, lebhaft, sachlich und einer jener Charaktere, die sich einmal entscheiden und nie mehr schwanken. Ihr erstes Gefühl war Befremdung, das zweite Mitleid, das dritte Achtung, und dann kam erst die Neigung. Die Frau überlebte nach fünfzehnjähriger Ehe den Gatten um fast vierzig Jahre, in denen sie das Dostojewskimuseum in Moskau einrichtete; sie hat den Dichter nicht nur vor den Leiden eines haltlosen Lebens bewahrt, sie hat ihm auch ein Denkmal gesetzt, das nun zu ihrem eigenen werden wird.

In keinem der Romane ihres Gatten spiegelt sich ihr Bild; Dostojewskis Frauen sind nervöser, leidenschaftlicher, komplizierter, im Sinnlichen und Seelischen extremer als diese Frau, die angesichts ihrer selbstgewählten Aufgabe aus einem, wie es heißt, träumerisch veranlagten, von Haus aus nicht tatkräftigen Mädchen zu einer entschlossenen Geschäftsfrau, einem nüchtern praktischen Menschen wurde — wahres Phänomen der Liebe. Und was das Herz betrifft, so genügte es ihr, hinter dem mürrischen und immer gereizten Dostojewski, wie ihn die Leute sahen, den gütigen Fedja zu kennen.

Die guten Freunde beurteilten sie abfällig, aber ihr Kampf gegen das nackte Elend, die Unerschütterlichkeit ihres Glaubens rechtfertigen es, wenn die deutschen Herausgeber des Bandes von einem ununterbrochenen Liebesdienst, ja einer heroischen Leistung sprechen. Sie diente dem Dichter nicht nur als Sekretärin, Hausfrau und Verwalterin seiner Interessen, sondern auch geistig als die letzte Instanz, deren Urteil er „fürchtete“.

Der verschlossene Dostojewski beklagte seine Unfähigkeit, sich jemand ganz zu öffnen. So werden die Erinnerungen seiner Gattin zu der wichtigsten Quelle, aus der man Einsichten in sein Wesen schöpfen kann. Sie schminkt sein Bild nicht („er war ein Mensch, der wie der Gewöhnlichste seine alltäglichen Züge und Mängel hatte, und nicht immer war er groß; oft, sehr oft war er ein großes, krankes, anspruchsvolles, eigensinniges, dem Leben verständnislos gegenüberstehendes Kind“), aber ihr so einfaches Geheimnis beruhte darin, daß „jedes kleinste Teilchen von ihm mir immer ein Ganzes“ war.

Das ist von einer unmodernen, man kann auch sagen unrussischen, von einer alten, kraftvollen Art. Wenn Glück darin besteht, das wollen zu können, wozu man sich verpflichtete, dann war sie glücklich. Mit diesem Buch ist die Erinnerung der Menschen um einen neuen Charakter bereichert worden.

6

Von Leopold Ziegler erschien ein neues großes, zweibändiges Werk, „Das heilige Reich des Deutschen“, verlegt von Otto Reichl.

Ziegler erklärt die Konzeption dieses Buches folgendermaßen: der gegenwärtige geistige und seelische Zustand Deutschlands flößt Besorgnisse ein; man muß zu den Quellen zurückgehen; in der Geschichte wird nicht nur der empirische Charakter einer Natur sichtbar, sondern auch die Intention, die Idee und das Ideal ihres Daseins.

Er folgt also der „Lebenslinie“ des deutschen Volkes, und bei seinem tiefen Wissen, seinem schöpferischen Denken entstand eine innere, eine platonische Geschichte des deutschen Wesens, die Sinngebung ist.

Aber sie schließt mit Goethe, Hegel und Schelling. Unzufrieden mit dieser Verschiebung des brennendsten Problems auf das historische Gefilde, gelangte ich zu Einwänden, die meinen Respekt vor der Leistung Zieglers nicht mindern; sie entspringen einer Abneigung

gegen den Historismus, die gegenstandslos wäre, wenn wir statt seiner Tradition hätten.

In mir persönlich ist das Gefühl sehr stark, daß es einem Volk so wenig wie einem einzelnen Menschen gut tut, seine Vergangenheit zu durchforschen, um in ihr die Deutung der Zukunft zu finden, sich selbst zu rechtfertigen, sich selbst positiv zu sehen, sich selbst zurechtzulegen.

Mich schrecken die Gefahren der Tiefsinnigkeit, der psychologische Aufwand, das Übermaß an Bewußtheit, das bis in die Wurzeln erschellen will. Alles erklären, heißt abschwächen; ein Neurotiker, der in sich selbst hinabsteigt, muß zuletzt finden, daß alles an ihm, wie es ist, gut ist und daß er nicht tauschen möchte.

Zum mindesten sollte man bei diesem Beginnen immer den Ausgangspunkt im Auge behalten, nämlich die Tatsache, daß man durch seinen momentanen Zustand beunruhigt wird, mit sich selbst unzufrieden ist. Gräbt man aber zu tief nach rückwärts, so findet man soviel des Interessanten, daß man den zeitlichen Anlaß vergißt, nämlich, daß man sich den Forderungen des Tages nicht gewachsen fühlte, einen Verlust an Elan feststellte, vom *Leben* bedroht wurde, demselben Leben, das weiterdrängt und den ausscheidet, der aus der Reihe tritt, um sich selbst zu beschauen.

Was soll man also tun, wenn man doch andererseits mit dem größten Recht eine Niveausenkung des nationalen Geistes oder Charakters erkennt, warnen, aufzeigen, bessern möchte? Ich meine, man sollte in dieser Lage nicht Archäologe sein, der die sieben untersten Schichten der nationalen Seele ausgräbt, sondern die oberste, sichtbare Stadt, die, in der wir heute wohnen, schildern, auf die Baufälligkeit untersuchen, und sagen, wo aktuell, aktiv die Hand anzulegen ist.

Kurzum, ich zöge vor, die Nation, mit der ich mich auseinandersetze, als eine auftretende, lebende Individualität zu behandeln, um sie dramatisch zu loben oder zu bekämpfen, aus Impuls und um des Impulses willen.

Denn da sind rings im Land eine Menge junger Leute, die gleich mir vor dem heutigen Zustand des deutschen Wesens Besorgnis empfinden und nach einem ausschauen, der ihnen die Norm gibt, an der dieses Wesen gemessen werden kann. Sie verlangen ohne Zweifel Zielpunkte nach vorwärts, Vergleich mit den Wettbewerbern um Weltgeltung, den anderen großen Kulturnationen; und da sie jung sind, ist es ihnen angesichts des Mißlingens des deutschen Versuches, führendes Imperium zu werden, dienlich, wenn sie in gedrängter Kürze von den

Konzeptionen hören, die einst bei den Kaisern des Mittelalters in dieser Richtung geformt wurden, während die selbstzweckhafte, ganz breite Darstellung jener Vergangenheit durch Ziegler nur den Blick auf die Gegenwart ablenken kann: das Buch als Buch tritt zwischen den Leser und das Leben.

Und das Buch führt, das ist mein zweites Bedenken, bis an den Abgrund, den die Dialektik Hegels und Schellings aufriß, aber nicht über ihn hinweg, trotz des Kapitels Goethe, das stärkste des Werkes, ein außerordentliches Stück deutscher Prosa.

Mit jenen zwei Philosophen wird die eigentliche deutsche Problematik, der Zwang zur dialektischen Zersetzung des Lebens, akut. Nachdem ich selbst dieser Dialektik das im übrigen nicht nutzlose Opfer einiger Jahre gebracht habe, glaube ich nicht, daß man das Hegelisch-Protestantische als gleichberechtigt neben das Goethesche setzen darf, sondern daß man diese beiden Kräfte zu einem letzten Entscheidungskampf aufrufen muß.

Zieglers Buch ist ganz episch gestreckt, es durchschreitet die Lager, und auch darin ist es zwar ein Erkenntnisbuch, aber keines des Impulses, wie ich es für eine Generation verlangen muß, die den Amerikanismus erlebt und aus ihm alles an Jugend, Elastizität, kontrollierter Diesseitigkeit herausholen soll, was er im Keim enthält.

Ein Impulsbuch hätte neben die deutschen Versuche, Leben und Metaphysik auszugleichen, die französischen, englischen, amerikanischen Lösungen dieses Problems setzen müssen, und nichts erscheint mir fruchtbarer als diese Methode. Denn der Deutsche ist zu sehr mit sich beschäftigt, kennt jene so viel hygienischeren Lösungen kaum und wird, in Konsequenz, noch mehr Binnenländer, wenn er durch ein Buch wie das Zieglers abermals vor alle Berge (auch Schutthalden) deutscher Ideen geführt wird.

Es tritt da natürlich ein letzter Unterschied zwischen Ziegler und mir zutage: Ziegler *beiligt* die deutsche Abgeschlossenheit, ich bin Westler, der die Züge des Welttypus sich bilden sieht und bewußt der Zeit, die heraufgekommen ist, dienen will.

Um auch das zu sagen: dieser Ablauf der Zeiten, diese Gegenwartigkeit jeder einzelnen Zeit ist mein religiöses Gefühl, und ich habe eine Scheu, die Kammern der Toten zu öffnen.

Die Zeit bedeckt, was war, und öffnet den Vorhang, hinter dem, was kommt, schon als fertige Statue steht. Die Zeit ist immer für das Leben, dieses unphilologische oder unhistorische Phänomen.

7

Im Angelsachsenverlag in Bremen läßt M. Luserke die „Bücher der Schule am Meer“ erscheinen. Diese Bücher gehören nur insofern in einen literarischen Überblick, als dieser Überblick Ausschau nach lebensgestaltenden Ideen halten will.

„Während dies gelesen wird,“ sagt Luserke, „wird es in der Einsamkeit der Dünen auch schon getan und soll nach zwanzig Jahren als eine große Schule fertig dastehen, als ein Besitz des deutschen Volkes.“ Wir haben es also mit Büchern zu tun, die ein Erziehungsprogramm zu rechtfertigen unternehmen.

Wenn ich ein Buch lese, achte ich zunächst weniger auf die Ideen (alle Ideen sind edel), als auf den Ton. Die Schwingungen, die von einer Person ausgehn, entsprechen der Ordnung, die in der Person ist, brüchige Person gibt brüchige Schwingungen, erhitze gibt erhitze, und Pathos ist brüchig und erhitzt in einem. Luserke schreibt verhalten, vom Zentrum her ausgreifend.

Ein zurückhaltender Pädagoge ist besser, als einer, der von vornherein die Idee der Persönlichkeit anbietet, denn Zurückhaltung weiß, daß man einen Weg ebnen und nicht sprengen muß. Was ist Pädagogik, wenn nicht Lehre von der Bewußtmachung? Für viele der Prominenten dieses Standes aber ist sie Lehre von der Selbstbewußtheit.

Luserke geht also nicht den Weg Wynekens, und seine Zurückhaltung wird, mit Recht, Ablehnung, wenn er vom Eros in der Erziehung sagt: „Widerwärtig sind alle Rechtfertigungen, daß Seelen Freiwild für Jäger-Erzieher seien“. Nachdem sich — das war die Welle, die Wyneken trug — das Elementare die Korrektur des rein formelhaften deutschen Idealismus unserer Väter erzwungen hatte, ist es an der Zeit, das Erotische nicht zu entfesseln, sondern zu kontrapunktieren.

Ein Pädagoge, der in diesem Punkt keine Garantien gibt, entgeht nicht dem öfter vermerkten Schicksal Wynekens, der Unnachhaltigkeit. Kontrapunktieren heißt, die abstrakte Theorie durch die unter anderem auch tragische Wirklichkeit ersetzen. Luserke drängt auf Struktur, nicht auf Form — man könnte über den Unterschied ein Buch schreiben.

Dieser Auffassung entspringt seine nicht weniger vernünftige Lehre, daß die Blüte des Menschen nicht die in ihrer Selbstherrlichkeit zu bestärkende Jugend sei, sondern daß dreimal dieselbe Gestaltung desselben Lebens statfinde: in der Kindheit, in der Jugend, in der Reife des Mannes. Wer strukturhaft denkt, denkt hierarchisch.

Luserke lehnt ab, daß der Gedanke, diese neuste Schule großen Formats auf eine Nordseeinsel (Juist) zu verlegen, einer Präention entspringe; er erklärt: „Durch unser ganzes deutsches Wesen ziehen sich in der Tiefe die Gold- und Silbergänge dieser beiden Dinge Jugend und Meer,“ womit ausgesprochen wird, daß der Deutsche im wesentlichen mit dem Nordgermanen gleichzusetzen sei.

Was sagt der Süddeutsche dazu, der dem Begriff Meer den der Scholle gegenüberstellen wird? Und ich selbst würde noch auf einen dritten Begriff verweisen, den der Stadt. Luserke sagt: „Deutschland wird heute vom Westen her von Erstarrung ergriffen.“ Aber mir scheint, Deutschland habe diese Mechanisierung vor nun hundert Jahren ebenso autonom aus sich erzeugt wie die westlichen Länder, und ich sehe in ihr eine Phase der Menschheit und ein Schicksal, in dem mehr als nur Negatives steckt. Sie ist also ein Problem, und nicht einfach ein Abzulehnendes.

Brechen wir ab, es kam hier darauf an, auf einen Pädagogen aufmerksam zu machen. Mein Referat gründet sich auf das Buch „Die Schule am Meer“ und die kleine Broschüre gleichen Titels, die die Leitsätze gibt. Den Band „Die Grundlage deutscher Sprachbildung“ habe ich vorerst nur durchblättern können; er berichtet über einen merkwürdigen Versuch, im Deutschunterricht einer Obersekunda und Prima in Anlehnung an den Geist der nordischen Heldenepen die Schüler dichten zu lassen, zu einfachem und wesentlichen Ausdruck zu führen. Vielleicht berichte ich einmal nach dem Augenschein von Juist selbst, man muß die Bildner der Jugend aufsuchen.

DER REICHSPRÄSIDENT

von

SAMUEL SAENGER

I

Kurz vor Ablauf seiner Amtszeit ist der Reichspräsident Friedrich Ebert plötzlich gestorben. Der Tod, diesmal ein wirklicher Erlöser, hat ihn von den Griffen eines mit den widerlichsten Intrigen gewürzten Machtspiels der zwei großen Parteien befreit, in die das deutsche Volk zerrissen ist. Nun steht das Bild eines Vollendeten

vor uns, umleuchtet von der Glorie einer geschichtlichen Mission, wie sie ganz selten auf die Schultern auch weit stärkerer, weit persönlicherer Persönlichkeiten gelegt wurde. Seltsam ist wieder einmal die Fügung der dunklen Gewalten, die mit schwer erforschlicher Sinngebung uns neuen Zielen zuzuführen unternehmen. Neben Bismarck, den von Dämonen umkreisten schöpferischen Staatsmann, tritt, ein Heer glatter Epigonen und zünftiger Stümper überschattend, als markanteste Figur der neuesten deutschen Geschichte aus dem anonymen Volksgewimmel ein simpler Mann und vollbringt Wesenhaftes, — ohne daß sich behaupten ließe, er sei aus der Werkstatt des Genius an die Rampe getreten. Ein merkwürdiger Fall. Es sieht wirklich so aus, als ob in der Epoche der großen organisierten Massenbewegungen die Werkzeuge der Geschichte sich verkleinerten.

Der von Natur kluge, unverbildete, handwerklich erzogene Mann „niedriger“ Herkunft, dem Hingebung an die Idee der Bewegung den Lebensinhalt geschenkt hatte, war in den Tagen der drohenden Anarchie der Oberschicht und den großmäuligen Bewunderern der vierjährigen Hasardpartie als Retter vor der Diktatur des Proletariats nach russischem Muster erschienen. Da vergaß man, daß dieser Arbeiterführer auch zur „proles“ gehörte, auch nur Fleisch und Blut der grimmig gehaßten Vielzuvielen war. Aber während die Anhänger des alten Systems sich in Bangnis verkrochen und seine Spitze vom Sturme irgendwohin über die Grenze verweht wurde, während hemmungslose Ausbrüche der Wut und der Verzweiflung unter den demobilisierten Scharen zu befürchten waren — jener Millionen Männer, die von den Kriegsschauplätzen in die zerschundene und schmachbedeckte Heimat zurückströmten: da war der Proletarier Ebert ihr „Stern der Hoffnung“. Da erinnerte man sich seines phrasenlosen, aber starken Glaubens an die unverlöschbare Zukunft des Volkes, dem er sich innerlichst unauflösbar verbunden fühlte. Hatte er nicht stets für die Kriegskredite gestimmt? Hatte er sich je von dem Glauben an die machtpolitische Großmut und Enthaltksamkeit der Feinde, falls sie siegreich sein würden, eintreten lassen? Hatte er nicht die Forderungen seines demokratischen Gewissens während all der grausigen Kriegsjahre eingelullt, um die Widerstandskräfte in der belagerten Festung nicht zu schwächen, ob ihm gleich die Impotenz der Regierung und die politischen Stümpereien der allmächtigen Obersten Heeresleitung Grauen einflößen mußten? Nein, gegen diesen Mann ließ sich „eigentlich“ doch nichts sagen. Bei der Wahl zwischen Weltrevolution und Gegenrevolution — diese

als überliefertes System von Recht und Ordnung und Wirtschaftsform aufgefaßt — gab es für diesen sogenannten Marxisten kein Schwanken. Gelang es ihm nicht, der für die republikanische Staatsform sich erst eingesetzt hatte, als die fortgewehrte Spitze des alten Systems ein Vakuum hinterlassen hatte: gelang ihm nicht, gegen die nihilistische Flut Dämme aufzuwerfen, wurde Deutschland zur europäischen Provinz des bolschewistischen Moskowitertums.

So folgte man willig diesem kleinen simplen Mann, als er von Anbeginn der Revolution im Überschwang seines demokratischen Gefühls — die Gegenrevolution organisierte und der bürgerlichen Gesellschaft durch Einberufung einer Verfassung gebenden Versammlung die Möglichkeit schuf, die Einheit des Reichsfragmentes in einer konservativen Republik zu retten. Die parteigemäße Internationalität seiner Gesinnung hatte er mit dem ersten Schuß in dem europäischen Bruderkriege an den Nagel gehängt. Es fühlte, dieses von der Theorie des Marxismus kaum beleckte Gehirn aus dem Volke, daß es um den Bestand der deutschen Staatsnation ging, nachdem in jedem Fall die Umgruppierung in der Zahl und in der Rangordnung der den Kontinent bevölkernden Nationen unvermeidbar geworden war. Ohne in die Tiefen des Problems zu dringen, hatte Ebert seine Entscheidung gefühlsmäßig getroffen und suchte seine Überzeugung über seine Partei hinaus im Arbeitsvolke bis zuletzt wachzuhalten. Dieser angebliche Internationalist wirkte daher bei den Arbeitermassen in den Industriestädten als Erzieher zum Nationalismus, — das Wort in jenem naiven Sinne aufgefaßt, in dem das Bekenntnis zu seinem Volke und dessen staatlicher Sonderexistenz im Gemüte auch des einfachsten Mannes wurzelt.

Die weitere Entwicklung hat Ebert in jene Überparteilichkeit hineingetrieben, die ihn zum reinen Exponenten der deutschen Demokratie machte und seiner Haltung beinahe jede Erinnerung an seine Anfänge als Proletariatsvertreter nahm. Ich kenne keinen Politiker, in dem ein solcher Haß gegen die Gläubigen der Weltrevolution lebte: die ganze nüchterne, unliteratenhafte Sachlichkeit des deutschen Arbeiters und Kleinbürgers hatte im Reichspräsidenten einen unvergleichlich charaktervollen Typus geschaffen. Man wird Ebert schwer verstehen, wenn man sich nicht klar macht, daß ihm bei der Wahl zwischen Weltrevolution und Gegenrevolution die Entscheidung in keinem Augenblick problematisch war. Er hielt die Demokratisierung und Republikanisierung der deutschen bürgerlichen Gesellschaft, als

Folge der durch die Niederlage bewirkten Lektion, für selbstverständlich. Erst viel später, nach dem Siege des deutschen Ordnungssinnes über die Elemente der Anarchie, ist seiner politischen Phantasie die Erkenntnis aufgegangen, daß zuletzt bei fortschreitender Konsolidierung der wirtschaftlichen und außenpolitischen Verhältnisse die gegenrevolutionäre Entwicklung über sein Paulskirchentum hinwegschreiten könnte, weil große Teile des einflußreichsten Bürgertums heute noch den nationaldemokratischen Ideengehalt verleugnen, der in ihm steckte. Jenes andere Deutschland, dem er der Wegbereiter geworden war, wollte in einem Mann seiner Art und seiner Herkunft, seines Bildungshorizontes und seines sittlichen Bewußtseins den legitimen Vertreter nicht mehr sehen, — das völlig verblaßte sozialistische Etikett dieses Bürgergenerals genierte. Man denkt an das ewig gültige lombardische Sprichwort, das der himmlische Rabelais seinem Doppelgänger Panurge in den Mund legt: *passato el pericolo, gabato il santo* (ist die Gefahr vorüber, wird des Heiligen gespottet) . . . Nun drängt jenes andere Deutschland, von der Kaste der wirtschaftlich und sozial privilegierten Schicht geführt, in jene alten Formen der Repräsentanz zurück, die der unglückliche Ausgang des Weltkrieges scheinbar für immer ausgelöscht zu haben schien.

Der Kampf, der nun um die Verwirklichung der demokratischen Ideen in Deutschland und durch die bevorstehende Volkswahl seines zweiten Präsidenten symbolisiert wird, verlangt, um siegreich zu enden, an der Spitze des Reiches eine glanzvollere, suggestivere, bildhaftere, die Phantasie stärker ergreifende Persönlichkeit, als Ebert besaß. Er verlangt, um siegreich zu enden, einen leidenschaftlichen Bekenner, der die republikanische Staatsform, den allein noch möglichen Rahmen für eine großdeutsche Staatsnation, mit dem Einsatz seines Lebens aus den Nebeln des Provisorischen hinausführt und endgültig macht. Vielleicht wird ihm die Aufgabe dadurch erleichtert, daß er sich ja . . . als Bürgersmann, der er sein wird, als Paulskirchler ohne aufreizendes Etikett geben kann.

Was Ebert betrifft, so war seine weltpolitische Mission auf alle Fälle ausgespielt, auch wenn er den Termin seiner Amtszeit überlebt hätte. Das Gefühl aber für die Instinktsicherheit und den Takt, mit dem er sein ‚Schicksal von Aufgabe‘ bis ans Ende getragen hat, wird zweifellos mit der Entfernung wachsen; und dann wird als Glück gepriesen werden, daß eine jeder Schauspielerei und jedem Eitelkeitswahn abholde Persönlichkeit wie Friedrich Ebert der Deutschen Republik erster Präsident sein durfte.

Der erste Präsident der deutschen Republik wurde von der Verfassung gebenden Nationalversammlung in Weimar gewählt. In der Verfassung selbst ist die direkte Volkswahl ohne Mittelmänner vorgesehen. Vielfach wird dieser Wahlmodus beklagt. Man hat die Motive dieser in der Tat fremdartig anmutenden Bestimmung beinahe schon vergessen und fürchtet nun die Staatsstreichgefahr, die hinter dem Plebiszit für den Reichspräsidenten lauern mag. Man sieht, wie die Koalition der Parteien, die die Republik im Chaos des Niederbruchs aufgebaut haben, Schritt um Schritt an Gunst und Einfluß in der Volksmasse verlieren. Eine Kette von Regierungskrisen im Reich und in den Ländern hat sie aus der Herrschaftsstellung verdrängt; das Zentrum, der bindende Kitt zwischen links und rechts, schwankt — es ist nicht anders: die Republik befindet sich in der Defensive und kämpft um ihr Leben. Jetzt, in der Entscheidungsschlacht, soll der Generalangriff der gesammelten reaktionären Kräfte erfolgen. Er soll in die kastenmäßigen Obrigkeitsformen des Regiertwerdens zurückleiten helfen und den Boden für die Monarchie vorbereiten. In Weimar hielt man, anno 19, die nationale Dynastie für so diskreditiert, daß man die Aussichten ihrer Wiedereinsetzung gering achtete. Max Weber, dessen suggestivem Einfluß die einflußreichsten Politiker jener Tage erlagen, hat trotz seinem lebhaften Gefühl für die politischen Unzulänglichkeiten der deutschen bürgerlichen Gesellschaft die Volkswahl des Reichspräsidenten durchgedrückt; aber auch er hat gleich damals vorausgesagt, daß dilettantische Experimente bei der Wiederherstellung einer geordneten Staats- und Privatwirtschaft die Möglichkeit einer monarchistischen Auferstehung in die Nähe rücke. Nun steht die Wahl des Präsidenten vor der Tür, und mit ihr treten die angedeuteten Gefahren aus dem Dämmer der theoretischen Überlegung. Das Plebiszit kann nach berühmten Mustern über Sein oder Nichtsein der Republik entscheiden. War es vielleicht nicht doch eine psychologische Kurzsichtigkeit, in aufgewühlter Zeit das Schicksal des Reiches von den Launen der Volksstimmung abhängig zu machen? Prüfen wir.

Der letzte Sinn der Demokratie ist es, in jedem erwachsenen Einzelwesen das Gefühl zu befestigen, bewußter Willensträger des Staates zu sein, in den es hineingeboren wurde. Die Parlamentswahlen befriedigen dieses Gefühl nur halb, die gewählten Vertreter sind parteilich schablonisiert, ziehen mit gebundenen Mandaten in die Volkskammern ein und bekunden sich dort in Haltungen, die den Wünschen

und Weisungen von Interessentengruppen buchstabengetreu entsprechen mögen, aber, wo die großen Fragen der Politik, der Kultur, der Gesellschaftsordnung, der zwischenstaatlichen Beziehungen berührt werden, selten als Ausdruck von Persönlichkeiten empfunden werden, die über den Durchschnitt erhöht sind. Die Gliederung der Wähler in Parteien ist unvermeidlich, gewiß; sie ist eine Voraussetzung geordneter gesetzgeberischer Arbeit. Trotzdem ergibt sich überall im Fortgang der Zeiten, daß ein Parlament, der Masse seiner Wähler gegenüber, oft schon gleich nach der Wahl das fremde Gesicht eines selbständigen und selbstherrlichen Gebildes annimmt und zuweilen sogar in dem parteimäßig Eingeengten die Empfindung hervorruft, als ob er sich in eine Art freiwilliger Abhängigkeit von seinem eigenen Beauftragten begeben hätte. Stimmungen dieser Art sind, wie man weiß, gerade in den älteren parlamentarischen Demokratien sehr lebendig, und Klagen über das sinkende Niveau der Parlamentarier und den Triumph der Mittelmäßigkeit — Klagen, die mit der wachsenden Ökonomisierung des Lebens parallel laufen und die klassenmäßige Zerklüftung der modernen Völker begleiten — spielen bekanntlich sogar in der Parlamentsgeschichte Englands keine kleine Rolle. Vielerlei wäre hier anzumerken; die politische Praxis sucht noch neue Formen, das Bedürfnis nach Abhilfe ist bisher nirgends befriedigt worden. Immerhin wolle man in diesem Zusammenhange nicht vergessen, daß die Heroen der englischen Geschichte Parlamentsgrößen waren: sie stellen eine Galerie unendlich interessanter Charakterköpfe dar... Bei dem Aufbau unserer Verfassung, die der westlichen Entwicklung nachhinkt, war für Korrekturversuche keine Zeit und für die Übernahme des russischen Novums, wie man denken kann, keine „Stimmung“. So wurde mit gutem Bedacht, den starken Bedenken der Diktatur und Staatsstreich fürchtenden Sozialdemokraten zum Trotz, die direkte Volkswahl des Reichspräsidenten als Gegengewicht gegen die Mängel der parlamentarischen Demokratie durchgesetzt. In ihr schuf sich der Drang, das Parlament zu kontrollieren, ein Ventil.

Ferner lockte das amerikanische Beispiel, das sich bewährt hat. Forscht man nach der Ursache, so drängt sich diese allgemeine Betrachtung auf: Es ist in der Politik anders als auf den rein geistigen und künstlerischen Betätigungsfeldern des Menschen, wo der Sinn für den Genius und die Rangskala der Werte selbst schon ein stark differenziertes Gehirn voraussetzt: im öffentlichen Leben entscheidet,

wenigstens in normalen Zeiten mit leidlich gefestigter Gesellschaftsordnung, die einigermaßen über den Durchschnitt erhöhte Art eines Menschen auch über seinen allgemeinen Wert. Im einzelnen: seine äußere Erscheinung; seine Manieren; der Ton seiner Stimme; sein Gang; seine Sprechbegabung; sein natürlicher Verstand; sein Takt und die Beschaffenheit seiner Instinkte; kurz, eine Reihe von Eigenschaften, die sich im Verkehr mit Menschen zur Suggestion verdichten können und starke Gefühlsreaktionen erzeugen. Zu dieser Ausstattung muß, auch bei den hohen und vor allem bei den höchsten Ämtern, die politische Vorbildung und die Vertrautheit mit den Intimitäten der politischen Praxis treten, das versteht sich; aber erst der Besitz jener Ausstattung stempelt zur Persönlichkeit. Wenn wir nun die Reihe der amerikanischen Präsidenten durchwandern, so findet sich diese Auffassung bestätigt. Der Genius in seinen hohen Formen ist unter ihnen selten oder vielleicht überhaupt nicht zu finden; da sprengt kein Cäsar, kein Napoleon, kein Friedrich II. den Rahmen. Aber für die gesunde Entwicklung eines großen demokratischen Gemeinwesens sind in sich geschlossene, würdevoll auftretende, muthafte, bekenntnisstarke, mit sauberen Denk- und Gefühlsgewohnheiten ausgestattete Männer von unschätzbarem Wert, zumal wenn sie über eine tüchtige Dosis gesunden Menschenverstand verfügen. Man denke an Washington, Jefferson, Monroe, Lincoln, Cleveland, Mac Kilney, Garfield und andere. Kann man behaupten, daß bei der Wahl dieser Männer (die ja ihre zahlreichen Merkwürdigkeiten, Einseitigkeiten und Schwächen gehabt haben) der Instinkt der Volksmasse versagt hätte? Er hat sich immerhin so bewährt, daß man mit der Institution als solcher zufrieden sein konnte. Dort, in den Vereinigten Staaten, wurde also dem Kongreß ein mit großer Initiativvollmacht ausgestatteter Präsident an die Seite gestellt, beinahe möchte man sagen: übergeordnet. Ihm überträgt das Volk neben der Repräsentanz die politische Führerschaft, die Steuermannsaufgabe – der uralte Glaube an die mystische Kraft der über den Durchschnitt erhöhten Persönlichkeit hat sich in dieser Form erhalten.

Den Weimarern war das, wenigstens unterbewußt, gegenwärtig. Es scheint, als ob die Erfahrung mit der alten Honoratiorenwirtschaft und der Bevorzugung parlamentarischer Ladenhüter durch die Parteibürokratien für die Einschaltung der direkten Volkswahl des Reichspräsidenten zwar den Ausschlag gegeben hat, aber auch die in den großen Demokratien gemachte Beobachtung hat dabei mitgesprochen:

daß mit der wachsenden Größe einer Gemeinschaft der Respekt vor Wahlversammlungen sich mindere und die Anziehungskraft eines einzelnen Individuums sich steigere (vgl. James Bryce in seinem *American Commonwealth*).

3

Der Umkreis der präsidentiellen Befugnisse reicht bei weitem nicht an die Machtfülle heran, über die der Herr des Weißen Hauses in Washington verfügt. Aber er ist immerhin groß genug, um ihren auf sieben Jahre gewählten Verwalter neben dem von wechselnden Mehrheitsbeschlüssen abhängigen Reichskanzler zur politischen Zentralfigur zu machen. Die Verfassung von Weimar wollte ja den an der Spitze stehenden Mann nicht zu einer dekorativen Schattenfigur oder zum Feldhüter von Paragraphen erniedrigen (wie etwa in Frankreich). Er ernennt nicht nur den Reichskanzler und auf dessen Vorschlag die Reichsminister; er hat nicht nur den Oberbefehl über die Wehrmacht des Reiches; er kann, wenn ihm die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gefährdet zu sein scheint, die in einem halbdutzend Artikel festgesetzten Grundrechte ganz oder teilweise außer Kraft setzen, also Diktatur üben. Wir haben in der Zeit der Ermächtigungsgesetze einen Vorgeschmack von ihr erhalten. Und wenn man die Tragweite all dieser Bestimmungen überdenkt (Artikel 47, 48, 53 usw.), so weiß man, daß der Reichspräsident, der an die Stelle Eberts treten wird (oder inzwischen getreten ist), sowohl Verteidiger der republikanischen Verfassung wie der planmäßige Vorbereiter ihrer Revision in monarchistischer Richtung sein kann. Das im politischen Leben immer verdächtige Wort der Überparteilichkeit gehört in das romantische Vokabularium unserer Dunkelmänner. Denn solange die bestehende Staatsform noch um Geltung ringt und ihre Autorität in einem großen Teile des Volkes und bei der eigenen Beamtenschaft gesinnungs- und gefühlsgemäß mit dem Makel des Provisorischen behaftet ist, hat der Präsident, der sich durch den Eid verpflichtet, über dem Grundgesetz des Staates zu wachen, Partei zu üben. Auf sein inneres Verhältnis zu ihr kommt es also an, auf die Stärke seines Willens, das Provisorische unseres Zustandes so schnell wie möglich überwinden zu helfen oder — mit Hilfe seiner Vollmachten die Staatsumwälzung ihren Liebhabern zu erleichtern. Ob dann so ein Staatsstreich trocken oder unter Blutkrämpfen sich vollzieht, ist eine Nebenfrage.

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Jacques Rivière

Er starb, neununddreißigjährig, am Typhus. Sein Name ist an ein zweifaches Werk geknüpft: an seine Essayistik und an die „Nouvelle Revue Française“, die er seit dem Jahre 1919 leitete. Rivière gehört neben Gide, Suarès, Valéry und Thibaudet zu den größten Essayisten der französischen Gegenwart. Bei allen Verschiedenheiten sind ihnen diese Eigenschaften gemeinsam: die bis ins Seelische und Musikalische verfeinerte Logik; die Präzision und Klarheit der Form; die alte und immer aufs neue fruchtbare französische Psychologie der Analyse. Rivière vereinigte in seinem Denken die formale und die psychologische Logik. Beide liegen ihm in einer Richtung. Aus der Klarheit über das Ich erwächst ihm die Klarheit über die Welt. Aber es liegt ihm sehr fern, nach der Methode des Psychologismus Zwecke und Geschehen genetisch aus psychologischen Vorgängen erklären zu wollen. Die Logik im Leben und Denken des Ich ist eine natürliche Gewalt; sie entscheidet über das Schicksal der Welt. Trotzdem ist sie bei Rivière nicht zur absoluten, harten, kirchlichen Norm erhoben. Sie ist nur das einzige Bezugssystem unserer Erkenntnisse, die einzige verständliche und wirkende Sprache der Menschen, auch dort — wo sie sich selbst aufzuheben beginnt. Einer der bedeutendsten Aufsätze von Rivière spricht von dieser Selbstaufhebung: seine radikal methodologische Kritik an der Politik Poincarés. Der Aufsatz heißt: „Les dangers d'une politique conséquente“. Und dieser Titel verrät schon den Grundgedanken einer neuen Geschichtsphilosophie, der wertvollsten einer, die in unserer Zeit gedacht wurden.

Jacques Rivière war im radikalsten Maße Westler. Er liebte nicht Form-

losigkeit und Mystik des Ostens, nicht die dunklen Abgründe der Dostojewski-Welt, der gegenüber er offen und klar bekannte: „Nous ne donnons jamais le vertige de l'âme humaine“. Die westliche Analyse reicht in die gleiche Tiefe hinab wie die östliche Emotionspsychologie; sie ist Sehen und niemals gestaltloses und unkontrollierbares Fühlen; sie ist gedanklich und gerecht, aber auch von Gefühlsströmen getragen, die aber nicht aus den Ufern der Formen treten dürfen. Bei Gelegenheit von Raymond Radiguets Roman „Le bal du comte d'Orgel“ bekannte Rivière: „Je n'admire rien de plus dans ce livre que la parfaite justesse d'une analyse prévue. Mais pour comprendre le prix d'une telle qualité, pensons un peu aux fatras énormes que le goût de l'extraordinaire, hérité du romantisme, nous a fait accumuler en psychologie“. So war Rivière ein Gegner von Romantismus und Lyrismus. Er wußte, daß die stärkste und innerlichste Subjektivität real und wirkend wird nur in Objekten.

Rivière hatte drei Bücher veröffentlicht: „Etudes“, kritische Aufsätze des Fünfundzwanzigjährigen über Maler, Dichter, Musiker (deutsche Ausgabe bei Gustav Kiepenheuer, Potsdam); „L'Allemand“, eine Studie über Deutschland, aber ganz aus den bösen Erfahrungen des Krieges und deutscher Gefangenenlager heraus und später von ihm sehr bereut, und den psychologischen Roman „Aimée“. Mit Begeisterung warb er für neue große Dichter, vor allem für Marcel Proust, der ihm als größter dieser Gegenwart erschien. Als Leiter der „Nouvelle Revue Française“ erwies er nicht nur redaktionelles Talent, sondern literarische Redlichkeit und Reinheit. Er ging auf keinen äußeren Erfolg aus, beugte sich keinen Moden oder buchhändlerischen Interessen, sondern gestaltete auch hier

seine Welt allein aus seinem eigenen Wissen und Wesen heraus. War er in seiner literarischen Haltung typisch französisch, so doch in der Gesinnung guter Europäer. In vielen Briefen schrieb er mir über das Thema Deutschland und Frankreich, über geistige Möglichkeiten des Hier und Dort. Er sah auch die Verwandtschaft unserer beiden Zeitschriften und fühlte sich der unsrigen verbunden, in der er selbst mit einem Beitrag einmal zu Worte gekommen ist.

„Surréalisme“

Ein neues Literaturwort kommt aus Paris. „Surréalisme“! Wie alle Schlagworte öffnet es nicht neue Perspektiven, sondern konstatiert eine allen sichtbare Wandlung: die Wiedergeburt des Realismus-Gedankens. Wir sehen sie auch in Deutschland: in der Abwendung von Subjektivismus, Bekenntnis, Pathetik und in der Hinwendung zu einer aus menschlichen Trieb- und Seelenmächten aufsteigenden Wirklichkeit. Deutlich ist aber, daß dieser Realismus nichts mit dem Naturalismus von 1890 zu tun hat, mit seiner Beschreibungstechnik, mit seinem Determinismus gegenüber der sozialen Umwelt. Vor einiger Zeit gab Ivan Goll mit einigen französischen Literaten ein Manifest „Surréalisme“ heraus. In dem heißt es:

„Die Wirklichkeit ist die Grundlage aller großen Kunst. Ohne sie kein Leben, keine Substanz. Die Wirklichkeit ist der Boden unter unseren Füßen und der Himmel über unserem Kopf. —

Der Überrealismus begnügt sich nicht, das Ausdrucksmittel einer Gruppe oder eines Landes zu sein: er wird international sein, er wird alle Ismen aufnehmen, die Europa zerreißen, und wird die lebendigen Elemente von jedem sammeln.

Der Überrealismus ist eine große Bewegung der Gegenwart. Er be-

deutet Gesundheit und wird leicht die Tendenzen zum Zerfall und zum Krankhaften überwinden, die überall, wo etwas aufgebaut wird, sich erheben. —

Unser Überrealismus findet die Natur wieder, die erste Bewegung des Menschen, und schreitet mit einem völlig neuen künstlerischen Material zu einem Aufbau, zu einem Willen“. —

Bezeichnend für eine neue Bewegung sind meist ihre alten Götter. Keiner gilt den (französischen und deutschen) Überrealisten mehr als Arthur Rimbaud. Die heftige, glühende, die Alltags-Wirklichkeit visionär übersteigende Welt der „Illuminations“, der „Saison en Enfer“, des „Bateau Ivre“ — sie ist der alte (nicht wieder erreichte) Ausdruck des neuen Wollens. Von diesem Ausgangspunkt des Überrealismus spricht auch Albert Thibaudet, der immer noch klügste französische Kritiker, im letzten Heft der *Nouvelle Revue Française*:

„Die neue Rimbaud-Welle, die des Überrealismus, hat uns durch einen barschen Angriff, der seit drei Monaten zweifellos verabredet ist, überrascht. Die Manifeste springen aus den Öffnungen von Maschinengewehren. Organisation und Stapellauf sind tadellos. Der Überrealismus existiert. Er existiert und wird existieren durch Werke. Er existiert durch ein Bewußtsein: das Bewußtsein des Unbewußten. Die Organisation des Unorganischen, alles was enthalten ist, oder nicht enthalten, im Bilde vom aufgelösten Fisch . . . Die Überrealisten, sagt Louis Aragon, bemerken plötzlich eine große poetische Einheit, die von den Prophetieen aller Völker zu den ‚Illuminations‘ und den ‚Chants de Maldoror‘ geht. Der Überrealismus ist riesig leicht. Unter seinen Vorläufern zitiert Louis Aragon Saint-Pol-Roux, Saint-John-Perce und Léon-Paul-Fargue (ich liebe diese Einsilbigen und diese Züge von Einheitlichkeit nach chinesischer Art);

ich denke an den Satz von Rimbaud, der so gut träumen und phantasieren läßt: „Die früheren Revolten wimmeln in der Mitte des Himmelreichs.“ —

Der Überrealismus ist die Leichtigkeit, die riesige Leichtigkeit der Träume. Aber für Künstler, die im Leben auf die Karte der Kunst wetten, gilt die Leichtigkeit nur wie der Stoff, der Feind und die Nahrung einer Disziplin. Die Leichtigkeit ist eine notwendige Etappe, und Aragon kündigt sie an, indem er so von der Vergangenheit spricht: „Wir erlitten die ganze Macht der Bilder. Wir verloren die Macht, sie zu handhaben. Wir wären ihre Domäne geworden, ihr Gestell. In einem Bett im Augenblick des Schlafens, in der Straße die großen geöffneten Augen mit allem Gepränge des Schreckens gaben wir, gäben wir den Phantomen die Hand. Die Ruhe, die Abwesenheit des Überrealismus lassen diese Erscheinungen verschwinden.“ So der Neger und das Schwein bei Rimbaud. Aber sobald für Rimbaud diese Erscheinungen verschwinden würden, würde auch die Literatur verschwinden. Und der Überrealismus scheint wohl daraus, aus Literatur im Überfluß zu sein, besonders Literatur. Es handelt sich für ihn darum, diese Erscheinungen zu organisieren, die Flucht aus der Literatur einzugliedern der Literatur. Das ist kein *circulus viciosus*, das ist der lebendige Zirkel aller künstlerischen Schöpfung. Wie sich aus ihm herausziehen?“

Der Fall Trotzki

In Rudolf Hilferdings ausgezeichnete politische Monatsschrift *Die Gesellschaft* untersucht Viktor Tschernow, der russische Agrarpolitiker, die Gründe von Trotzki's Sturz. Seit Cromwell und 1789 glaubt man, daß jede große Revolution in einen Bonapartismus münden muß. Sicher hat auch Trotzki napoleonische Pläne gehabt, die aber infolge der völlig neuen russischen Situation sich nicht verwirk-

lichen konnten. War für das Frankreich der großen Revolution der Bonapartismus das notwendige Ergebnis, so liegen die Dinge in Rußland völlig anders. „Es besitzt keine Armee, die in äußeren Kriegen siegreich gewesen ist. Diese Armee hat keinen vergötterten Führer, der die Welt mit seinem militärischen Genie hypnotisiert. Die Armee ist im heutigen Rußland keineswegs die einzige, und keineswegs eine sich selbst genügende, organisierte Macht. Sie selbst hält sich vielmehr durch den äußeren Druck der kommunistischen Zellenbildung. Im Lande selbst stehen die herrschenden bolschewistischen „Thermidorianer“ auf dem vorläufig noch sicheren und soliden Boden einer festgefügtten alten Partei. Aus den mit ihr konkurrierenden Parteien sind die in der legalen Versfassungsperiode entstandenen Parteien (Volkssozialisten, Kadettenpartei, Oktobristenpartei usw.) wie Spreu im Winde zerflogen; die älteren, in der illegalen Periode entstandenen Parteien (Sozialrevolutionäre und Sozialdemokraten) sind jedoch nach wie vor lebendig, können durch keinerlei tschekistische Manöver und auch nicht durch die grausamsten Verfolgungen ausgerottet werden; sie haben ihre politischen Führerstäbe, ihre weit in den Massen verbreitete Popularität, ihre durch die erduldeten Prüfungen gefestigte, korrigierte und ergänzte Ideologie sich bewahrt. Außerdem ist das Land unterdrückt und zersplittert, viele Illusionen sind vernichtet, eine Unmenge von Energie ist unnützerweise vertan. Aber die inneren organisierenden Kräfte sind unangetastet geblieben, und ihre Anziehungskraft bei den Massen ist nicht geschwächt.

Politisch ist Rußland und kann Rußland nicht in eine Wüste, in ein Meer durcheinandergewirbelter, miteinander nicht verbundener Staubkörnchen verwandelt werden; die Armee des

Sowjetstaates ist im Gegensatz zu einer solchen Sandwüste keineswegs die einzige, sich selbst genügende elektro-magnetische Kraft.

Dies ist der Grund, weshalb Leo Trotzki, dieser „mathematische Ansatzzpunkt eines Bonaparte“, nicht nur nicht vermocht hat, als ein neuer Bonaparte ganz Rußland zu erobern, sondern auch genötigt war, vor dem aus typischen Mittelmaßigkeiten bestehenden Triumvirat, das heute die bereits stark entkräftete und vom innern Zersetzungsprozeß berührte Kommunistische Partei Rußlands krönt, die Waffen zu strecken.“

Edmond Jaloux,
der Essay und der Roman

Frédéric Lefèvre, der Herausgeber der *Nouvelles Littéraires*, veröffentlicht in seiner Zeitschrift ein literarisches Frühstücksgespräch mit Edmond Jaloux, dem Kritiker und Romancier.

Über Essay und Roman äußert Jaloux: „Der Roman ist ein Mittel zum Experimentieren wie alle anderen Gattungen der Literatur. Man muß ihn deshalb weder herabsetzen noch glauben, daß alles auf ihn abzielt. Vom Essay, scheint mir, macht man sich augenblicklich eine völlig falsche Vorstellung. Der Essay hat aufgehört, eine allein literarische Gattung zu sein, seitdem er vor allem wissenschaftlich ist. Die ‚Einführung in die Experimental-Medizin‘ ist ein Essay; ‚Port-Royal‘ ist ein Essay; die ‚Betrachtungen‘ von Montesquieu und der ‚Nietzsche‘ von Andler sind auch welche. —

Ich glaube nicht an eine große Erneuerung des literarischen Essays. Er ist in den Händen der Gelehrten, er wird dort bleiben. Oder nennen Sie etwa ‚Essay‘, was sich mit Kritik berührt? Übrigens sehe ich nicht ein, warum man die ganze Zeit von der Erneuerung des Essays spricht. Der Essay ist niemals unterbrochen worden, und das neunzehnte Jahrhundert hat

seinen Triumph gesehen. Die Wahrheit ist, daß man heute aus ihm einen Bastard machen will. Man vergißt zu sehr, daß der erste und größte französische Essay der ‚Discours de la Méthode‘ und Taines ‚L'Intelligence‘ ein wundervoller Essay ist. —

Warum übrigens versuchen, eine Art Antinomie zwischen Roman und Essay zu schaffen? Roman und Essay sind zwei prächtige Gattungen. Der feinste Unterschied zwischen ihnen ist, daß der Essay eine besonders französische Gattung ist und der Roman nicht. Die Erklärung dafür ist sehr einfach. Der französische Geist ist mehr als jeder andere für Abstraktion begabt, eine fundamentale Eigenschaft der Essayisten, während wir immer kämpfen müssen, um Romanciers zu werden, d. h. konkrete Geister. —

Aber woraus ist der Roman gemacht? Er ist keine Bastard-Gattung, wie die klassischen Kritiker sagen. Er ist die älteste literarische Gattung der Welt, und es ist leicht, seine Umbildungen von der Ilias bis zu den letzten Werken unserer Zeitgenossen zu verfolgen. Der Roman ist geboren mit dem epischen Gedicht. Er ist das epische Gedicht unserer Zeit, gewandelt durch die sozialen Sorgen des achtzehnten Jahrhunderts und die wissenschaftlichen des neunzehnten Jahrhunderts. Alle Romanciers wissen darum. Die guten Romane sind gelungene Erfahrungen. Aus der Gesamtheit dieser Erfahrungen könnte ein großer Philosoph eine allgemeine Philosophie der Lebensgesetze, sozial und psychologisch, machen. Merken Sie wohl, daß diese verschiedenen Erfahrungen sich in sich niemals widersprechen. Sie haben Erfolg, wenn der Autor die Eigenschaften der Beobachtung und Intuition hat. Die wahren Romane sind Erfahrungen, gemacht in der Wirklichkeit, aber es gibt keine großen Entdeckungen, welche nicht von intuitivem Ursprung gewesen wären.“

Zum Thema Goethe

Es sei gestreift bei Gelegenheit der jetzt vollständig vorliegenden zwanzigbändigen Goethe-Ausgabe des Verlages Ullstein. Sie ist nach einem geschickten (zugleich chronologischen und systematischen) Plane von Georg Witkowski angeordnet und von Curt Noch und Paul Wiegler herausgegeben. Das Neue an der Ausgabe liegt in den Einleitungen; sie stammen von zahlreichen Autoren; nicht von Philologen, sondern von Dichtern und Literaten unserer Zeit. Als Sammlung von Beiträgen zum Thema: Goethe und unsere Zeit ist dies Prinzip überaus wichtig. Es macht die Ausgabe zur wichtigsten Manifestation unserer Zeit gegenüber dem größten deutschen Thema.

Seien wir ehrlich: unsere Gegenwart ist, auch in ihren geistigsten Potenzen, Goethe gegenüber, sehr unsicher. Er scheint manchem zu klar, zu harmonisch, zu unproblematisch zu sein. Müde der verstaubten Biographie-Details, der flachen Lebens- und Werkgeschichte eines Bielchowsky, sucht man kaum einen neuen Zugang, findet ihn auch selten, und alle alten Hilflosigkeiten, ja Feindschaften — wie Börnes Märchen vom „marmorkalten“ Goethe — kehren wieder. Die völlig an Problematik — des Ich und Nicht-Ich — gebundene Gegenwartsliteratur sieht ein Werk als unproblematisch an, weil es, nach stärkstem und größtem Erleben, die Problematik überwunden und ihre Energien aufgegipfelt hat zur eigentümlichen Realität der Schöpfung. Hier öffnet sich eine doppelte Lösung der Antinomie Leben und Werk. Die Goethesche Lösung: die das Leben, seine Inhalte und Energien, steigert zum Werk, zu seiner objektiven Gültigkeit; die heutige: die das Leben als letzten Wert

und damit auch als Grenze ansieht, so daß das Werk das Leben und seine Erfahrungen direkt übernimmt, registriert, sich mit ihnen identifiziert. Doch ist diese Lösung noch die heutige? Immer stärker wächst die Erkenntnis des Realen als Wesen jeder Kunst. Realität trennt sich nicht vom Subjekt des Künstlers, aber: sie wird von ihm geschaffen. Damit aber muß auch die Erkenntnis wachsen von der klassischen Realität des Goethe-Werks.

Die Beziehung von Leben und Werk bei Goethe ist wohl am tiefsten von Georg Simmel durchdacht worden. Die vorliegende Ausgabe bringt als Gesamteinleitung einen großen Essay Simmels, „Werte des Goetheschen Lebens“, eine der letzten Arbeiten des Philosophen. Er variiert die Gedanken des Simmelschen Goethe-Buchs. Er zeigt die doppelte Geltung geistiger Schöpfungen: die sachliche und die des persönlichen Lebens. Und so ergibt sich als Wurzel- und Gipfelpunkt Goetheschen Wesens für Simmel: „Der Prozeß seines Lebens, die von innen hervorbrechende, stetige Strömung seiner Triebe und Kraftentlastungen wurden den Ergebnissen dieses Lebens harmonischer zugeordnet, die sachlichen, von ihrem Entstehungsprozeß ganz gelöst, Werte seines Werkes waren den inneren, gelebten Worten inniger verbunden, als wir es sonst von einer Existenz des gleichen Größenmaßes wissen.“ Damit ist der große tragische Spalt, der so viele schöpferische Existenz zerreißt, durch Goethes Existenz selbst überwunden: der Spalt zwischen dem privaten Lebensprozeß und dem sachlichen Werk. Vielleicht beginnt gerade von diesem Ausgangspunkt her eine neue, unübersehbar große Mission Goethes für unsere Zukunft, in der Leben und Werke sich gegenseitig tragen und schaffen müssen.

Rudolf Kayser

1-10000
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICHIGAN

JUN 3 1925

FÜNFTE HEFT

Mai 1925

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVI. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

- G. v. Schulze-Gaevernitz, Der andere Völkerbund
Johannes V. Jensen, Hamlet
Bernard Shaw, Über die Aussichten des Christentums
Leonhard Frank, Der Beamte (Novelle)
Alfred Döblin, Reise in Polen
Franz Kafka, Aphorismen
Stefan Zweig, Cäsar und Napoleon
Benvenuto Hauptmann, Ausflug
Samuel Saenger, Politische und literarische Glossen
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Hermann Hesse, Über Novalis / Otto Zarek, Faber

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten. — Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1925 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,

das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann.

Preis des Heftes RM 2.—; Quartalspreis RM 6.—. Auslandsabonnenten können den Gegenwert in fremder Währung durch Postanweisung einsenden. — Zahlungen in Reichsmark bitten wir an das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692, Auslandszahlungen an S. Fischer, Verlag, Berlin W. 57, Bülowstraße 90 zu richten.

Das Juni-Heft der „Neuen Rundschau“

erscheint aus Anlaß des 50. Geburtstags des Dichters
als

THOMAS MANN-HEFT

mit Beiträgen von

THOMAS MANN, ERNST BERTRAM, FRITZ STRICH

u. a. m.

Ferner enthält das Heft die Fortsetzung von

BERNARD SHAW

„ÜBER DIE AUSSICHTEN DES CHRISTENTUMS“
und andere Beiträge mehr

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.,

Berlin

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung,

Berlin

Heinrich Haessel Verlag, Leipzig

Reimar Hobbing, Berlin

Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam

J. C. B. Mohr, Tübingen

Ernst Oldenburg Verlag, Leipzig

Werk-Verlag, G.m.b.H., Berlin

BEACHTEN SIE DIE ANZEIGEN VOR UND NACH DEM TEXT!

DER ANDERE VÖLKERBUND

von

G. v. SCHULZE-GAEVERNITZ

Es ist gewiß wertvoll, den Pazifismus vom Standpunkt der Weltanschauung aus zu rechtfertigen — einer religiösen, einer metaphysischen, einer naturalistischen Weltanschauung. Der religiöse Pazifismus der Quäker oder der katholischen Kirche verurteilt den Krieg, weil er die geistliche Einheit zerreißt, durch welche die Gläubigen hier auf Erden das Reich Gottes vorbereiten sollen, weil er Haß und Rachsucht gebiert und der Lehre und Gesinnung dessen in das Gesicht schlägt, der in dem gerechtesten Streitfall der Geschichte seinem eifrigen Jünger gebot: „Stecke das Schwert ein“. Der metaphysische Pazifismus eines Kant verurteilt den Krieg als brutalste Vergewaltigung der Mitmenschen: der Krieg widerspricht der dem Menschen als „Vernunftwesen“ gesetzten Freiheitsaufgabe, durch deren schrittweise Verwirklichung die Transzendenz in die Geschichte eingeht. Der naturalistische Pazifismus eines Bentham verurteilt den Krieg, weil er dem natürlichen Glückstreben des Menschen widerspricht und „das größte Glück der größten Menge“ herabmindert, oder, wie Norman Angell zu beweisen sucht, als moderner Krieg letzthin sogar dem Sieger schadet. Wenn der Darwinist demgegenüber den Krieg als die menschliche Form des allgemeinen, naturhaften Kampfes um das Dasein verteidigt — Kampf um den Futterplatz — so könnte man einwenden, daß biologisch betrachtet die neuzeitige Form des Krieges eine Degenerationserscheinung sei, durch welche die höchststehenden Typen der Menschheit ausgerottet werden und die Gattung homo sapiens, vor allem die Spielart „weiße Rasse“, ihren Untergang vorbereitet.

Diese Gedanken mögen letzte Zielsetzungen höchsten Wertes enthalten, aber sie bewegen sich nicht auf dem Gebiete nüchterner Tagespolitik. Ihnen gegenüber will ich in folgendem auf die oft übersehene Tatsache hinweisen: die Friedensordnung ist alles andere

als eine Utopie — denn sie ist für die größere Hälfte der Erdoberfläche bereits verwirklicht im sogenannten angelsächsischen Block. Innerhalb dieses Blockes aber verschiebt sich der Schwerpunkt unmerklich, aber sicher von London nach Washington.

In der ganzen Wirtschaftsgeschichte gibt es kein merkwürdigeres Kapitel als den Aufstieg Amerikas während des neunzehnten Jahrhunderts. Das vom Mutterlande befreite Neuengland war ein Küstenland wie Norwegen, an der Außenlinie der Welt. Zu Beginn des Weltkrieges standen die Vereinigten Staaten als ebenbürtige und mitbewerbende Macht neben den großen Weltreichen von Großbritannien und Rußland, während Deutschland und Japan in diesen Kreis hineinstrebten, aus welchem Frankreich seit Waterloo ausgeschieden war.

Der Weltkrieg wurde nicht entschieden auf den Schlachtfeldern von Frankreich und Rußland, sogar nicht durch die englische Blockade der Nordsee, welche Amerika, wenn es gewollt hätte, die Macht hatte, lahmzulegen — ein bloßes Embargo hätte genügt. Entschieden wurde der Krieg durch diplomatische Kämpfe in Washington. Er wurde verloren von der deutschen Diplomatie, nicht durch ihre Schuld, sondern durch jene Mächte in Deutschland, welche durch die Versenkung der *Lusitania*, die Deportation der belgischen Arbeiter und den unbeschränkten Unterseebootkrieg die Arbeit für die britischen Diplomaten taten.

Nicht durch die Schuld der deutschen Diplomatie! Oberst House, welcher als nächster Vertrauensmann des Präsidenten die Verhandlungen mit Bernstorff führte, schreibt mir mit ausdrücklicher Erlaubnis zur Veröffentlichung: „Sie können versichert sein, daß Präsident Wilson entschieden ehrlich war in seinen Bemühungen, den Frieden herbeizuführen. Nach meiner Meinung gab Graf Bernstorff seiner Regierung den bestmöglichen Ratschlag, welcher, wenn befolgt, wahrscheinlich vieles von dem Unglück vermieden hätte, welches seitdem Deutschland befallen hat.“

Nachdem Amerika in den Krieg eingetreten war, war die Lage für Deutschland hoffnungslos; denn wie ich damals wiederholt, aber vergeblich, feststellte, die Kräfte Amerikas waren „die eines doppelten England“. Wenn Amerikas Eintritt in den Krieg die Sache der Alliierten gerettet hat, so ist Amerika seit diesem Tage die leitende Weltmacht geworden. England hat dieser Tatsache Rechnung getragen, indem es den Flottenbewerb mit Amerika aufgab. Aber auch Frank-

reich mußte einlenken, und Poincarés Niederlage erfolgte tatsächlich an dem Tage, an welchem er, um den Kurs des Franken zu retten, eine amerikanische Anleihe nachsuchen mußte. Als Bedingung, ausgesprochen oder nicht, lag hierin bereits die Annahme des Dawes-Reports seitens Frankreichs, dessen Grundgedanken bis dahin Poincaré auf das stärkste bekämpft hatte.

Die politische Vormacht der Vereinigten Staaten, mit welcher wir nunmehr zu rechnen haben, ruht sicher auf breitester wirtschaftlicher Grundlage. Ihr Nationalreichtum, so fraglich derartige Schätzungen sein mögen, ist größer als der der fünf größten europäischen Nationen zusammen. Nachstehende Zahlen, dem Dezemberbericht der National City Bank entnommen, sind hochinteressant und dürften wenigstens in ihrem relativen Verhältnis zueinander der Wirklichkeit nahe kommen. Sie spiegeln die Wirkung des Weltkrieges, der auch die europäischen Sieger nicht allzu sehr bereicherte und den Reichtum der Welt über den Atlantic verschob.

**Die Volksvermögen
verschiedener Länder in ihrer Entwicklung seit 1870**

	1922	1912	1890	1870
	(in Milliarden Dollars)			
Vereinigte Staaten	320,8	186,2	65,—	30,—
Großbritannien	88,8	72,3	53,4	40,—
Frankreich	67,7	57,1	43,8	33,—
Deutschland	35,7	75,—	49,5	38,—
Italien	26,—	23,—		

Aber zu gleicher Zeit haben sich die wirtschaftlichen Interessen Amerikas mit der Welt verwoben; in dem Maße als der Schwerpunkt der Welt nach Amerika rückte, wird er von den Erschütterungen berührt, welche sich in allen andern Ländern vollziehen. Amerika ist das größte Exportland und das größte Gläubigerland der Welt.

Amerika ist nicht nur der größte Rohstoffherzeuger, dessen Kupfer und Baumwolle, Weizen und Viehzuchtprodukte auf dem Weltmarkt eine leitende Rolle spielen. Wichtiger ist, daß während des Krieges die Kräfte der amerikanischen Industrie nicht nur alle andern Länder der Welt überholten, sondern auf Ausfuhr eingestellt wurden. Industrielle Ausfuhr, bisher mehr oder minder eine Entlastung überfüllter Inlandsmärkte, ist seit dem Weltkriege ein wesentlicher Faktor

in der amerikanischen Volkswirtschaft geworden. Dies bedeutet „eine industrielle Revolution“, welche an die Englands zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts erinnert. So spielt insbesondere im Gebiete des Pacific Amerika heute die Rolle des leitenden Industriestaates, es versieht Japan mit Aufbaumaterial und den ganzen Osten mit Automobilen.

Aber so wichtig die neue Welt sein mag, so bleiben doch Amerika und Europa aufeinander angewiesen. Selbst das zerrüttete Europa von heute nimmt noch mehr als fünfzig Prozent der amerikanischen Exporte. Aber in Europa war eben doch, wie Professor Keynes so treffend gesagt hat, Deutschland der Mittelpfeiler des ganzen ökonomischen Systems. Schrittweise bricht die Erkenntnis sich durch, daß Europa wiederherzustellen in erster Linie bedeutet, Deutschland wiederherzustellen. Deutschland aber ist nicht nur „in der Mitte des Kupferproblems“, sondern, wie Herr Hoover ausgeführt hat: „Die Stabilisierung der deutschen Währung ist das Zentralproblem der Wiederherstellung der Welt.“

Wenn Amerika heute dort steht, wo England nach den Napoleonischen Kriegen stand, so hat Amerika die alten Wahrheiten wieder zu entdecken, daß man nicht verkaufen kann, ohne zu kaufen, und daß ein reicher Nachbar besser ist als ein armer, auch daß Industrieländer sich gegenseitig die besten Abnehmer sein können durch Entwicklung einer für beide Teile nützlichen Arbeitsleistung. Aber die Mentalität der Geschäftswelt bewegt sich nur langsam, wenn auch sicher. Vergessen wir nicht, daß 30 Jahre nach Waterloo vergehen mußten, bis der Freihandel in England sich durchsetzte.

Wenn ökonomische Erwägungen Amerika heute veranlassen, die Wiederherstellung Europas in die Hand zu nehmen, so kommen die treibenden Kräfte von einer anderen Seite als der der Warenausfuhr. Amerika ist der größte Gläubiger der Welt geworden und Wallstreet ist es, welches die wirtschaftlichen Interessen Amerikas am frühesten und bewußtesten erfaßt hat. In den ersten beiden Jahren des Krieges hat Amerika durch gesteigerte Warenausfuhr seine Schulden an Europa zurückbezahlt. In den darauf folgenden Jahren hat Amerika durch einen ungeheuren Ausfuhrüberschuß Forderungen gegen die Welt im Betrage von etwa 20 Milliarden Dollar aufgebaut. Im Jahre 1924 haben die amerikanischen Banken für 5,5 Milliarden Dollar neues Kapital emittiert; davon betrugen die ausländischen Emissionen mehr als eine Milliarde, wovon über die Hälfte nach

Europa ging. Diese Ziffern belegen einen ungeheuren Umschwung in der Struktur der (bis 1914 noch schuldnerischen) amerikanischen Volkswirtschaft und der Mentalität des amerikanischen Sparers. Die amerikanischen Auslandsanlagen übertreffen die Englands im Jahre 1924 um mehr als das doppelte, noch niemals hat ein Land in einem Jahre eine solche Auslandsanlage vorgenommen.

Indem Amerika sich zum Gläubigerland entwickelt, hat es die Traditionen zu befolgen, welche England während eines Jahrhunderts ausgearbeitet hat. Als der alterfahrene Banker der Welt ist England dem Amerikaner noch weit voran. Noch ist im Kampfe des Dollars und des Pfund Sterlings als Weltgeld, wie Otto Kahn hervorhebt, das Pfund Sterling überlegen.

Wichtiger als dieser Kampf jedoch ist die weitgehende Übereinstimmung der Interessen zwischen den zwei leitenden Gläubigerländern der Welt: Großbritannien und den Vereinigten Staaten. Ihre Aufgabe ist es, die Welt durch Kapitalanlagen zu erschließen und ihre Zahlungsfähigkeit dadurch herzustellen, daß man ihr die ungestörte Erzeugung und den ungehemmten Absatz ihrer Güter auch politisch gewährleistet. Erste Sachverständige wie Mr. Frederic Goodenough: „Anglo-American Cooperation“, London 1923, und Benjamin M. Anderson: „The English speaking world and the Continent of Europe“, New York 1923, haben vom Standpunkt des Bankers aus die Interessengemeinschaft beleuchtet.

Auch als Feld der Kapitalanlage steht Europa noch immer voran. Die ungehobenen Schätze Europas liegen in seiner Bevölkerung, welche durch Generationen zu gelernter Arbeit erzogen ist. Indem Europa aus den Fluten des Krieges wieder auftaucht, gleicht es einem jungfräulichen Boden, wo geringe Anlagen großen Gewinn bringen können. Der Bericht des Generals Dawes ist der erste Schritt Amerikas in dieser Richtung. Er ist mehr als ein bloßer Rat. Wenn er zum Erfolge geführt werden soll, so erfordert er die Mitarbeit des amerikanischen Volkes wie der amerikanischen Regierung. Es ist vielleicht der wichtigste Punkt an dem ganzen Dawesplan, daß durch ihn Amerika schrittweise an Deutschland finanziell interessiert wird. In dem Maße, wie amerikanische Kapitalien nach Deutschland gehen und amerikanische Banken deutsche Werte vertreiben, werden der Ton der Zeitungen und die öffentliche Meinung zugunsten Deutschlands sich umstellen. Der eiserne Ring, der Deutschland seit dem Kriege einschnürt, wird gelockert, sein Atemraum wird breiter, wenn

es nicht selbst durch eigenen Wahnsinn die Alliierten erneut zusammenschweißt. Mehr als dies: alle diese Kredite sind nur gut, wenn sie gegen militärische Einbrüche verteidigt werden, indem Gott Merkur dem Gott Mars das Szepter abnimmt.

Es eröffnet sich damit der Ausblick in eine neue Ära der Weltpolitik, welche man — mit Vorsicht — Überimperialismus nennen könnte. Was liegt näher — gerade nach den Erfahrungen auf wirtschaftlichem Gebiet, wo erbitterte Konkurrenz nur allzuoft mit dem monopolistischen Zusammenschluß der Stärksten endet — als die politische Verständigung der Größten auf Kosten der Großen? Diese Gedanken wurden schon vor dem Weltkriege an einflußreicher Stelle verfolgt. (Vgl. die Lebensbeschreibung von W. Page durch B. J. Hendrick. New York 23.) Walter Page hat Amerika von 1913—1918 als Botschafter in London vertreten. Leidenschaftlich predigte er in Washington den Bruch mit der traditionellen Neutralitätspolitik. Statt dessen gelte es, durch ein englisch-amerikanisches Bündnis eine derartige Macht anzuhäufen, daß keine andere Staaten-gruppierung ihre Feindschaft wagen könnte, und auf solche Weise den Frieden zu sichern. Nachdem durch den Weltkrieg Rußland und Deutschland wenigstens zeitweise aus dem Kreis der Weltmächte ausschieden und Frankreich doch nur von Amerikas Gnaden in denselben eintrat, wäre es wohl denkbar, daß die beiden stärksten Gläubigermächte sich darüber verständigen, den Globus gemeinsam zu befrieden, zu verwalten, auszubeuten. England vermag allein gegen Frankreich nichts, mit Amerika alles, und unter dem Druck von Wallstreet wurde aus dem Monsieur Non Non ein Monsieur Oui Oui, der mit Annahme des Dawesplanes den Frankenkurs rettete. Es ist dies die wirtschaftliche Grundlage der neuerdings in der englisch sprechenden Welt so mächtigen Friedensbewegung, die damit aus dem Nebelmeer ethischer Forderungen und utopischer Wünsche auf den harten Boden der Tagespolitik hinübertritt.

Amerika bewies im Weltkriege, daß es eine Zertrümmerung des britischen Reiches nicht zuläßt. Hätte Amerika das Recht der Neutralen, mit Deutschland Handel zu treiben, gegen England durchgesetzt, wozu es die Macht hatte, so hätte Deutschland den Krieg gewonnen. Seit der Washingtoner Konferenz teilt England die Seeherrschaft, die es gegen Deutschland bis zum letzten verteidigt hatte, mit den Vereinigten Staaten. Die langgedehnte Grenze Kanadas gegen die Vereinigten Staaten ist unbefestigt und gilt trotzdem als sicher. Die

Unmöglichkeit eines Krieges zwischen England und Amerika, welche von der öffentlichen Meinung beider Länder als selbstverständlich angesehen wird, bedeutet einen großen, oft übersehenen Erfolg des Friedensgedankens.

Wichtiger aber als alles andere: die großen britischen Dominions, vor allem Kanada und Australien, stehen und fallen mit der Machtstellung der Vereinigten Staaten im Pazific. Es übersteigt die Kräfte des Mutterlandes, die aufwogende Flut der farbigen Rasse abzudecken. Vor die Wahl zwischen England und Amerika gestellt, müßten die Dominions für Amerika entscheiden. Die alte Staatsweisheit Englands verhindert, daß diese Frage gestellt wird. Daher ist Frieden, Verständigung, womöglich Zusammenarbeit mit Washington der Leitgedanke aller Londoner Ministerien, welcher Partei sie immer angehören. Hierzu gehört der unbedingte Respekt vor der Monroedoktrin. Keine britische Regierung — noch weniger irgendwelche mindere Seemacht — könnte es wagen, in Lateinamerika gegen die Vereinigten Staaten Partei zu nehmen. Deswegen ist Lateinamerika den Stürmen der Weltpolitik entzogen und höchstens einem gelegentlichen Sturm im Wasserglase ausgesetzt. Aber solche Raufereien dauern so lange, als sie mächtige amerikanische Wirtschaftsinteressen nicht allzusehr schädigen. Sonst beendet sie die Macht des Dollars in Gestalt eines betretenen Revolutionsgenerals in amerikanischem Solde.

Es ergibt sich daraus eine oft verkannte Tatsache. Während in Alteuropa rückständige Friedensgegner den Pazifismus als Utopie verspotten, ist eine Friedensorganisation in Kraft getreten, welche etwa zwei Drittel der Erdoberfläche und mehr als die Hälfte der Menschheit umfaßt: das britische Reich mit allen seinen Dependenzen und Einflußsphären, wozu auch bloße Küstenländer wie Norwegen, Portugal, Griechenland, selbst Holland mit allen seinen Kolonien gehören, dazu der ganze amerikanische Kontinent. Dieser Friedensblock, innerhalb dessen der Krieg unmöglich ist, umschließt die beiden größten Finanzzentren der Welt, Wallstreet und Lombardstreet, und übt die Seeherrschaft ohne irgendwelchen Mitbewerb.

Im Vergleich zu diesem stillschweigenden aber wirkungsvollen Völkerbund bedeutet die vielköpfige Versammlung in Genf mit ihrer gewiß sehr nützlichen Kleinarbeit wenig;* sie versagt in den Macht-

* Kein Mißverständnis! Auch diese Kleinarbeit ist nicht zu verachten; Deutschland sollte in den Völkerbund hinein, schon um seinen Landsleuten an der Saar und Danzig nach Kräften beizustehen, ebenso wie den deutschen Minderheiten im Osten (Polen usw.).

und Lebensfragen der Großmächte, zum Beispiel der Abrüstungsfrage, weil ihr die ausschlaggebende Stimme (casting vote) der Weltvormacht und damit letzthin die Vollstreckungsgewalt fehlt. Amerika aber kann sich der Genfer Liga niemals auf die Gefahr hin unterwerfen, daß amerikanische Machtmittel unter Umständen einem Mehrheitsbeschluß von Klein- und Mittelstaaten zur Verfügung gestellt werden. Wo das Machtzentrum liegt, dort liegt die Souveränität der Entscheidung — insbesondere in der letzten Frage über Frieden und Krieg. Alles andere sind papierne Paragraphen, die im Ernstfall zerflattern. Beispielsweise setze man den Fall: die Einwanderungsfrage würde von einer — gelben — Macht nach dem Genfer Protokoll vor den Schiedsgerichtshof des Völkerbundes gebracht, den Amerika selbstverständlich in dieser „domestic question“ nicht anerkennt. Amerika würde darauf als „Aggressor“ verurteilt. Glaubt man, daß die britische Flotte als Exekutionsorgan die Küsten der Vereinigten Staaten blockieren würde? Oder glaubt man, daß irgendeine Macht die Lust hätte, in einem Streitfall zwischen Lateinamerika und den Vereinigten Staaten die Monroedoktrin zu durchbrechen? Oder glaubt man, daß irgendeine Blockade als Vollstreckungsmaßregel des Völkerbundes durchführbar wäre, wenn die Vereinigten Staaten auf dem Rechte bestünden, mit dem blockierten Lande trotzdem Handel zu treiben? Hat doch der wissende Mr. Garvin erst neuerdings im „Observer“ festgestellt: sogar im Weltkrieg war die britische Blockade Deutschlands durch Amerika ernstlich gefährdet, „wenn Deutschlands Politik nicht so dumm gewesen wäre“. Obige Fragen stellen, heißt sie verneinen.

Die entscheidende Frage der Gegenwart besteht vielmehr darin: ist der angelsächsische Block bereit, seine Machtmittel dazu zur Verfügung zu stellen, auch über seine bisherigen Grenzen hinaus die Friedensordnung zu erweitern? Ist der „man on the street“ geneigt, aus seiner insularen Gesinnung herauszutreten? Oder zieht er es vor, Europa als Hexenkessel in sich ausbrennen zu lassen? Vieles wird von dem Verhalten Europas abhängen, das der Amerikaner als Ganzes zu sehen gewohnt ist.

Tatsächlich besitzt der Gedanke, den Krieg abzuschaffen und unter Strafe zu stellen (to outlaw war), in den Vereinigten Staaten eine große und wachsende Anziehung sowohl in den Kreisen der Geschäftswelt wie der Universitäten. Unter der Voraussetzung der Seeherrschaft und im Zusammengehen mit England glaubt man stark genug zu sein, durch ökonomische Mittel allein den Friedensbrecher lahm-

zulegen. In der Tat, alle Völker — etwa mit Ausnahme naturalwirtschaftlicher Binnenvölker wie Afghanistan, Abessinien — sind heute so sehr in die Weltwirtschaft verstrickt, daß sie einen Boykott durch die großen Weltwirtschaftsmächte nicht ertragen können. Die Mehrzahl der von Herrn Bock veröffentlichten Friedensvorschläge aus der Feder erster Amerikaner fußen auf den Gedanken des ökonomischen Boykotts als Friedensgewähr. Ich verweise unter anderem auf die interessanten Vorschläge des Mr. Borghum: Amerika und England als die Beherrscher der wichtigsten Kanäle und Meerengen — Suez, Panama, Gibraltar — sperren die Seestraßen den Erzeugnissen und Schiffen derjenigen Völker, welche als Friedensbrecher durch einen internationalen Schiedsgerichtshof verurteilt werden, wobei sich Washington doch wohl — nicht anders als London — die Freiheit der Zustimmung vorbehält. Alle diese Vorschläge beruhen auf der Tatsache, daß die große Masse des Welthandels sich heute auf den Seestraßen bewegt, und haben die Seeherrschaft zur Voraussetzung.

Kein Zweifel: die Macht, den Tempel der Bellona zu schließen, ist heute vorhanden wie in den Tagen eines Augustus und Marcus Aurelius. Würde sie zum gemeinsamen Besten aller ausgeübt werden? Diese Frage kann nur dann in einem befriedigenden Sinn beantwortet werden, wenn die angelsächsischen Vormächte ihre eigene Demokratie zur Weltdemokratie ausweiten, welche alle Völker, schwache wie starke, zu gleichem Recht umfaßt.

Der amerikanische Idealismus wurde in Versailles besiegt, und Amerika hat sich zeitweilig von Europa abgewandt, bitter enttäuscht durch die brutalen Gewalten, welche den Frieden in derselben Weise machten, wie sie den Krieg gemacht haben. Aber Amerika hat sich an der Beute nicht beteiligt. Der Kampf um die „14 Punkte“, welche trotz mangelhafter Fassung im einzelnen die besten Traditionen Amerikas verkörpern, wird von neuem entbrennen. Möge es dem jungen Amerika vergönnt sein, das Weltgewissen mit der Weltvormacht zu versöhnen!

HAMLET

von

JOHANNES V. JENSEN

I

Viele durch die Literatur bekannte erfundene Gestalten leben in dem Bewußtsein der Allgemeinheit mit mindestens ebensoviel Bürgerrecht wie authentische historische Personen. Macht man es sich eigentlich klar, daß Shylock niemals existiert hat? Gehört er nicht genau so gut zu den alten Bekannten der Menschheitsgalerie wie Julius Cäsar? Kein geringes Verdienst gebührt hier der Poesie, die es vermocht hat, Gestalten Leben zu geben, die denen der wirklichen Namen und Helden an die Seite gestellt werden können.

Eine der bekanntesten Gestalten in der Welt, obgleich es zweifelhaft, ob sie persönlich je existiert hat, ist Hamlet, Prinz von Dänemark.

Seinen Ruhm verdankt er Shakespeares Genie. Der Hamlet der Bühne, der Charakter, wie die Bühne ihn kennt, das Kostüm mit eingeschlossen, ist ein englisches Phantasiegebilde. Der älteste Ursprung der Gestalt aber ist dänisch. Und hat Hamlet wirklich jemals gelebt, ist er auf jütländischem Boden gewandelt; entstammen die Sarkasmen, die man ihm zulegt, seinem Munde, dann hat er sie auf jütländisch gesprochen.

Hamlet hat seine Zeiten. Das Stück wird in einer Periode mehr, in einer anderen weniger gespielt; Hamlet kommt sozusagen hin und wieder in dem öffentlichen Bewußtsein zu Besuch und verschwindet wieder, was übrigens auch ein Zug seines Wesens ist. Augenblicklich ist er zu Besuch.

Er kommt mit Nachwehen. Jedesmal ist er größer geworden und die Nachwehen ebenfalls. Er wächst mit der Zeit. Wie der jütländische Hamlet in Shakespeare aufgegangen ist, so ist auch Shakespeares Hamlet schon längst ein anderer geworden, unsere Zeit faßt ihn erweiterter auf, obgleich Shakespeares Stück nie bearbeitet worden ist.

Mehr als eine Seele wohnt in Hamlets Seele und wird nach Bedarf von Hamlets Witz zusammengehalten; aber es tut weh. Wechselnder Sinn und wechselnde Farben, wie beim Opal, und kein Glück dabei, das ist Hamlets Wesen.

Hamlet wird gespielt. Die größten internationalen Künstler messen sich an dieser Rolle, sie scheint der Maßstab für die vornehmste Leistung zu sein; sowohl unmittelbares Genie als auch hohe Bildung und Intelligenz sind erforderlich, will man sich der Hamlet-Rolle nahen und die Probe bestehen.

Kürzlich ist das Stück von internationalen Darstellern in Kopenhagen gespielt worden; ein norwegischer, ein ungarisch-italienisch-jüdischer und ein französischer Schauspieler haben Gastspielrollen als Hamlet gegeben — Hamlet sollte immer als Gastrolle gespielt werden! — und er wurde stilvoll, beziehungsweise sprühend und klassisch dargestellt, während jeder einzelne von den berühmten Künstlern subtile Dinge darüber äußerte, wie die Gestalt, Hamlets Charakter, sein Aussehen, Alter usw. aufgefaßt werden sollten: gleichzeitig ein mildes Selbstporträt des Darstellers. Und stilvoll, sprühend oder klassisch, oder auch alles auf einmal, dazu eine gewisse unvermeidliche Parade, Hamlet und Theater sind nicht voneinander zu trennen, verschiedene Nationalitäten, eine andere Sprache als die übrigen Mitspielenden, das alles ist Hamlet! Hier ist nun einmal ein Vehikel für die große mimische und persönliche Seelenentfaltung. Ist der große Schauspieler müde geworden, so erfrischt er sich am Hamlet! Sogar Damen haben sich in der Rolle versucht: Sarah Bernhardt. Im Film Asta Nielsen — und erinnere ich mich recht, hat man bei diesem Anlaß in Deutschland herausgefunden, daß Hamlet ein Frauenzimmer war, oder etwas in der Richtung! Ja, was weiß man von Shakespeare? Vor ihm hat Hamlet sich verschieden kostümiert, kaum jemals aber als Dame. Inzwischen hat man auch Hamlets Kapazität auf dem psychopathischen Gebiet erweitert, fürwahr, ein geräumiger Charakter! Kein Wunder, denn alle Darsteller suchen ja nicht nur in Hamlets seltsamen Worten Ausdruck für ihr Wesen, sondern sie tun auch noch freigebig von ihren eigenen Eigenarten hinzu, ohne daß Hamlet je aufhört, Hamlet zu sein; jedenfalls Theater bleibt Theater.

Das zugleich Universelle und Problematische dieser Figur hat, seit Shakespeare das Stück schrieb, alle großen Bühnenkünstler aller Länder gereizt. Eine Leidenschaft von seltsam umfassender Art, mit der die Welt niemals fertig wird, scheint in ihm begraben zu sein; und es scheint, daß man sich eher auf Hamlet zu, als von Hamlet fort entwickelt.

Shakespeare hat das Glück gehabt, mit Hamlet eine Figur zu schaffen,

die die Fähigkeit bewahrt sich zu erweitern, wenn die Zeit sich erweitert, die Komplikation in Person, die, je mehr man sie kompliziert, um so gütiger wird.

Unsere Zeit spiegelt sich in dieser Gestalt wie in keiner sonst, sie ist out of joint — Shakespeares Besorgnisse sind auch die unseren wieder. Sie sind immer aktuell. In Hamlet kommt ein unruhiges Moment aus der Selbstempfindung der ganzen Menschheit zu Worte und macht die Gestalt jedesmal, wenn sie uns besucht, zu Fleisch von unserem Fleisch. Sie kommt in Perioden, ist aber immer da. Woraus ist die Gestalt denn zusammengesetzt, und welche Unruhe ist in ihr gefesselt?

3

Als Däne fühlt man sich besonders veranlaßt, dem Problem auf den Grund zu gehen, weil Prinz Hamlet Däne ist und sein Charakter vom Auslande — vielerorts vielleicht das einzige, was man von Dänemark weiß — als typisch dänischer Volkscharakter aufgefaßt wird. Mit welchem Recht?

Oberflächlich betrachtet, ist die Ehre zweifelhaft, wie die Rede, die zu einem Sprichwort geworden ist: *There is something rotten in the state of Denmark*. Man hat versucht, den wahren Sinn dieses Wortes damit zu erklären, daß es sich gar nicht auf das Land, sondern auf den Prinzen und seinen Gemütszustand bezieht, indem Fürsten in anderen Shakespeareschen Stücken mit dem Namen ihres Landes genannt werden. Diese Erklärung hält hier indessen nicht Stich, mit state muß in dieser Verbindung Dänemark, und nicht Hamlet gemeint sein. Darum after all, *there is something rotten in the state of Denmark*. Im übrigen hat Shakespeare, der die Szene nach Dänemark verlegte, um Gelegenheit zu haben, England Wahrheiten zu sagen, eher dieses Land als ein anderes gemeint, so daß wir in Dänemark unsere Schande auf England abwälzen können, falls uns daran liegt. Als der verrückte Hamlet nach England fahren soll, läßt Shakespeare eine Bemerkung darüber fallen, daß er von den dortigen Leuten nicht sonderlich abstechen wird —: die Adresse ist nicht mißzuverstehen!

Was wußte Shakespeare auch von Dänemark? *Denmark's a prison*, sagt er an einer andern Stelle des Stückes und meint England, was wiederum die Welt im allgemeinen heißen soll, ein Ort too narrow for your mind: einer jener Ausdrücke, woraus der eigene gehemmte Zustand des Dichters spricht. Und letzten Endes ist ja dieser die Grundlage, worauf der ganze Shakespearesche Hamlet aufgebaut ist.

Das einzige, was den Gedanken auf das heutige Dänemark hinleitet, ist Hamlets sogenanntes Grab in Helsingör. Im übrigen muß man einen Unterschied machen zwischen dem, was Shakespeare mit seinem Stoff wollte (der nur rein zufällig dänisch war, unter anderen Umständen hätte der Stoff zum Beispiel Italien entnommen sein können), und was wirklich darin dänisch ist. Eine Untersuchung von Shakespeares Hamlet führt auf Saxo zurück, und Saxos Hamlet führt uns wiederum zu dem jütländischen.

Wie bekannt, hatte Shakespeare seinen Stoff einer damals vielgelesenen Novellensammlung entnommen, in die sich auch die Geschichte von dem dänischen Prinzen verirrt hatte. Ein Drama mit demselben Thema, das schon früher von einem anderen Verfasser existiert haben soll, kommt nicht in Betracht, das ist jetzt hinter Shakespeares Dimensionen verborgen, wie so viele andere Vorarbeiten, die er gestohlen hat.

Ein göttlicher Dieb! Und wäre es ein alter Hut, mit dem diese reiche Seele, deren Identität noch kaum festgestellt ist, sich entfernt hätte, auf seinem Kopfe würde er sich zu einer Krone verwandelt haben — im Gegensatz zu so vielen anderen Schatzgräbern, die mit einer Sorglosigkeit, die ganz entfernt an das Genie erinnert, sich aneignen, was sie finden, und in deren Hand sich das Gold der Nacht bei Tageslicht als Schmutz erweist.

Mag das verschollene Stück verschollen bleiben, ebenfalls die Novelle; der Hamlet selbst dagegen, der Ur-Hamlet, war ein Klumpen rohen Goldes in Shakespeares Hand. Ein Blick auf Saxos Hamlet neben Shakespeares, die Anekdote neben dem Dichterwerk, hebt wie in einem Relief hervor, warum Shakespeare sich gerade auf dies Thema stürzte, wer sein Hamlet war. Hier ist der Stoff nicht zufällig dänisch, nur so wie Hamlet wirklich war, konnte Shakespeare ihn gebrauchen.

Es ist klar, daß Hamlets Grundeigenschaft Shakespeare gefesselt hat, Hamlet, der verrückte Prinz, der tragisch gestellte, geschraubte Simulant, der Verrückte, der doch nicht verrückt, der Tor, der trotz allem königlichen Gemütes ist. In dieser Figur, oder, wenn man will, in dieser Rolle, hat der Gaukler und überlegene Geist seinen „Komplex“ wiedergefunden, hier hat Shakespeare sein gespaltenes Gemüt, seine Verstimmung und innere Geradheit, mit der er in seiner Zeit allein stand, ausschöpfen können.

Das Stück ist von einem Schauspieler geschrieben, der die Ver-

achtung seiner Umgebung, die Verhältnisse der damaligen Zeit fühlte. Jetzt sind die Verhältnisse umgekehrt, wirkliche Prinzen sieht man nur auf der Bühne oder in der Filmwelt. Zu Shakespeares Zeit aber stand der Schauspieler mit dem Abdecker auf einer Stufe. Das Gefühl hierfür, im Verein mit einer inneren fürstlichen Fülle, das Erbreich der Phantasie, ist von Shakespeare dem Stück verschwenderisch mitgeteilt worden. Das Erbreich der Phantasie, das war sein Reich, my Denmark, wie man im Geist der Dichtung sagen könnte. Das ist aber auch alles, was von Dänemark in dem Stück ist.

Man muß sich Shakespeare selbst in der Rolle vorstellen. Der Tradition zufolge soll er nicht Hamlet, sondern The Ghost gespielt haben, auch keine schlechte Symbolik. Ob er Hamlet aber gespielt hat oder nicht, des inneren Bildes in der Rolle wegen sollte man den Versuch machen, ihn in Shakespeares Verkleidung zu spielen, statt der traditionellen Hamlet-Maske, Shakespeare selbst, Hamlet-Shakespeare, Dichterstirn und Prinz vereint. Das wäre jedenfalls noch eine Komplikation mehr.

Im übrigen mag Shakespeares Hamlet für sich selbst Rechenschaft ablegen, mit der Pracht und den Gebrechlichkeiten, die das Stück als dramatisches Dichterwerk besitzt. Shakespeares Zeit hat es gestempelt, und es erinnert an alte Siegel, groß geprägt, aber hier und dort schadhafte. Für die Betrachtung einer späteren Zeit besitzt Hamlet mehr von Shakespeare als von seinem eigentlichen Ursprung. Doch bleibt die Frage, ob nicht mehr Kraft in dem Ur-Hamlet steckt als in der Gestalt, in die Shakespeare ihn ausschöpfte. Und dies ist eine Frage, die Dänemark betrifft.

Shakespeares, oder richtiger die Anspielungen seiner Kommentatoren auf dieses Land sollten für alle Zeiten als kindlich und genau so zufällig wie Fliegenschmutz auf Papier unterdrückt werden. Er hat Helsingör dem Namen nach gekannt, ist vielleicht dort gewesen, obgleich er von cliffs spricht, die eher eine Erinnerung an englische als an dänische Küsten sein dürften; daß er die Handlung nach Helsingör verlegt, ist ja jedenfalls falsch, so unhistorisch wie Shakespeare zu sein liebt und sein darf. Der Rest seiner Kenntnisse kulminiert in den Namen Rosenkrantz und Guildenstern, zeitgenössische dänische Namen, aber weit von Hamlet entfernt, eine von Shakespeares bekannten, luftigen Anachronismen. Hätte er rein zufällig und in schöner Unkenntnis Dänemark eine Menge Auszeichnungen angedichtet, wäre es auch fast wahr gewesen, insofern als die Fabel

des reichen Dichters immer weiter leuchtet als die Geschichte. Doch sind diese drei Namen, die Shakespeare aufgeschnappt hat, tatsächlich die ganze Ausbeute.

Den Glanz, der von dem Stück auf Helsingör gefallen ist, hat man dort mit der Gastfreiheit eines Restaurateurs aufgegriffen und mit einer Serviette nachgeputzt: Hamlets Grab zu beschen für jeden Touristen, der sich darüber lustig machen, aber in dem nahegelegenen Restaurant speisen will. Eine Idee, in dem Gehirn eines Kellners entstanden, Hamlets Grab in Helsingör auszustellen! Mit einer Serviette sollte darauf geflaggt, mit Rotkohl und Spinat sollte es garniert werden. Wenn man es entfernte? Man entfernt es nicht. Obgleich lächerlicher, bewußter Schwindel, fährt man dennoch fort, es Ausländern zu zeigen, ein Zug des Kopenhagener Volkscharakters, parasitär zu Hamlet, der nicht entbehrt werden kann.

Wenn man es aber schleifte, dann wäre es würdig und natürlich, statt dessen eine Shakespeare-Statue zu errichten; wir haben hierzulande keine; zum Beispiel als Hamlet, dann würde der Dichter an einem Ort stehen, von dem er jedenfalls gedichtet hat. Hamlet aber und Helsingör haben nichts miteinander zu schaffen.

Das Verhältnis Shakespeare—Dänemark kann man darum folgendermaßen abschließen: daß der Abglanz, der von dem berühmten Stück des großen Engländers auf Dänemark fällt, ganz unverdient ist, daß aber auch der Hieb, der uns trifft, uns auch nur insofern trifft, als er eine allgemein menschliche Adresse hat. Mit dem Stück verbunden aber bleibt immer der Stoff, der dänischen Ursprunges ist.

Hat der alte Hamlet der Shakespeareschen Gestalt wesentliche Züge verliehen, so daß wir in der Wurzel vertreten sind, wenn von Hamlet als Däne die Rede ist? Wie echt dänisch und wie universal war der älteste Hamlet, und in welchen Zügen ist er es noch jetzt?

Saxos Hamlet, und ein Versuch, auch noch hinter diesen zu leuchten, soll uns Antwort geben.

4

Der dänische Hamlet ist auf lateinisch zu uns gekommen, in Saxos Bearbeitung, ohne andere Quellen, die den Schlüssel zu seinem Ursprung geben. Einige Ortsnamen in Jütland, wahrscheinlich aus uralten Zeiten, verknüpfen Hamlet, Amlet, wie die dänische Form war, mit Jütland, und in Saxos Bearbeitung wird er auch als jütländischer König erwähnt. Ob er es wirklich gewesen ist, bleibt

unentschieden, die Sagenzeit mag das Echo wirklicher Begebenheiten sein, doch bleiben sie unhistorisch. Vielleicht birgt sich eine Mythe in der Erzählung, viele Sagenkönige werden jetzt ja, nach der Frazer'schen Methode, als Personifikationen alter Opfermythen erklärt. Auch liebt das Märchen die sichtbare Plastik: man erzählt am liebsten von einem König. Der Inhalt der Sage kann indessen noch viel älter sein, ihre Wurzeln mögen bis zu ganz anderen Schichten als den Königinien hinabreichen.

Betrachtet man den Kern im Ur-Hamlet, so ist es der jütländische Königssohn, der sich wahnsinnig stellt, um seine gefährdete Position zu halten, bis es ihm geglückt ist, seinen Vater zu rächen und das Reich wieder herzustellen. Das ist die Grundfabel, der Kern der Sage, um den später alles andere herumgedichtet ist. Schon Saxo Form ist eine späte, wie Axel Olrik nachgewiesen hat, die Reise nach England und Hamlets Heirat sind nicht ursprüngliche Züge; darum soll das älteste, runde Motiv isoliert und für sich betrachtet werden. Wie man sehen wird, nimmt es gleich von der Ausschmückung des Helden als König Abstand.

Liest man Saxo, spürt man, daß er die Sage nur in einer mageren, abgestumpften Form benutzt hat; die Geschichten der Alten von Hamlet müssen viel reicher gewesen sein. Von dem zweideutigen Spott, der Amlets eigentlichstes Wahrzeichen ist, dem Geschwätz des Verrückten, das einen Gedanken und einen Stachel birgt, führt Saxo nur einige leere, fast unkenntliche Proben an: hier setzt gerade Shakespeares Erweiterung ein, und das ist auch Hamlets innerster Nerv. Alles, was man in alten Zeiten von dieser Art zweischneidigem Witz besessen hat, ursprünglich ein Volkseigentum, hat sich wahrscheinlich um Amlets Namen gesammelt — wie auch seinerzeit jeder derbe Scherz mit Wessels verknüpft wurde. Dieser Amletsche Witz ist in seiner Art besonders jütländisch.

Ich stelle mir vor, daß die Gestalt sich in uralter Zeit wie eine Art volkstümlicher Lieblingsfigur gebildet hat, von Anfang an eine wirkliche Person, ein Typ, der die Züge von mehreren in sich vereinigte: der Narr nämlich, der Wahrsprecher, in dessen Munde Dinge, die man sonst nicht sagen durfte, Luft bekamen, wohlgemerkt, wenn er sich auf seine Kunst verstand.

Der Narr, der eine ähnliche Funktion verrichtete, kehrte an den Höfen des Mittelalters wieder; von dort wanderte er mit seinem Puckel und seinem Privilegium ins Theater. Shakespeare benutzt ihn

reichlich, diesen verkrüppelten, unschädlichen Wurm, um Sticheleien zu sagen, eine Freisprache, die sonst nicht erlaubt war. Tatsächlich verbirgt sich das Wesen des Narren in Shakespeares Hamlet; darum hat er vernünftigerweise keinen anderen Narren in diesem Stück, er ist nicht mehr nötig. Hamlet, Shakespeare selbst, ist Narr, der Narr ist Held geworden und sagt die gefährlichen, erlösenden Worte, die gesagt werden sollen.

Die noch ursprünglichere Form für Amlod ist Amlode, kein Eigenname, sondern ein Gattungsbegriff; ein Amlode ist ganz einfach ein Narr, ein Tor, ein Idiot, in Jütland würde man ein Donnerkopf sagen. Vor dem Narren aber muß man auf der Hut sein, man weiß nie, was er in seinem Buckel verbirgt. In dem armen Zungenfertigen kann sich eine Macht versteckt halten, schließlich offenbart sich noch ein verummter Königssohn in ihm.

Die Gestalt ist alt und wird mit unverwüstlicher Vorliebe umfaßt; ihrer Bildung müssen ganz bestimmte, tiefgreifende Ursachenverhältnisse zugrunde gelegen haben, und zwar Ursachen, die sich wiederholen und noch heutigentages wirken, da die Gestalt ihre Anziehung und Macht über die Gemüter noch immer bewahrt.

Den Grund hierzu muß man in gewissen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft suchen, in den Klassen; die Sagen vom Amlod haben sich in dem Milieu der Unterdrückten gebildet, unter Leuten, die zu den unteren Schichten gehörten, aber ihren Wert behaupten wollten.

Sie konnten ihr Wesen nicht frei entfalten, mußten sich verstellen; nur in der Form von Scherzen, doch mit einem beißenden Unterton, konnten Fähigkeiten, die, wie man fühlte, eines Königs würdig waren, sich Luft verschaffen.

Dies Ursachenverhältnis ist in die Handlung der Sage hinein komponiert, Amlods Lage und die Entwicklung des Konfliktes. Amlod ist seines Erbes beraubt worden, ein fremder Machthaber hat es sich angeeignet, indem er seinen Vater tötete und seine Mutter heiratete, man trachtet ihm selbst nach dem Leben, und nur indem er sich verrückt und unschädlich stellt, rettet er sich, während Bitterkeit und Witz auf Kosten der Machthaber aus ihm herausträufeln, wohlgemerkt, für diejenigen erfaßbar, die Ohr dafür haben. Am Schluß des Romanes triumphiert der doppelzüngige Held über den Unterdrücker und wird wieder in seine Rechte eingesetzt. — Es ist nicht gesagt, daß es dem Verfasser in der Wirklichkeit auch so erging; jedenfalls aber wünschte man es sich so.

Der Roman handelt von einer dynastischen Spannung. Kampf zwischen Königen, denn auf diese Weise formte man nun einmal einen Stoff; der Ursprung aber mag der Niederschlag aus einem allgemein verbreiteten Gegensatzverhältnis sein: zwischen Herren und Hörigen. Die Vorzeit besaß mehr als genug von diesem Gegensatzverhältnis, ein Volk überwältigte das andere, und die Unterdrückten, vielleicht viel bessere Leute als die Unterdrücker, vielleicht geringere, jedenfalls aber Unterdrückte — ja, die seufzten und formten einen gebückten Helden aus ihren Gedanken, witzige Gedanken auf Kosten der Machthaber, aber vorsichtig, solange man zu unterst war, in das Geschwätz eines Toren gekleidet — und auf diese Weise, meine ich, ist Hamlet als Gestalt entstanden. Diese Erklärung weist auch auf den modernen Hamlet hin und zu der Ursache seiner Not.

5

Der Schlüssel zu Hamlet scheint mir darum in Anbetracht der gesellschaftlichen Verhältnisse der Vorzeit der zu sein, daß Hamlet der Held der Sklaven war. Seine Geschichte ist eine Wunschmythe, in der die Abhängigkeit des Sklaven und die Herrschsucht, die sich auch in ihm rührt, bis auf weiteres in der Phantasie bildliche Macht erhalten.

Das Verhältnis der Sklaven zu den freien Ständen soll hier nicht erörtert werden, Recht oder Unrecht: Sklave soll Sklave, und der freie Mann der freie Mann bleiben. Das weiß man ja, daß in der Vorzeit das Machtverhältnis unbedingt war, der eine Teil frei im stärksten Sinne, der andere vollständig abhängig. Selbst als Sklaven aber können die Sklaven ein Seelenleben gehabt haben, denn auch sie waren ja Menschen. Die freien Herren nahmen natürlich keine Notiz von dem, was in dem Lager der Sklaven entstand, aber gerade hier ging es in den Seelen heiß zu, die Unterdrückten richteten sich im Geiste auf — Sklaven haben ihre Literatur gehabt! Ihre Lage und ihre Hoffnung sind in ihre Legenden übergegangen. Auf ähnliche Weise richtete der Sklave im Süden sich auf und dichtete sich ins Christentum hinüber — dies Thema aber würde zu weit führen und gehört auch nicht hierher.

Was die alte nordische heidnische Literatur betrifft, so scheint es mir nicht schwer, zwischen der Poesie der Freien und den Geistesäußerungen der Sklaven zu unterscheiden; beide haben ihre Spuren hinterlassen.

Helge Hundingsbane, mit dem wilden, selbstlosen Ausdruck für die Liebe zwischen Mann und Weib, die bis übers Grab hinaus dauert, das ist die Poesie der Freien. Wölund, der Schmied dagegen — ja, ist das nicht verbissene, düstere Sklavendichtung? Ein Racheschrei, ein Racheakt ist darin niedergelegt, der Haß der unteren Klasse, der sich die Kränkung einer hochgeborenen Frau vorgaukelt, als das einzige, das die Unterdrückung abkühlen kann. Es ist das Blatt, das sich wendet, nicht aber das Recht, das zu Ehren kommt, nein, das Unrecht von vorn, und in einer roheren Form; die Liebe keine Liebe, sondern sadistische Gewalttätigkeit, verbindet doch die niedrige Kaste die Liebe mit der schmutzigen Lust, den anderen Teil erniedrigt zu sehen.

Grausam ging man gegen Wölund vor, das ist wahr, durchschnitt seine Kniekehlen und machte ihn, den Künstler, zum Krüppel, ließ ihn die Goldringe verfertigen, die seine Herren trugen; grausamer aber ist er, er, der dem König die Gehirnschalen seiner Söhne als Trinkbecher reicht, ein alter echt barbarisch-kannibalischer Zug, nachdem er sie feige in den Hinterhalt gelockt und ermordet hat; er, der dafür sorgt, daß die Königin die Augen ihrer Söhne als Edelsteine trägt, und die Königstochter ihre Zähne als Halsband, die kunstfertige Rache des Goldschmiedes, durchdachter Grausamkeitsdrang in der Seele des niedrigen Mannes — so soll es den feinen Leuten ergehen, so sollen sie getroffen werden, mystisch, an ihren wundesten Stellen, Augen, Zähne und ihre Kinder, und sich in Qualen winden!

Ihre Töchter — mit denen werden wir schon fertig werden! Die Königstochter ist wohl auch nichts anderes als ein Weib! Ei, ja, die Holde zerstören! Sein Ei in die Geschlechter der Großen legen! He, Wölund? Und nachher macht man sich Flügel und erhebt sich über die böse Welt!

Alles in allem eine Gedankenfrucht, die in der unheimlichen, geplagten und unterdrückten, aber keineswegs geschwächten Welt der Sklaven entstanden ist: Fruchtbar ist das Kraut des Hasses! Armstark ist der Lahme!

Hier soll kein Urteil über die Parteien untereinander gefällt werden, frei aber war die Welt der Sklaven jedenfalls nicht! Mit einem Sklaven muß man wohl Mitleid haben, muß sich hüten, ihn beim richtigen Namen zu nennen. Wölund ist nicht tot! Proletarier nennt er sich jetzt, Bolschewist, Worte, die weder dänischen noch norwegischen Ursprunges sind. Hier sollen indessen keine Klassenprobleme

gelöst werden, hier sollen nur die Verkrüppelungen, zu denen der Klassenhaß Veranlassung gibt, als Typ herausgehoben werden.

Mit Wölund, dem Lahmen, ist Hamlet wesensverwandt. In demselben Krüppelgehirn ist die Figur ausgebrütet, er ist ein Erdgebundener, ein Rächer.

Und Hamlets Moral kann auch nicht an dem Maß der geradlinigen Welt der Freien gemessen werden, wie sollte sie auch? Axel Olrik macht auf Hamlets zweifelhafte Ehrbegriffe aufmerksam, nennt ihn mit starken Worten sowohl schlau, treulos als auch feige. Allerdings ist der Ausgang des Romanes vorteilhaft für ihn, doch ohne sonderliche Ehre, er tötet seinen Oheim im Bette. Um die Handlung zu verschönen, läßt die Sage ihn mit seinem Oheim die Schwerter vertauschen, damit es nicht unbedingter Meuchelmord ist, da aber das Schwert, das der Gegner bekommt, vernagelt ist, ist die Verbesserung zweifelhaft. Die Leute des Oheims läßt er im Feuer umkommen, nachdem er sie zuerst durch seine Winkelzüge wehrlos gemacht hat, ein Plan, der buchstäblich das Gepräge trägt, in dem Aschenloch, der Lästerecke der Sklaven entstanden zu sein. Daß Hamlet als Retorsionsdichtung aus den Reigen der Schlechtgestellten hervorgegangen ist, scheint ohne weiteres einleuchtend zu sein.

Hier muß man unwillkürlich an den Zeitpunkt der Entstehung des Romanes denken. Ist es nicht wahrscheinlich, daß er in einer Periode entstanden ist, in der die Fesseln der Sklaven im Begriff waren, sich zu lockern, andere Zeiten einsetzten, also an der Grenze zwischen Altertum und Mittelalter, der Zeit, als das Christentum eingeführt wurde und die Befreiung der Sklaven im Süden schließlich auch den Sklaven im Norden erreichte? Sonst wäre Hamlet auch wohl nicht einmal in der Welt der Sagen geduldet worden. Die Begriffe selbst mußten erst einmal in Auflösung geraten. Eine Nachwelt, die keinen direkten Unterschied zwischen Freigeborenen und Sklaven mehr machte, hat ihre Literatur nebeneinander gestellt, ohne zwischen ihrem Ursprung zu unterscheiden.

Der Geschmack aber hat seine eigene Auswahl. Man beachte, daß weder Wölund, der Schmied, noch das Hamletmotiv, soweit mir bekannt, in die Volkslieder übergegangen sind. Die Poesie der Freien des Mittelalters hat die Gestalten aus der Edda aufgenommen, das Gedicht von Helge Hundingsbane ist in Else und Aage übergegangen, das Motiv in seiner heidnischen und christlichen Form, die Liebe aber ist in beiden zart und edel; Wölund den Schmied aber hat das Volks-

lied nicht umgedichtet. Keiner von jenen, die die schönen alten Lied- und Tanzweisen den überlieferten Bild- und Sagenmotiven, wo man sie fand, angliedern, hat das Verlangen gespürt, diese alte Weise von neuem zu singen, die Genugtuung des Krüppels, die blutige Verherrlichung des Frauenschänders. Auch von Hamlets Mordbrennerei ist im Mittelalter nicht gesungen worden.

6

Nach der Freigabe der Sklaven ging die Abhängigkeit später in andere Formen über, und Hamlet mit ihr. Außer mit Wölund hat Hamlet unverkennbare, verwandte Züge mit einer anderen Sagengruppe, die in verschiedenartiger Verkleidung ganz bis zu unserer Zeit hinaufreicht, im wesentlichen aber immer dieselbe Figur umfaßt: Uffe, der Dumme, der Aschgraue, in einer weiblichen Gestalt Aschenbrödel, Tölpel-Hans, lauter verschiedene Namen für dieselbe Figur, immer aber dasselbe Wesen: anfangs ist der Held bescheiden gestellt, wird aber auf märchenhafte Weise und mit volkstümlichen Erfolgen ausgeschmückt, hat Schwein, wie man sagt, und bekommt schließlich immer die Prinzessin und das halbe Königreich; mit anderen Worten, er ist ein Vorposten für die unteren Klassen.

Uffe ist am wenigsten von den Klassen geprägt, in ihm sind die schlummernden Geister der ganzen Nation verkörpert, die in einer bestimmten gefährlichen Stunde erwachen, Erinnerungen an Grenzkämpfe im Süden; die Hoffnung der Sage ist später in die Vorstellung von Holger Danske übergegangen, die Rettungstunde der Nation – weil die Sache in der Vergangenheit verloren war. Uffe aber besitzt auch den alten volkstümlichen Zug, daß er dumm ist, anfangs wird er aus seiner Karriere herausgedrängt, er ist der Narr des Stückes, bis seine Kräfte sich offenbaren. Es ist dasselbe Prätendent-Motiv wie im Hamlet.

Der Aschgraue, der, wie auch Aschenbrödel, in seinem Namen noch den direkten Hinweis seiner Abstammung trägt, oder Tölpel-Hans, eine norwegische und dänische Form für dasselbe Märchen, das ja übrigens durch die dänische Form in H. C. Andersens köstlicher Bearbeitung international ist, ist die jüngste Einkleidung der alten Volksfabel, mit der man sich überall in der Welt unter dem Sklavenjoch tröstete: der Letzte kommt auch mit!

Und er ist wirklich mitgekommen! Der Amlod hat seine Haken nicht vergebens geschnitzt und in der Asche gehärtet, zuerst wurde

der Sklave frei, dann der Bauer. Je jünger die Sage wird, desto übermütiger wird sie, Freiheit, die mit der Freimachung folgt: zeigt es sich nicht, daß der Zurückgesetzte herrliche Gaben besitzt, wenn er losgelassen wird? Er reitet albern auf einem Ziegenbock, überholt aber alle hohen Herren, er ist saftig, glücklich, und sein Weg geht über die Küchentreppe, er gewinnt wirklich zuerst die Prinzessin und dann natürlich das halbe Königreich, und schließlich wirft er dem Zunftmeister eine Handvoll Schlamm mitten ins Gesicht, wie H. C. Andersen so unbezahlbar in seiner Variation von seinen Taten erzählt. Und der Königstochter gefällt das sehr, so schön hätte sie es nicht machen können, aber sie will es lernen!

In freier, aufwärtssteigender Linie geht Hamlet-Tölpel-Hans, mit seinen Holzpantoffeln und was er sonst an Dingen aus dem Graben in der Tasche hat, umkostümiert und weihrauchduftend in Alladin über, den munteren Sohn des Schloßverwalters und der Natur! Mögen diejenigen, die jetzt zu unterst sind, sehen, wie sie obenauf kommen!

Öhlenschlägers Anleihe bei dem orientalischen Stoff lenkt die Gedanken sowohl auf die Freimachung der Sklaven im Norden als auch im Süden hin.

In Alladins Apotheose aber ist die letzte Spur der Unterwerfung, das Sklavenabzeichen, vom Motiv fast ganz abgescheuert, der Sklave ist gar nicht mehr Sklave, sondern außen und innen ein anderer. Und der freie Mann ist inmitten all seiner Rechte ein magerer Mann geworden. Doch von den umgekehrten Verhältnissen, weiteren Komplikationen zu dem Hamlet-Motiv, später mehr.

7

Es gibt sowohl böartige als auch lustige Formen für die Geschichte von den Oberen und Unteren, dem Menschen, der immerdar auf dem Menschen reiten muß.

Shakespeares Hamlet ist eine Station auf dem Wege, die geistvollste Umdichtung, eine gekränkte und verwundete Seele, die noch an den Bürden des Mittelalters trägt, sich aber durch die Pracht der Gedanken und Worte reif zeigt, die Rolle an den modernen Menschen weiterzugeben. Wie man sieht, nähert Shakespeares Hamlet sich im Grundkonflikt und in der Anlage dem dänischen. Die Simulierung, die Stellung des Helden ist dieselbe, wenn die Zeit auch eine andere geworden: die gefesselte Natur, die gezwungen ist, sich in Abhängigkeit von anderen zu entfalten, nicht nach eigenen, sondern nach den

Voraussetzungen ihrer Umgebung. Ein Geradeaus gibt es nicht für ihn, sein Gang ist gebeugt. Hamlet ist wirklich ein ur-dänisches nationales Eigentum. Eine Rekonstruktion aber ist nötig, um ihn wiederzuerkennen und sich die Gestalt von Grund auf wieder anzueignen.

Wir wollen Hamlet als den jütländischen Hamlet bezeichnen, die Gestalt, wie man sie durch Saxos unklares Fragment ahnt. Und mit der Kenntnis, die wir von jütländischen Bauern bis auf unsere Zeit haben, jütländische Originale, in denen noch ein Stück Vorzeit lebt, Dämmerseelen, witzige, feuergefährliche Seelen, die Quelle selbst aus der in grauer Vorzeit die Sage von Hamlet entsprungen ist, indem wir uns ihr nähern, kann es uns vielleicht glücken, dem jütländischen Prinzen annähernd wieder auf die Beine zu helfen.

Man kennt den Jüten unter der Bezeichnung „schlau“. Die Literatur von vor hundert Jahren hat fast nur dieses Eigenschaftswort für ihn; er ist ein Dumrian, aber schlau, sieh Wessel und Baggesen.

Zurzeit ist es solch großer Vorzug Jüte zu sein, daß man sich dessen fast schämen muß, mit diesem Privilegium wird mächtig geprahlt, und alle anderen erkennen es gehorsam an, ohne es näher zu untersuchen. Darum lohnt es sich, einmal tiefer in das besondere jütländische Naturell einzudringen. Was meint man mit schlau?

Die Analyse von Hamlet gibt hierauf Antwort: dasselbe Gemüt, das die Vorzeitgestalt hervorgebracht hat, kehrt in jütländischer Volksform bis auf die neuere Zeit wieder. Es ist in einer Abhängigkeit, aber mit einer Reserve entstanden.

Mit der Einführung des Christentums hörte das Gegensatzverhältnis zwischen Sklaven und Freien auf zu existieren; statt dessen aber kamen die Stände, eine neue Spannung, Abhängigkeit von Pfaffe und Vogt. Sklaven und freie Bauern gingen in einer Volksgemeinschaft auf, die von beiden Seiten Züge bewahrte, die sich durch eine doppelseitige, schlaue und verschlagene Seele äußerten. Und noch heutzutage spielt darin eine Geschmeidigkeit, die ihren Grund in einem verschwundenen Gegensatzverhältnis, in Spaltung, hat.

Dies betrifft auch andere Landesteile als gerade Jütland. In Seeland läßt der Fronbauer durch Jeppe vom Berge in Holbergs Darstellung von sich hören, der unterdrückte, begabte und brutale Jeppe, der im Bette des Barons endigt, von wo Holberg ihn aber trocken wieder herauswirft: Tölpel-Hans zurückgewiesen!

In Jütland aber gab es eine besondere soziale Ursache, die zu der

Entstehung des spezifisch jütländischen Charakters beitrug: Jütlands abhängige Stellung im Königreiche als entlegene Provinz mit ihrer verlorenen selbständigen Anlage. Diese Situation liegt Hunderte von Jahren zurück und hat ihre Wirkung getan, seit Jütland als selbständiges Königreich unter die Herrschaft der Inseln geriet, bis zu unserer eigenen Zeit, in der sich das Übergewicht der Hauptstadt fühlbar macht. Dies und etwas ursprünglich Jütländisches, das sich dem Reich einordnen mußte, aber in der Wurzel bewahrt blieb, hat den Charakter geschaffen. Wie ein ungekrönter König spukt Hamlet noch immer in dem jütländischen Gemüt.

Es gibt eine gewisse Art jütländischer Ironie — sollte obiger Satz vielleicht davon gefärbt sein? Diese Ironie ist schwer zu beschreiben, vor allen Dingen ist sie sehr versteckt; wer aber Bauern seit einer Generation gekannt hat, weiß, was gemeint ist.

Ein, wie man vielleicht finden wird, fernliegender Vergleich gibt uns einen Begriff von der jütländischen Ironie, nämlich der Vergleich mit der jüdischen. Zwei anscheinend total fremde Geistesformen stehen einander nah, weil verwandte Ursachen bei beiden das Selbst gebildet haben. Die eigenartige jüdische Ironie wurzelt ja nämlich in einem ganz ähnlichen Abstammungsverhältnis wie die jütländische: machtbesitzende Umgebung, in der sich der in Wirklichkeit überlegene Geist äußert, wie er es vermag, gekrümmt, doppelzüngig, sozusagen mit einem Buckel. Simon Levi! Wer kennt nicht Goldschmidts kleinen krummrückigen Juden mit seinem eigenartigen, funkelnden Witz und seiner trotz vielen Windungen echten Menschlichkeit?

Es ist kein Zufall, daß derselbe Mann, der uns Simon Levi gab, auch imstande war, jütländischen, undurchdringlichen Bauern hinter die Weste zu gucken. Goldschmidt ist mit seiner Meisternovelle „Das Echo“ der jütländischen Atmosphäre näher gekommen, als die meisten jütländischen Verfasser. Die Geschichte ist nicht ganz richtig, auch nicht ganz original, eine der Gestalten, der Schulmeister, ist offenbar geradeswegs Björnsons „Ein Sonntagskind“ entnommen, im übrigen bewunderungswürdig umgeformt, ja, verbessert, ein mit der Schriftsprache des Alten Testaments zusammenge kittetes, merkwürdiges Amphibium von einem jütländischen Küster und einem kananitischen Rabbi, unvergleichlich mit Ironie aus sowohl jütländischer wie jüdischer Quelle gesättigt, ohne Seitenstück in irgendeiner Literatur.

Man ist mit Goldschmidt in Jütland, es sind Bauern, er hat sie

verstanden; und wie wäre das möglich gewesen, wenn nicht der durchdringende und humane Geist, der Goldschmidt eigen war, intuitiv eine Verwandtschaft, dieselbe Genesis des Charakters durchschaut hätte: viele Widerstände, und die geschliffenen Gerätschaften, die man sich zum Schutz dagegen bildet?

Als ob die volkstümliche Erziehung dieselbe, oder analog gewesen wäre, haben Juden und Jüten viele Charakterzüge gemeinsam, Abgehärtetheit, wirtschaftlicher Nerv, Realsinn: die Basis des Gemütes ist verschiedenen Ursprunges, das Bewußtsein aber, die Schichten, in denen man denkt, scheinen auf einer Spaltung zu beruhen, die aus denselben Ursachen entstanden ist.

Man könnte hier eine weitläufige Untersuchung anstellen. Sicher aber ist, daß Hamlet als psychologischer Typ dazu geeignet ist, Juden nicht weniger als Jüten zu interessieren. Die vom Sturm gebeugten, knorrigen Bäume in Jütland erzählen von denselben Wachstums-gesetzen, die auch das Gemüt des Jütländers gebildet haben; und der gebückte Simon Levi hat sich geduckt und ist in einem ähnlich ungünstigen, aber für die Seele abhärtenden Wetter vorwärtsgekrochen. Solch geschraubte, verwachsene Wesen entstehen durch Mißgeschick. Hemmung aber ist die Stimulanz aller Entwicklung. Macht hat die Macht und denkt nicht daran, daß die Unterworfenen das Beneficium des Widerstandes besitzen!

Darum ist Hamlet die Rolle für große jüdische Bühnenkünstler. Als Schauspieler und als Juden haben sie zweimal die Bedingung, Shakespeares Hamlet zu spielen: Judentum ist schon eine Rolle, konnte man Heine in den Mund legen. Der Jude bringt sein Schicksal mit, um Hamlet mit Falschheit, der Kunst der Verstellung, und einem universalen, echten Leid zu durchdringen.

8

Zur Rekonstruktion des jütländischen Hamlet, des Amlod, gibt es darum ein Hilfsmittel, nämlich die spezielle jütländische Ironie, das gewetzte, doppelzüngige Mundwerk, das einige Bauern besaßen.

Bei einzelnen Originalen wurde Redegewandtheit als eine Kunst aufgefaßt, das Donnerkalb im Himmerland, Niels Katkjaer in der Gegend von Lemvig, und ihnen wurden auch gewisse Überbleibsel von altem heidnischen Witz, Rätseln und magischen Sprüchen zugeschrieben, die damals beim Volke sehr beliebt waren. Sprachbegabung bei einigen und großer Respekt davor bei anderen, ist ein

alter Zug, der an die Schamanen erinnert. Runen hatten Zauberkraft, wie man weiß; Zaubern ist sicher eine gefürchtete und bewunderte Herrschaft über die Sprache gewesen, in der Vorzeit ohne allen Zweifel eine sehr bewunderte Kunst, und diese war auch dem Amlod eigen.

Vielleicht war er ein fahrender Geselle, zu den Höfen der Reichen aber ist er nicht gekommen, in den Dorfhütten hat er sich eingefunden, mit seinem Vagabundenwitz und volkstümlichen Redensarten, die die Herrschaft verspotteten; in den Ställen wurde so laut gekichert, daß man oben auf dem Hof das Gerede des Amlods nicht hörte! Und dennoch wäre es manchmal von den Herren klüger gewesen, sie hätten zugehört, was der Brandstifter zum besten gab und womit er das Gelächter in den Sklavenhütten auslöste, anstatt es sich auf dem Ehrensitz bei den abgemessenen Strophen des Skalden wohl sein zu lassen!

Der Skalde der Vorzeit war ja ein viel feinerer Mann, er verkehrte an den Höfen, gehörte zu den Hochgeborenen. Der Amlode wurde nicht genannt, doch wirkte er, wo er hinkam! Und wenn je einer der Herren seinem Geschwätz ein Ohr geliehen hat, hat der Amlode sicher die ganze Kunst seiner Doppelzüngigkeit entfaltet!

Die Bruchstücke von Hamlets Witz bei Saxo sind gerade solche primitiven Metaphoren, Wortspiele und Rätsel, in denen sich eine Klinge verbirgt; aus ihnen und aus den lebendigen Überlieferungen des Volkes kann man auf den Wortvorrat und die Macht des Amlods schließen. Er hat mahnen können, statt Herzogtümer hat er Beredsamkeit besessen, wahrscheinlich sowohl in krasser als auch beschwingter, jedenfalls aber in gefährlicher Form.

Nun könnte man sich vorstellen, daß die Essenz der Weisheit dieser wandernden Wortkünstler von der Tradition gesammelt und dem Namen eines Hamlet zuerteilt worden ist; und mit gewohnter Freigebigkeit hat das Märchen dann Hamlet und seine Geschichte den Königen einverleibt.

Der gute Saxo hat natürlich nicht die stärksten Dinge, die mit Hamlet verbunden sind, aufbewahrt; doch könnte man sie durch das Gedächtnis vervollkommen, indem man rückwärts geht zum Volkswitz und seinem starken Tabak. Bei Saxo aber schimmert doch zum Beispiel hindurch, daß das Mädchen, das Hamlet in Versuchung führen soll, keineswegs Shakespeares liebreizende, wundersam hingehauchte Ophelia ist, sondern ein robusteres Wesen, und den Ausfall der Ver-

suchung hat Saxo gar nicht erzählen können, nur die begleitenden Umstände, in einem mattgeschliffenen Stil.

Ich habe chinesische Narren auf der Bühne Dinge vornehmen sehen, die zu Amlods Rolle gepaßt hätten, wenn sie zu entleihen gewesen wären. Überhaupt ist der Chineser der Schlüssel zu dem europäischen Sklaven der Vorzeit, dieselbe dunkle, geschlechtgebundene Phantasie, dieselben Nerven, Wölunds klägliche Kunststücke. „Den Sklaven überlassen zu werden“, wie man es in der Vorzeit nannte, erinnert an die chinesischen Richtplätze — die Welt des Abdeckers, die unheimliche Beschäftigung hinter Gitterwerken und längs der Mauern, die die Kommunisten übernommen haben. Früher hieß es, daß man den Sklaven übergeben wurde, jetzt wird man den Chinesen überlassen. Hier in dieser Atmosphäre von Brunst und Mord ist man bei der Rasse.

Der jütländische Hamlet ist übrigens kein Schauspiel, sondern eine Sage gewesen, hin und wieder mit Versen überkrustet, wahrscheinlich auf die hinterlistige Weise der Alten, eine saftige Lüge episch aufgebaut, hin und wieder in ein schamadenartiges Rezitativ ausklingend, um den Zuhörern recht auf die Nerven zu gehen.

Eigentlich müßte Hamlets Sage auf jütländisch wiedererzählt werden, doch würde man den Leserkreis dadurch zu sehr einschränken, in dessen wäre es als Vorarbeit, privat, das Richtige; der Dialekt ist eine gute Schule für die Gedanken, er hält die ursprünglichen Begriffe zusammen und schließt durch sich selbst Vorstellungen außerhalb des ererbten Horizontes des Bauern aus, der, solange der Dialekt sich hielt, ziemlich vorzeitlich blieb — erst die Volkshochschulen haben ihn ausgerottet. Als der Bauer Grundvigianer wurde und von den Asen mitsprechen lernte, war es mit seiner Natur vorbei. Wenn man Hamlets Sage auf jütländisch geschrieben hätte, könnte man sie ins Dänische übersetzen, doch würde ein Teil von Hamlets Wesen und Sprache dadurch verloren gehen.

9

Müßte nicht aber das Stück auch erneuert werden?

An Shakespeare soll aus triftigen Gründen nicht geführt werden, sein Gipfel ist unbesteigbar, ihn zu verdunkeln würde nur auf dieselbe Weise glücken, wie wenn der kleine Mond das Glück hat, die Sonne zu verdecken, weil der Abstand zwischen ihnen so groß ist, ein ganz vorübergehender Erfolg. Shakespeares Hamlet soll natürlich

stehen bleiben und so gespielt werden, wie er ist. Wenn man aber, ihn selbst als Muster, etwas von seinem Hamlet zugunsten eines ganz neuen entliehe?

Der neue Hamlet müßte alle Etappen in Hamlets Entwicklung aufnehmen und könnte zum Beispiel als ein gleichseitiges Dreieck konstruiert werden, der jütländische Hamlet, der Amlod in dem einen Winkel, Shakespeares in dem zweiten, und der Hamlet unserer eigenen Zeit in dem dritten. Kennen wir ihn? Wir müßten ihn kennen. Ohne Zweifel trägt die Zeit Hamletsche Züge.

In Dänemark hat man fast die Verpflichtung das Hamlet-Motiv weiterzuführen, vom Boden aus ist er unser Eigentum, ist ein dem Lande gehörender Fund.

In umfassender tragischer Beziehung sind wir eine Hamlet-Nation, wir sind um unser Erbe gekommen wie er. Während England stieg, und Hamlet mit ihm, so weit die englische Sprache reicht, verschwand Dänemark aus der Reihe der führenden Länder, schrumpfte zu einem entlegenen Idiom ein. Wie Hamlet ein Prätendent auf Dänemark war, so sind wir Prätendenten — auf was? *Our wit's diseased*. Wir haben einen ghost unter unseren Füßen. Wir sind kranke Prinzen ohne Land — wie wir zu verkünden lieben.

Unser geistiges Eigentum aber könnten wir doch zusammenhalten, so weit die Grenzen reichen. Hamlets Vaterland ist unser Vaterland. Ist unser Gebiet auch verringert worden, so wollen wir jedenfalls versuchen, uns in der Seele zu erweitern, jedenfalls im Verhältnis zu denen, an die unser Gebiet übergegangen ist.

Indessen, löst sich die Frage, ob ein Gebiet groß oder klein ist, nicht von selbst? Steht die Welt nicht überall offen? Fehlt es uns eigentlich an etwas?

Auf alle Fälle ist das Leid allgemein menschlich, Hamlet ist international. Und wenn das Grundübel, das ihn zum Grübler, zu dem von Reflektion zerrissenen Verzweifler macht, wenn dieses Gegensatzverhältnis Gewalt ist, die auf Ohnmacht reitet, so gibt es noch heutigtages in der ganzen Welt Nahrung genug für Hamlets krankes Gemüt. In erweitertem Sinne ist die Sage sogar nie lebendiger gewesen.

Blutig kann darüber gedichtet werden, solange Völker Völker besiegen, und der eine Teil mit der Hacke zutritt, während der andere schreit. Niemals ist das gegenseitige Attentat, Nationen gegen Nationen, Rassen gegen Rassen, Klassen gegen Klassen hitziger und bitterer gewesen als jetzt. Daß das freie Wachstum der Charaktere

dadurch in die Klemme gerät, ist selbstverständlich. Wer ist noch Mensch?

Der soziale Druck allein, sogar in relativ friedlichen Augenblicken, die Hitze der Reibung des modernen Lebens verursacht bereits eine Verkrüppelung; Hamlet spukt wieder, aber peinlicher, quälender, weil der seelische Apparat so viel komplizierter und empfindlicher geworden ist; war Hamlets Haut empfindlich, so ist unsere wund gescheuert.

10

Die Tragödie des neuen Hamlet ist doppelt bitter, denn die Verhältnisse, das Ursachenverhältnis ist umgekehrt, es sind nicht mehr die Unterdrückten, die gebeugt in der Asche sitzen, im Gegenteil, sie sitzen auf dem hohen Pferd.

Schon bei Shakespeare ist die Gestalt doppelt kompliziert, durch das, was er hineinlegt: die Seele des Freien unter Sklavenjoch, eine mehr als tragische Verschlimmerung des Motivs.

Selbst in der Vorzeit war ein solches Verhältnis ja nicht undenkbar, es gibt Beispiele, daß freie Männer durch die Ungunst des Kriegsglückes, niedriger stehenden Personen dienen mußten, und daß Sklaven Herren wurden; Oehlenschläger hat an dieses umgekehrte Verhältnis in „Hroars Sage“ gedacht. — Nebenbei bemerkt: Oehlenschlägers Amled hat fast nichts mit Hamlet zu tun, hier ist er mit einer Wikingersage in Verbindung gebracht; indessen ist bewiesen, daß Oehlenschläger Hamlet durch Alladin streift. Und Oehlenschlägers Wölund hat mehr Abenteuer als Niedrigkeit im Charakter, über letzteres ist Oehlenschläger ganz unwissend hinweggegangen.

Nicht allein sozial, sondern auch durch das Blut können diese beiden Typen miteinander vermischt worden sein, durch eine Kreuzung, die man nicht beachtet hat, es kann Herren mit Sklavensinn geben und umgekehrt. Merkwürdig genug, scheint auch in Saxos Darstellung von Amleds Geschichte an diese Komplikation gedacht worden zu sein, denn es kommen einige seltsame, versprengte Aphorismen vor, wie man Freie von Sklaven unterscheiden soll, die Geburt kann also zweifelhaft sein: Hamlet selbst entdeckt auf seiner Reise nach England, daß die Königin von sklavischem Gemüt ist, sie hat diebische Augen und kät das wieder, was sie sich aus den Zähnen stochert. — Beobachtungen, die beweisen, daß man bereits in alten Zeiten auf den Unterschied acht gab und daß man nicht immer nach dem Stand

gehen konnte, die Eigenschaften des Standes konnten auch vertauscht sein. Man denke an Rigs Beschreibung der Stände!

Saxos Hamlet ist vielleicht schon teilweise mit dieser neuen Tragik der Hamletgestalt vor Augen gedichtet, der Niederschlag der beginnenden Klassenauflösung, Hamlet nicht nur in seinem eigenen Lande enterbt, sondern auch zu der Rolle eines Dieners verurteilt; dies aber ist nur eine lose Vermutung,

Wie dem aber auch sein mag, der älteste Hamlet, der Amlod, ist der Sklave, darüber kann kein Zweifel herrschen, der seine Träume von Genugtuung träumt. Shakespeares Hamlet ist die geistige Pracht der Renaissance, die unter der rohen Umgebung leidet, Künstler und Bürger von dem unwissenden Adel unterdrückt. Und der moderne Hamlet — ja, wer ist das? Wer brutalisiert in unserer Zeit wen? Ja, wer brutalisiert nicht wen?

Man lese die Tageszeitungen!

Wie sind Hamlets Verhältnisse heutzutage — sind es die Wohlgeborenen, die auf die von der Gesellschaft Gedemütigten reiten? Man lese wieder die Tageszeitungen!

Was sagt die Literatur? Sie steht im Zeichen Gorkis. Die Proletarierverherrlichung steigt zum Himmel, während Leute mit bescheidener Bildung sich entsprechend verkleiden müssen, um nicht als Aristokraten verschrien zu werden; man geht mit Holzpantoffeln, wie in der Revolutionszeit, um Gottes willen, man ist Pöbel! — Hamlet! Leute mit dem akademischen Reifezeugnis bekennen mit gefalteten Händen ihren Glauben zu der Dreieinigkeit: Gott Vater, der Proletarier, Gottes Sohn, der Proletarier, und der Heilige Geist, der Proletarier! Es ist anstrengend, es heißt seine Meinung mit einer Heuchelei verbergen, die eines Hamlet würdig ist.

Was hier gesagt worden ist, dürfte ja aber gar nicht gesagt werden! Man könnte gewisse Kreise beleidigen. Man kann deswegen erschossen, den Chinesen übergeben werden! Viel vorsichtiger muß man sich ausdrücken, in Rätseln, so doppelzünftig, daß nur Hamlets allernächsten Vertrauten sich zu dem Sinn hindurchgrübeln können. Zurzeit ist frei sprechen wie mit Messern spielen. Man muß alles, was man an Simulierung, Dialekt, Maske besitzt, verwenden, um sich durchzuschlagen.

Der neue Hamlet könnte ein artiges Stück werden, mit einer Rolle für die große Star-Komödie. Der Komödiant könnte zwischen zwei Aufgaben wählen, dem schielenden Proletarier, der seine Wut

gegen die Oberklasse entladet, der Apex des Unrechtes, oder der etwas zerlumppte, um nicht zu sagen, entkleidete Mann der oberen Schicht, der mit Flötentönen und in Hamletschen sprachlichen Arabesken, um eine kleine Arbeitslosenunterstützung bittet.

Ist die Zeit nicht leidend? Ist sie nicht out of joint?

Wenn man dem neuen Hamlet sein Antlitz in einem Gorgonenspiegel zeigen, seinen Humor erlösen, der Zeit den reinen Menschen neben ihm zeigen könnte, neben ihm, dem Manne, der nie mehr Mensch wird, der in einer verzerrten Maske, Hamlet, erstarrt ist — den reinen Menschen, nämlich die Frau — Ophelia!

II

In Hamlet, letzte Szene, wenn alle erstochen oder vergiftet sind, und Hamlet sterbend auf der Bühne liegt, sagt er etwas ganz Merkwürdiges zu Horatio, das, was ihn in seinem letzten Augenblick beschäftigt, sein letzter Wille: daß er für seinen Nachruf sorgen soll. „Welch angekränkelten Namen,“ sagt er, „werde ich hinterlassen, wenn die Dinge so unaufgeklärt, wie sie jetzt sind, stehen bleiben.“

O good Horatio, what a wounded name, Things standing thus unknown, shal live behind me!

Wie muß Shakespeare sich gefürchtet haben, daß seine Lage unaufgeklärt bleiben könnte!

Die Nachwelt hat für seine Genugtuung gesorgt.

Als Däne könnte man vielleicht so unbescheiden sein, Shakespeares Besorgnis zu seiner eigenen zu machen. Jeder Däne ist mit Hamlets Traditionen belastet. Darum mußte einmal gründlich aufgeklärt werden, aus welchen Elementen und Komplikationen die Hamletnatur besteht. Hier ist Hamlets Charakter ausgebreitet, jetzt weiß man Bescheid.

Auf derselben Bühne aber, wo Hamlet seinen gequälten Geist aufgibt, zieht Fortinbras, der gesunde Norweger, mit klingendem Spiel ein!

Und Hamlet testiert ihm sein zerbrochenes Schicksal. Was einem Menschen auf krummen Wegen nicht glückt, mag einem gradlinigen Manne glücken! Die junge Mannschaft vor! Die noch unsophisticated ist, ohne Hamlets Wurm im Herzen.

Ein Däne möchte darum bitten, auch hier Hamlets Worte zu den seinen machen zu dürfen, seine letzten Worte an den kecken Fortinbras:

He has my dying voice.

(Einzig berechnigte Übersetzung aus dem Dänischen
von Julia Koppel)

ÜBER DIE AUSSICHTEN DES CHRISTENTUMS

von

BERNARD SHAW

Warum kann man nicht mit dem Christentum einen Versuch machen? Die Frage erscheint hoffnungslos nach zweitausend Jahren der entschlossenen Anhängerschaft an den alten Ruf: „Nicht jenen Mann, sondern Barabbas“. Und doch beginnt es den Eindruck zu machen, als ob Barabbas ein Fehlschlag war, trotz seiner starken rechten Hand, seinen Siegen, seinen Kaiserreichen, seinen Millionen, seinen Sittengesetzen, Kirchen und politischen Verfassungen. „Jener Mann“ ist noch kein Fehlschlag gewesen, denn kein Mensch war jemals geistig gesund genug, seinen Weg zu versuchen. Aber er hat einen seltsamen Triumph erlebt, Barabbas hat seinen Namen gestohlen und sein Kreuz als Zeichen genommen. Darin liegt eine Art Kompliment. Es liegt auch eine Art Loyalität darin, wie die des Straßenräubers, der jedes Gesetz bricht und dennoch behauptet, ein patriotischer Untertan des Königs zu sein, der die Gesetze macht. Wir haben immer das sonderbare Gefühl gehabt, daß, obwohl wir Christus an einen Stock gekreuzigt haben, er es irgendwie fertig brachte, das richtige Ende dieses Stockes zu erfassen, und daß wir, wenn wir bessere Menschen wären, seinen Plan versuchen müßten. Es hat ein oder zwei groteske Versuche dieser Art gegeben seitens unzulänglicher Menschen, wie zum Beispiel das Königreich Gottes in Münster, das mit einer Kreuzigung endete, die so viel furchtbarer war als jene auf Golgatha, daß der Bischof, der die Rolle des Hannas übernahm, heim ging und vor Entsetzen starb. Aber verantwortungsbewußte Menschen haben niemals solche Versuche gemacht. Die mit Geld versehene, ehrbare, tüchtige Welt ist seit der Kreuzigung dauernd anti-christlich und barabbassisch gewesen, und die besondere Lehre Jesu ist in all der Zeit nicht in politische oder allgemein soziale Praxis umgesetzt. Ich bin nicht mehr Christ, als Pilatus es war oder als Du, lieber Leser, und doch ziehe ich, ebenso wie Pilatus, Jesus dem Hannas und dem Kaiphas bei weitem vor und gebe gern zu, daß, nachdem ich die Welt und die menschliche Natur seit bald sechzig Jahren betrachtet habe, ich keinen Weg aus dem Elend sehe außer dem Weg, den Christus gefunden haben würde, wenn er die Aufgabe eines modernen praktischen Staatsmannes übernommen hätte.

Ich bitte, nicht schon gleich jetzt zu Beginn die Geduld mit mir zu verlieren und das Buch zu schließen. Ich versichere, daß ich ein so skeptischer, wissenschaftlicher und moderner Denker bin, wie man ihn nur irgendwo finden könnte. Ich gebe zu, daß ich sehr viel mehr über Wirtschaft und Politik weiß als Jesus und sehr vieles kann, was er nicht konnte. Ich bin trotz aller Regeln des Barabbas ein Mensch von viel besserem Charakter und besserer Veranlagung und mit größerem praktischen Sinn. Ich habe keine Sympathie für Vagabunden und Redner, die die Gesellschaft zu reformieren versuchen, indem sie die Menschen ihrer regelmäßigen produktiven Arbeit entziehen, um auch aus ihnen Vagabunden und Redner zu machen; und wenn ich Pilatus gewesen wäre, würde ich ebenso deutlich wie er die Notwendigkeit erkannt haben, Angriffe auf die bestehende Gesellschaftsordnung zu unterdrücken, so verderbt die Ordnung auch sein mochte, Angriffe durch Leute, die nichts von Regierung verstanden und nicht die Macht hatten, eine politische Maschinerie zu bauen, um ihre Ansichten durchzuführen, weil sie nur aus dem sehr gefährlichen Irrtum heraus handelten, daß das Ende der Welt gekommen sei. Ich verteidige Christen wie Savonarola und Johann von Leyden nicht: sie bohrten das Schiff an, bevor sie ein Floß zu bauen gelernt hatten; und man mußte sie über Bord werfen, um die Besatzung zu retten. Ich sage dies, um mich mit der ehrbaren Gesellschaft auseinanderzusetzen; aber ich muß doch betonen, daß, wenn Jesus die praktischen Probleme einer kommunistischen Verfassung: die Verpflichtung, Verbrechen ohne Rache oder Strafe zu behandeln und die volle Übernahme der göttlichen Verantwortlichkeiten durch die Menschheit hätte ausarbeiten können, er der Menschheit einen unermesslichen Segen gebracht hätte, weil diese besonderen Forderungen, die er stellte, sich jetzt als vernünftig und ökonomisch gesund erweisen.

Ich sage „besonderen“, weil seine allgemeine Menschlichkeit und seine Abhängigkeit von Zeit und Raum (das heißt von dem syrischen Leben seiner Zeit) seinen Glauben an viele wahre und falsche Dinge einschloß, die ihn in keiner Weise von andern Syrern seiner Zeit unterscheiden. Aber solche allgemeinen Ansichten bilden so wenig das besondere Christentum, als wenn man einen Bart trägt, in einer Zimmerwerkstatt arbeitet oder glaubt, daß die Erde eine Scheibe sei und die Sterne vom Himmel wie Hagelkörner darauf niederfallen könnten. Das Christentum interessiert praktische Staatsmänner jetzt wegen der Lehren, die Christus von den Juden und

den Anhängern des Barabbas im allgemeinen, uns inbegriffen, unterschied.

Warum war Jesus mehr als ein anderer?

Ich will aber damit nicht sagen, daß diese Lehren Christus eigentümlich waren. Eine Lehre, die einem Einzelnen eigentümlich wäre, wäre nur eine Schrulle, wenn ihr Umfang nicht auf einer so seltenen menschlichen Fähigkeit beruhte, daß nur ein außergewöhnlich begabter Mann sie besitzen könnte. Aber auch in diesem Falle würde sie, weil nicht verbreitungsfähig, nutzlos sein. Christentum ist eine Stufe der moralischen Entwicklung, die unabhängig ist von irgendeinem individuellen Lehrer. Wenn Jesus niemals gelebt hätte (und daß er je in einem andern Sinne gelebt habe als zum Beispiel Shakespeares Hamlet, ist heftig in Zweifel gezogen), so würde Tolstoi ganz dasselbe gedacht, gelehrt und gegen die griechische Kirche verfochten haben. Ihr Glaubensbekenntnis ist bruchstückweise in beträchtlichem Umfange in die Praxis umgesetzt worden, trotz der Tatsache, daß die Gesetze aller Länder es tatsächlich als verbrecherisch behandeln. Viele seiner Verteidiger sind streitbare Atheisten gewesen. Aber aus irgendeinem Grunde hat die Einbildungskraft der weißen Menschheit Jesus von Nazareth als den Christen auserlesen und alle christlichen Lehren ihm zugeschrieben; und da es auf die Lehre und nicht auf den Mann ankommt, und da außerdem ein Symbol ebensogut ist wie ein anderes, vorausgesetzt, daß man ihm die gleiche Bedeutung beilegt, werfe ich hier nicht die Frage auf, inwieweit die Evangelien original sind und inwieweit sie aus griechischen und chinesischen Einschiebungen bestehen. Der Bericht, daß Jesus gewisse Dinge sagte, wird nicht durch die Behauptung entkräftet, daß Konfuzius sie vor ihm gesagt hat. Alle, die eine buchstäbliche göttliche Vaterschaft für ihn beanspruchen, können nicht durch die Entdeckung zum Schweigen gebracht werden, daß der gleiche Anspruch für Alexander und Augustus gestellt wurde. Und mich interessiert die Glaubwürdigkeit der Evangelien als Tatsachenberichte im Augenblick nicht; denn ich stehe nicht als Forscher hier, sondern beleuchte mit unserer modernen Aufklärung gewisse Ideen und Lehren der Evangelien, die sich selber von dem übrigen abheben, weil sie den allgemeinen Sitten, dem gesunden Menschenverstand und dem allgemeinen Glauben direkt zuwiderlaufen und dennoch aller verbissenen Ungläubigkeit und Widerpenstigkeit zum Trotz den unwiderstehlichen Eindruck hervorgerufen

haben, daß Christus, obwohl er von der Nachwelt als unpraktischer Träumer verurteilt und von seinen Zeitgenossen als gefährlicher Anarchist und gotteslästerlicher Narr hingerichtet wurde, größer war als seine Richter.

War Jesus ein Feigling?

Ich weiß sehr wohl, daß dieser Eindruck der Überlegenheit nicht bei jedem wirksam ist, selbst nicht bei denen, die außerordentlich empfänglich dafür zu sein vorgeben. Wenn man von der ungeheuren Masse eingelernter Christusverehrung absieht, die keine wirkliche Bedeutung hat, weil sie unvernünftig ist, findet sich doch bei Leuten, die wirklich frei genug sind, um selbständig über die Sache nachzudenken, eine ganze Menge herzhafter Abneigung gegen Jesus und ein gut Teil Verachtung wegen seiner Unfähigkeit, sich selbst zu retten und seine Feinde durch persönliche Tapferkeit und List zu überwinden, wie Mahomed es tat. Ich habe dies Gefühl viel heftiger äußern hören von Menschen, die in England als Christen erzogen wurden, als von Mahomedanern, die, gleich ihrem Propheten, sehr höflich gegen Jesus sind und ihm in ihrer Achtung und Verehrung einen wenigstens so hohen Platz einräumen, wie wir Johannes dem Täufer. Aber diese britische Bulldoggenverachtung gründet sich auf ein völliges Mißverstehen seiner Gründe, sich freiwillig einem Gottesurteil von Marter und Tod zu unterwerfen. Der moderne Freidenker ist oft so geneigt, Jesus als einen Menschen wie sich selber und als nichts weiter anzusehen, daß er ganz unbewußt in den Irrtum hineingleitet, anzunehmen, daß Jesus diese Ansicht teilte. Aber es geht aus den Schriften der Verfasser des Neuen Testaments (der hauptsächlichlichen Autoritäten für den Glauben, daß Jesus jemals existiert hat), ganz deutlich hervor, daß Jesus zur Zeit seines Todes selber glaubte, ein göttliches Wesen, Christus, zu sein. Es ist daher unsinnig, sein Benehmen Pilatus gegenüber so zu kritisieren, als wäre er Oberst Roosevelt oder Admiral von Tirpitz oder auch Mahomed gewesen. Ob man seinen Glauben an seine Göttlichkeit so vollständig hinnimmt, wie Simon Petrus es tat, oder ihn verwirft als eine Täuschung, die ihn dazu führte, sein Leben widerstandslos der Marter und dem Opfertode zu unterwerfen, in der Überzeugung, daß er gleich darauf in Herrlichkeit wieder auferstehen werde, man kann in beiden Fällen nicht umhin, zuzugeben, daß er, weit davon entfernt, sich wie ein Feigling oder ein Schaf zu benehmen, beträcht-

liche physische Kraft zeigte, indem er ein grausames Gottesurteil auf sich nahm, gegen das er sich ebenso wirksam hätte wehren können, wie er die Wechsler aus dem Tempel trieb. „Süßer Jesus, sanft und mild“ ist eine weinerliche moderne Erfindung ohne Bestätigung in den Evangelien. Matthäus hätte solche Beiworte ebenso gut auf Judas Makkabäus anwenden können wie auf Jesus; und sogar Lukas, der Jesus höflich und liebenswürdig schildert, beschreibt ihn nicht als weichlich. Sein Bild als das eines englischen Geistlichen vom Possentypus, der zu sanft ist, um sich gegen einen Polizisten zur Wehr zu setzen, und jedermanns Zielscheibe ist, mag in der Kinderstube am Platz sein, um Kinder zu besänftigen, aber daß eine solche Gestalt jemals die Aufmerksamkeit der Welt auf sich hätte ziehen können, ist eine zu unsinnige Annahme, um sie weiter zu erörtern: erwachsene Männer und Frauen mögen freundlich über ein harmloses Geschöpf sprechen, das liebenswürdige Gefühle äußert und ein hilfloser Einfaltspinsel ist, wenn er aufgefordert wird, sie zu verteidigen; aber sie würden ihm nicht folgen und nicht tun, was er ihnen sagt, weil sie seine Niederlage und Schande nicht teilen wollten.

War Jesus ein Märtyrer?

Es ist daher wichtig, daß wir uns von der Ansicht frei machen, daß Jesus, wie einige von uns zu behaupten pflegen, für seine sozialen und politischen Meinungen starb. Es hat viele Märtyrer solcher Meinungen gegeben, aber er gehörte nicht zu ihnen und sah auch, wie seine Worte bewiesen, im Märtyrertum nicht mehr Sinn als Galiläus. Er wurde von den Juden hingerichtet wegen der Blasphemie seiner Behauptung, ein Gott zu sein. Und Pilatus, dem das nur als abergläubischer Unsinn erschien, duldet es, daß sie ihn hinrichteten, da das die billigste Art war, die Ruhe aufrecht zu erhalten, trotz der formalen Anklage, daß er durch seinen Ausspruch, der König der Juden zu sein, Verrat gegen Rom begangen habe. Er wurde nicht fälschlich angeklagt, noch wurde ihm die Möglichkeit verweigert, sich zu verteidigen. Das Vorgehen war ganz ehrlich und regelrecht, und Pilatus, der die oberste Entscheidung hatte, begünstigte ihn, verachtete seine Richter und war augenscheinlich sehr bereit zu einem gütlichen Ausgleich. Aber statt das ihm zur Last gelegte Vergehen zu leugnen, wiederholte es Jesus. Er wußte, was er tat: er hatte viele seiner Jünger verloren und war auf den Straßen mit Steinen beworfen worden, weil er es tat. Er log nicht; er glaubte buch-

stäblich, was er sagte. Das Entsetzen des Hohenpriesters war vollkommen natürlich: er war ein Primas und einem ketzerischen Straßenprediger gegenübergestellt, der eine ihm entsetzlich und unverschämt erscheinende Gotteslästerung ausstieß. Der Umstand, daß diese Gotteslästerung für Jesus eine einfache Feststellung von Tatsachen war und seither so auch von allen abendländischen Völkern aufgefaßt wurde, setzt den Prozeß nicht herab und gibt uns nicht das Recht, Hannas und Kaiphas als schlechtere Menschen anzusehen als den Erzbischof von Canterbury und den Direktor von Eton. Hätte Jesus vor einem modernen Gericht gestanden, so wäre er von zwei Ärzten untersucht worden; man hätte entdeckt, daß er von einer fixen Idee besessen sei, er wäre für unzurechnungsfähig erklärt und in eine Anstalt geschickt worden: das ist der ganze Unterschied. Es ist dabei aber zu beachten, daß, wenn ein Mann vor einem modernen Gericht angeklagt wird (um einen Fall aufzugreifen, der sich kürzlich ereignet hat), weil er an der Behauptung festhält, ein Offizier zu sein, der von der Front zurückgekehrt sei, um das Viktoriakreuz aus den Händen des Königs zu empfangen, — obwohl er tatsächlich ein Mechaniker ist, niemand daran denkt, ihn als von einer fixen Idee befallen zu behandeln. Er wird wegen falscher Vorspiegelungen bestraft, weil seine Behauptung glaubwürdig und daher irreführend ist. In gleicher Weise erschien Jesu Anspruch auf Göttlichkeit dem Hohenpriester, der auf das Kommen des Messias wartete, als eine Behauptung, die vielleicht wahr sein konnte und daher das Volk in sehr gefährlicher Weise hätte irreführen können. Deshalb behandelte er Jesus als einen Betrüger und Gotteslästerer, wo wir ihn als einen Geisteskranken behandelt hätten.

Die Evangelien ohne Vorurteil

Das alles wird uns klar werden, wenn wir die Evangelien ohne Vorurteil lesen. Als ich jung war, war es mir unmöglich, sie ohne phantastische Verwirrung der Gedanken zu lesen. Diese Verwirrung war so allgemein, daß man sie den rechten Geist nannte, in dem die Bibel gelesen werden müsse. Jesus war ein kleines Kind, und er war älter als die Schöpfung. Er war ein Mann, der verfolgt, gesteinigt, gegeißelt und getötet werden konnte, und er war ein Gott, unsterblich und allmächtig, imstande, die Toten aufzuerwecken und Millionen von Engeln zu Hilfe zu rufen. Es war eine Sünde, irgendeine seiner Ansichten anzuzweifeln: das heißt, es war eine Sünde,

vernünftig über ihn zu sprechen, und das Ende war, daß man nicht über ihn sprach und nur von ihm las, wenn man dazu gezwungen wurde. Wenn du die Evangelien in der Kirche gehört oder von Malern oder Dichtern gelernt hattest, hattest du einen Eindruck von ihrem Inhalt, der einen Chinesen, der die Geschichte ohne vorgefaßte Meinung gelesen hätte, gewundert haben würde. Auch Skeptiker, die besonders auf der Hut waren, nahmen die Bibel vor und lasen die Evangelien in der Absicht, in den vier Erzählungen Widersprüche zu entdecken, um zu beweisen, daß die Verfasser dem Irrtum ebenso unterworfen waren wie die Schreiber der gestrigen Zeitung.

Das alles hat sich innerhalb zwei Generationen erheblich verändert. Heute wird die Bibel so wenig gelesen, daß die Sprache der autorisierten Übersetzung rasch veraltet, so daß sogar in den Vereinigten Staaten, wo die alte Überlieferung der buchstäblichen Unfehlbarkeit des „Buches der Bücher“ sich stärker erhält als irgendwo anders, außer vielleicht in Ulster, Rückübersetzungen in das moderne Englisch zwangsmäßig eingeführt sind, um nur die Verständlichkeit zu sichern. Es ist heute ganz leicht, gebildete Menschen zu finden, die das Neue Testament nie gelesen haben, und bei denen man daher das Experiment versuchen kann, sie zu bitten, die Evangelien zu lesen und festzustellen, was sie daraus in bezug auf die Lebensgeschichte, die Ansichten und den Charakter Christi für einen Eindruck gewinnen.

Die Evangelien jetzt Neulingen unverständlich

Aber es genügt nicht, die Evangelien nur in einer geistigen Fassung zu lesen, die etwa auf die Aufnahme einer Goethebiographie eingestellt ist. Dann versteht man sie nicht und wird auch nicht imstande sein, ohne ungeduldige Ermüdung die Aufgabe durchzuführen, sie ganz zu Ende zu lesen, wenn man nicht etwas von der Geschichte der menschlichen Phantasie im Zusammenhang mit der Religion versteht. Vor nicht langer Zeit habe ich einen Schriftsteller von außerordentlicher intellektueller Kompetenz gefragt, ob er seit seiner Kindheit die Evangelien studiert habe. Er sagte, er habe es vor kurzem versucht, aber es so unsinnig gefunden, daß er es nicht ausgehalten habe. Da ich niemanden mit diesem Ergebnis vor die Evangelien setzen will, will ich hier lieber kurz darlegen, wieviel von der Geschichte der Religion nötig ist, um die Evangelien und das Verhalten und endliche Schicksal Jesu verständlich und interessant zu machen.

Weltlichkeit der Mehrheit

Der erste allgemeine Irrtum, den man zu überwinden hat, ist, daß die Menschheit aus einer großen Menge religiöser Leute und wenigen exzentrischen Atheisten bestehe. Sie besteht in der Tat aus einer ungeheuren Masse von weltlichen Leuten und einem kleinen Prozentsatz von Personen, die ein tiefes Interesse an Religion haben und sich um ihre eigenen Seelen und die anderer Leute kümmern, und diese Gruppe besteht in der Hauptsache aus Menschen, die leidenschaftlich die eingeführte Religion verteidigen und aus solchen, die sie leidenschaftlich angreifen, während es echte Philosophen nur sehr wenige gibt. Es gibt zum Beispiel niemals eine Nation von Millionen von Wesleys und einem Tom Paine. Es gibt eine Million der Herren Weltweisen, einen Wesley mit seiner kleinen Gemeinde und einen Tom Paine mit seiner noch kleineren Gemeinde. Die leidenschaftlich Religiösen sind ein Volk für sich; und wenn sie von den Weltlichen nicht hoffnungslos zahlenmäßig unterdrückt würden, so würden sie die Welt auf den Kopf stellen, was nicht getan zu haben man durchaus gerechterweise Paulus zum Vorwurf gemacht hat. Wenige Menschen können zu ihren persönlichen Bekannten einen einzigen Atheisten oder einen einzigen Plymouth-Bruder zählen. Wenn nicht eine religiöse Umkehr in uns selber uns veranlaßt, die kleinen Gemeinschaften zu suchen, zu denen diese seltenen Vögel gehören, so verbringen wir unser Leben unter Leuten, die, zu welchem Glauben sie sich auch bekennen und in welchem Tempel sie auch ihre Ehrbarkeit betonen und ihre Sonntagskleider zur Schau tragen mögen, robuste Gewissen haben und hungern und dürsten, nicht nach der Gerechtigkeit, sondern nach Reichtum und Behagen, nach gesellschaftlicher Stellung und anziehenden Gefährten, nach Gemächlichkeit und Vergnügen, nach Achtung und Bedeutung: kurz nach Liebe und Geld. Diesen Leuten ist eine Moral so gut wie eine andere, vorausgesetzt, daß sie daran gewöhnt sind und ihre Beschränkungen ohne Schmerz auf sich nehmen können; für die Aufrechterhaltung dieser Moral werden sie ohne alle Bedenken kämpfen und strafen und Zwangsmaßnahmen ausüben. Diese Philister mögen nicht das Salz der Erde sein, aber sie sind die Substanz der Zivilisation, und sie retten die Gesellschaft vor dem Untergang durch Verbrecher und Eroberer, wie auch durch Savonarolas und Knipperdollings. Und da sie vernünftigerweise wissen, daß ein wenig Religion den Kindern bekommt und der Moral dienlich ist, während sie die Armen bei guter Laune oder in

Angst erhält, indem man ihnen Belohnungen im Himmel verspricht oder ihnen Höllenstrafen androht, ermutigen sie die religiösen Leute bis zu einem gewissen Punkt: wenn zum Beispiel Savonarola den Damen von Florenz bloß predigt, daß sie Juwelen und Schmuck ablegen und alles Gott opfern müßten, so geben sie ihm den Kardinalshut, und preisen ihn als einen Heiligen; aber wenn er sie veranlaßt, es wirklich auszuführen, dann verbrennen sie ihn als ein öffentliches Übel.

Religion der Minderheit: Heilslehre

Die Religion der geduldeten religiösen Minderheit ist immer im wesentlichen die gleiche geblieben: deshalb haben die Wechsel von Namen und Form so wenig Unterschied gemacht. Deshalb kann auch eine so zivilisierte Nation wie die englische mit Leichtigkeit Neger zu ihrem Glauben bekehren, aber sie kann nicht Mahomedaner oder Juden bekehren. Der Neger findet in der zivilisierten Heilslehre eine unbeschreiblich angenehmere Form seines primitiven Glaubens; aber weder Sarazener noch Juden sehen irgendeinen Vorteil darin gegenüber ihrer eigenen Form. Der Kreuzfahrer fand zu seiner Überraschung, daß der Sarazene ebenso religiös und moralisch war wie er selber und eher höher als weniger zivilisiert. Der römische Christ kann dem griechischen Christen nichts bieten, was das griechische Christentum nicht bereits hätte. Sie sind im Grunde alle Anhänger der Heilslehre.

Wir wollen diese Religion des Heils von ihren Anfängen an durchforschen. So viele Dinge, die der Mensch nicht selber plant oder wünscht, ereignen sich ununterbrochen: Tod, Seuchen, Unwetter, Frostschäden, Überschwemmungen, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Wachstum und Ernte und Verfall, und Kants zwei Wunder des gestirnten Himmels über uns und des moralischen Gesetzes in uns, woraus wir den Schluß ziehen, daß irgend jemand dies alles veranlassen müsse oder daß einer das Gute und ein anderer das Böse veranlaßt, oder daß Heere unsichtbarer Wesen, wohlthätiger und übelwollender, alles verursachen; daher werden Götter und Teufel, Engel und Dämonen eingesetzt. Man versöhnt diese Mächte durch Geschenke, Opfer genannt, und durch Schmeicheleien, Lobpreisungen genannt. Dann läßt das Kantische Moralgesetz in dir dich Gott als Richter ansehen und sofort versuchst du, ebenfalls mit Geschenken und Schmeicheleien, ihn zu bestechen. Das erscheint uns verwerflich, aber unser Einwand dagegen ist eine neuere Entwicklung: noch zu Shakespeares Zeiten fand man es ganz natürlich, daß die Parteien den menschlichen

Richtern Geschenke gaben, und die Bestechung des göttlichen Zornes durch Zahlungen an Priester oder, in den reformierten Kirchen, die dies mißbilligen, durch Stiftungen für wohltätige Einrichtungen, Kirchenbauten und dergleichen ist noch in vollem Schwunge. Der praktische Nachteil besteht darin, daß dies Verfahren, obwohl es die Angelegenheit für den Reichen sehr erleichtert, den Armen von aller Hoffnung auf göttliche Gnade ausschließt. Und das regt die moralische Kritik der Armen in solchem Maße an, daß sie bald merken, daß das Moralgesetz in ihnen gegen den Gedanken sich empört, die Gottheit mit Gold und Geschenken abzuspeisen, obwohl sie noch immer bereit sind, sie mit dem Papiergelde des Lobes und Reuegeübden abzuspeisen. Demgemäß wird man finden, daß, obwohl eine Religion viele Jahrhunderte unverändert bleiben kann in primitiven Gemeinschaften, wo die Lebensbedingungen keinen Raum für Armut und Reichtum lassen und der Prozeß, die übernatürlichen Mächte zu versöhnen, ebenso sehr in den Möglichkeiten des geringsten ihrer Glieder, als in denen des Häuptlings liegt, doch, sobald die kommerzielle Zivilisation kommt, und der Kapitalismus das Volk in einige wenige reiche und eine große Menge von Leuten teilt, die so arm sind, daß sie kaum leben können, eine Bewegung für religiöse Reform unter den Armen einsetzt und zwar im wesentlichen eine Bewegung für billiges oder gänzlich kostenloses Seelenheil.

Um zu begreifen, was die Armen unter Versöhnen verstehen, müssen wir kurz prüfen, was sie unter Gerechtigkeit verstehen.

Der Unterschied zwischen Sühne und Strafe

Die primitive Auffassung von Gerechtigkeit ist einesteils gesetzliche Rache, andernteils Sühne durch Opfer. Es läuft auf beiden Seiten auf die Auffassung hinaus, daß zwei Schwarz ein Weiß machen und daß, wenn ein Unrecht getan wurde, es durch entsprechendes Leiden bezahlt werden mußte. Es erscheint der Mehrheit der Philister als selbstverständlich, daß dies kompensierende Leiden dem Übeltäter auferlegt werden muß wegen der abschreckenden Wirkung auf andere eventuelle Übeltäter; aber eine kurze Überlegung wird zeigen, daß diese utilitarische Anwendung die ganze Handlung verdirbt. Es kann zum Beispiel das Vergießen unschuldigen Blutes nicht durch das Vergießen schuldigen Blutes aufgewogen werden. Wenn man einen Verbrecher opfert, um Gott für die Ermordung eines seiner gerechten Diener auszusöhnen, so ist das ebenso, als wolle man ein

räudiges Schaf oder einen Ochsen, der die Rinderpest hat, opfern: das würde den göttlichen Zorn herabrufen, statt ihn zu beschwichtigen. Wenn wir das tun, bieten wir Gott die Befriedigung unserer eigenen Rache und die Beschützung unseres eigenen Lebens ohne eigene Kosten als Opfer an. Und eigene Kosten sind das Wesen von Opfer und Sühne. Wieviel auch die Philister erreicht haben, indem sie diese Dinge in der Praxis vermischten, sind sie dem Sinne der Heilslehre fremd und sogar widersprechend. Der Vetter des Barons in der Dickensschen Novelle, der, verblüfft über die Unfähigkeit der Polizei, den Mörder des Anwalts des Barons zu finden, den Ausspruch tat: „Lieber einen Falschen hängen, als überhaupt keinen“, drückte nicht nur ein sehr allgemeines Gefühl aus, sondern streifte die Grenze der selteneren Ansicht der Heilsanhänger, daß es viel besser sei, den Falschen zu hängen, ja daß in der Tat der Falsche zum Hängen immer der richtige ist.

Dies ist ein Hauptpunkt, weil, ehe wir ihn erfassen, uns nicht nur historisches Christentum unverständlich bleibt, sondern weil diejenigen, die sich keinen Deut um historisches Christentum kümmern, zu dem Irrtum verleitet werden können, daß, wenn wir die Rache ausschalten und die Mörder genau so behandeln, wie Gott Kain behandelte, das heißt sie von der Strafe befreien, indem wir ihnen ein Brandmal aufprägen, das sie als unwürdig, geopfert zu werden, kennzeichnet, und sie dann so gut es mit dem Brandmal geht, mit der Welt fertig werden lassen, daß wir dann von Strafe und Opfer loskommen würden. Das wäre keineswegs das Ergebnis: im Gegenteil, das Gefühl, daß es eine Sühne für den Mord geben muß, könnte uns vielleicht doch dazu führen, irgendeinen unschuldigen Menschen, — je unschuldiger um so besser — zu einem grausamen Tode zu verdammen, um die Abrechnung mit der göttlichen Gerechtigkeit ins Gleichgewicht zu bringen.

Das Seelenheil

zunächst ein Klassenprivileg; und das Heilmittel

Wenn also auch die Armen entscheiden, daß die Methode, sich das Seelenheil zu erkaufen, indem man Widder oder Ziegen opfert oder Gold zum Altar bringt, falsch sein muß, weil sie es sich nicht leisten können, fühlen wir uns doch nicht „erlöst“ ohne Opfer. Vergebens versuchen wir, mystische Riten an ihre Stelle zu setzen, die nichts kosten, wie zum Beispiel die Beschneidung oder als

Ersatz dessen die Taufe. Unser Gerechtigkeitsinn fordert doch eine Sühne, ein Opfer, jemanden, der für unsere Sünden leidet. Und damit bleibt der Arme in seiner alten Schwierigkeit; denn wenn es ihm unmöglich war, sich Widder und Ziegen und Geld zu beschaffen, wieviel unmöglicher ist es ihm, einen Nachbarn zu finden, der freiwillig um seiner Sühne willen leiden würde: einen Menschen, der freudig sagte: „Du hast einen Mord begangen. Gut, ich bin bereit, mich an deiner Statt hängen zu lassen!“

Unsere Phantasie muß uns zu Hilfe kommen. Warum sollten wir nicht, statt uns selber zur Verzweiflung zu treiben, indem wir auf einer besonderen Sühne durch einen besonderen Erlöser für jede Sünde bestehen, lieber eine große Sühne und einen großen Erlöser haben, der ein für allemal für die Sünden der Welt Buße tut? Nichts leichter, nichts billiger. Das Joch ist leicht, die Last gering. Man hat, wenn der Erlöser einmal gefunden (oder durch die Einbildungskraft erfunden) ist, nichts weiter zu tun, als an die Wirksamkeit der Transaktion zu glauben, und man ist erlöst. Die Widder und Ziegen brauchen nicht mehr zu bluten; die Altäre, die kostspielige Gaben und ständig erneuerte Opfer verlangen, werden niedergerissen, und die Kirche des einzigen Erlösers und der einzigen Sühne erhebt sich auf den Ruinen der alten Tempel und wird eine einzige Kirche Christi.

Rückwirkende Sühne und die Erwartung des Erlösers

Aber dies geschieht nicht mit einem Schlage. Zwischen der alten kostspieligen Religion der Reichen und der neuen kostenlosen Religion der Armen liegt ein Interregnum, in dem der Erlöser, obwohl von der menschlichen Einbildungskraft bereits erfaßt, noch nicht gefunden war. Er ward erhofft und erwartet unter dem Namen Christus, Messias, Baldur der Schöne und so weiter; aber er ist noch nicht gekommen. Die Sünder sind deswegen aber nicht in Verzweiflung. Sie können freilich nicht sagen, wie wir sagen: „Christus ist gekommen und hat uns erlöst“, aber sie können sagen: „Christus wird kommen und wird uns erlösen“, was, da die Sühne als rückwirkend aufgefaßt wird, ebenso tröstlich ist. Es gibt Zeiten, wo Nationen in dieser Erwartung siedend und laut durch ihre Dichter den Erlöser prophezeien. Um diese Atmosphäre zu fühlen, brauchen wir nur die Bibel zu nehmen und Jesaias an dem einen Ende einer solchen Periode und Lukas und Johannes an dem andern zu lesen.

(Wird fortgesetzt)

DER BEAMTE

Novelle von

LEONHARD FRANK

Der Magistratsbeamte Höfer, ein bedürfnisloser Mann, bewohnte auch nach der großen Unordnung, die für ihn der Krieg gewesen war, das leicht nach Wasser und Waschblau riechende dunkle Erkerzimmer der Witwe Hohner und war allmählich wieder hineingeglitten in das tägliche Gleichmaß der Bureauarbeit.

Frau Hohner und ihre Tochter, deren Ernährer vom Kriege verschlungen worden war, nähten für ein Hemdenkonfektionshaus. Heimarbeit würden zwei gewissenhaft nähende Frauen immer bekommen. Denn Hemden würden immer gebraucht werden. Und Herr Höfer sei gewiß ein überaus ordentlicher, pünktlich zahlender Mieter, welcher Veränderung nicht liebe, vermutlich auch nie heiraten werde und doch ein noch so langes Leben vor sich habe, daß die Tochter, selbst wenn die Mutter die Augen für immer schließen müsse, gefaßt in die weitere Zukunft sehen könne.

Jeden Morgen läutete der erprobte Wecker Herrn Höfer aus dem Schlafe. Seit zweiundzwanzig Jahren galt jeden Morgen der erste forschende Blick dem Stande der Zeiger, die immer auf sieben Uhr gedeutet hatten. Dann stützte der linke Ellenbogen sich auf das Kopfkissen, der Oberkörper machte seine Viertelsdrehung fensterwärts: Höfer sah nach dem Wetter.

Vor Jahren hatte der Beamte den Gedanken lange erwogen, das Teewasser gleich nach dem Verlassen des Bettes aufzustellen, damit es koche, bis er mit dem Ankleiden fertig sei, hatte jedoch vorgezogen, diese schon damals seinem Wesen widerstrebende Neuerung nicht zu verwirklichen, sondern auch weiterhin eine Verrichtung nach der anderen zu tun. Der Ablauf seines Tages — von früh sieben bis zu der Sekunde, da er die Augen schloß zum Schlafe — war in der gewohnten Reihenfolge immer derselbe geblieben. Die Runzeln wuchsen langsam ins Gesicht.

Zur Vorsicht gemahnt durch die Tatsache, daß einmal vor Jahren eine Borste sich in seiner Speiseröhre festgehakt hatte, untersuchte er die vielgebrauchte, schon schwammweiche Zahnbürste und zupfte, wie jeden Morgen, eine vorstehende heraus.

Erst nachdem er noch die blauweißgestreiften Gummischutzmanschetten über die gestärkten geschoben hatte, stellte er, fertig angekleidet, den Teekessel auf den kleinen Spirituskocher.

Sparsamkeitshalber darauf bedacht, mit seinem Atem der kümmerlichen blauen Flamme nichts von ihrer Heizkraft zu nehmen, machte der am Tische Sitzende die gewohnte Vierteldrehung und dachte wieder darüber nach, wie er seinen Gehalt einteilen solle, damit er die ersehnte goldene Brille kaufen und um die Krempe seines steifen Hutes eine neue Einfassung machen lassen könne, da die alte an der Stelle, wo die Hand den Hut zum Gruße faßt, schon durchgewetzt war. Außerdem mußten die täglichen Ausgaben wieder, wie vor dem Kriege, in Einklang gebracht werden mit der Einnahme.

Schon während des ganzen Krieges war er in dieser Viertelstunde — bis zum Sieden des Wassers — mit der Lösung dieser drei Probleme, die in der verteuerten Lebenshaltung ihre gemeinsame Wurzel hatten, täglich von neuem erfolglos beschäftigt gewesen.

Die Vermutung eines Kollegen, daß die oberen Stellen sich eines unbewußten, ja vielleicht sogar bewußten Rechenfehlers schuldig machten, insofern sie es unterließen, die steigende Teuerung durch richtig bemessene Gehaltszulagen auszugleichen, lehnte Herr Höfer schroff ab; er suchte hartnäckig den Fehler in seinen täglichen Ausgaben, bestrebt, seine winzige Privatordnung unbedingt wieder herzustellen und sie als kleines Bollwerk in die große Unordnung hineinzu betten.

Die ununterbrochenen Preissteigerungen hatten seine Verbrauchseinteilung immer wieder illusorisch gemacht. Meistens hatte er die letzte Preissteigerung noch nicht verarbeitet, wenn die nächste schon da und die übernächste schon angekündigt war.

Der eigene Hausstand, zusammen mit dem jungfräulichen Mädchen, das neun Jahre mit ihm verlobt gewesen, neben ihm gealtert und während des Krieges eingegangen war wie ein geschwächtes Vögelchen, ohne eine Liebesnacht erlebt zu haben, hatte unter diesen Umständen nicht verwirklicht werden können. Die Sehnsucht der Braut, die sechs silbernen Kaffeelöffel, die auf blauem Samt lagen, im eigenen Heime auf die Kommode stellen zu können, sichtbar für eventuelle Besuche, hatte sich nicht erfüllt.

Jetzt jedoch schienen, wenn auch in einer ganz unbegreiflichen Höhe, die Preise sich etwas stabilisieren zu wollen. Der Fehler mußte nun gefunden und endgültig beseitigt werden. Der Krieg war schon seit Jahren beendet. Die Unordnung zwar noch nicht. Ungeheuer war die Not. Die menschlichen Bedarfsartikel waren bedeutend teurer als sogar während des Krieges. Herr Höfer glaubte, in bezug auf

gewisse Schichten von Hungersnot sprechen zu können. Der Krieg, der aus war, war also gewissermaßen doch nicht aus. Dennoch mußte, da Staat und Magistrat doch zweifellos ausreichend sorgten für solche Beamte, die gewissenhaft ihre Pflicht erfüllten, der Fehler bei den Beamten gesucht werden und zu finden sein.

Genaueste Einteilung des Gehaltes, Sparsamkeit, gewissenhafte Pflichterfüllung und Unterordnung waren nötig. Anstand! In seinem Dasein war nichts Unanständiges. Er hatte sich über nichts zu schämen, wenn er sein Leben überblickte. Er hatte sofort zum Fenster hinausgesehen, damals, als seine Braut, zwei Tage vor dem Tode, liegend auf dem Sterbebett, selbstvergessen spielend mit dem blau ausgeschlagenen Silberetuichen, eine unwillkürliche Bewegung gemacht hatte, durch die das Hemd über die dünne Schulter herabgeglitten war.

Das Rauschen der Wasserspülung im Abort war, wegen der zwei weiblichen Wesen im Nebenzimmer, das einzige, dessen er sich schämte, das er gerne vermieden hätte. Aber, wenn er die Kette noch so vorsichtig und leise zog, rauschte die Spülung laut.

Auch jetzt stieg bei dieser Vorstellung eine leichte Röte in sein Gesicht, in dem viele große Pickel langsam wuchsen und starben.

Die Tatsache, daß er die erschnute goldene Brille nur dann nach seiner in Aussicht stehenden Beförderung zum Bureauunterchef hätte kaufen können, wenn er nicht immer wieder genötigt gewesen wäre, das für den Brillekauf reservierte Geld in jeder zweiten Monatshälfte doch noch auszugeben und gegen Ende des Monats trotzdem das Mittagessen ganz ausfallen zu lassen, zeitigte heute in ihm den Entschluß, den lange gehegten Traum, einmal eine goldene Brille zu tragen, endgültig aufzugeben.

Jahrelang hatte er mit dem Glauben gespielt, daß durch das Tragen einer dünngefaßten goldenen Brille die Pickel in seinem Gesichte vergehen würden. Und dies war das einzig Phantastische in Herrn Höfers Dasein gewesen.

Angesichts der allgemeinen Ratlosigkeit, Unruhe und Unordnung im Lande hielt er es für seine Pflicht, die nötigen Entscheidungen resoluter als sonst zu treffen, unter allen Umständen schnellstens Ordnung in seine persönlichen Verhältnisse zu bringen. Denn wenn diese Pflicht jeder erfülle, müsse sich ja alles wieder zum Guten wenden.

Er entschloß sich, den schon vorgestern gefaßten Entschluß nunmehr als bindend zu betrachten: die Einfassung seiner Hutkrempe nicht zu erneuern, sondern den steifen Hut von nun an am Seiten-

teile der Krempe beim Gruße in die Hand zu nehmen, damit sich die Einfassung in ihrem jetzigen Zustand erhalte.

Und hatte jetzt nur noch den Hauptfehler, der in den nötigsten Tagesausgaben versteckt sein mußte, zu suchen. Das verschob er auf den nächsten Morgen. Denn jetzt mußte der Tee genossen werden. Zweierlei Dinge zu tun oder während einer Verrichtung an etwas anderes zu denken, war Herrn Höfer nicht möglich.

Im Nebenzimmer klapperte gedämpft die Nähmaschine. Auf der Straße, in geringer Entfernung, stieg ein langgezogener, vielstimmiger Schrei, der plötzlich abbrach. Und plötzlich verstärkt wieder einsetzte.

Erbitterung und gleichzeitig Entschlossenheit machten Herrn Höfers Gesicht streng und starr. Und so, kalt und abweisend, wollte er auch heute durch die ausgesperrten Arbeitermassen schreiten, die wieder, wie seit vielen Tagen, am Straßenende vor der großen Fabrik standen.

Sogar die Beamten hatten Organisationen gebildet und stellten Forderungen an den Staat, der doch ihr Ernährer war.

Beim Erblicken der Weckeruhr hob er bedeutsam den Zeigefinger. Das dürfe ihm nicht passieren. Ihm nicht! In den zweiundzwanzig Jahren seiner Dienstzeit war er nicht ein einziges Mal unpünktlich gewesen. Dunkel fühlte er: Ich könnte das auch nicht ertragen. Und sagte laut: „Ich will allen Beamten im Lande, und nicht nur ihnen, Beispiel und Vorbild sein.“

Sekunden später trat das dicke, blutleere, bleichstüchtige Fräulein Hohner mit Eimer und Staublappen ein, räumte den Waschtisch ab, das Bettzeug heraus, wobei der Wecker vom Nachttisch herunter auf den Boden fiel, breitete die Decke zum Lüften in den Fensterahmen. Und verließ, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die Uhr weitertickte, das Zimmer.

Dem Wohnungsamt, in dem Herr Höfer diente, war ein neuer Beamter zugeteilt worden: Ein junger Mensch, der seine linke Hand im Kriege gelassen hat.

Als der Neue den Dienst — diesen Morgen zum ersten Male — antrat, eine halbe Stunde zu früh, war es noch so dunkel im Bureau, dessen Fenster gegen die Nordseite des immer sonnenlosen Lichthofes standen, daß er nichts erkennen konnte. Nur ein langer, schwarzer Menschenarm glitt auf der Fensterscheibe gespenstisch auf und ab.

Er dachte darüber nach, wieso der muffige Papier- und Staubgeruch sich behaupten könne, obwohl der frisch geputzte Fußboden noch feucht war, beobachtete, wie das wandlange Regal mit vielen Fächern sich schwach von der Dunkelheit loslöste.

In diesen, mit den Buchstaben des Alphabets gekennzeichneten Fächern lagen die Adressen, Personalien und verschiedentlichen Eingaben der Wohnungssuchenden. Jeder Beamte hatte eine Anzahl Buchstaben des Alphabetes unter sich.

Der Neue überlegte, ob so ein ruhelos kreisender Menschenarm zu einem Bureau gehöre, entdeckte den zum Arm gehörigen Körper der Putzfrau. Da stellten sich, von dem allmählich heraufkommenden Tage mitgeführt, lautlos auch die sechs Schreibpulte hintereinander im langgestreckten Bureau ein.

Die Beamten waren noch nicht da: Die Zeiger des Ziffernblattes, das jetzt, weiß schimmernd, aus der Wand heraus an seinen Platz rückte, deuteten erst auf zwei Minuten vor acht.

Ein langer, dünner Herr trat leise ein, hing den Mantel in das Schränkchen, flüsterte seinen Namen: „Adam Anker . . . Der Herr Bureauvorsteher wird Ihnen den Platz anweisen.“ Im bartlosen Bleichgesicht saß organisch die dünne Goldbrille, mitgeboren, mitgewachsen.

Sekunden später kam Herr Höfer. Konzentriert und hingegeben rückte er die geradeliegenden Schreibutensilien gerade, zog die Schutzärmel über und sah sich vergebens noch eine Weile nach Unordnung auf seinem Pulte um.

Ein runder, o-beiniger Menschenkörper kugelte im Trickfilmtempo herein, entledigte sich blitzschnell seines Mantels und war weg: Der Bureaudiener Aberle.

Die Gelassenheit, wie Herr Höfer, Oberkörper vorgebeugt, die Schreibtischplatte immer wieder abtippte und, arbeitsselig, zu arbeiten nicht begann, zeugte von solch einer Harmonie des Gemütes, daß der Neue momentan nichts anderes wünschte, als auch schon so weit zu sein. Er hatte ein Aktenstück zum Abschreiben bekommen und malte den Titel mit Sorgfalt und roter Tinte.

Während der Vesperpause unterhielten sich die Beamten über die in letzter Zeit immer häufiger werdenden Abtreibungen. Der Beamte, der die Ansicht vertrat, daß die oberen Stellen sich bei der Gehaltszumessung eines nicht ganz unbewußten Rechenfehlers schuldig machten, sagte, daß man Kinder nicht in die Welt setzen dürfe, wenn man sie nicht ernähren könne.

Herr Höfer hob den Zeigefinger: „Mit dieser, Sie gestatten, etwas leichtfertigen Redeweise leisten Sie, Herr Kollege, einer Handlung Vorschub, die unserer staatlichen Rechtsauffassung nach als Verbrechen klar gekennzeichnet ist . . . Kinder, die empfangen werden, müssen nach deutsch-römischem Rechte auch geboren werden. Nur Krankheit entbindet von dieser Pflicht.“

Abends um sechs Uhr, als die Bureaus, Werkstätten, Geschäftshäuser, die Tore der Fabriken sich dem Heere der Tätigen öffneten, schritt auch Herr Höfer, inmitten und fortgerissen von zahllosen, schnellbewegten Beinen, nach Hause, gestrafft von dem Gefühle, auf seine Weise mitbeteiligt zu sein an der Erzeugung der Waren, die in den funkelnden Schaufenstern des ganzen Reiches die Käufer anlockten, zu seinem treuen kleinen Teile mitzuhelfen an der Lösung der Riesenaufgabe, den alten Glanz, die alte Ordnung im Reiche wieder aufzubauen, zu erzwingen um jeden Preis.

Auch heute machte er, wie seit zweiundzwanzig Jahren viermal täglich, einen Umweg, die berüchtigte Gasse zu vermeiden, in der Händler und Hehler Läden mit maskierten Hinter- und Kellerstuben hatten, wo Spelunke neben Spelunke war, besucht von alten Vagabunden, Dippelschicksen, heimlichen Hebammen, Kriegskrüppeln, Huren, Hurenkindern, Obdachlosen, die in Möbelwagen schliefen, wilden Existenzen mit falschen Papieren: Lumpenproletariat.

Herr Höfer aß seine Brotscheibe und zog die Weckeruhr auf.

Am folgenden Morgen stellte Fräulein Hohner die Spiritusflasche vor Herrn Höfers Tür, leise, damit er nicht vor sieben Uhr erwache, und verließ mit ihrer Mutter das Haus, die fertigen Hemden abzuliefern und Stoff für neue heimzutragen.

Stille in der ganzen Wohnung. Der Beamte lag, beide dürren Hände auf dem Deckbett, langgestreckt auf dem Rücken, bis er durch das wild anschwellende, donnernde und von Frauenstimmen in seine letzte Höhe hinaufgetriebene Brüllen der ausgesperrten Arbeiter aus dem Schlafe gerissen wurde: um halb neun Uhr.

Der erste forschende Blick galt den Zeigern der tickenden, großen, erprobten Uhr, deren Weckvorrichtung durch den gestrigen Fall auf den Boden ruiniert worden war. Der Oberkörper machte noch seine Viertelsdrehung fensterwärts zum Blicke nach dem Wetter.

Der Schrecken war so kraß, daß der Beamte den Kopf langsam wieder auf das Kissen sinken lassen mußte. In dem dunklen Gefühle,

daß sein Leben in dieser Sekunde gespalten worden sei in zwei Teile, und daß alles, was von nun an kommen würde, niemals mehr in Übereinstimmung gebracht werden könne mit dem Bisherigen, verharnte er reglos.

Und sauste plötzlich aus dem Bett, mitsamt den Decken, fiel, in sie verwickelt, zu Boden, kam nicht frei, strampfte und schnellte. Stürzte in die Hose, zur Zahnbürste: und suchte, gezwungen von der Macht der Gewohnheit, nach der vorstehenden Borste. Konnte sie nicht packen.

Jetzt erst sprang aus dem Fieber das Bewußtsein hoch, daß dieser Morgen in keiner Weise den vielen tausend Morgen seines zweiundzwanzigjährigen Beamtendaseins gleichen dürfe; daß die gewohnte Reihenfolge und sein Prinzip, sich einer Verrichtung nach der andern zu widmen, heute durchbrochen werden müsse; daß heute nicht Ordnung, sondern Schnelligkeit die Hauptsache sei.

Die Zahnbürste flog zurück, Höfer zur Tür, zur Spiritusflasche, zum Kocher, wieder zur Zahnbürste und wieder zum schon brennenden Kocher, auf dem noch kein Kessel stand.

Tausend Kanzleibogen fehlerlos vollzuschreiben, war leichter, als das Zuknöpfen eines Kragens.

Erst als er das böse Trommeln vernahm im blaurauchenden Teekessel, in dem noch kein Wasser war, jagte ihn die Überlegung, daß er diesen Morgen überhaupt nichts anderes hätte tun sollen, als sich anzuziehen und fortzurennen, zur Tür hinaus, auf der Treppe grußlos vorbei an der ohne Näharbeit zurückkehrenden Witwe und Tochter, in deren bedrückten Gesichtern die Münder und die sorgenschweren Augen rund aufsprangen.

Der Arbeitgeber hatte erklärt, er würde sehr gerne Tausende Hemden nähen lassen, wenn er sie verkaufen könnte. Dazu jetzt noch dieser ganz unbegreifliche Vorfall mit Herrn Höfer. Sie sahen ihre Zukunft im Elend versinken.

Herr Höfer rannte,

während Mutter und Tochter betroffen und langsam der nun verdüsterten Wohnung zuschritten,

vornüberstürzend durch die erregt diskutierenden Arbeitergruppen, bis zu der berüchtigten Gasse, in der das Lumpenproletariat hauste, schwenkte, gestoßen von Schauer und Gewohnheit, noch im letzten Moment ab auf den längeren Weg und stolperte kurz vor zehn Uhr keuchend über die Türschwelle in das Bureau, wo sich während der zwei Stunden Folgendes ereignet hatte:

Gleich nachdem die Beamten die Schutzärmel übergestreift und die Schreibtischunordnung, die nur von der stillen Nacht hätte verursacht werden können, beseitigt hatten, war etwas Rundes, Helles in den dämmerigen Schalterausschnitt geschwebt und ein Name gerufen worden.

„Mit P?“ hatte leise und freundlich Herr Anker gefragt.

„Ja, Briefträger Peulert! . . . Heute bin ich das sechzehnte Mal hier. Seit drei Jahren habe ich keine Wohnung.“

„Also mit P? Dann müssen Sie noch etwas warten. Buchstabe P bis U — will sagen: Herr Höfer — wird aber gleich kommen. Er ist um acht Uhr sicher hier.“

„Meine Frau ist nämlich wieder schwanger. Und um zehn Uhr muß ich meinen Dienst antreten.“

Um acht Uhr sicher hier, wiederholte in Gedanken der neue Beamte. Und fühlte tief: Mit derselben Sicherheit, wie zu dem gespenstisch kreisenden Menschenarme sich der Körper der Putzfrau gesellt hat, das weiße Ziffernblatt, das Fächerregal, die Schreibtische von dem erstarkenden Lichte in das Bureau gelassen worden sind, überraschungslos, wie hier der Tag beginnt, jenseits aller Zweifel ansteigt und endet, werden die Jahre kommen und gehen, ohne Katastrophen. Mein Leben wird friedvoll sein. Und ich bin müde aller Hoffnungen und Ziele.

Die Uhr schlug acht. Herein trat der Bureauvorsteher. Filmbild — lautlos folgte der Diener Aberle, o-beinelte geschäftig mit des Vorstehers Hut und Mantel zum Schränkchen und war weg.

Schon stand der ganze Warteraum voll Wohnungssuchender, die, je nach den Anfangsbuchstaben ihrer Namen, von den verschiedenen Beamten abgefertigt wurden.

Stumm und düster wie ein Mensch, der ein natürliches Bedürfnis Besetztseins halber unterdrücken muß, trat der hinter dem Schalterfenster auf Buchstabe P bis U wartende Briefträger, zu dem schon ein halbes Dutzend Leidensgenossen hinzugekommen waren, rastlos von einem Fuße auf den andern.

Herr Anker mußte die Ungeduldigen auf den sicher bald erscheinenden Herrn Höfer vertrösten, eine halbe Stunde später noch einmal, und um neun Uhr noch einmal, und schließlich erklären, dies sei noch niemals vorgekommen. Er selbst könne das nicht begreifen. Auch der Bureauvorsteher konnte das nicht begreifen und schickte den Diener in Herrn Höfers Wohnung.

Während die Beamten noch eine Anzahl Wohnungssuchender abfertigen konnten, weil sie ihnen unterstanden, sammelten sich vor dem Schalterfenster immer mehr P bis U-Wohnungssuchende an. Der Briefträger, dessen Dienst um zehn Uhr begann, trat und bat, die Uhr in der Hand, aufgeregt weiter.

Schließlich drückte ein zornbebender Fuhrmann alle zur Seite, schrie, er habe seine Zeit auch nicht gestohlen, und gab damit das Signal zur Auflehnung. Sie begannen zu trampeln, trommelten gegen das Schalterfenster.

Herr Anker erklärte ausführlich, daß Ungeduld und jegliches Berühren des Fensters ganz nutzlos, ja sogar keineswegs berechtigt sei, da die anwesenden Beamten gemäß ihrer Dienstvorschriften nur die ihnen unterstehenden Buchstaben bearbeiten könnten. Dann fragte er freundlich und leise, wer zuerst dagewesen sei.

„Bilden Sie einstweilen eine Reihe — links antreten und später rechts abtreten —, damit der Kollege, wenn er kommt, gleich beginnen kann.“

Der Versuch, eine Reihe zu bilden, endete damit, daß die Gepeinigten, zu einem Menschenknäuel ineinander verfilzt, beinahe die Tür eindrückten. Viele waren zuerst dagewesen.

„Ich bin verpflichtet, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Ruhestörung Strafe nach sich zieht.“ Das Schalterfenster klappte zu.

Da platzte der Zorn im Warteraum. Trommelwirbel gegen das Schalterfenster und eine vielstimmige Schimpffanfare durchknallten das Bureau und den eben hereinstolpernden Herrn Höfer.

Das war Revolte, war Anarchie. Und durch ihn verschuldet, Deshalb und überhaupt müsse er vor allem den Herrn Vorsteher über die Ursache seines unpünktlichen Erscheinens aufklären.

Dieser schwere Gang, in der Mitte glatt abgeknickt durch des Vorstehers Worte: „Herr Höfer — Buchstabe P bis U!“, endete vor dem brüllenden Schaltermaul.

Im Mantel, den Hut schief auf dem nassen Kopfe, stand er vor den zornigen Gesichtern. „Sagen, ich hätte mich krank gefühlt? . . . Da war es meine Pflicht, krank zu sein . . . Unpünktlich erscheinen und ohne vorherige Erklärung einfach zu arbeiten beginnen, ist doch unmöglich.“

Taumelnd vor Erschöpfung stand er plötzlich an dem Pulte des Vorstehers. „Ich habe die Uhr, wie täglich seit zweiundzwanzig Jahren, auch gestern sorgsam aufgezo-gen; aber offenbar . . .“

„Sie müssen erst die Leute abfertigen.“

„... hat die Weckvorrichtung nicht funktioniert. Ich halte es für meine Pflicht...“

„Erst die Leute abfertigen!“

„... die ordnungsmäßige Reihenfolge...“

Das Schaltermaul brüllte.

„Das ist ja offene Auflehnung“, sagten Höfers bebende Lippen.

„Da hätten Sie eben rechtzeitig kommen müssen. Die Leute haben so unrecht nicht.“

Das war zu viel. Herr Höfer schwankte. Schwankte in den Schreibessel. In ihm stürzte etwas ein. Der Vorsteher befahl den andern Beamten, die Buchstaben P bis U zu erledigen.

Eine Stunde saß Höfer regungslos am Pulte. Er konnte nicht arbeiten. „Da hätten Sie eben rechtzeitig kommen müssen... Eines zieht nach sich das andere!“ Es war viel zu viel zu ordnen. Die richtige Reihenfolge war überhaupt nicht mehr zu ermitteln.

Herr Anker hing die Tafel, auf der das Wort „Geschlossen“ stand, vor das Schalterfenster und zog das Rollädchen herunter. Der Vorsteher putzte seine Brille, sah aus wie die Statue eines Brillenputzers, so vollkommen reglos blieben Körper und Hände. Plötzlich sagte sein Mund: „Herr Höfer — einmal ist keinmal.“

Ganz fernes Türenggehen klang in die Stille und leises Papierrascheln: Herr Anker faltete steifes Markenklebpapier zusammen für seine vier Kinder. Die hatten ein neues Spiel ersonnen. Sie klebten ihre Morgenbrotscheibe mit Markenpapier auf die Tischplatte, jedes an seiner Ecke, und sahen abends nach, ob das Brot noch da war. Zu diesem Spiele ermunterte der Beamte seine vier Kinder. Die Zahl vier wütete im Monatsgehalt. Denn die Frau verlangte immer Geld für vier Kleidchen, vier Schürzchen, vier Schönschreibhefte, vier paar Sohlen.

Das Zahlbrett, auf dem die Gehälter lagen, schwebte von Pult zu Pult. Dann schlüpfen die Beamten in die Überzieher.

Herr Höfer sah zurück auf das Magistrategebäude, in dem er zweiundzwanzig Jahre gearbeitet hatte. Plötzlich begann er zu pfeifen. Es war kein tönendes Pfeifen. Er hatte seit seiner Kindheit nicht mehr gepfiffen. Der da pfeifend heimwärts ging, war nicht mehr der Herr Magistratebeamte Höfer.

Am Nachmittag blieb er zu Hause, sah vom Fenster aus auf den Fluß, dachte an die Ereignisse, betrachtete aber sofort die Sprünge im Ölfarbenstrich der Tür. Auch die Zukunft war unvorstellbar.

Den Fehler suchen, der in den täglichen Ausgaben versteckt sein mußte? Um diese Tageszeit hatte er noch niemals nach dem Fehler gesucht. Aber die Miete könne er bezahlen. Das habe weder mit der Vergangenheit, noch mit der Zukunft etwas zu tun.

Auch die Witwe Hohner wollte nicht in die Zukunft denken. „Daß Millionen Frauen und Männer Hemden brauchen, stimmt; aber auch, daß sie Hemden nicht kaufen können. Begreifen Sie das? Nein? Werdens noch begreifen“, hatte der Unternehmer gesagt. Frau Hohner begriff nur das eine, daß gleichzeitig mit der Kaufkraft ihre und ihrer Tochter Existenzmöglichkeit verschwunden war.

Höfer trat hinein in den säuerlichen Geruch, verursacht durch die Ausdünstung zweier blutleerer Wesen, die seit Jahren nur von Kaffee und Brot gelebt hatten.

(Alles Gewesene unberührt und ungeregt ruhen lassen und morgen früh neu beginnen im Bureau!) In ungeheurer Erregung blickte er Fräulein Hohner ins Gesicht und flüsterte heiß: „Einmal ist keinmal“.

Fräulein Hohner wandte sich weg, obwohl sie wußte, daß Herr Höfer, der Goethes Faust verabscheute, weil es in ihm ein verführtes Gretchen gab, sicher etwas anderes damit habe sagen wollen.

„Ich war ja nur ein einzigesmal unpünktlich. Demgegenüber stehen zweiundzwanzig Jahre äußerster Gewissenhaftigkeit. Einmal ist keinmal . . . Aber wenn ich dieses eine Mal leicht nehme, ist es eben nicht keinmal. Und deshalb ist der Stolz und der Halt meiner zweiundzwanzigjährigen Dienstzeit, der Inhalt und das Licht meines Lebens verloren und versunken . . . Da hätten Sie eben rechtzeitig kommen müssen.“

Höfer war innerlich schon eingestürzt, als der äußerliche Zusammenbruch ihn traf beim Erblicken des einhändigen neuen Beamten. Der schritt, innerlich gefestigt durch sein Amt, das ihm Haltung verlieh, unnahbar durch die Menschen. Höfer sah: Die Ordnung kommt geschritten. Und schlüpfte, als er die Kollegenschar erblickte, die aus dem Magistratsgebäude kam, hinein in die berüchtigte Gasse, erschlagen von seinem über ihn zusammenkrachenden Leben.

Ein weibliches Wesen, jung, groß, in einem verschlammten schwarzen Lüsterkleid, straff über die kompakten Fleischpartien gespannt, fragte gleichgültig und träge: „Hast du Geld?“ Nahm's gleichgültig aus seiner nassen Hand und ging in die Spelunke, gefolgt von Höfer, der sich ihr, als dem zufälligen Verbindungsglied zwischen seinem gewesenen und seinem neuen Leben, willenlos anschloß. Die Tür

schluckte ihn. Stundenlang saß Höfer apathisch neben diesem Mädchen, umbraust von Blechmusik und Mitgesang, glotzte blöd in Mörderaugen. Gestohlene Stoffballen wurden angeboten, gekauft, weiterverkauft. Sieben Köpfe blieben lange über einen Brillantring gebeugt, der im Etui auf weißer Seide lag.

Plötzlich verstummte der Orkan, zerstörte Gesichter erstarrten: bei der Eingangstür stand, geführt von einem Polizeioffizier, eine Anzahl Polizisten, vorgestreckt die entscherten Revolver. „Hände hoch!“

Wer keine Ausweispapiere hatte, wurde mitgenommen. Die Namen derjenigen, die sich ausweisen konnten, wurden aufgeschrieben. Auch Höfers Name wurde notiert.

Dem Mädchen war es gleichgültig, ob Höfer ihr nachlief oder zurückblieb. Sie wandte sich nicht um und war nicht überrascht, als sie ihn neben sich sah.

Unter Brücken durch, hinaus über die letzten Häuser der Stadt, weiter am Flußufer entlang. Es gab nichts zu reden. Für sie nicht und für ihn nicht. Sie zog, mit zweiunddreißig Zähnen, gleichgültig durch Dreck und Not.

Ein Bootshaus, bei dem sie die erste Grundangel, von ihr gelegt, resultatlos kontrollierte. Weiter am Wasser entlang. Unter der Eisenbahnbrücke durch. Höfer apathisch neben ihr her durch die große Nacht.

Auch nachdem sie einen Fisch gefangen und abgeschlagen hatte: noch ein Stück flußaufwärts, auf etwas Dunkles zu, das allmählich ein zerfallender, türloser Stall wurde. Sie zog den dünnen Lüsterfetzen aus und schlief auf dem verfaulenden Stroh sofort ein.

Der Beamte hockte neben dem morschen Pfosten, fühlte nichts, dachte nichts, schlief nicht. Scharfe und ineinander verschwimmende Ausschnitte aus seinem früheren Leben wechselten vor seinem inneren Gesicht. Es dauert lange, bis der Inhalt eines zweiundvierzigjährigen Lebens ganz zerfällt und im Nichts versinkt.

Frühste Morgendämmerung: grau, dann schwach rosa. Zwei Burschen, der eine o-beinig, schlichen durch den Türrahmen und stürzten sich auf das Mädchen. Wortloses, dumpfes, zischendes, wildes Ringen im Stroh.

Vom untern Saum bis zum Halssaum riß das Hemd entzwei. Der Stall erbebte. Die Finsternis war dem fahlen Morgenlicht gewichen. Der O-beinige hielt des Mädchens Kopf und Schultern in das Stroh gepreßt.

Dann hielt der Andere sie fest für den O-beinigen. Höfer glotzte zu. Er stand noch nicht in diesem Leben und im anderen nicht mehr.

„Scheißkerle!“ rief sie gleichgültigen Tones den beiden nach und suchte und fand in der Stallecke ein altes, feuchtes Flanellhemd. Demütigung gab es für sie nicht. Sie war ein Geschöpf, das Krankheit nicht kannte, nicht viel dachte, nicht dumm war, Syphilis und Irrsinn ertragen konnte und ungebrochen auf das Schafott steigen würde.

Minuten später lag sie, getroffen vom roten Morgenlichte, wieder tiefschlafend im Stroh.

Fische, ohne Zutaten am offenen Feuer geröstet, und Brot war die Nahrung. Das Mädchen hatte viele Grundangeln im Wasser liegen. Das Brot stahl sie. Der Rest von Höfers letztem Gehalt war schnell weg.

Durch belebte Straßen zu gehen, wagte Höfer nicht: ihn kannten viele Menschen und als letztes Überbleibsel seines früheren Lebens lebte in ihm noch die Angst vor dem Verachtetwerden.

Er strich durch Vorstadtstraßen und Arbeiterviertel. Hier kannte ihn niemand. Hier verachtete ihn niemand. Hier bemerkte niemand seine Not. Hier war die nackte, nackte Not. Er sah die Menschheit, die er bekämpft hatte, und der sich anzuschließen seine Apathie ihn verhinderte.

Er sah Kinder, die in Müllkästen Speisereste suchten, wurde Zeuge von Plünderungen und blutigen Kämpfen. Sah die Hilflosigkeit in Waschkörben liegen, die, als Wiegen verwendet, zu Särgen geworden waren. Sah in dunkle Parterrestuben hinein, wo Familien leere Eßtischplatten anglotzten. Er trug sein zertrümmertes Leben durch zertrümmertes Leben.

Eines Tages bei frühester Morgendämmerung, unter der die Felder noch schwarzgrün lagen, taumelte er hungerschwach aus dem Stall und ließ sich, Augen geschlossen, den Abhang hinabgleiten in den Fluß, der lautlos seinen großen Bogen zog.

Das Land stieg mit grandioser Selbstverständlichkeit in das stärker werdende Licht empor. Dicht über dem Wasser standen kleine, flockige Nebelwölkchen, von der Morgenröte durchleuchtet. Mit wunderbarer Gebärde deutete der erste Sonnenstrahl über das dampfende Land.

REISE IN POLEN

von

ALFRED DÖBLIN

Lemberg

Aus dem provinziellen Lublin — mit einem ungeheuren Sternenhimmel empfing es mich, an einem grauen Mittag läßt es mich abreisen — nach Süden, nach Ostgalizien. Weite Wiesen und Ackerflächen kommen. Ein Glück im weichen Wagen allein zu sitzen, die Flächen um sich. Alles ist gemäht, es stehen Heuschaber, gelbgrüne Stapel. Kleine geweißte Häuser tauchen auf mit schwarzen Giebeldächern, Rudel von Häuschen mit grünen Moosdächern im Sonnenschein. Welche freundlichen Bilder. Eine Baumgruppe, hochwipflig, abgeschlossen, beschützt zwei Häuschen aus Holz; Hunde springen zwischen den Stämmen. Bisweilen wird die Landschaft von Seen und Tümpeln durchsetzt. Nach einer Stunde fahre ich durch dichten Laubwald, der steht grüngelb, braun und voll. Schwärzliche Kiefern, ganz junges Laub sitzen im Unterholz. Diese großen Wälder erscheinen oft und öfter, finstere massive Massen, unterbrochen von weiten Strecken, die nur einzelne Kiefern tragen. Auf den seltenen Feldern — der Wald wird gerodet — brennen rote Flammen und lagert blauer Rauch, von Kraut, Wurzeln und Astwerk. Das Stampfen des Zuges hört sich an, als galoppiert ein Pferd über Steine.

Wie geheimnisvoll es wird. Ich fahre riesige Strecken und überall aus den Feldern stechen die roten Flammen, geistert der blaue Dunst. Da fahren märchenhafte Bauernwagen im Wald, laden Holzstämme auf. Wie schaukelt man im Zug. Schlank jagt er vorwärts, rutscht und schießt von rechts nach links. Hügel, buntes Heidekraut. Nichts kann mich hindern, dies für eine deutsche Landschaft zu halten. Das ist die Provinz Sachsen. Ich fahre nach Norden, nach Hause. Und es hebt mich in ein freudiges Gefühl, und aufmerksam beobachte ich lange die Landschaft, erkenne sie wieder. Ach wie gut das tut. Ich fahre nach Hause. Möchte ich denn? Ja ich möchte. Ich gehe bald durch meine Straßen, sitze in meinem Zimmer. Ich sehe alles wieder. Was für eine wirre Landschaft liegt da hinten.

Es dunkelt. Im Wagen ist es heiß. Gestern um diese Zeit ging ich im gischenden Schneeregen durch Lubliner Straßen, saß in einer Schule unter niedlichen, plappernden Kindern. Und jetzt habe ich

die Illusion fest: es ist Erde, es ist Erde, wo gibt es polnische, russische, deutsche Erde. Es ist wahrhaftig dieselbe Erde, auf der ich gewachsen bin. Was hab ich mich fremd zu fühlen. Wenn es Nacht wird, werde ich im Zug durch das Dunkel brausen, und das wird die Erde sein, und die Luft, die dann vorbeisaut, ist die von überall, von Moskau, New York, Hindostan, Berlin, und wir sind von denselben Eltern. Die Funken der Lokomotiven glühen und wirbeln in der Dämmerung vorbei. Nur ganz nahe sehe ich Blattgrün an den Bäumen. Die Wälder, die nahen und fernen, haben sich geschwärzt, die Felder versinken braunschwarz. Das Licht der Kupeelampen, ihr Spiegelbild steht blendend in der Fensterscheibe, schwebt hell und heller über den weißlichen Himmel mit seinen finsternen Schlieren. Über eine riesige dunkle Bodenplatte fahren wir, Wege durchschneiden wir. Alle Farben, alle Farben hat die Dämmerung verdeckt. Etwas Graues, zunehmend dichteres, zusammenwachsendes Grau dehnt sich draußen, von oben angehellt. Jetzt schreiten schwarze Reihen belaubter Bäume durch das Grau. Wie glühend das Spiegelbild meiner Kupeelampe über sie hinschießt. Dann Lichter, Schornsteine durch die Landschaft. Der Zug knurrt, knarrt. Grelle Bogenlampen, wüster wehender Lokomotivendampf, Güterzüge mit Holz stehen auf den Schienen; Kinderrufen. Das Feld ist weg. Wann werde ich es wiedersehen. Was macht die Finsternis mit ihm. Reibend hält der Zug. Fünf Minuten. Der Zug zieht leise an, federt, erzittert, rollt. Was ist aus meiner Landschaft, den Feldern geworden. Hoch thront weißgelb das Spiegelbild der Glühlichtlampe. Und darunter, dahinter, draußen eine grauschwarze, gleichmäßige Masse.

Und nun und nun. Immer heller wird mein Lampen-Spiegelbild im Fenster. Über die Felder draußen fällt, huscht die breite Lichtmasse meines Wagens; die Querlinie der Fensterstange rinnt darüber, wie ein Finger, der die Felder berührt. Und jetzt, wie ich mich erhebe. Und jetzt, wie ich mich erhebe, taucht ein ungeheurer Schatten draußen auf mit Kopf und Mütze. Das bin ich. Ich noch einmal. Der Schatten liegt draußen auf den Wegen, fliegt gebrochen über ein Brückengeländer. Ich im Zuge und ich draußen. Ich erkenne mich. Ich gerate in eine geheimnisvolle frohe Stimmung. O die hellen Feuerfunken, prächtig. Tiefschwarzes Feld. Und wie Scheinwerfer brechen nach den Seiten die großen Vierecke der leuchtenden Kupees in die Finsternis ein, reißen sie im Augenblick auf,

wühlen unermüdlich vorwärts in der Luft und an der Erde, — ein Husch, ein unheimliches Wesen, ein überheimliches Wesen. Wagerrecht schießen die Funken vorbei. Weit draußen liegt eine mütterlich trüchtige Finsternis, eine Schwere, Lichtauslöschung besänftigter Art, aus der manchmal ein gelbrotes Lichtchen, der Umriss eines Häuschens blickt, wie ein Zeichen, ein Stimmchen. Es ist halb sechs. Da hause ich eingefriedet im Zug. Jaroslau, bald kommt Przemysl. Und ich werde sie nicht sehen, aber fühlen. Wie schön sich eine Stadt im Finstern ankündigt, mit feinen Lichtpünktchen, Sternen, die zittern.

Die Städte schweben vorbei. Nun hängt der ganze Wagen mit Gepäcknetz, Sitzpolstern, Koffern, breit und hoch aus dem Fenster heraus, nach drüben hin, und wird durch das schwarze Land getragen. Die Wand, diese spiegelnde Wand ist leicht und durchsichtig, Garben und Büschel der Funken sprühen durch ihr feines Gebilde. Wie der Zug rast im Finstern.

Und wie ich am Morgen in Lemberg durch die große Straße gehe, die jetzt Legionowstraße heißt, bleibe ich in einem ruhigen Atmen. Die Verstummung ist vorbei; man ruft deutsche Zeitungen aus. Es ist strenges Wetter mit Sonnenschein. Wieder passiere ich ein Minkiewiczdenkmal. Pathetisch hängt ein Engel an einer Säule; er kommt sehr unglücklich mit seinem Kranz die Säule herunter. Und Lederwarengeschäfte, Hutläden, Papierläden, große schöne Geschäfte, breite Straßen. Mein Herz geht auf. Schauerlich war Lublin: diese Armut, Enge, der Schmutz. Und wirklich: eine große Buchhandlung ist da, ein ganzes Schaufenster für den Verirrten, Suchenden, mit deutschen Büchern. Sogar die dummen Schmarren erfreuen mich. Und gleich kommen Musikalien: „Wenn ich dich seh, dann muß ich weinen“, „Wo hast du nur die schönen blauen Augen her?“ Es ist ein Wiedersehen. Das schwere Reiterregiment der modernen Bildung zieht auf: Dostojewski, Shaw. Ich mache einen großen Bogen um sie und halte mich an die schönen blauen Augen. Wer mag der Mann sein, der oben aus rotem Sandstein auf einem Stuhl sitzt? „Aleksander Fredro“ steht an dem Denkmal. Die Botschaft hör’ ich wohl, allein —. Er muß schon lange tot sein, denn er hat keine Stahlfeder, sondern einen Federkiel, eine Gänsefeder zum Schreiben in der Hand. Er sieht, wie er dasitzt, bedeutungslos aus wie ein Schriftsteller. Ich denke: die Feder und

der Name hätte genügt. Mit dem Stuhl, auf dem er sitzt, hat er sicher nicht geschrieben. Aber den Stuhl laß ich gelten. Der Stuhl gehört zu einem Schriftsteller, ist sein Organ wie der Sitzschwanz bei den Affen. Wenn alle Eigenschaften erblich wären, würden sicher allmählich die Kinder von Schriftstellern mit einem Sitzschwanz oder Stuhlhöckern am Gesäß geboren werden. Über den Minkiewiczplatz schallt Musik. Man bläst erstaunlich unpolnisch, nämlich schlecht. Der pralle Kapellmeister paradiert mit Stock und Silberkugel vor dem Militär, hinter ihm die Blech-bums-trara-kapelle. Und weiter die Flucht uncharakteristischer Nutzbauten der Großstadt.

Abends über die Legionowstraße. Enorme Lichtfülle, Taghelle. Weiter hinten stehen Lampen in der Luft; man sieht nicht ihre Ständer; groß und dicht hängen Glocken in einer Lichtmasse beieinander. Darunter wimmelt an dieser rechten Seite der Legionow ein Schwarm von Menschen auf dem breiten Trottoir vor strahlenden und mondänen Schaufenstern. Große schlanke Polen sind es, junge dunkle Gesichter, in modern geschnittenen Mänteln, spitzen Schuhen. Drüben im alten russischen Polen waren die Frauen elegant, pikant; hier sind es die Männer. Diese Geschäfte zeigen auch massenhaft Herrenartikel, sehr feine Dinge. Damen gehen vorbei, weich und nett, fraulich; Österreicher Art. Das ist ein merkwürdiges Ding, das mir vor Augen tritt: die Russen haben einen aktiven Frauentyp geschaffen, die Österreicher dies gezähmte unansehnliche Haustierchen, Susannchen im Pelz. Andere Männer stecken dahinter, andere Moralen. Hier kokettieren die Männer, äugeln und werben; schmücken sich, fast damenhaft. Sie spielen den Hahn. In Warschau schlich die Frau als Katze herum, markierte das Wildtier; die erotische Atmosphäre war stärker gespannt; der Mann kämpfte gegen die Frau, war auf der Hut. Komödie rechts und links, sonderbar verschiedene Realität.

Gewirr, Geschiebe auf der Legionow. Zwei Menschengeschlangen, ein Triebriemen, der am dunklen Ende der Straße umschlägt. Die Lichtfülle sammelt die Menschen an und die breiten Reihen schwimmen geradeaus, suchen sich mit den Blicken, greifen mit den Blicken nacheinander, saugen Lebendigkeit auseinander. Eine Schaufreude, Genuß durch die Augen: die Erregung fließt mit Blicken zu und strömt zur anderen Seite. In einem wirklichen Spannungstrom schwimmen diese Menschen; jeder Zukommende verliert sein Persönliches, unterhält das Strömen.

Juden beiseite in Gruppen und Haufen, in schwarzen und braunen Velourhüten, die steifkrämpig sind, oft gekniff, oft bloß eingedrückt. Manche tragen um diesen Hut Pelz; das ist der barocke Strejmel. Die meisten Juden, die hier gehen, sind europäisiert. Ihre Sprache bringen sie laut hervor. Ältere tragen die Hände auf dem Rücken, latschen im Strom leicht gebückt. Manchmal bleibt einer gestikulierend stehen, wird weiter geschoben. Die Gesichter fast aller Menschen, die hier gehen, sind wohlgenährt.

Was denk ich plötzlich an Warschau? Mir wird wehmütig. Ja, was ist das für ein Wesen, das ich hier in meinen Kleidern, auf meinen Schuhen herumtrage, was für ein wechselndes Geschöpf. Ich denke an die Kirchen in Warschau, wie die Weiber und Männer saßen, an Wilno, wo eine alte Frau von morgens bis abends vor einer Kirche saß; sie war blind, man hatte sie da hingestellt und nun sang sie; gar nicht schlecht sang sie. Bauern kamen im Gewühl, mit bunten Halstüchern; einer trug in einem Sack auf dem Rücken quietschende Ferkel; keiner beachtete ihn. Und dann die ärmlichen Frauen, die im Gehen ihre Kinder stillten. Ob es hier Märkte gibt? Ich habe bis jetzt in Polen nur ruhig beobachtet. Ich war Auge und Ohr und schweigender Hintergrund. Mir ist ganz selten die Neigung zu einem Urteil gekommen. Wenn mich einer fragte: „Wie gefällt Ihnen dies und dies?“, so wußte ich keine Antwort; ich war bedrückt von der Leere, die in mir bei dieser Frage entstand. Jetzt gehe ich hier und könnte, und möchte, beinah: ich muß antworten. Diese Europäer, diese halben und ganzen, diese schaurig farblosen. Das muß ich antworten. Ich fürchte schon: es wird hier Cafés geben, man wird Literatur treiben, man wird von Tagore sprechen.

Und nach einer Stunde erfüllt es sich. Ich stehe vor einer Tür und sehe: „Café Warszawa“. Mein Verhängnis läßt mir keine Ruhe; ich muß hinein. An der Drehtür stehen sehr geputzte Fräulein; an dem Verkaufstisch neben ihnen sitzen zwei ältere Damen. Ein Fräulein greift nach meinem Rockkragen, heftet mir eine grüne Nummer an, 494. Man sagt mir auf deutsch: es wird für Kranke und Genesende gesammelt. Ich zahle. Und denke finster: „Es wäre besser, ihr sammelt für euch selbst.“ Es ist ein großes Café. Im Mittelteil wird unter schwatzenden Menschen konzertiert, rechts führen Stufen zu einem Leseraum. Ach, daß ich nicht her müßte. Ich möchte gar nicht. Ich bin schon so, so verzweifelt. Wie ich diese

plappernde alberne Musik hasse. Vielleicht hätte ich sie heute morgen liebevoll gefunden. An der Tür die Mädchen, die rotblusigen im Bubikopf, betriebsam, aufgeregt: leeres Blattwerk. Nun läßt sich ein älterer Herr und eine Dame an meinem Tisch nieder. Er setzt sich den Kneifer auf, liest eine Zeitung. Sie schaukelt die großen Brillanten an ihren Ohren. Er gibt ihr über die Zeitung zu verstehen, daß 120 Slotys für das Objekt billig sei; der Termin sei übrigens verschoben und wo anders koste es 200. Die starken Glühbirnen an der Decke mit den verschattenden Glasbehängen sind gemacht worden, um diesen Menschen Licht zu geben, um ihr Beieinandersein zu erhellen. Für sie werden Kohlen, uralte zerpreßte Holzstöße, unter große Kessel geworfen, verbrannt. Was wird aus dem Wasser darüber? Es sprudelt, zergeht in flüchtigen Dampf auf, der spannt. Wirbelnde Dynamos stehen in Hallen, mächtige geheimnisvolle elektrische Kräfte werfen sie aus, man führt sie an Drähte, da rutschen sie in Bruchteilen von Sekunden hin, hierher, in das Café, werden Licht, — wofür, für wen? Für das hier. — Ach, es erfreut sie, ich will nicht ungerecht sein. Sie bewegen sich, die Menschentiere, sie atmen, sterben im Licht. Ich will Kleinigkeiten nicht übertreiben, Kleinigkeiten. Sind es Kleinigkeiten?

Der Mann mit dem Kneifer an meinem Tisch legt seine Zeitung hin, zählt das Geldbündel durch, das ihm seine Frau mit den Brillanten gegeben hat. Die Musik hat einen süßen, sehr alten Wiener Walzer angefangen. Wenn ich sehen würde, daß sie zittern, daß sie sich freuen. Sie sitzen sachlich beieinander. Ihn freut das Geld nicht. Er packt es, hat es, steckt es ein. Er ist Kälte, Härte, Verschlussenheit. Erstarrung, Tod. Wie stolz war das, was ich bei den armen mißachteten Chassidim sah, bei dem Mann, der in seiner Hütte auf dem finsternen Warschauer Hof saß, von den Speisen sprach, die etwas Geistiges wären: „Ihr denkt wohl, Ihr eßt und das ist alles?“

Mein Gott, ich mag diese nicht. Es ist nichts mit ihnen. Bei den Armen an der Peripherie Lublins bin ich. Bei dem Bauer, der in der Kathedrale Warschaus ausgestreckt wie ein Kreuz am Boden lag, das Gesicht aufgedrückt. Bei den Katholiken, die sich in Lublin ihre Universität errichtet haben, und den jüdischen Frommen, die nicht weit davon auf der Lubartowska ihre Hochschule, ihr Bollwerk bauen — wenn ich auch nicht weiß, ob sie es werden halten können. Jetzt gehen die beiden Mädchen von der Drehtür, auch die blonde im weißen langen Schal. Und wie sie vorbeigeht — Pelzbesatz an

dem schwebenden Rocksaum, schnippisches junges Gesicht —, sehe ich, daß Gottes unendliches großes Leben in ihren Gliedern fließt, ihre Augen bewegt. Nur weiß sie und wissen die anderen nichts davon. Sie verkaufen nur weiße und rote Zettelchen von Tisch zu Tisch. Ich will nicht. Ich bin erfüllt davon. Ich bin entschlossen dazu. Immer wieder der Wiener Walzer. Ich will nicht. Sie singen ihn im Saal mit; ist denn eine Seele, ein Herz in ihnen. O Graus, o Jammer in der Welt.

Du, du in mir, immer wieder entweichendes, immer wieder auftauchendes Du in mir, was suchst du hier. Wie unwürdig ist der Ort für dich. Warum verirrst du dich so viel, du stummes geknechtetes Ich, das von früh auf schon alles ahnte, wußte — und doch alles falsch tut. Das von dem Großen, Geheimnisvollen weiß und es immerfort im Lebendigen und Toten sucht. Wo bist du, wie eingekapselt hältst du dich. Was bist du anders als ein Lichtlein, das ich mitbekam und mit meinen beiden Händen vor dem Auslöschen bewahren muß. Immerfort dringst du durch meine Gedanken wie Fett durch ein Blatt Papier. Du strafst mich, aber nicht genug — auch wenn ich jetzt leide, nicht genug. Was alles, was alles, was alles habe ich dir abzubitten.

Ich habe keine Tränen. Wenn ich welche hätte, sie würden jetzt von mir laufen. —

Die Restaurants sind österreichisch. Das Roastbeef, das man mir mittags vorsetzt, ist zäh auf westliche Art. Im russischen Rayon war das Essen eine Festlichkeit mit Musik. Hier wird betrieben sachlicher Fraß zwecks Bauchfüllung. Sie lesen Zeitungen mit dem Löffel in der Hand, essen Feuilletons.

Erschütternd wirkt die Judenschaft der Legionow auf mich. Da finde ich die lebendigen gespannten Mienen, die suchenden Blicke, das Herumhorchen — die Art der Schacherer, Schieber, Spekulanten. In ganzen Scharen, in hellen Haufen, als ganzes Regiment stehen sie da. Ein Grauen ist diese Straße. Sie fordert heraus wie eine einzige schwarze Börse. Wer sie durchgeht, weiß, was Lufthandel, unproduktive Arbeit ist, und was die feindseligen Worte von Parasiten, Schmarotzer bedeuten. Niemand, der es mit diesem Volk gut meint, wird versuchen, hier etwas zu beschönigen. Daß dies entstehen konnte, zeigt, wie schief, unglücklich, und gefährlich für sich und seine Umgebung das Judentum wirtschaftlich liegt. Das ist

der Effekt einer jahrhundertlangen Politik. Eine Sackgasse. Eine physische und wirtschaftliche Degeneration, die man gedankenlos herbeigeführt hat. Die Führer haben die Pflicht, sie hier herauszuholen. Der Anblick dieser schauerlichen Judenstraße muß sich in ihr Gehirn einschneiden. Und die sollen sich an die Brust schlagen, die sie hier hineingejagt haben.

In den Hausfluren sehe ich Männer stehen. Zwei blicken sich erregt an, gestikulieren, schelten. Am Rinnstein tritt eine Gruppe zusammen in modernen Gamaschen, mit feinen Spazierstöcken; einer von ihnen fertigt höhnisch und unter dem Beifall der anderen einen älteren ab, der im Kaftan voller Mörtelreste gebeugt nicht antworten kann. Vor dem Hotel Bristol sammeln sich welche, einige mit Rotbärten.

Diese Stadt heißt Lwow, Löwenberg und Lemberg, Berg des Leo, nach dem Sohn eines Ruthenenherzogs Danillo. Der lebte im dreizehnten Jahrhundert. Tatarische Plünderungen gingen über das Land. Nach hundert Jahren nahm der große Polenkönig Kasimir die Feste, zerstörte sie und baute in der Nähe das Lemberg von heute. Die Stadt wurde ganz polnisch. Sie wurde ein Völkerzentrum. Wer durch die Straßen geht, sieht es. Es gibt am großen Ringplatz eine russische Straße, eine Armenierstraße. An dem schönen Platz selbst, in dessen Mitte ein prächtiges Rathaus steht, stoße ich unter den alten feinen Häusern auf eins eines venezianischen Gesandten. Die Stadt war zwischen Osten und Westen Stapelplatz und Umschlagort. Spagnolische Juden, Sephardim, kamen herauf von Süden und ließen sich nieder. Dann deutsche Kolonisten und andere Völker, den Waren und dem Gewinn folgend. Eine walachische Kirche schließt die Russenstraße ab. Drei Erzbischöfe hat noch heute die Stadt. Einer ist der armenische, der so arm ist, daß ihn reiche Armenierabkömmlinge, Grundbesitzer, die ganz polonisiert sind, unterstützen. Der andere, neben dem römisch-katholischen, ist der griechisch-katholische, der der Ruthenen oder Ukrainer. Und das ist ein Kapitel für sich. Der kranke Erzbischof, selbst nicht sehr politisch, war vor einiger Zeit in Amerika, soll gegen Polen agitiert haben. Als er zurückkehrte, vor etwa zwei Jahren — er wollte nach Lemberg —, dirigierte man seinen Waggon nach Warschau. Er mußte nach Verhandlungen mit dem Vatikan eine Loyalitätserklärung unterschreiben.

Kasimir der Große hatte die Burg Danillos zerstört und dies neue

Lemberg gebaut. Aber die Ukrainer erkennen das polnische Faktum Lemberg nicht an. Das ukrainische Volk lebt zerrissen zwischen Russen und Polen und es tritt keine Ruhe ein. Ich spreche mit Männern in der Stadt. Ich bekomme den Eindruck eines heimlichen, aber furchtbar intensiven Völkerkampfes. Es gibt ukrainische Zeitungen in der Stadt; eine stellt man am Ringplatz her. Wie ich zufällig eine Nummer fasse mit den russischen Buchstaben — sie sind entstanden aus dem Altgriechischen; ich kann die meisten lesen; dahinter steht noch das alte Byzanz; jeder Buchstabe muß sie an Konstantinopel erinnern —, wie ich die Zeitung ansehe, hat sie eine ganze Spalte — nichts. Die Stelle des Leitartikels ist weiß; Zensur wie im Krieg. Eine leere Spalte, die enorm orientiert. Ich spreche einige. Sie haben starke Sympathie für Deutsches und Deutschland. Aber schrecklicher, blinder, dumpfer Haß, ein ganz animaler Haß auf die Polen spritzt aus vielen dieser Ukrainer. In den einfachen meisten lebt, scheint mir, mehr ein rubiges Gefühl von Fremdheit gegen die Polen. In Gebildeten das Gefühl der unterdrückten Nation; die bemühen sich Nationalgefühl auf kulturellem Wege zu wecken. Ich kann nichts nachprüfen von dem, was mir erzählt wird. Ein Attentat auf einen polnischen Staatschef wurde vor einiger Zeit auf der Legionow verübt. Man faßte einen Juden. Es soll aber ein Ukrainer gewesen sein, und daß man streng mit ihnen verfährt und daß sie heimlich oder offen dem polnischen Staat opponieren, glaube ich. Viele von ihnen sollen im Gefängnis sitzen, die besten Köpfe im Exil. Mir begegnen manche, ruhige langsame Männer mit scharfen glatten Gesichtern, schwarzen Augen, glatten schwarzen Haaren. Sie machen einen bäuerlich biedereren Eindruck, sind zurückhaltend. Eine lebhaft westlich-moderne Mittelstadt ist Lemberg, Geschäftigkeit und Frieden ist in ihren Straßen. Und da ist es ein sonderbares Ding, auf das man plötzlich gestoßen wird. Diese Stadt liegt in den Armen zweier Gegner, die sich darum reißen. Im Hintergrund und unterirdisch wühlt Feindschaft und Gewalt. Die Provinz, das östliche Galizien, soll nur wenig von Polen durchschossen sein; Beamte und Militär sind polnisch, das Volk ukrainisch, in Dörfern und Städtchen auch jüdisch. Die Polen setzen aber polnische Kolonisatoren in das Land aus, Soldaten, Invaliden; es sind nicht viel. Und darum wollen die Polen, sagen die Gegner, keine ukrainische Universität in Lemberg, weil sie die ukrainische Überflutung der Stadt fürchten. Die Überflutung, die, wie die Ukrainer glauben, doch kommen wird. Es ist heimlicher

und offener Krieg, schlimmer als der frühere Irlands gegen England. Denn hier läßt sich Land und Volk räumlich nicht voneinander abgrenzen; sie sind ineinander verschoben, und obendrein beleben eben jetzt erst die Ukrainer ihr Volksbewußtsein, im Kampf, und die Polen suchen es, zur Wut und zum Schmerz der Ukrainer, abzuschwächen, oder gar zu negieren.

Ein ukrainisches Nationalmuseum steht in der Mochnatzkistraße, ein einfaches Gebäude, hinter einem Vorgarten. Der griechisch-katholische Erzbischof hat es vor dem Krieg gestiftet. Da ist viel geistliche Kunst. Heiligenbilder, Meßgewänder, Kirchenleuchter. Ein Weltgericht auf eine Holztafel gemalt mit massenhaft naiven Figuren. Eine altslawische Bibel. Ikone mit Goldgrund, darauf wundervoll liebliche und strenge Frauen. Die Gesichter der Heiligen sind stereotyp, haben große tote Augen. Bunte chuzulische Leuchter aus Holz hängen an der Decke. Es gibt uralte Khilime. Die Kunst des Webens dieser Teppiche ist polnisch? Nein; ist von Osten mit den Tataren hergekommen. Unterschiede zwischen alter russischer und ukrainischer Malerei werden mir demonstriert; ich seh sie nicht oder sie scheinen mir nicht groß. Ich verstehe, die Ukrainer wollen sich abgrenzen auch von den Russen; das Russische soll detaillierter sein, das Ukrainische einfacher. Das meiste dieser religiösen alten Malerei ist Tempera auf Holz. Eine kleine Ausstellung moderner Ukrainer Malerei schließt sich an: Graphik, Scherenschnitte mit archaischen Zügen, zarte Tatalandschaften.

Aus österreichischer Zeit hat die Stadt ein ukrainisches Gymnasium mit Öffentlichkeitsrecht. Die Gedanken drehen sich immer um die ukrainische Universität in Lemberg. Sie lassen ihre Söhne nicht in Lemberg studieren, um nicht Präjudiz zu schaffen. Es gab eine geheime ukrainische Universität hier; sie ist unter den Verfolgungen aufgefliegen. Prag, wo Emigranten sitzen, hatte eine, jetzt nicht mehr. Man hatte den Plan in Krakau der polnischen Universität einen ukrainischen Torso anzugliedern. Das mochten die Ukrainer nicht; sie würden sich losgerissen von ihrem Volk fühlen, das sie unterstützt; die ukrainischen Professoren im Exil lehnten ab. Als der polnische Außenminister in Genf die Universität hier versprach, mußte er den Passus im Protokoll streichen lassen; polnische Protestversammlungen in Lemberg drohten. So unversöhnlich stehen sich die Völker, oder ihre Führerklassen, gegenüber.

Ich fahre aufs Land, sehe diese ukrainischen Männer, Frauen, ihre Kinder. Ein außerordentlich kräftiger Menschenschlag, anthropologisch reich an Typen. Die Familien haben viele Kinder. Massenhaft bäurische Zwergwirtschaften und die Tendenz zu proletarisieren. Sie besetzen das Land; auch in einer Anzahl der Städte, wie Stanislaw, Kolomea, Drohobicz, stellen sie die Mehrheit gegenüber Polen und Juden. Gering der Prozentsatz ihrer Intellektuellen, stark aber der Auftrieb der Bauernsöhne zur Bildung. Ihre Geistlichkeit ist sozial radikal und nationalpolitisch. Die Geistlichkeit ist die Avantgarde der politischen Bewegung, wie einmal bei den Polen. „Was ist eure Religion?“ Die griechisch-uniierte. Im Ritus ist sie griechisch wie bei den Russen, Messe, Gesänge in altslawischer Sprache, Predigt ukrainisch. Sie erkennen den Papst an, haben das Dogma der Katholiken. Weil sie ihre Nation auf die Beine stellen wollen, kämpfen sie heftig um ihr Schulwesen. Der Westliche kann sich schwer hineindenken in solche junge Volksepoche, wo die Schule eben als Organ des Volkes geschaffen wird. Ich besuche in einer Kleinstadt eine private ukrainische Mittelschule. Sie hat sieben Klassen, zweihundertdreißig Schüler, davon ein kleiner Prozentsatz Mädchen. „Wer sind die Männer, an denen ihr die Kinder ukrainisch bildet?“ Die Lehrer nennen mir — im Gegensatz zu den Polen sprechen sie überraschend gut deutsch und sind über deutsche Verhältnisse gut orientiert —: einen Epiker Kotliarewski, er lebte Ende des achtzehnten Jahrhunderts, einen Lyriker Taras Schawtschenko, einen Polyhistor Iwan Franko. Neben Polnisch und polnischer Geschichte — ein Bild des heutigen polnischen Präsidenten hängt an der Wand —, lehren sie nationale Geschichte zur Weckung des völkischen Bewußtseins. Ein „Pädagogischer Landesverband“ spannt sein Netz über ganz Ostgalizien.

Langsam gehe ich mit einem dieser schwerfälligen ernsten schicksalsschwangeren Menschen spazieren. Er sagt mir, der Lehrer: „Es ist ein Unglück mit meinem Volk. Der gute Boden ist hauptschuld an allem. Er gibt zu viel her . . . Ein mageres Land, ein nordisches, wo man schwer ringen muß, bringt härtere Menschen hervor, mit mehr Raschheit, Entschlossenheit, Willen.“ Die einen drängen zum Boden, die anderen wollen weg davon. Sie haben schöne und höchst eigentümliche Kirchen. In Drohobicz treffe ich zwei, eine kleinere und eine, von der man mir erzählt, sie sei Hunderte Jahre alt. An ihr haftet die Legende, sie sei aus der Südukraine auf Wagen auseinandergenommen hergebracht worden, wahrscheinlich als Gegen-

geschenk gegen Naphtha. Das ist ein ganz außerordentlich schönes braunschwarzes Holzbauwerk im Süden der Städtchens, ganz im Freien. Ich glaube den Leuten, daß Amerikaner ihnen das ganze Gebäude abkaufen wollten.

Drei Türen springen mit Zwiebelkuppeln vor, ganz aus gebogenem Holz. Wie Pagoden wirken diese Türme und flachen Dächer. Unten führt eine Holzgalerie herum. Mit grünlichen Holzziegeln ist alles gedeckt. Ein freier Glockenturm mit Zwiebelspitze steht daneben. In den kleineren Kirchlein ist der Altarabschluß, Ikonostas, ganz mit Aposteln und dem Leiden Christi bemalt. Der scheunenartige Raum hat keine Bänke; viele Kreuze und Kerzen an den ärmlichen Wänden.

Wie ich diese Schule gesehen und alles gehört habe, bin ich niedergedrückt. Die Jungen und Mädchen lernen ukrainische Geschichte. Ich habe gesehen, wie sie in den jiddischen Schulen jüdische lernen, in den polnischen polnische, in den deutschen deutsche. Es ist etwas Schauerliches. Sie drängen nach denselben westlichen Bildungsquellen; daneben lassen sie überstolz ihre Sprache traben und grenzen sich und ihre Geschichte ab gegen die anderen. All die hundert kleinen Sprachen! Und Geschichte. Ich weiß, wie „Geschichte“ gelehrt wird: Größenwahn wird mit Unwissenheit gekoppelt. Ich weiß, wie „Freiheit“ gelehrt wird: mit Haß auf den Nachbarn. Es gibt aber noch Religionen, die fragen nicht nach „Volk“, „Nation“, und haben eine andere Gemeinschaft. Es gibt noch andere Gemeinschaften als die nationalen. Es ist ein frecher Hochmut, das, was man nationale Gemeinschaft nennt, unbesehen an die Spitze aller zu stellen. Die Freiheit, die man hier predigt, wird so oft durch die Art, wie man sie predigt, feindlich anderen ebenso wichtigen Freiheiten. Ich mag nicht die Nation um ihrer selbst willen. Was soll der Körper mit schlechtem Blut. Man soll nicht verschleiern: die Nationen sind durch vieles zerklüftet, und was sie zerklüftet, sind andere wichtige Gemeinschaften. Hier in den Schulen sitzen sie jetzt, Ukrainer, Juden, Weißrussen und wer noch; ihre Völker sind zerrissen, man läßt sie sich nicht entwickeln, wie sie wollen und müssen. Und nun wird vieles schief und falsch; sie kapseln sich ein, sind seelisch überheizt: statt Freiheit zieht man in den Schulen Kampf und Leidenschaft.

Der alte Staatsbegriff verträgt sich nicht mit dem heutigen Selbstbestimmungsrecht der Völker. Öfter habe ich das Gefühl: der Staat ist eine höhere Einheit als die Nation. Aber in solchen Völker-

winkeln wie hier geht es überhaupt nicht mit dem alten „Staat“. Man muß zu losen Föderationen und praktischen Arbeitsgemeinschaften kommen. Wie schwierig hat es Polen. Es ist ein Jahrhundert völlig unterjocht gewesen. Der Nationalgeist hat es erhalten. Jetzt zeigt es, — wie verständlich — ein Übermaß davon und eine Überempfindlichkeit im Nationalen. Und gerade Polen, von Minoritäten, Wirtschaftskalamität, starken Nachbarn bedrängt, muß, um stabil zu werden, zu klugen und modernen Lösungen kommen. Es wird nicht anders stabil. Historische Erinnerungen werden leicht zu Wahnideen. Der Auseinandersetzung mit Rußland wird man nicht entgehen. Bündnisse sind gut, Geographie ist besser. Eine natürliche Symbiose der Völker hier muß sich anbahnen, in loseren politischen Formen als heute.

Ostgalizien ist in polnischen Händen. Das ukrainische Volk ist zerrissen. Die Irredenta ist zum Greifen da. Der Plan Pilsudskis, den Knoten zu lösen, die ganze Ukraine in Polen aufzunehmen, mißlang. Jetzt steht drüben im Russischen eine ukrainische Sowjetrepublik, ein Torso, der nach nationaler Ergänzung ruft. Die Ukrainer, die ich spreche, wollen ihr Mutterland, aber: „Das Land drüben ist in den Händen von Sowjetrußland. Die Ukrainer werden hüben und drüben unterdrückt. Die Kommunisten wollen das Land sich selbst nicht regieren lassen.“ Da ist die „Proletariernation“ auf dem Marsch. Ein neuer Nationalitätsbegriff entwickelt sich in der Wirtschaftsepoche.

In die Straßen Lembergs kehre ich zurück. Da finde ich steinerne Zeugen vom Kampf der Polen und Ukrainer. Es sind — jüdische Ruinen. 1918, beim großen Zusammenbruch der Mittelmächte, rückten die Ukrainer ein, hinterher die Polen, die in den Kämpfen Sieger blieben. Zwischen Bahnhof und Postgebäude spielte sich der Kampf ab. Das Postgebäude sehe ich, die schmale Kopernikusstraße entlang gehend; es ist neu, ein modernes gewaltiges Gebäude, das man eben bezieht, auf den Trümmern des alten zerstörten gebaut. Als die Ukrainer sich nicht mehr halten konnten, öffneten sie die Gefängnisse. Die Gefangenen gingen zu den Polen über. Die waren schwach, nahmen, was sie bekommen konnten. Und nach dem Abzug der Ukrainer erfolgte, was diese Streitigkeiten bekannt gemacht hat: der polnische Angriff auf die Lemberger Judenstadt, in der zweiten Hälfte des November. Das Lemberger

Pogrom ging einher mit der Ermordung von etwa siebzig Juden, Plünderung, Einäscherung zahlreicher Judenhäuser. Die Juden waren keine Kriegspartei, mischten sich in die ukrainisch-polnische Debatte nicht ein. Vermutlich geht es ihnen, argumentieren sie, bei jeder Entscheidung schlecht. Man erzählt mir, sie haben sich völlig zurückgehalten. Es werden gerade darum auf beiden Seiten, bei Polen und Ukrainern, über sie ängstliche, gehässige und alarmierende Gerüchte verbreitet worden sein. Und als die Polen Sieger blieben, hat ihnen die städtische Gehässigkeit noch mehr zugetragen. Man war im Krieg, und was Truppen gegen parteiübergreifende Zivilbevölkerung dutzendmal taten, taten die Polen. Sie schlugen zu. Rachsucht für Ertrunkenes, Plünderungsneigung liegt Truppen im Blut, noch dazu Truppen, die nicht in fester Hand und zusammengewürfelt sind, wie die polnischen. Stadtbevölkerung beteiligte sich. Die Schar der Toten liegt auf dem jüdischen Friedhof. Man kann da ihre Gräber sehen. Aber ein anderes Denkmal ist in der Stadt sichtbar, eins, wie es schrecklicher und erregender nirgends errichtet wurde: die eingäscherten Häuser. Sie stehen noch wie damals, als sie das Feuer und die Plünderung losließ. In Lemberg gibt es eine Feuerwehr. Ich frage einen Ansässigen, wo die Feuerwehr war, als es brannte. „Ich sah auf der Legionow, daß es hinter dem Theater brannte, und ging nach dem Theater zu. Da hielten Züge der Feuerwehr. Am Markt und weiter hinten standen Häuser lichterloh in Flammen. Ich war ganz erstaunt, begriff nicht, was das sein sollte: hier steht die Feuerwehr und da brennt es, immer neue Häuser. Schließlich komme ich in eine Unterhaltung mit einigen Feuerwehrleuten. Da sagen sie: „Ja, wir würden schon löschen gehen, aber wir können nicht, wir dürfen nicht. Die Plünderer und Brandstifter drüben haben Gewehre und schießen, wenn man herankommt. Was sollen wir tun. Die Feuerwehr riskiert sich selbst, wenn sie näher fährt.“ Es war Krieg, Revolution. Die Bestialität konnte sich offenbaren.

Die wimmelnde Legionow liegt da. Ich werfe an diesem Spätnachmittag einen Blick auf die schöne breite Mittelpromenade. Zwischen den Baumreihen erhebt sich ein phantastisches Reiterdenkmal.

Denkmal und Kuppelbauwerk des Theaters machen die Promenade residenzlich. Unter einem Baum der Promenade bleibe ich minutenlang. Er hängt voller gelber Blätter; die sind dürr, geschrumpfelt und gerollt, flattern an Stielen. Der Wind ist nicht stark, kann sie noch nicht abreißen. Und nun drehen sich die Blätter in der

Luft, ein Flirren, Winken, Wirbeln, Zappeln, ein Zerren an den Stielchen. Ab und zu findet eins Ruhe landet sanft auf der Erde. Aus der Luft aber kommen ungeheure Krähenzüge. Tausende schreiende Tiere tauchen aus der Höhe herunter, verteilen sich in Gruppen, ziehen Kreise übereinander, winden sich spiralig hoch. Manchmal kommen sie außer Sicht, dann strudeln sie wieder über die Promenade. Ganz schwarz wird es oben, sie erheben ein heftiges Geschrei. Ich habe, wie sie in den kolossalen Haufen anschwärmen, das Gefühl, es ist Ungeziefer. So dicht, beängstigend nahen sie. Und wenn ein Einzeltier sich ablöst und noch näher kommt, sehe ich nicht die Krähe. Dies Wesen mit ausgebreiteten Flügeln, schwarz, das sich gleich in den Zug mischt, aus dem dämmrigen Himmel herabsaust, ist etwas Unheimliches von Tier, ist Tier, Lebendigbewegliches, sich mir Näherndes, mich Anfallendes, Gefährvolles. Wer schickt das gegen mich her? Jetzt schwimmen sie zu Hunderten nebeneinander, die schwarzen Körper, wie in einer durchsichtigen Gallerte. In Massen steigen sie auf und ab. Wenige Menschen auf der Promenade blicken hoch.

Das Theater passiere ich, ein Markt ist zur Rechten. Und da nähere ich mich dem furchtbaren Denkmal der Kämpfe und Tobsucht von 1918. Hinter dem Stadttheater, der gutgepflasterten, gutgepflegten Legionow mit ihren eleganten Geschäften, den Denkmälern, den Autos, elektrischen Bogenlampen, Hotels, fängt ein Morast an. Meine Stiefel überziehen sich mit Lehm. Dies ist, mit einer kribbelnden Masse von Händlern, Kleinhändlern, Kleinsthändlern, Herumlungerern, Schnorrern die Judenstadt. Der Krakowskiplatz erweitert sich; er steht voller Holzbuden. Rechts nimmt seine Seite ein repräsentatives weißes Haus ein mit großen gebogenen Fenstern. Treppen führen hinauf. Und gegenüber die ersten Ruinen. Neben einem einstöckigen Backsteinbau ist ein Haus verwüstet zusammengebrochen. Durch Feuer oder andere Gewalt ist es demoliert bis auf die roten Grundmauern; Mörtel und Schutt zwischen ihnen. Das Nachbarhaus zertrümmert im Oberteil; im Parterre sind noch die Läden bewohnt. Zwei erhaltene Häuser und wieder ein klägliches mit zerrissenem Obergeschoss. Mächtige Querbalken sind in die Flanken einiger Häuser eingepflanzt, um sie vor Einsturz zu schützen. Ein schmales zweistöckiges Haus treffe ich, ist innen völlig ausgebrannt, vor sechs Jahren. Es hat Risse in der Front, zeigt wie gebrochene Augen seine zersprungenen Scheiben. All dies

läßt man hier verwesen an der offenen Luft. Die Besitzer blieben ohne Abfindung für die Schäden; sie geben kein Geld für den Abriß; — und wofür abreißen, wenn man nicht aufbauen kann. In den Markt münden kotige, mit Abfall beworfene Gassen. Ihre alten finsternen jämmerlichen Häuser bewohnen Menschen, dicht beieinander. Aber da hat sich wieder ein Haus zur Ruine hingeworfen und ist zersprungen, aufgeplatzt, klappt mit bunten Tapetenfetzen, Holzböden, Deckenresten. Schräg fällt eine Ruine ab: elementar wie ein Gletscher mit der schwarzen Moräne rutscht sie herunter; das war eine ganze Gruppe von Häusern. Vorn an ihrem Abfall haben sich Kramläden eingepflanzt. Wie in Warschau gibts eine Smociastraße. Auf beiden Seiten sinken Brandruinen in die Erde. Einen Riesenschutthaufen — es war ein großes Haus — hat man roh mit einem Zaun umzimmert; Zimmerhöhlen öffnet er nach der Straße. An einer Stelle aber ist der Zaun durchbrochen und ich sehe, wie Bettler mit ihren Kindern, Säcke auf dem Rücken, da einsteigen, den Schuttberg erklimmen, mit Stöcken suchen, noch immer suchen, nach sechs Jahren. Papier, Steintrümmer rollen von dem Berg. Ein einsames Haus ist erhalten, dann stehen zwei Straßenecken sich gegenüber, gewesene Ecken. Es sind wüste grauerregende Ruinenmassen, mit bloßgelegtem Hauseingeweide. Bis auf die Füße sind diese Häuserecken zerbrochen. Und schaurig gegenüber, durch den Straßendamm getrennt, ein Einbruch, als hätte hier ein Bombardement gewirkt. Ohne Zaun, seinen ganzen Morast, Trümmer, Bröckel, Staub entleert es auf die Straße, als hätte der Treffer es eben berührt. Dieses Haus, offenes Häusergrab, dient zum Mülleimer der Nachbarstraßen; sie kommen, Frauen und Kinder, schütten Kehrriecht aus. Auf dem Markt stehe ich. Bosnikastraße, — Trümmerhaufen, wieder Trümmerhaufen. Juden gehen überall herum, europäischgekleidete und ein fremdartiger Schlag, in schwarzem Kittel mit kolossalen geringelten Schläfenlocken, das bärtige Gesicht selbstsicher vorgestreckt, das Kinn vorgeschoben, den Gürtel um den Leib.

So leben die drei Völker in Lemberg zusammen, nebeneinander: Polen, die Stadt beherrschend, aufmerksam, lebendig, die Besitzer, — Juden, vielspältig, versunken und abweisend, oder misstrauisch, sich wehrend, rege, zum Leben erwacht, — Ukrainer unsichtbar, lautlos hier und dort, zurückhaltend, jähzornig, gefährlich, trauernd, die Spannung von Verschwörern und Aufführern um sich.

APHORISMEN

aus dem Nachlaß von

FRANZ KAFKA

Im Kampf zwischen dir und der Welt sekundiere der Welt.

Man darf niemanden betrügen, auch nicht die Welt um ihren Sieg.

Es gibt Fragen, über die wir nicht hinwegkommen könnten, wenn wir nicht von Natur aus von ihnen befreit wären.

Die Vertreibung aus dem Paradies ist in ihrem Hauptteil ewig: Es ist also zwar die Vertreibung aus dem Paradies endgültig, das Leben in der Welt unausweichlich, die Ewigkeit des Vorgangs aber macht es trotzdem möglich, daß wir nicht nur dauernd im Paradiese bleiben könnten, sondern tatsächlich dort dauernd sind, gleichgültig ob wir es hier wissen oder nicht.'

Theoretisch gibt es eine vollkommene Glücksmöglichkeit: An das Unzerstörbare in sich glauben und nicht zu ihm streben.

Er frißt den Abfall vom eigenen Tisch; dadurch wird er zwar ein Weilchen lang satter als alle, verlernt aber oben vom Tisch zu essen; dadurch hört dann aber auch der Abfall auf.

Wir sind nicht nur deshalb sündig, weil wir vom Baume der Erkenntnis gegessen haben, sondern auch deshalb, weil wir vom Baume des Lebens noch nicht gegessen. Sündig ist der Stand, in dem wir uns befinden, unabhängig von Schuld.

CÄSAR UND NAPOLEON

von

STEFAN ZWEIG

Ave Georg Brandes! Gruß und Ehrfurcht dem großen Meister, dem Ahnherrn unseres Geschlechts! Wer kann seine Taten zählen, die vor einem halben Jahrhundert ruhmvoll begannen mit den „Hauptströmungen der Literatur“, dieser ersten wahrhaft europäischen Geschichte unseres europäischen Geistes, und bis in unsere jüngsten Tage

durch unermüdliche Arbeit schöpferisch ergänzt wurden? Nur mit Erschütterung vermag man es heute (schon ganz als eine Legende) zu lesen, wie Nietzsche vor vierzig Jahren ureinsam in Deutschland steht, verschmachtet nach einem einzigen Wort des Zuspruchs oder des Verstehens und keiner, kein einziger antwortet ihm. Und plötzlich kommt ihm Kunde von Norden, jene Botschaft, die er gar nicht zu glauben vermag: ein Professor, ein wohlbekannter ordentlicher Professor kündigt auf der Universität zu Kopenhagen ein Kolleg an über den „tyske filosofier Friedrich Nietzsche“. Erschütternd ist die rührende, die taumelnde, die halb noch ungläubige Freude des Einsamen zu lesen in seinen Briefen und schon um dieses Glücks willen, das er vor vierzig Jahren über den gewaltigsten Geist unseres Jahrhunderts so rauschhaft hingegossen, sei uns Georg Brandes' Name für alle Zeiten aller Ehrfurcht und Bewunderung wert.

Aber diese Epoche, wo der Jugendliche, der Mann als erster klar erkannte, sie ist längst Vergangenheit, fernliegende, menschenalterweite Vergangenheit und er ist noch immer unter uns als der Lebendigste, der Arbeitsamste, der Wissendste: das ist ein Wunder ohne gleichen. Nun, auf jener Höhe des Alters, die selten einem Menschen zu erreichen gegeben ist, schenkt uns der Achtzigjährige, der Drei- und achtzigjährige noch Werk auf Werk und sie sind — rühmen wir es nur als Wunderbares, als Ereignis! — voll aller plastischen und bildenden Kraft. Im vergangenen Jahre war es sein „Voltaire“, dies Bildnis des klaren, durchdringenden Geistes, die Biographie der Intellektualität, die durch die Fülle ihrer Ideen, die sinnvoll geordneten Tatsachen zur Bewunderung zwang: in diesem Jahre ist es der „Julius Cäsar“,* ein Monumentalbild der heroischen Natur, das auf tausend enggedruckten Seiten — auch die Arbeit, die bloße technische Arbeit des Fleißes fordert Ehrfurcht! — mit der großen Gestalt eine Welt, das ganze Rom des Übergangs und Untergangs kolossalisch, wie ein ungeheures Fresko uns vor Augen führt. Hier ist nicht wie in Gundolfs gleichzeitig (bei Georg Bondi, Berlin) erschienenem Buche nur ein Charakter bildnerisch gestaltet, sondern die ganze Zeit dramatisch entrollt: am Ende seines Lebens überschreitet dieser großartige Greis noch die Grenzen der Literatur, die bishin sein Revier gewesen und wird Darsteller der Geschichte: denn eine ganze Epoche ballt sich schicksalhaft um die Folie dieser einen Gestalt. Die Grundwerke Mommsens,

* Erich Reiß Verlag. Zwei Bände.

die Kulturschilderungen Guglielmo Ferreros, die Forschungen der französischen und deutschen Kriegswissenschaft sind darin durchfiltert und geklärt zur **Essenz des Geschehens** und — mit Leidenschaft gesehen, aber einem entschlossenen Willen zur Gerechtigkeit — ehern die Statue des größten Römers als dauerndes Standbild in eine führerlose Epoche, in die Zeit der anonymen und verworrenen Energien gestellt.

Cäsar ist für Georg Brandes das Symbol des Herrschers, der im Politischen wie im Militärischen wie im Psychologischen gleich überlegenen Kraft, der Typus des berufenen Machtmenschen, und tatsächlich ist sein Name (Cäsar, Kaiser, Tsar) noch für zweitausend Jahre das Sinnbild jedes Imperiums geworden. Er ist der Künstler der Realität, der Formfinder der Staatsidee, die zusammenfassende plastische Natur, die alles Zersprengte, widereinander Wirkende in ihrer eigenen Kraft aufhebt, die strahlende Dominante aller Dissonanz. Ganz im Gegensatz zu seinem geliebten Shakespeare, empfindet Brandes den Machtwillen eines Cäsar als höchste Moral, sein Herrschertum als einen Akt vollkommener Sittlichkeit und nimmt seinen Mördern, dem Brutus und Cassius, jeden Nimbus republikanischer Ethik, jenes von Plutarch und nach ihm von Shakespeare so spartanisch gewandeten Römertums. Für ihn ist Cäsar der erste und einzige, der der Größe Roms geistig gewachsen war, der nicht wie jene den provinziellen, rückschrittlerischen, partikularistischen — ich möchte sagen: quäkerhaft-puritanischen Auffassungen staatlicher Kleinwelt lebte, sondern einem Ideal des Imperiums, der Weltbindung durch überlegene Idee jene Gestaltung gab, die Napoleon dann noch einmal zweitausend Jahre später Europa aufzuprägen versuchte. Wie jener braucht und sucht er die Macht um der erhabensten Idee, um der Vereinigung willen: gemessen an solchen Naturen, die eine Unendlichkeit in sich tragen, wirkt die in der Irdischkeit unvermeidliche Unzulänglichkeit, der Partikularismus der Staaten, Völker und Gedanken als eine Anomalie, die sie mit ihrem Dasein zunichte machen wollen. So verwirklichen sie in sich selbst, in ihrem Wesen, ehe in der Realität, schon die Zusammenfassung aller Kräfte, und alle Vielfalt der Welt erscheint in ihnen geeint als Natur.

Darum wirken solche heroische Standbilder mehr wie als bloß historische Darstellungen großer Persönlichkeiten: sie wirken ethisch und mahnend als plastisch erneute Versinnlichung der großen versäumten Augenblicke der Menschheit. Nur scheinbar sind Cäsar oder Napoleon bloße Episoden der Geschichte: in Wahrheit sind sie der

Pegel, der Wasserstrich, an denen die höchste Erhebung der staatlichen Idee und andererseits die höchste Vollendung der politischen Persönlichkeit gemessen werden kann. Ihr Untergang ist immer eine Art Katharsis, immer wieder der Augenblick, wo der Stein, den der Sisyphus der Menschheit schon bis fast zur Höhe hinaufgebracht hat, ihrer Hand wieder entgleitet. Und dann kommt immer eine lange Nacht, eine lange Mühe, ehe die Menschheit wieder aus ihren Tiefen sich einen neuen Menschen dieser Kraft schafft, der aus dem Gestaltlosen die Gestalt in die Höhe bringt.

Cäsars Gestalt, von Georg Brandes nun so plastisch erleuchtet, ist nur eine Figur aus diesem ewigen Heldenkampf. Und darum ist es ein Glücksfall, daß gleichzeitig in der deutschen Welt die Gegen-
gestalt sinnlich sichtbar wird, die Napoleons durch das Meisterbuch Emil Ludwigs (Ernst Rowohlt Verlag). Mit Glück, großer Begabung und bewunderungswürdigem Fleiß hat Ludwig hier die Methode, der wir sein außerordentliches Lebensbildnis Goethes verdanken, auf Napoleon transponiert, die Methode, alle Darstellung auf das Menschliche zu reduzieren und das Werk (oder im Falle Napoleons: die Tat) à travers le temperament, einzig also durch die produktive Natur zu gestalten, nicht aber die Produktion selbst kritisch oder exegetisch zu verfolgen. Die Geschichte der Schlachten, der Verträge, der Edikte wird hier bewußt vernachlässigt, ebenso wie die Silhouetten der Nebenfiguren zugunsten des rein Charakterologischen: dadurch strahlt alle Leuchtkraft gleichsam von innen, immer ist das schöpferische Zentrum von Napoleons Wesenheit belichtet, niemals die reflektierende Peripherie der Zeit. Ohne von der Wahrhaftigkeit der Tatsachen abzuweichen (im Gegenteil, immer hindrängend auf die äußerste Wahrhaftigkeit des Charakters) wird das Werk als eine Seelengeschichte höchster Art durchaus Dichterwerk und was Dumas seinerzeit an Lamartines „Geschichte der Girondisten“ rühmte (einem heute unglaublicherweise ganz vergessenen Meisterwerk: aber es wird wieder auferstehen!), daß sich hier „Geschichte lese wie ein Roman“, das gilt für Ludwigs Werk im großartigen Sinne. Möchten doch unsere deutschen Autoren endlich einsehen, wie töricht, wie arm alle die jetzt so üblichen historischen Romanklittereien mit ihren gefälligen Tatsachenarrangements sind gegenüber einer wirklich dichterischen Biographie, um wieviel reiner, ethischer die Wirkung eines Werkes erscheint, das lieber innen den Einklang von Welt und Wesen sucht, als in flüchtigen und angeblich „poetischen“ Kombinationen. Ein Werk

wie das Emil Ludwigs, an dem ich schon den ungeheuren sachlichen Fleiß bewunderte, der aus einem Chaos von Berichten, Relationen und Darstellungen eine reine, klare und sparsame Lebenslinie schafft, ist auch sprachlich, dichterisch und psychologisch eine Leistung, die alle jene romantischen Klittereien aufwiegt: starker Sinn für das Heroische, Leidenschaft für große Ideen geben ihm (obwohl es sich bewußt nüchtern gibt) einen hinreißenden Schwung, und ich kann mir denken, daß es auf eine ganze Generation so befeuernd wirkt, wie einst Lamartines Girondisten, die ja 1848 geschaffen haben. Daß gerade ein Geist wie der seine, der so lange der Versuchung des Ephemerem unterlag, in zwei Werken wie dem „Goethe“ und nun dem „Napoleon“ sich zu klarsten Formen gefunden hat, sollte beispielgebend auf eine Jugend wirken und ihnen wieder zeigen, was Brandes in den sechzig Jahren seines wohltätigen Wirkens schon vordem erwiesen: daß auch das Individualistische und Einmalige sich nicht anders begreift und formt als durch die Urmächte aller wahren Darstellung, durch langsam eindringende Einfühlung, durch Ausblick über alle Horizonte und durch jene leidenschaftliche bildnerische Geduld, die ja immer und einzig das Urgeheimnis aller heroischen Gestaltung bedeutet.

AUSFLUG

von

BENVENUTO HAUPTMANN

Nach Amsterdam fuhr ich mit dem dreimal in der Woche verkehrenden Luxuszuge Berlin-Hoek van Holland. Auf dem verhältnismäßig leeren Bahnsteig der Friedrichstraße ging mit eiligen Schritten ein Beamter hin und her. An einer Stange trug er eine Holztafel, auf der die Tatsache des herannahenden Zuges auch für Ungläubige zu lesen stand. Die Ungläubigen bilden auf Bahnhöfen und in mit Eisenbahnschem zusammenhängenden Einrichtungen eine eigene Kaste: es sind diejenigen, die immer auf dem falschen Bahnsteige sich befinden, genau wissen, wann der Zug abgeht, jedoch jeden erreichbaren Schaffner danach fragen, was nicht hindert, daß sie der Kenntnis des gesamten Bahnpersonals in tiefster Seele mißtrauen. Schließlich

landen sie, nach Irrwegen, bei dem Vorsteher selbst, der ihnen „versichert“. Beim Einlaufen des Zuges erfaßt sie aber doch ein Taumeln der Furcht, denn nun sind sie überzeugt, in den Unrichtigen zu steigen. Mehr gestoßen und gezogen, als freiwillig schreitend, werden sie verfrachtet, sitzen bebend im Kupee und freuen sich auf den nächsten Schaffner. Ich bewunderte aus diesem Grunde die Psychologie der tafeltragenden Beamten, denn mit gewaltiger Stimme sang er den Schlachtruf selbiges, was auf der Tafel zu lesen war, wiederholend: „Luxuszug Berlin-Hoek!“ Wie warm ums Herz wurde dem Zweifler, stimmte es also wirklich, war er recht gegangen, galt es aber vielleicht doch für den ganzen Bahnhof, oder meinte der Rufer hier diesen Bahnsteig? Wer kann es sagen?

Im Kupee war ich allein, unter Mahagoni begraben, auf Polstern aus schönem, gemustertem Stoff. Es knarrte wohligh und roch neu um mich her. Ein Gefühl tiefster Behaglichkeit überkam mich. Zu wiederholten Malen wusch ich mir in meinem anschließenden Waschraum die Hände. Ich schrieb an meinem Schreibtisch. Das rhythmische Klingen der Schienen steigert das Daseinsgefühl. Die Ferne scheint sich zu öffnen, und es ist so, als ob man Stromlinien von allen zauberischen Orten der Erde zugleich in sich aufnähme. Ich weiß nicht, ob jeder Reisende es empfindet — aber ich fühle mich im Zuge froh und gesammelt, mit diesem Rätselvollen in der Stimmung, das an die Wirkung eines schönen alten Weines erinnert.

Ich war mit R. zusammen. Gestern abend. Das Erlebnis habe ich heute früh noch nicht ganz überwunden. Ich sehe die Sonne sozusagen durch Schleier, die Grachten atmen Gift — mein Ohr gellt — ich versuche festzustellen warum, ja plötzlich, klar sehe ich das Wort: „Ziehharmonika!“

In Laaren hatten wir uns gelangweilt, es war auch kühl und der Tanzplatz liegt im Freien. Heulende Jazzbands — aber doch nicht so, wie die Ziehharmonika — aus den Tiefen der Hölle steigt es herauf, Nacht, gellend, nach Verwesung stinkend, menschliche Schönheit vernichtend — das Verbrechen!

„Wollen wir nach Amsterdam zurück?“ Ich nickte. Der Wagen glitt durch die Nacht, die Luft war mit Feld- und Moorgeruch erfüllt. Kühe sahen monumental wie Felsen aus. Gebüsch zischte vorüber, die Nebel stiegen über den Kanälen, stärker wurde das Rauschen der Nacht, das Auge eines Hundes erstrahlte grün im Scheinwerferlicht. Fernher ein Blinkfeuer — unsere alte Heimat: das Meer. Ein

Lichtsee am Horizont rückte näher, Amsterdam, und, so ist Holland, schon sind wir mitten in der Stadt. Ein Platz — die Bar!

Helles Licht strömt uns entgegen, neckendes Gekreisch, übertönt von Gelächter überall. Ich werde dann immer verlegen, der Drang mich zu setzen, wird schmerzhaft. Auf hohen Stühlen hocken Frauen, verlockend häßlich, wehe dem, der sie ansieht, wie ein Bienenschwarm stürzen sie sich über ihn, Schmeichelhaftes lispelnd, die Schönheit seiner Brieftasche in tönender Erregung preisend. Eingeweihte üben sich nur im witzigen Wortgefecht, worauf breites allgemeines Lachen quittiert, der betroffene Witzbold nickt vielsagend, geheimnisvoll, stolz.

Drückend ist die Atmosphäre, R. sieht sich veranlaßt aufzuseufzen. „Ja, der Zeedyk,“ sagt er dann, und der Whisky in seinem Glase verschwindet, „du weißt, ich war da, im Verbrecherviertel, unheimlich — aber — wen sie gern mögen, der ist bei ihnen sicher, du bist im Bilde, nicht wahr? Reine Persönlichkeitsfrage, Fluidum der Sympathie.“ Dann folgten endlose Beispiele, ich gähnte, lächelte. Eine kindliche Freude überkommt mich über kurz alles, und das profunde Wissen spricht aus meinen Zügen, ich, der ruhige, prachtvolle Beobachter. „Wollen wir hin jetzt?“ tönte die Stimme R.'s neben mir. „Natürlich jetzt, gleich, mit dem Auto,“ versetzte ich, „Wahnsinn!“

„Ist Joël Jansen noch offen?“ „Wer“, fragte ich, sah aber, daß R. den Kellner ansprach. Dieser nun „Joël Jansen — heute nicht“. Sein Gesicht wurde listig bis lustig, „er ist seit dreiviertel Jahren wieder im Gefängnis!“ Das klang überzeugend. Ich stellte Erwägungen an! Wieder schlug, diesmal durch gedämpfte Musik, die Stimme R.'s an mein Ohr: „Hast du Lust — Joël Jansen ist gutmütig — du wirst viel sehen — ich übergebe ihm immer meine Brieftasche.“ „Verkürztes Verfahren, hältst du dir vielleicht auch kleine Diebe aus langer Weile? Villers, du weißt!“ Er wußte nicht, wir lachten unmäßig.

Ich wurde bearbeitet: „Das, was du glaubst, ist es nicht, mein Lieber, vollkommen ohne Gefahr natürlich, sozusagen mehr eine Verbrecherschau für harmlose Fremde.“ Das überzeugte mich, ich war nun bereit, sogar mit dem Wagen hinzufahren. „In den Zeedyk“, wandte sich R. an den Chauffeur. „Wohin?“ gab dieser zurück. „Zeedyk, mit dem Auto?“ Meine Skepsis kehrte wieder: „R., sei vernünftig, sage mir, wo du hinfahren willst, ist es ein Lokal, Tanzbude, Kabarett?“ „Zu Joël Jansen!“

Sonderbar, diese Antwort machte mich stumm und unruhig zugleich. Einmal glückte es ihm, vom Zeedyk zurückzukehren — heute nacht

könnte ein dummer Zufall — „Joël Jansen ist doch im Gefängnis?“ sagte ich zu R. „Warum also?“ „Eben, wir fahren nur durch diesen Stadtteil“, antwortete er hartnäckig.

Wir fuhren durch das nächtliche Amsterdam. Diese Stadt ist unheimlich bei Nacht. Die Gassen sind voller Menschen — redend, gestikulierend, an Italien erinnernd und doch wieder nicht. In Italien durchdringt man die Häuser, Mauern und Stadtteile. Man fühlt sich erwärmt, der Anker ruht sozusagen in den lieben offenen Herzen der Menschen. Hier aber ist es stockig, kalt, lauernd und trotz Menschenfülle — einsam. Chinesen tauchen auf, weiß beleuchtet, verschwindend. Eine kreischende Eheszene spielt sich auf der Straße ab, Menschen stehen herum — Schiffer — Matrosen, hetzen, rufen und lachen. Vorbei — Mit verminderter Geschwindigkeit geht es weiter. Hie und da ein Polizist. Da plötzlich vor der Einfahrt einer schlecht erleuchteten Gasse, Gruppen von zehn bis zwanzig Polizisten, wie schwarze Flecke. Der Chauffeur wandte sich um: „Der Zeedyk!“

An den Mauern der engbrüstigen schwarzen Häuser brach sich der Schall des Motors — dumpf, regelmäßig und leise. Oft versuchte ich dieses sonderbare Gefühl zu definieren, was mich überkam, als wir uns in der Gasse befanden und der letzte Ausblick in freier liegende Straßen und Plätze hinter uns verschwunden war. Es roch moderig und nach Fusel. Ich könnte mir denken, daß ein Taucher bei Beginn einer gefahrvollen Bewegung ähnliches empfindet, während er in die Tiefen hinabgelassen wird. Wir befanden uns beide in der seltsam prickelnden, kohlensäurehaften Erregung, die eine Situation hervorruft, deren Gefahr man plötzlich überblickt, aber den Rückzug als abgeschnitten betrachten muß.

Dieses war der Fall. Die Gasse war von der linken Seite zebra-mäßig mit Schlaglichtern aus den Kaschemmen beleuchtet. Der quäkend sentimentale Ton der Ziehharmoniken, vereint zu einem dämonischen Orchester, drang aus diesen Destillen. „Typisch, nicht wahr?“ sagte R. mit blassem Lächeln. Es war Notwehr gegen die schwer lastende Atmosphäre. Die Gestalten häuften sich, wie schwarze Schemen um das Auto drängend. Leider waren wir dadurch gezwungen, langsam zu fahren, so daß es zu spät war, als ich R. vorschlug, nicht halten zu lassen. Wir hielten. Zu beiden Seiten standen sie auf dem Trittbrett, umringten uns, Kerls, schwarz im Gesicht — mit schwarzen Tüchern um den Hals gebunden, die Jacke

auf dem nackten Körper, die Brust mit einem Wald von Haaren bedeckt. Zigaretten dampften, Zigarrenstummel, Pfliffe ertönten, Rufe und Fragen. Was wir hier wollten? „Joël Jansen“, antwortete R. Warum das? dachte ich mir. Er wußte doch, daß Joe (wie er allgemein genannt wird) im Gefängnis war. Ich ärgerte mich, denn ich ahnte, daß dieser Joë vielleicht nicht mehr säße, auch machten mich die Ziehharmoniken toll. Unaufhörlich gellten sie.

„Joël Jansen will er sprechen, gleich, gleich!“ — schrien Stimmen durcheinander. „Ist er da?“ frug ich verstört. „O Gott, er kommt dort tatsächlich an“, sagte R. schwach. Ich drehte mich schnell um und sah nun etwas, das einer gewissen Grandezza nicht entbehrte: die riesige, um unser Auto gepreßt stehende Menschenmenge teilte sich, und ein Raunen ging durch die Gaunervisagen, das nach Hochachtung klang: „Joël Jansen, Joël Jansen!“ Dann lauter: „Joël Jansen!“

Auf unseren Wagen zu schritt bedächtig ein Bär, wie mir schien, ich sah jedenfalls noch nie etwas quadratisch Riesenhafteres. Vor uns stand Joël Jansen. „Wie geht es dir, R.“ sagte der riesige Joe in Holländisch-Deutsch, er erkannte ihn gleich. „Kommt mit ins Restaurant, wir werden lustig sein!“ — „Nein“, flüsterte ich R. zu. — „Unmöglich!“ zischelte er, „er schlägt uns tot, wenn wir ihm nicht folgen!“ — „Reizend“, war meine Antwort. „Warten Sie hier und fahren Sie auf keinen Fall weg!“ gelang es R., dem Chauffeur noch leise zu sagen.

Dann Händedruck mit Joël Jansen.

Ziel unserer krampfhaften Bemühungen mußte nun sein, verzweifelt bieder zu wirken. Wir sprachen sehr laut, kratzten unsere Köpfe, klopfen treuherzig auf die Schultern des gewaltigen Joe und blickten linkisch-verbrecherisch. Was wollten wir anders tun? Jeden Vorschlag begleiteten wir mit überlistigem, lauerndem Augenzwinkern. Die Glastür der Destille, vor der wir gehalten hatten, wurde durch die Faust unseres gefährlichen Freundes aufgeworfen. Ein kahler Raum von beträchtlicher Größe, rechteckig, nahm uns auf. Brutales, elektrisches Überlicht verletzte die Augen, rechts ein Ausschank, links hinten in der Tiefe ein roh gezimmerter Holztisch. An der Wand entlang lief eine Bank. Den Abschluß des Raumes bildete in der Tiefe eine Tür. Holzboden hallte wider von unseren Schritten, gähnende Leere, nur in der Mitte ein düsterer Geselle, mit der Ziehharmonika auf dem Schemel hockend. Der Wirt hinter dem Schanktisch nahm malitiös grinsend Bestellungen für Bier entgegen.

Hinter uns, den Ausgang versperrend, schritt der gigantische Joe. Wie eine Herde Schafe trieb er uns gewissermaßen vor sich her, an dem Ziehharmonikاسpieler vorbei — und — meine Befürchtung schien berechtigt — auf die geheimnisvolle Tür im Hintergrunde des Lokales zu. Zum Überfluß fiel mir auch noch eine Schauergeschichte aus Whitechapel ein, die einem Freunde von mir zugestoßen war, und mit einem bedenklich ähnlichen Auftakte begonnen hatte. Diese Tür, nein, lebend würde ich nicht über die Schwelle treten. Dahinter war Grauen. Ich sah die faulenden Treppen, ein stinkiges Zimmer, ein von Wind und Wetter verwestetes schmutziges Fenster, das Sofa mit miasmenreichem, rotem Stoff überspannt, Löcher darin. — Die grünliche Gracht, die an den Häusern entlang schleicht, ist geduldig, nimmt kritiklos alles in ihre schleimigen Tiefen. — Häufig verschwinden Menschen im Zeedyk.

Nein — immerhin, ein Meter sechsundneunzig Zentimeter ist nicht zu verachten, und das war ich, nicht er, der Joe — das stärkte mich, und entschlossen setzte ich mich in die Ecke hinter den Holztisch. R. folgte, und vor uns saß Joël Jansen. Der nackte Hals glich einer Säule und ging unmittelbar in den Kopf über. Dieser schien nicht umfangreicher zu sein, als der muskelvibrierende Nacken. Das Gesicht war grau und in ihm war Gutmütigkeit mit gefährlichem Schwachsinn vereint.

Sofort fiel mir bei näherer Beobachtung der übernatürlich erregte Zustand des Mannes auf. Er hatte getrunken. Wie er uns grinsend mitteilte, zu Ehren seiner Entlassung aus dem Gefängnis. Dann plötzlich: „Aber schöne Kleider habt ihr beide an — die Schuhe kosten Gulden, viel Geld!“ Er rückte näher, ich sah R. bleich werden, die Ziehharmonika setzte direkt an meinem Ohr mit urwelthaftem Schreien ein, Bier wurde verteilt. Eine alte Frau suchte erotische Beziehungen über den Tisch hinweg mit mir anzuknüpfen. Ihre magere Hand griff nach meinem Haar. Ich warf mich rückwärts, Bier ergoß sich über meine Kleidung. Heiseres Gelächter überall. Nun erst fiel uns auf, daß sich inzwischen das Lokal mit Gestalten gefüllt hatte, die mit seltsam beängstigender Ruhe zwei tanzenden Paaren scheinbar zusahen, in Wirklichkeit aber uns musterten.

In den Augen eines jeden lag dieser Ausdruck des geistig Abnormen, der zu drohen schien: „Wir sind Schwachsinnige, verantwortlich seid nur ihr in der schönen Kleidung!“ Dann wirkten sie wie Tollhäusler der Abteilung für Ruhige. Nun wieder erinnerten sie mich

an einen Bericht aus dem türkisch-griechischen Krieg, wo in Smyrna Offiziere, mit Steinen um die Füße gebunden, ins Meer geworfen wurden. Als Taucher dort arbeiteten, fanden sie eine stille Schar auf dem Meeresgrund, aufrecht stehend, glotzend und langsam hin und her sich wiegend. Nun sahen sie uns mit kreisrunden Augen an — tranken, starrten — tranken wieder und starrten wieder — sprachen wenig.

Unerträglich wurde die Spannung. „Der Chauffeur soll herein-kommen“, sagte Joel. Dieser weigerte sich. „Schickt doch das Auto weg, bleibt hier die Nacht, wir gehen oben auf Bude, dort hört uns keiner — ich bestelle Frauen, ihr seht heute nacht den ganzen Zeedyk! Schickt doch den Wagen weg. Ich werde ihn wegschicken.“

Um Joël von seinem Vorhaben abzubringen, verstrickte ihn R. in Fragen. „Was macht Erna? Weißt du noch — aber sehr hübsch. Und der kleine Deutsche? Mit dem schiefen Gesicht? In Argentinien? So, aha.“ O Gott, ihm ging der Gesprächsstoff aus. Wieder rückte Joël Jansen näher — um uns hatte sich auch die lebende Mauer zusammengezogen. „Ich schicke jetzt das Auto weg — wir wollen auch bald weiter.“ Eigensinnig und gereizt klang die Stimme des Riesen. Jetzt galt es. R. sah mich ratlos an. „Ich bestehe darauf, daß wir jetzt versuchen, zum Auto zu kommen, sonst — — —“, sagte ich wieder leise zu R.

Der Gedanke kam mir zuerst und R. griff ihn geschickt auf. „Höre, Joël“, sagte ich laut, „heute können wir nicht mit dir gehen. Wir sind verpflichtet, müssen fort. Wir wollen eine Zeit ausmachen, uns im Zeedyk zu treffen.“ „Nein, heute muß es sein“, sagte mißtrauisch der Riese. Ich tat, als ob ich nichts hörte, und fuhr fort: „Paßt dir also morgen, hier, Mitternacht, in diesem Lokal?“ (und dann mit starker Betonung) „Wir werden pünktlich sein, sei du auch pünktlich!“ Joël starrte wieder auf unsere Schuhe, diese glänzten verführerisch und schienen ihn in seinem Entschluß, uns dazubehalten, zu bestärken. „Ach was, gar nicht verpflichtet, in Nacht“, gab er von sich in bizarrer Sprachenmischung aus Deutsch-Englisch-Holländisch. „Wir müssen ins Doelen“, antwortete R. schnell und unvorsichtig. Die gleichen Gedanken gingen filmartig durch unsere Köpfe: sie könnten uns zurückhalten im Zeedyk bis zum Eintreffen eines nicht zu gering zu bemessenden Lösegeldes.

Mit hörbarem Ruck stand ich auf, schob den Tisch entschlossen beiseite, mir Mühe gebend, möglichst ruhig zu wirken. Da schwieg

auf einmal die Ziehharmonika, und es entstand im Raume die tiefste Stille. Ich merkte, daß aller Augen auf mich gerichtet waren. Ich fühlte, daß jetzt der gefährlichste Augenblick gekommen war. Die Männer mußten sich nun darüber einig werden, ob sie uns mit unseren gefüllten Brietaschen, unseren Anzügen und Schuhen ins Doelen ziehen lassen sollten oder nicht.

Durch das Schweigen bewegte ich mich mit abgemessenen Schritten, gleichgültig schlenkernden Armen, gekniffenem, gaunermäßig in Falten gelegtem Gesicht, dem rettenden Ausgang entgegen. Ich mußte mich dabei durch die Anwesenden drängen. Das Schweigen hielt an, bis ich die Türe erreichte, auch noch als ich sie öffnete. Nachdem ich sie hinter mir geschlossen hatte, gellte drinnen wieder die Ziehharmonika auf.

Die Nachtluft belebte mich, ich sah wieder den alten geliebten Sternenhimmel. Wie ein Verdammter kam ich mir vor, der von Christus aus der Hölle errettet wurde. Bleierne Müdigkeit überkam mich. Mich beunruhigten nicht mehr die den Wagen noch umlagernden Gestalten. Ich wartete auf R. Hin und wieder wurde ich angebettelt. Töne der Ziehharmonika drangen an mein Ohr, das geheimnisvolle Summen einer Stadt bei Nacht schläfernte mich ein.

Nach längerer Zeit öffnete sich die Türe des Lokals. Schlechte Luft und ein dichter Rauch schlug mir entgegen. Stimmengewirr ertönte von innen. Aus der Tür trat Joël Jansen, den keulenhaften Arm über R.'s Schultern gelegt. Wie eine Suite einen König umgibt und begleitet, so folgten die seltsamen Menschen aus der Kneipe dem Führer Joël Jansen. Mit dem Reste seiner gespielten Treuherzigkeit drückte R. Joël Jansen zum Abschied die Hand. Schon im Abfahren rief er ihm neckisch zu: „Auf morgen Mitternacht also!“

Wieder glitt der Wagen geräuschlos durch die Gassen, wieder wurden wir von den Schlaglichtern aus den Kaschemmen übergossen, gleicher Zeit nahmen die schrillen Töne der Ziehharmoniken zu. Seltener wurden Schlaglichter und Musik, die Gassen breiter. Wiederum die Gruppen von Polizisten. Eine Welle von Ziehharmonikatönen traf uns noch besonders stark und kurz — dann verstummte alles.

Heller wurde die Straßenbeleuchtung, der Verkehr brauste wieder heran. Straßenbahnwagen, erleuchtete, fuhren laut klingelnd vorüber. Die Scheinwerfer der Automobile stachen in die Augen. Hupen, Rasseln, Knallen, Lärm und Leben um uns überall. Der gespenstische Zeedyk war versunken.

R. und ich trafen uns im Restaurant S. den Tag nach unserem Erlebnis.

Das Restaurant S. liegt an einer Gracht. Herein kommt man durch den Küchenorraum. Dort liegen aufgestapelt — „ihn blendet des Goldes Glanz, es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllet ihn ganz“ — auf Holzblöcken die riesigen, öltriefenden Rheinsalmschnitten, die von einem Mann, ganz in Weiß, mit scharfem, langem, dünnem Messer tranchiert werden. Mächtige Natives werden knackend geöffnet, Holzkübel mit Eis gefüllt herbeigeschleppt. Die verschiedensten Fische gereinigt und ausgenommen und, last but not least, liegt rotschimmernd der Hummern mächtiges Heer.

„Nach England fährst du also“, sagte R. „Ja, besonders, um London wiederzusehen. Ich habe nämlich immer in Amsterdam das Gefühl der moralischen Verpflichtung, nach England hinüber zu schlendern.“ „Hm“, sagte R., „mir fiel eben ein, ob es nicht standesgemäß wäre, noch etwas Tolleres als gestern zu unternehmen, da wir einmal im Zug sind?“

„Also fliegen wir nach London!“

Einige Minuten später betraten wir das kleine Holzgehäuse der „koninklijke Luchtvaart Maatschappij“. Wir hatten Glück, denn eine Maschine sollte am nächsten Morgen nach England überführt werden, so daß wir ein Flugzeug für uns alleine bekamen. Der Start wurde auf elf Uhr nächsten Vormittag festgesetzt.

Den nun folgenden Nachmittag und Morgen bis zum Abflug befanden wir uns in hysterischer Erregung. Ständig befeuchtete ich meinen Finger und prüfte den Wind. R. behauptete, das sei alles Unsinn — ich protestierte. Der Himmel bewölkte sich. Ich will nicht sagen, daß wir Angst hatten, nach England zu fliegen, aber eine gewisse Nervosität war in uns, die auf der Tatsache basierte, daß die Luft noch weniger mit Balken angefüllt ist, als das Wasser. Ich gestehe sogar, daß die Wolken mich heimlich freuten und ich deswegen zu R. mit Nachdruck äußerte, daß mir schiene, als ob morgen kein Flugwetter sein würde.

Das „Morgen“ kam! Als ich, aus tiefem Schläfe erwachend, blinzeln die Augen öffnete, stach die Sonne peinlich hell durch die Vorhänge. „Was“, dachte ich bei mir, „Sonne, gutes Wetter, fliegen, — oh es wird ein schöner Flug.“ Ich seufzte. R. kam herein. „Ich bitte dich, mach schnell, es ist halb neun. Um elf müssen wir starten. Mit der Landmaschine können wir nicht über das Meer fliegen, wir

müssen also über Belgien, Calais, Folkestone.“ „Das klingt ja unbeschreiblich“, versetzte ich. „Wollen wir nicht vielleicht in Happaranda unseren Tee einnehmen?“

Es stürmte also doch, als wir im Auto nach dem Flugplatz bei Amsterdam herausfegten. Hier wurde das Auto vom Winde förmlich geschüttelt, die Sonne verschwand, die Bäume bogen sich zur Erde, eine graue Regenböe zog über das Feld. „Der Sturm hat übrigens etwas nachgelassen“, sagte R. Ich sah ihn vollständig verständnislos an.

Niedrige Gebäude, aus Wellblech und Holz, mit Dachpappe überzogen, Windmeßapparate, ein Mast und — einsam, weit im Felde, eine einzelne Flugmaschine, ein Fokkereindecker mit 280 PS. Die Tragdecks zitterten im Sturm, der Propeller stand noch. Bedienungsmannschaften mit Benzinkannen kletterten, kleine Leitern benutzend, auf der Maschine umher. Das also war der graue Vogel, der uns in einigen Stunden über Land und Wasser tragen sollte, nach England hin. Es wird, glaube ich, immer ein sonderbarer Eindruck bleiben: Eine große grüne Wiese, von Bäumen umstanden, darauf der geheimnisvolle Apparat ohne Schienen, ohne Straße, einfach wartend, der aber doch durch unsichtbare Luftlinien mit den Städten und allen Ländern verbunden ist. Man meint den Weg, Phaeton gleich, zu sehen, die Linien, die strahlenförmig von der Maschine über die nächste Baumgruppe, über Hügel, Berge, Lande, Meere ausgehen, irgendwo dann wieder über Meeren, Ländern, Bergen, Hügeln und abermals über einer ganz anderen Baumgruppe, auf ein ganz anderes Feld herunterführen.

Vor der Flughalle hielt der Wagen. Von dem neugierigen Startpersonal umringt, stiegen wir zögernd aus. Mit großer Eile zog man uns die Koffer weg. Aufgeregte Stimmen sprachen Unverständliches. Dann erschien der Leiter des Flugplatzes. „Meine Herren, Sie kommen spät. Unter diesen Umständen werden Sie nicht vor sechs Uhr nachmittags in Croyden sein und das nur, wenn Sie sich sogleich zum Starte entschließen. Dürfte ich um ihre Pässe bitten.“ — Wie auf Befehl zogen wir sie aus der Tasche. Passivität des eigenen Willens kam über uns. Wie kleine Kinder hasteten wir geschäftig, bald hierhin, bald dorthin eilend. Ich sah gerade noch, wie mein Freund von fünf Leuten aus der Flughalle herausgeführt wurde. Es wirkte wie der Gang zum Schafott. Ich eilte mit einer kleinen Handtasche, etwas zu beschleunigt, so daß es krampfhaft und unangebracht aussah, ihm nach. Es wurde mir schwer, gegen den Wind anzukämpfen. Ich er-

reichte gerade die Flugmaschine, als das letzte „frei“ ertönte. Der Propeller setzte sich, saugend und stoßend, erst schwerfällig, dann zuckend, schneller in Bewegung, Luftmassen in unsere aufgeregten Gesichter schleudernd. Der Motor donnerte, die ganze Maschine vibrierte wie ein Tier, das zum Sprung in die Freiheit ansetzt.

R. war inzwischen in die Kabine gestiegen. „Was soll das?“ schrie ich dem umschnallenden Beamten ins Ohr. „Schwimmwesten!“ gab er kühl zurück. „Wieso?“ Ich fragte dies mit einer Wildheit, die unbedingt an die alten Germanen erinnerte. „Falls Sie notlanden im Kanal.“ Ungeheuer ermutigend! Im stillen freute ich mich über das Paradoxon, sprang mit einem Satz schnell entschlossen in die Kabine und schlug die Tür hinter mir zu. Luft wie in einem alten Landauer herrschte hier. Jetzt heulte der Motor auf. Schwerfällig humpelnd, wie ein uraltes Höckerweib, setzte sich der Vogel in rollende Bewegung. R. würgte neben mir an einem Satz. Mit der Miene des Verzweifelten warf er sich auf mich und schrie mir mit aller Kraft ins Ohr: „Wir können ja umdrehen, wenn es uns nicht gefällt.“ Es klang wie Sirengesang. — „Wie meinst du das?“ brüllte ich. R. darauf: „Wie sagst du?“ „Wie du das meinst, das Umdrehen?“ Meine Stimme überschlug sich beinahe bei dieser Anstrengung.

Der Motor schwieg wieder. Ein paar Männer drehten den Vogel in die Windrichtung. Das war der Abschied von der festen, treuen Erde. Mit urwelthaftem Getöse setzte der Motor jetzt ein. Wir machten einen Sprung. Erdklumpen flogen klatschend und pfeifend an die Fenster der Kabine. Ein zweiter Sprung — ein unabgefederter Stoß. Intensiv fühlte man, daß man an einer unglaublichen Energieentfaltung teilnahm. Von dem Aufreiz des Lärms angesteckt, empörte sich alles in uns. Die Sinne wirbelten. „Donnerwetter, ist schon nicht übel, wie?“ „Ich verstehe nicht, sei stille!“ — Bums! Der letzte Stoß erfolgte, dann eine leichte Neigung des Apparates, sozusagen ein Bogen nach unten, und es preßten die Luftwirbel die Maschine hoch. — Eine breite Ruhe mit infernalischem Brausen setzte ein.

Ich sah hinaus, wieder zur Besinnung kommend. Unter mir lag ausgestreckt die Landkarte der Erde. Ein spielzeughaftes Fuhrwerk war auf dem Strich, der eine Straße darstellte, zu sehen. Es stand still, — aber auch wir schienen still zu stehen. Nur ganz langsam wurde die Landkarte von unsichtbarer Hand unter uns weggezogen. Links und rechts lagen die Tragdecks, wie fest mit der Luft verwachsen. Nur ganz leise spielte die Verwindung, wonach immer ein

wogendes Beben durch die Maschine ging. — Beginn der Vakuumgefühle im Magen. Sehr angenehm!

Ein Gespräch zu führen war platterdings unmöglich. Wie Taubstumme im Anfängerstadium agierten wir, hin und wieder einander Beobachtungen und Bemerkungen ins Ohr schreiend. „Siehst du den Haag? Unter uns!“ „Wie?“ (noch lauter) „Unter uns meinte ich nur.“ „Ach so. Unter uns.“ „Ja natürlich.“

Weit vor uns glühte in Achatfarben der Horizont. Schön und begeisternd war diese Sicht. So schön, daß auf Momente unsere Unruhe schwand. In den Himmel geht es, dachte man, es gibt keine Weiten mehr. Ein Gefühl der Teilhaberschaft an der Unendlichkeit des Raumes, an der Nähe des unendlich Weiten befreite mich eine Zeitlang von der auf das Trommelfell gleichmäßig drückenden, anhaltend rhythmischen Explosionstätigkeit des Motors. Bald aber zog mich der Zwang der Dumpfheit des geschlossenen Raumes wieder in seinen Bann.

Hunger gesellte sich zu plötzlich auftretender, krankhafter Müdigkeit. Wir flogen, flogen endlos, scheinbar auch ziellos. Rechts wurde das Meer sichtbar. Bäume, Sträucher und Dünen marschierten gelangweilt unter uns weg. Wir waren beide durch die Abspannung des Nervensystems dazu gekommen, die Flugzeit von etwa einer halben Stunde auf drei Stunden zu schätzen. Die Begriffe hatten sich verschoben. Wir flogen gerade über einen breiten, flußartigen Kanal hin. Als R. es bemerkte, lehnte er sich mit vor Begeisterung gerötetem Gesicht zu mir herüber: „Der Kanal!“ schrie er, „das da drüben ist schon England, in einer halben Stunde sind wir da.“ Ich wurde mitgerissen. Absichtlich übersahen wir die Kleinheit dieses Kanals, ebenso die auf der von uns vermuteten englischen Seite fehlenden, aber unerläßlichen white cliffs. Wir jubelten sinnlos, bestätigten und unterstrichen gellend unsere Beobachtungen, machten heitere Mienen und witzelten sogar, soweit es zu hören war. Ich ging so weit, mich nach meinem Mantel umzusehen.

Der „Kanal“ war verschwunden. Unter uns war wieder Flachland. Uns beiden fing an das Herz zu fehlen, mit Kühnheit weiter zu behaupten, dieses unter uns sei England. Wie auf Verabredung sprachen wir nicht mehr bis zu dem Augenblick, wo ein Hafen mit nach Nordwesten laufender Ausfahrt unsre Herzen in Eisklumpen verwandelte. Mit trübem Lächeln wandte ich mich an R. Alarmiert blickte er mich an. „Vlissingen“, meinte ich. „Nicht möglich!“ schrie

R. „Vielleicht Calais.“ „Unsinn,“ sagte ich, „hier ist offenes Meer“ (und mit Bitterkeit) „nichts von Kanal, nichts von englischer Küste — Vlissingen, ganz einfach Vlissingen!“ Gereizt mit den Fingern gegen die Scheiben der Kabine trommelnd, sah ich hinaus. R. wandte mir den Rücken zu und tat das gleiche.

Wir flogen jetzt unmittelbar über dem sich nach Belgien und an Belgien entlang ziehenden Strande. Es schien, als ob sich das Flugzeug eine Überraschung für uns aufgespart hätte. Tatsache ist, daß keinem Flugzeug die Mischung von See und Land gut bekommt. Es fühlt sich unglücklich, sehnt sich nach Hause, schwankt, ruckt, wälzt sich, sinkt wieder, rafft sich auf, um abermals zusammenzubrechen. Für die Insassen, sozusagen die Bazillen des Flugzeugs, gleicht dies einer mittelalterlichen Tortur. Der Flieger sagt, die Fallböen, die luftleeren Räume wären Ursachen dieser Schwankungen.

Nach der traurigen Feststellung Vlissingens setzte diese Höllenpolka ein. Man sah nichts davon, dafür fühlte man um so mehr. Wir kamen in Bewegung, sahen uns an, kniffen die Augen zu, in lustvollem Schwindel, plötzlich sie wieder mit gurgelndem Laut aufreißend, schwangen wir die Arme sinnlos in der so schon engen Kabine umher. Schnell versuchten wir, Dackeln gleich, die sich vor angedrohten Prügeln linksich hinter die scheinbar schützenden Kissen des Sofas verziehen, uns in liegende Positionen zu bringen, davon Ruhe und Rettung vor Katzenjammer, Seekrankheit und Magenrevolution erhoffend.

Vergebens! Dreißig Meter luftleeren Raumes ist kein Spaß, und die belgische Küste scheint eine wie ein Teesieb durchlöchernte Atmosphäre zu haben. Stöhnend lagen wir da, weiß wie Quarkkäse.

Konvulsivisch rangen wir die feuchten, kalten Hände. Wir wurden zänkisch: „Wie herrlich wäre eine stille, schöne Eisenbahn“, seufzte ich. „Dann bitte steige aus, wenn es dir möglich ist,“ gab R. gereizt zurück, „offen gestanden hätte ich auch gar nichts gegen eine anständige, runde Notlandung — oah! gräßlich, was ist mir schließlich Wembley, ja wenn wir wenigstens da wären, aber ich sage dir, wenn wir tausend Jahre alt sind, fliegen, schlingern und stoßen wir noch hier oben herum. Wir kommen nie an. Wie willst du denn überhaupt von dieser Höhe herunterkommen? Wir zerschmettern höchstens irgendwo, schlagen uns die Köpfe ein, womit wir dann endgültig unser Ziel erreicht haben.“ „Sei endlich still, grauerregende Unke,“ sagte ich, „genieße lieber den Flug!“ fuhr ich wimmernd fort. „Ge-

nießen ist gut!“ Gleichzeitig verfielen wir in einen totähnlichen, etwa zehn Minuten währenden Schlaf.

Als wir aufwachten, befanden wir uns gerade über Ostende. Die Dächer der Kurhäuser und Hotels, die Kurhäuser und Hotels selbst tanzten fröhlich auf dem Strande umher. Flöhen vergleichbar, badeten Menschen im Meere. Die Dünen waren durch Granattrichter in eine Mondkraterlandschaft verwandelt. Weit hinten, ahnte man, durch lagernden Nebeldunst angedeutet, den Kanal. Eine Fata Morgana spiegelte einen Gebirgszug vor und ein dahinter liegendes, mit purpurn blühendem Heidekraut bestandenes Tal.

Die Fallböen hatten nachgelassen, was unsere teilweise Erholung nach sich zog. Die Maschine schraubte sich auf größere Höhen. Landschaft, Bäume, Sträucher, Häuser verkleinerten sich. Selbst die Wellen, wandernden, langen, dem Strande parallel laufenden Linien vergleichbar, schrumpften liliputanerhaft zusammen.

Der Abstand zwischen dem Lande und uns vergrößerte sich. Schwimmwestenbereich! Wir drehten an ihren Ventilen. Bisher hatte nur ein Tragdeck sozusagen in die See geragt. Jetzt waren beide Tragdecks über See. Es folgte der Apparat. Unter uns nur See. Links in der Tiefe, wie ein Seestern, lag Calais. Der Kanal war leicht gekräuselt. Auf ihm zog ein Schiff mit Richtung England, den weißen Schnurrbart um den Bug gewunden. In zweitausend Meter Höhe überquerten wir den Kanal, krampfhaft auf den Takt des Motors lauschend. Die Sonne stand schon tief, es ging gegen Abend. Vor uns eine Wand rosigen Dunstes. Wir flogen. Schemenhaft traten die Konturen der weißen Felsen des alten britischen Reiches aus dem Dunst. Klarer und klarer wurde das Land sichtbar. Auf der rechten Seite des Flugzeuges, schräg nach unten, wurde Dover Castle blockhaft erkennbar, für uns erster Hinweis auf die alte, geheimnisvoll einsam romantische Geschichts- und Lebenstradition Englands.

Die Dunkelheit nahm zu, als wir Folkstone überflogen. Ich lehnte mich hinaus und sah senkrecht hinunter auf den Hafen, in dem die ersten Lichter aufblitzten. Kriegsschiffe lagen dort. Sie schienen den Verstand verloren zu haben, denn wie von unsichtbaren Keulenschwingern in rasende Bewegung versetzt wurden sie, immer neue Quadrate bildend, umherjagt. Schwindel ergriff mich, und eilig zog ich mich in das Innere zurück.

Wir flogen nun über welliges Land. Abermals wagte ich herauszuschauen. Unter uns lag, grün und verlockend, ein Flugplatz. Ein

auf der Wiese gezogener weißer Kreis, in dem mit riesenhaften Lettern „Lympne“ geschrieben stand, veranschaulichte auch dem Unbegabtesten die Flugplatzeigenschaft dieses Feldes.

Hinter uns blieb Lympne, allmählich versank der Kanal und, über hügeliger Parklandschaft hinbrauend, flogen wir Richtung Croyden (Londoner Flugplatz). Abermals fühlte sich das Flugzeug verpflichtet, zu schlingern und zu schwanken. Dabei hatte man die Empfindung, als ob eine riesige Hand kurz und kraftvoll gegen die Maschine drückte. Sämtliche Stadien des „Seedollwerdens“ waren wir gezwungen, abermals durchzumachen. Als gerade unter uns die erste englische Schafherde einen Hügel hinabstürmte, nahte sich das letzte Stadium dieses reizvollen Zustandes, das Eruptivstadium. „Ach, da sahen sich traurig an Pilgerin und Pilgersmann.“

Aber es nahte sich nur, denn plötzlich war der Donner des Motors auf die Hälfte herabgemindert. Die Maschine beschrieb eine Kurve, die unseren Nerven abermals stark zusetzte, und in Richtung Folkestone flogen wir mit Vollgas zurück. „Was ist geschehen?“ fragte R. „Ich weiß nicht,“ antwortete ich, „wir fliegen wieder auf den Kanal zu.“ „Im Gegenteil, wir sind in Croyden, und das Wasser ist die Themse.“ „Die Themse, armer Wahnsinniger!“ sagte ich. Das Wort „Wahnsinniger“ hatte ich im Flugzeugtone hervorgebracht, also geschrien. Die letzte Silbe ertönte auf einmal so laut, daß wir von den Sitzen auffuhren. — Totenstille herrschte um uns, wir hörten das Blut in den Adern angenehm sausen und den Wind leise durch die Spanndrähte der sich allmählich in die Tiefe neigenden Maschine singen. Das Land vergrößerte sich unter uns mit unheimlicher Schnelligkeit. Der Gesang in den Spanndrähten nahm zu, wodurch ein schöner, tiefer, hohler Ton entstand.

Entsetzt fuhr R. auf, ich ebenfalls. „Ist etwas geschehen, warum landen wir?“ „Schreib auf Zettel, gib Piloten“, rief ich. Wir kramten nach Papier. Nun sausten wir sechs Meter über derselben Schafherde hin, die todesfürchtig auseinanderstob. — Eine Baumkrone, ein vorbeistreicher Lattenzaun, dann ein weiter, grüner Rasenplatz, der sich schräg uns näherte, — ein Stoß, ein Sprung in die Luft, — ein zweiter rasender Stoß, auf den mehrere kleine folgten, die zuletzt in allgemeines Rasseln und Humpeln übergingen — nun setzte hohl fauchend in rhythmischen, erst in großen, dann in kleiner werdenden Abständen der Motor ein, uns über den holprigen Boden schleifend. Ein letztes Seufzen des Untiers, nach völliger Erschöpfung klingend, und — Still-

stand auf fester Erde — großes Schweigen um uns. Wie versteint saßen wir noch eine Weile regungslos.

Die Tür wurde aufgerissen, ländlicher Erdgeruch drang in die erstarrten Nasenhöhlen. „Good evening, Sir“, sagte ein netter, frischer Bursche. Tief in Gedanken rief ich ihm deutsch entgegen: „Wo sind wir und was ist los?“ Staunen malte sich auf seinen Zügen, intelligenter wirkte er dadurch nicht. Der Mund blieb etwas geöffnet, die Augen fielen aus dem Kopf. Ich bemerkte meinen Fehler. „Good evening, and where are we?“ verbesserte ich mich schnell. Jedenfalls, rätselhaft genug, waren wir in England.

Hereinbrechende Nacht hatte uns veranlaßt, in Lypne zu landen. Wir standen nun auf der Wiese, hier und dort Baumgruppen, in der Dunkelheit verschwindend. Sterne blitzten auf. Ein angenehmer, nach Land, Gras und Hornvieh duftender Wind umfächelte uns. Es war Nacht.

Im Auto, das uns nach London fuhr, schlief R. tief auf meiner Schulter ein. In den Scheinwerfern erschienen cottages, epheuumrankt. Kleine, erleuchtete Fenster, dann wieder tiefe Nacht. Auf einmal, einem gotischen Dome vergleichbar, eine Allee mit mächtigen Laubbäumen, deren Kronen ineinander rankten. Das Licht des Autos wirkte wie in einem Saale brennend.

Durch hellgrün strahlende Städte, dann durch flaches, offenes Land, und nach Stunden Fahrt in der Ferne am ganzen Horizont, ähnlich wie die aufgehende Sonne schimmernd, den Nachthimmel überziehend, die Riesenstadt London. Über eine Stunde quetschte sich der Wagen durch die verkehrüberlasteten Londoner Straßen. Turmhafte Bobbies winkten majestätisch. Reihen erleuchteter Omnibusse zogen an uns vorbei. Unglückliche Menschenkinder unternahmen den wahnwitzigen Versuch, die Straße zu kreuzen. Ständig setzten sie an und wurden von Automobilen, Omnibussen, Motorrädern zurückgejagt. — Zauberei!

POLITISCHE UND LITERARISCHE GLOSSEN

von

SAMUEL SAENGER

I

Es erleichtert das Atmen in den Bezirken der praktischen Vernunft, daß geistige Wertfaktoren unseres Lebens, wie Thomas Mann, sich endlich intensiver mit dem politischen Leben zu beschäftigen anfangen. Diese Art Interesse, die vielleicht einmal zur Kontrolle der Politikmacher und gar auf . . . Machtgipfel führen könnte, galt früher bekanntlich unter unseren Paladinen der Wissenschaft und Kunst als bemakelnd, es war bequemer, die Zünftigen das Leben dirigieren zu lassen, das man das öffentliche zu nennen pflegt. Als es zu spät war, als die Katastrophe über uns hereingebrochen war, haben sie sich in blitzdummen Manifesten ein in der Hast improvisiertes Urteil über das verwickeltste Geschehen seit Menschengedenken angemaßt und dann in Kriegsbüchern sich übersprudelt. Das üble Helden- und -Händler-Buch Sombarts war dafür typisch. Der sichtende, ordnende, in den ursächlichen Zusammenhang der Dinge eindringende Geist dankte ab und versank, aus mißverstandenen Patriotismus, in eine politische Primitivität, die sich in einer alle Dämme der Besinnung fortspülenden Flut emotionaler Invektiven erging . . .

In Thomas Mann freilich waren schon früher Bedenken über die politische Abstinenz der Unpolitischen aufgestiegen. Er hatte in geistreichen wenn auch etwas langatmigen und ideologisch ausschweifenden Betrachtungen diesen Unpolitischen zu Worte kommen lassen. Die Gefahren der Abstinenz wurden geahnt; aber sie lagen dem Gefühl des Betrachtenden noch in weiter Ferne, ja die kühlen Lichter einer zeitlosen Heiterkeit umspielten sie — man hatte noch reichlich Muße. Das Buch gab im wesentlichen einen Rechenschaftsbericht über die neuzeitlichen deutschen Bildungsquellen, die seinem, Thomas Manns, Geist die Nährsubstanzen zugeführt hatten und in ihm das Weltgefühl aus den Werken der drei Männer zu Bild und Anschauung gestalten halfen, die nach Goethe europäische Ereignisse geworden waren: Schopenhauer, Wagner, Nietzsche. Es war ein höchst interessanter aber beschwerlicher Umweg, um zu zeigen, warum der schöpferisch begabte Deutsche seiner Bestimmung und seiner Prägung nach unpolitisch, ja mehr als das: politikfern, politikfeindlich sein müsse.

Daß damit an dem großen Problem der Geschichte (das alles Politische im engeren Sinne, bis zu der Kloake des Alltags hinab, in sich begreift) vorbeivernünftelt wurde und die Abstinenz der Vielzuvielen, die sich irrtümlicherweise dem schöpferischen Geiste vermählt und verpflichtet glaubten, zweifellos entgegen Thomas Manns Absicht noch vom Glanze der besonderen deutschen Tugend des Andersseins umstrahlt wurde, war eine handgreifliche Folge solcher Haltung. Diese Reflexionen, die den Nicht-Verbeamteten, den Unzünftigen, den freien geistigen Menschen dem Strom der Realitäten zuführen und in ihm wohl auch heimisch machen wollten, denn der täglich wachsende Druck der Weltlage und die unerträglich werdende internationale Nervosität hatten sie doch offenbar dem Verantwortungsbewußtsein des bedeutenden Schriftstellers abgerungen: sie wirkten so schließlich wie eine Aufforderung zur Abkehr vom Politischen mit den narkotisierenden Mitteln der Romantik — in dem Augenblick, wo das gesamteuropäische Schicksal im Begriff stand, alle Selbständigkeit des übergeordneten Geistes sich unterzuordnen bis zur völligen Negierung.

Aber da kam die alles zermalmende Problematik des Krieges und trieb Thomas Mann auf die Schanzen. Versäumtes nachzuholen vermochte auch er nicht, aber die Aufgaben, die die Verwirrung und das Unheil der Stunde seinem Gewissen stellten, suchte er mit gewohnter Hingebung zu erfüllen. Als er den heroischen Kampf des eingekreisten großen Preußenkönigs seinem in ein (von ferne) ähnliches Schicksal verstrickten Volk zum Troste vorführte, wollte er zunächst weniger geschichtlich aufklären als die Widerstandskräfte seiner Volksgenossen stählen. Daß er es tat, und wie er es tat, wird ihm zur Ehre gereichen. Doch der demütigende Zusammenbruch und das Ringen mit dem inneren Chaos brachten ihn durch sein Bekenntnis zur Demokratie und durch den Ausdruck seiner Sympathie für Vater Ebert in Reih und Glied mit den Kämpfern um die deutsche Neugeburt. Politik war nun nicht mehr psychologisierendes Selbstbeschaun, sie war in den Bereich und das Blickfeld der elementarsten Lebensbedürfnisse gerückt und forderte, wie alles Leben, sofortige Willensentscheidungen. Nun marschierten mit der turbulenten Welle der unvermeidbar gewordenen Demokratie und der Deutschen Republik ganz neue Fragenkomplexe heran, und es war ein prachtvoll ermutigendes Schauspiel, zu sehen, wie beherzt Thomas Mann in die Flut sprang und dem Neuland zuschwamm, um seinem geliebten Volke neue Formen der Unsterblichkeit entdecken zu helfen.

Aber, nicht wahr, dem verehrten Mann geziemt ein rückhaltlos offenes Wort. Zuweilen schwindelt mir, wenn ich in ausländischen Zeitungen und Zeitschriften, die ihn um Auskunft über dieses deutsche Neuland bitten, die gewundenen Schlangenlinien seiner Begutachtungen lese, die doch auch Wegweisungen sein sollen auch für jenes Volk, in dessen Adern weder Schopenhauer noch Nietzsche kreist, und das mit Mozart nicht aufsteht noch mit Wagner schlafen geht. Ich möchte beispielsweise den Franzosen sehen, der Thomas Manns Aufsatz über Gegenwart und Zukunft dieser deutschen Demokratie in der tapferen Pariser Zeitschrift „L'Europe Nouvelle“ so verstanden hat, daß er zu sagen vermöchte, was denn nun eigentlich in Deutschland vorgeht und zur Gestaltung drängt. Es ist dabei noch nicht das Schlimmste, daß Nietzsche durch einen dialektischen Saltomortale ‚irgendwie‘ für die Demokratie — wie Thomas Mann sie auffaßt — in Anspruch genommen wird: die Sitte oder Unsitte, große Namen, die solche von Gedankenschöpfern sind, für eine Zeitbewegung zu verwerten, ist allzu üblich, als daß man in Sturm und Drang eines neuen Werdenwollens da scharfe Kritik zu üben hätte. Aber bedenklicher ist schon der Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch eines Wortes wie Kommunismus, mit dem ein verhältnismäßig eindeutiger Begriff überall verbunden ist. In dem angezogenen Artikel nämlich stellt er in grotesker Vermummung und Umdeutung einher, obwohl er doch ein für allemal ein bestimmtes wirtschaftliches Gesellschaftsideal umschreibt. Dann aber wird als Stern und Kern der ganzen Ausführung doch wiederum die Notwendigkeit einer demokratischen Entwicklung für Deutschland zwar stark betont, gleichzeitig ‚indessen‘ ihre besondere Art und Abweichung von der lateinischen oder klassizistischen Form und ferner der angelsächsischen Verkörperung in so unklar schwimmenden Formeln ‚veranschaulicht‘, daß das ganze Bild in einem Meer von Nebeln und Dünsten versinkt. Ich glaube nicht, daß man so weiter kommt und der Verständigung unter den Menschen und Völkern Brücken baut. Was war zu zeigen? Aus welchen Elementen unsere Verfassung besteht; welche gewaltigen Umstände sie herbeigezwungen haben; wie sie eine Mischung darstellt aus parlamentarischer und direkter Demokratie; von welchen Vorbildern sie abgeschrieben wurde; was die eigene und unvergleichbare deutsche Entwicklung, die bis zur Schöpfung von Bismarcks Groß-Preußen geführt hat, an Eigenem hinzugefügt hat; und worum es jetzt geht, bei der symbolischen Wahl des Reichspräsidenten durch das Volk (oder durch seine Treiber und Einpeitscher: die Parteien, die

Interessentengruppen und die Organisationen). Geboten wird dafür ein leider nicht ausgetragenes und nicht zur Klarheit gediehenes Gedankenwesen, vor Lesern ausgebreitet, die vor Bedürfnis nach Klarheit sich verzehren. Wie schade, daß ein goldklarer Stilist, der mit einem Diamantstift seine Worte in Stein zu meißeln versteht: daß ein so guter Deutscher von europäischem Horizont die Möglichkeiten einer Werbung nicht besonders glücklich zu nutzen wußte.

2

Vor dem ausführenden Ausschuß der Kommunistischen Internationale erklärte jüngst Sinowjew: „Auf Grund der gemachten Erfahrungen müssen wir erkennen, mit welcher Vorsicht man die Frage nach dem Termin der Weltrevolution behandeln sollte. Darüber hat sich nicht nur Lenin, sondern vor ihm auch schon Marx geirrt. Was den Weg zur Weltrevolution anbelangt, so waren alle überzeugt, daß nach der russischen die deutsche Revolution folgen werde. Neuerdings (sic!) drängt sich der Gedanke auf, daß die Voraussage über den Weg, den die Weltrevolution nehmen werde, nicht richtig war, es könnte doch wohl sein, daß die weitere Richtung der Revolution nicht gerade unbedingt über Deutschland führt . . .“ Den chaotischen Begriff Weltrevolution lassen wir heute beiseite; das Bekenntnis aber, daß die Voraussage über ihren Eintritt, mit der überall unklare Geister Politik zu machen versuchen, von der unbequemen Tatsache der — Tatsachen als gewaltiger Irrtum erwiesen wurde, kann nützlich werden. Die Berufung auf Marxens verfehlte Spekulation, mit der Ansage unmittelbar bevorstehenden Katastrophen Politik zu machen, kommt etwas sehr post festum. Im Vorwort zur Neuauflage des „Kommunistischen Manifestes“ erklärten Marx und Engels im Jahre 1872, daß ihre Katastrophentheorie vor der tatsächlichen Entwicklung keinen Bestand gehabt habe. Die Pariser Kommune habe inzwischen den Beweis geliefert, daß „die Arbeiterklasse nicht die fertige Staatsmaschine einfach in Besitz nehmen und sie für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen kann“. Nein, das kann sie nicht.

Dieses Bekenntnis hätte für die politische Praxis und den großen Emanzipationskampf des Proletariats außerordentliche Folgen haben müssen, wenn nicht die engen Parteidogmatiker, die marxistischer waren als der Meister, darüber hinweggehört und hinweggelebt und dem mutigen Vorstoß von Bernsteins Revisionismus Steine in den Weg zu legen versucht hätten. Daß Lenin in den blutigen Tagen

seiner Bolschewikenrevolution die langsamen oder gar parlamentarischen Formen des Klassenkampfes verwarf, ist psychologisch begreiflich. Ihm schien der Weltkrieg den ganzen überlieferten Gesellschaftsbau mit all seinen ökonomischen Schichtungen über den Haufen zu werfen und die späte Lehre von Engels ad absurdum zu führen, wonach die Sozialdemokratie bei den gesetzlichen Mitteln der parlamentarischen Maschine besser gedeihe als bei den ungesetzlichen und dem Umsturz. In dem berühmten Vorwort zu des Meisters Klassenkämpfen in Frankreich ruft Engels im März 95 den feudalen und bürgerlichen Reaktionären zu: die Legalität wird Euch töten, meine Herren. Und er zitiert die das demokratische Wahlrecht verherrlichenden Worte des französischen marxistischen Programms: es hätte sich aus einem Mittel der Prellerei, was es bisher gewesen sei, in ein Werkzeug der Befreiung umgewandelt (*transformé de moyen de duperie qu'il a été jusqu'ici en instrument d'émancipation*). Als Literatur schob Lenin mit revolutionärer Gebärde, noch dazu im Lande der geschichtlichen Improvisationen, die Weisheiten der großen Vordenker beiseite, er zerschlug zunächst den zaristischen Herrschaftsapparat und zerstampfte den Bourgeois nicht bloß als ökonomischen Begriff, sondern als Geschöpf aus Knochen und Blut, im Glauben, durch die Praxis des tabula rasa-Machens dem kommunistischen Ideal eine Heimat zu schaffen. Aber dann kam sehr schnell nach der aufregenden Epoche des Kampfes mit der Weißen Gegenrevolution die Ernüchterung, die zum Kompromiß der Neuen Ökonomie führte. Die Dinge ließen sich also doch Zeit und Lenin bekannte in seiner genialen Unbekümmertheit um öffentliche Meinungen, daß sie einen weit stärkeren Willen hätten als er selber. Heute gehört auch im Kreise der Lenin-Epigonen nicht gar besonders viel Mut zum Bekenntnis, die Weltrevolution lasse sich wider Vermuten arg viel Zeit und irre offenbar auf allerhand Umwegen herum.

Immer wieder widerlegen sich im Sturm und Drang gemachte Prophezeiungen. Ein tragisches Beispiel — das sei hier nur nebenbei angemerkt — ist der Fall Lassalle. Als er 1863 den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gründete, die Keimzelle also der Deutschen Sozialdemokratischen Partei, da glaubte er die Bewegung in einem Jahre zum Durchbruch bringen zu können. Im August des darauffolgenden Jahres, als der in den unseligen Liebeshandel verstrickte Mann in den Tod zu rennen im Begriff war, erklärte er in Genf dem prachtvollen Johann Philipp Becker, dem ehemaligen Besenbinder und

späteren revolutionären Oberst auf deutschen und italienischen Schlachtfeldern: er habe sich gründlich getäuscht, was das Tempo der Bewegung betreffe, sie werde sich noch Jahrzehnte Zeit lassen, — er aber fühle seine Kräfte aufgerieben und müsse Einhalt tun . .

3

Auf Carl Brinkmanns Englische Geschichte 1815—1914 (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte) möchte ich die Leser dieser Zeitschrift mit besonderem Nachdruck hinweisen. Es ist eine sehr anregende, wenn auch keine bequeme Lektüre; denn praktische Weisheiten, die sich für den politischen Alltag verwerten lassen, können da nicht im Fluge gepflückt werden. Brinkmanns Horizont umfaßt das ganze geschichtliche Geschehen in jenen sachlichen und persönlichen Verwurzelungen, die über die allbekannten und sogar dem Dutzendpublizisten schon geläufigen politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Vordergründe hinaus in das Mysterium reichen, von wo dem schöpferischen Historiker die Ahnungen zufließen. Freilich, die helle Bewußtheit des Forschers, der sich den getrennt marschierenden Elementen des Lebens übergeordnet weiß, ernüchtert zuweilen den Leser, obwohl Brinkmann den gemeinsamen Nährboden der Vielfältigkeiten zusammenzufassen und diese hinterher in ihrer Unauflösbarkeit darzustellen versucht. Gewisse Mängel in der Kunst der Verdichtung des ungeheuren Gewimmels von Tatsachen und Ereignissen lassen die Vorstellung aufkommen, als ob der Ehrgeiz des Wissenschaftlers, dem nichts entgeht, und der die endlosen Kausalreihen und ursächlichen Verflechtungen der Dinge durch vollständige Induktion glaubt umfassen zu können, unserem Historiker höher steht als die künstlerische Visionskraft des geborenen Geschichtschreibers. Der Lesetrieb Brinkmanns scheint kaum zu sättigen, und ich habe manchmal das Gefühl, als ob das ‚Wundervolle‘ an den Dingen, die man geschichtliche Ereignisse nennt, dadurch etwas banalisiert wird — ich denke dabei gerade an das Wort Disraelis aus Coningsby, das dem Werk als Motto vorgesetzt wird: *what wonderful things are events*. Wer aber den Mann, den Gelehrten, den Schriftsteller Brinkmann kennt, der weiß ja doch wieder, daß er zu den wenigen jüngeren deutschen Historikern gehört, der, während er sein Gewerbe betreibt, das Bewußtsein des großen Mysteriums nie verliert, das man Geschichte heißt.

Über die geschichtliche Methode, die Brinkmann bei seinen Arbeiten

befolgt, möchte ich hier nicht streiten. Neu ist sie sicher nicht, der Einbruch der zusammenordnenden soziologischen Betrachtungsweise in die überlieferten Formen der Darstellung von „oben“, von der Krone her, reicht beigott schon lange zurück: wobei man auch an die revolutionierende Wirkung der materialistischen Geschichtsauffassung in rein methodologischer Hinsicht denken muß, trotz der großspurigen Allüren der kleinen, in allerhand falschen Idealitäten plätschernden Kärner. Herr Brinkmann beruft sich auf ein Wort des englischen Historikers A. F. Pollard, — er nennt ihn ‚führend‘, eine auszeichnende Bewertung, die ich nicht zu kontrollieren vermag. Diese Autorität spricht von einer Geschichtsauffassung, die ein intelligenter Zeitungsleser vertreten würde. ‚Die Gründe‘, sagt er, ‚die man gemeinhin für politisches Handeln angibt, sind lediglich konventionell. Kabinette enthüllen selten ihre wahren Triebfedern, meine Zweifel waren gleich denen aller verständigen Leute, aber welche es jeweils sind, davon sprechen sie, vielleicht ebenfalls wie verständige Leute, niemals. Fast mit Gewißheit aber kann man sagen, daß sie merkwürdiger und tiefer sind als die öffentlichen Darstellungen von ihnen, die sich dem Geschmack der Öffentlichkeit anzubequemen haben.‘ Ich bin erstaunt, das unser Freund von dem methodisch äußerst fruchtbaren Sinn des Pollardschen Gesichtspunktes spricht, den er in seinem Werke anschaulich zu machen sich bemühen wolle. Was an diesem Gesichtspunkt, der dem alten lieben Plutarch vielleicht auch keine Offenbarung gewesen wäre, ob er gleich nicht auf Bergen gedruckter Memoiren thronte und des Glückes der Zeitungsöffentlichkeit noch nicht teilhaftig geworden war: was an ihm methodisch so revolutionär ist, wüßte ich nicht zu sagen. Darüber wären Aufklärungen erwünscht.

Wesentlicher für den Leser ist die außerordentlich übersichtliche Gruppierung des Stoffes in drei großen Kapiteln, die nacheinander die Reformzeit, deren Auswirkungen in der Victorianischen Epoche und das Zeitalter des Imperialismus behandeln. Das erste Kapitel führt das England im Zeitalter der bürgerlichen Reform vor, über das wir ja nun auch das schöne Buch von Bernhard Guttman besitzen. Mit einer Stoffbeherrschung, die den Meister des Details verrät, werden da jene gesellschaftlichen Mächte aufgedeckt, die das Inselreich wirtschaftlich, gesellschaftlich, kolonial- und kirchenpolitisch völlig umgestalten, die revolutionierende Industrie-Gesinnung schaffen und als Gegengewicht gegen das Herrentum der Fabrik die groß-

artigen Organisationen des Industrie-Proletariats reifen lassen. Bei Guttman waren die Führergestalten, an denen die englische Geschichte so reich ist, prachtvoll herausgemeißelt, bei Brinkmann aber wird im Leser die so wichtige Erkenntnis erzeugt und befestigt, daß wir es in England wirklich mit einer einzigartigen politischen Begabung der Aristokratie zu tun haben, wohl der stärksten, von der die Weltgeschichte zu berichten weiß. Der Gipfel der Darstellung wird aber erst in der zweiten Hälfte des Buches erreicht, wo das Imperium in den Mittelpunkt der Betrachtung tritt und dabei gezeigt wird, wie trotz der täglich wachsenden Bedeutung der Peripherie des Reiches die großbritannische Insel der „geheimnisvolle Kräftemittelpunkt in dem ungeheuren Gebilde des modernen Imperiums“ bleibt. Der Nachweis dieses Blutaustausches zwischen einer Herrenrasse, die nicht nur ausbeutet sondern auch organisiert, und einem Herrschaftsgebiet, das sich über den ganzen Planeten erstreckt, erhält von der Spannweite des Themas die wuchtigsten Akzente und läßt den Leser nicht los. Am Schluß der Arbeit gerät Brinkmann in den Stacheldraht des Weltkrieges, da wird er etwas kurzatmig und kann darum nicht befriedigen. Ich begreife auch nicht recht, weshalb zum Etikett für den gewaltigen Ausklang dieser hundertjährigen Geschichte, der doch die ganze Erbmasse der gesellschaftlichen und politischen Überlieferungen aufzulösen im Begriff ist, Lloyd George gewählt wurde. Gebührt dieser genialen Wetterfahne, trotz starker Vorkriegsleistung, soviel Ehre im Rahmen einer geschichtlichen Generalbetrachtung? Er ist innerhalb dieses Rahmens, wo neue Daseins-, Arbeits- und Herrschaftsformen sich vorbereiten, eines von den unzählig vielen Werkzeugen dieses Umwandlungsprozesses, und es läßt sich nicht einmal behaupten, daß in seinem Bewußtsein ein umfassendes Abbild von ihm lebt.

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Nationalismus und Politik

Alfred Zimmern ist Ehrenpräsident der Internationalen Universitäts-Vereinigung für den Völkerbund. Er eröffnete vor kurzem die Kurse dieser Vereinigung durch eine Ansprache in der Genfer Universität, die die *Revue de Genève* — jetzt vereinigt mit der *Bibliothèque Universelle* — veröffentlicht.

Genf ist ihm das beste politische Laboratorium. Es ist frei von Charlatanismus und die Politik weder an persönliche Zwecke geheftet noch an die Interessen von Parteien und Klassen. Vor allem ist in Genf politische Wissenschaft ein lebendiges Wesen. Man spürt den Puls der Weltpolitik. Man kann leidenschaftliche Geister aus fünfzig verschiedenen Ländern beobachten, die sich Fragen von lebendiger Wichtigkeit hingeben. Die Kommissionen des Völkerbundes sind gleichzeitig politische Schule und psychologisches Laboratorium. Genf ist die Schule künftiger Minister. Sie erfordert Weisheit, aber auch Treue gegenüber dem nationalen Erbe. Zimmerns Rede mündet in diesen Gedanken:

„Im Grunde des Nationalitäten-Problems gibt es ein persönliches Problem: im Leben, in der Haltung und im Charakter die ganze Tugend des Erbes und der Tradition ausdrücken zu lernen. Unsere Vereinigung würde nichts, weniger als nichts sein, wenn sie nur eine Versammlung von Studierenden wäre, die alle die selben Kenntnisse im Laufe des selben Zeitabschnitts erwerben würden, dadurch daß sie alle die gleiche Prüfung erdulden. Nein, aus der Verschiedenheit erhält sie ihren Charakter. Je verschiedener wir sind, je mehr sind wir wir selbst und je mehr können wir uns gegenseitig geben. Erschrecken wir nicht vor unseren Unterschieden,

verbergen wir sie nicht unter Phrasen. Wir sind hier, um alles für den großen Tag vorzubereiten. Da wir keine verantwortlichen Staatsmänner oder Diplomaten sind, können unsere Vereinigungen eigentlich viel freier, viel kühner sein als die früherer Generationen. Die junge Generation fühlt in sich die Erstlinge des Friedens und die künftigen Kriege. Wenn ein neuer Weltkrieg ausbrechen sollte (und Konfliktsstoffe fehlen nicht in der Welt), so sind die Keime hier, in diesem Saale, und er wird politische, wirtschaftliche, psychologische und Rassen-Probleme hervorbringen, von denen Sie im verschiedenen Grade einen Begriff haben. Mögen unsere Kämpfe hier in aller Freiheit stattfinden. Verbergen wir nichts, lassen wir nichts im Schatten. Seien wir versichert, daß, wenn wir unseren Weg klar sehen können, wir auch die Völker und sogar die Staatsmänner vorhergehender Generationen zwingen können, uns zu folgen.

Ein altes französisches Sprichwort sagt: „Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait.“ Sie sind jung, Sie sind stark. In Genf steht die Weisheit des Alters in Ihrem Dienst. Nehmen Sie von den Männern der Erfahrung ihr Wissen und Sie werden unwiderstehlich sein.

Ich schließe mit zwei Zitaten. Das erste ist eine Perle, die neulich von den Lippen unseres Freundes Robert Lange fiel: „Wenn die Dinge nicht schwer sind, sind sie nicht interessant.“ Das andere, von Xenophon berichtet, stammt von Sokrates: „Wie kann ein Mensch lernen, was es auch sei, wenn nicht von einem Freund?“ Sie haben viele schwierige Sachen zusammen zu lernen. Aber Sie sind eine Gruppe von Freunden, für das edelste Ziel geeignet. Seien Sie versichert, daß nichts Ihnen unmöglich ist.“

Der Fall Steiger

Bereitet sich in Polen eine neue Dreyfus-Affäre vor? Folgendes geschah: Im September vorigen Jahres wurde in Lemberg auf Wojcechowski, den Präsidenten der polnischen Republik, ein Attentatsversuch gemacht. Auf eine Denunziation hin verhaftete die Polizei den zweiundzwanzigjährigen jüdischen Studenten Steiger. Nicht nur Steiger, sondern auch Zeugen des Attentats versicherten seine Unschuld. Trotzdem wurde er vor ein Kriegsgesicht gestellt, das keinen Schuldspruch fällen wollte und die Angelegenheit einem Zivilgericht überwies. Neue Tatsachen wurden bekannt, und der Fall Steiger beginnt nunmehr ein Brennpunkt der nationalen Kämpfe Polens zu werden, ein noch nicht abgeschlossenes Kapitel eines blinden, dumpfen Antisemitismus.

Das *Bulletin du Comité des Délégations Juives* (Paris) berichtet über den weiteren Verlauf der Angelegenheit:

„Etwa im Dezember 1924 erhielt die Redaktion der Zeitung ‚Chwila‘ (einer jüdischen Tageszeitung, die in polnischer Sprache in Lemberg erscheint) einen von einer terroristischen ukrainischen Organisation unterzeichneten Brief, in dem das Bedauern ausgedrückt wird, daß ein unschuldiger Jude in diese Affäre verwickelt sei. Die Lemberger Polizei wollte diesem Brief keine Bedeutung beilegen und weigerte sich, dieser Fährte zu folgen...

Andererseits hat ein Student Mikietin, der Verlobte der von dem Ingenieur Kornhaber beschäftigten Gouvernante, erklärt, den wirklichen Urheber des Attentats gegen Wojcechowski zu kennen. Kornhaber hat die Erklärung dieses jungen Mannes den Herren Glazerman, Jäger und Münz, alle drei Mitglieder des *Comités des Jad Harutzim* (Vereinigung jüdischer Handwerker), mitgeteilt. Diese letzteren hielten es für nützlich, diese Tat-

sachen der Polizei zu übermitteln, aber der Polizeichef Lukomski hat ihnen ohne Umschweife erklärt, daß alles dies nicht interessant wäre, denn er hätte schon den Urheber des Attentats in seinen Händen.“

Schließlich wurden der Innenminister und der Justizminister interessiert. Gleichzeitig wurde ein von der Regierung anerkanntes Detektivbureau mit der Nachforschung beauftragt, das von dem ehemaligen Beamten Dwornitzki geleitet wird. Der Innenminister schickte nach Lemberg eine Kommission mit dem Polizei-Inspektor Pionkewicz an der Spitze. Der Ukrainer Mikietin erklärte Dwornitzki wichtige Einzelheiten über diese geheimen ukrainischen Organisationen, denen er selbst angehört hatte, um dann Polizeispitzel zu werden. Noch als er der Organisation angehörte, war ein Attentat auf den Präsidenten während seines Lemberger Besuchs beschlossen worden. Die Ukrainer Panczysyn und Fydek sollten es ausführen. Mikietin sah auch am Tage des Attentats diese beiden Männer am Schauplatz des Attentats und hatte übrigens dem Polizisten Kaidan mitgeteilt, daß ein Attentat vorbereitet würde. Und dann geschah das Seltsame:

„Mikietin hat darauf seine Stellung geändert: er hat besonders erklärt, daß man versucht habe, ihn zu bestechen und zur Anzeige des Panczysyn zu bestimmen. Die Herren Kornhaber, Jäger, Münz, Glazerman und Mikietin sind verhaftet worden. Sie sind seit mehreren Monaten im Gefängnis. Man hat sie kaum vernommen. Sie können ihre Familien nicht sehen. Ihren Verteidigern wurde verboten, mit ihnen in Verbindung zu treten.

Nach zahlreichen und unfruchtbaren Haussuchungen bei Steigers Vater entdeckt die Polizei soeben Bomben im Hause, wo er wohnt. Die Polizei hat sich dieses Zwischenfalls bemächtigt. Es muß übrigens bemerkt werden,

daß der Leutnant Regenstreif erklärt hat, selbst diese Bomben vom Schlachtfeld mitgebracht zu haben. Das hindert dennoch die antisemitische Presse nicht, um diese Affäre die gehässigste Agitation zu machen. Man begreift leicht, daß die jüdische Bevölkerung von Galizien und ganz Polen, die weiß, mit welcher Leichtigkeit in diesem Lande Exzesse und Pogrome ausbrechen, die lebhafteste Unruhe zeigt.“

Jean Cocteau

Über ihn, den Wandlungsreichen, der in der jungen französischen Literatur eine immer größere Rolle zu spielen beginnt, spricht Lucien Fabre in den *Nouvelles Littéraires*:

„Kaum ist der Trupp der Jünger dieses Dichters versammelt, so wohnen sie mehr als einer Himmelfahrt bei; kaum ist eine originale Form festgestellt und schon von geschickten Affen wieder kopiert worden, so schlägt er uns eine andere Form vor; kaum ist die Trunkenheit der Worte in Freiheit bewiesen, da zieht er an dem unsichtbaren und bereiten Faden und bietet uns eine neue und dichte Girlande, die — schon — das Wort ‚Klassizismus‘ nennt und langes Leben verbürgt; überall bekannt (ich habe darüber Erfahrungen gemacht), ohne jemals Kritiker und Journalisten gebeten zu haben, überall von der Jugend (ich kann auch das versichern) geliebt, hat Jean Cocteau in der zeitgenössischen Dichtung einen bevorzugten Platz inne, in einer Landschaft, die an keine andere erinnert, und bei der es genügt, daß seine Schritte sie durch-eilt hat, daß seine Stimme dort erklungen ist, damit der Anblick auf immer seinen Stempel trage. Seht eine Landschaft wieder, durch die Cocteau gegangen ist, und es wird unmöglich sein, in ihr, wenn man Geschmack hat, eine andere Form zu finden als die, die von ihm einen endgültigen Charakterzug hat.

Diese Kunst des Charakterzugs, diese Macht heller und logischer Definition, das ist zweifellos der klarste Zug seines Temperaments. Seine Dichtung ist ein seltsames und starkes Fluidum, das sich des Gegenstandes bemächtigt und, durch ein besonderes Privilegium, ihn in einem solchen Licht erscheinen läßt, daß er uns zugleich neu und kostbar wird. Eine unsichtbare Hand ergreift die bescheidenste Sache, ein Projektteur demaskiert sich auf einem unbekannten oder als unerreichbar geltenden Punkt; und die Sache ist nicht mehr eine namenlose, eine gewöhnliche Sache, sie ist eine Perle. Wir treten vor, wir berühren sie; es ist keine Illusion — denn die Poesie Cocteaus widersteht; er macht keine Taschenspielererei, er entdeckt wahre Schätze — man nennt ihn Ariel — aber er ist noch besser: er ist Aladin. Er ist besser; denn es ist schwerer zu entdecken, als sich etwas vorzustellen; zu bauen als zu träumen; den Armen eine schöne Sache in seiner Hütte zu zeigen als ein unwahrscheinliches Paradies.

Und so verstand Cocteau als erster inmitten städtischer Landschaften Zeichen zu errichten, um die alle erstaunten Dichter unmittelbar sich scharen. Wer hätte vor ihm anderes als etwas mehr oder weniger sozial und einförmig Pittoreskes in den städtischen metallischen oder steinigen Landschaften gesehen, beherrscht vom Eiffelturm und den Fabriken? Wer hätte verstanden, hier das Antlitz der immer immanenten, aber den Augen der Nicht-Auserwählten unsichtbaren Poesie zu entschleiern? Man öffne das Buch von Cocteau und man wird sie auf jeder Seite antreffen, lebendig, klar, fröhlich, niemals verlassen, niemals feige, niemals in Dampf aufgelöst — und mitunter erhebt sie ernst, gegen die verzweifeltsten Probleme des Schicksals ihr zweifellos pathetisches Gesicht, das aber die Intelligenz nie verläßt.

Denn, und das ist ein anderes Kennzeichen seiner Gedichte, die Intelligenz herrscht in ihnen. Keine Gemeinplätze, keine Dummheiten, keine vergeblichen Ergüsse. Ein scharfer Blick, der das Konkrete aller irdischen Dinge aufspürt, vergißt nie das Abstrakte aller menschlichen Dinge: das ist ein Thema, welches vom ersten (1916) bis zum letzten (1923) dieser Gedichte läuft, ein Thema diessseits und jenseits. Ein dichterischer Ausdruck, außergewöhnlich, gerecht und verdichtet, des Dualismus der Kreaturen: des geistigen, des moralischen, des physischen Dualismus, manchmal alle vereinigt. Der Dichter spürt sie aus, drückt sie aus, auf bald dringende, bald schnelle Weise, immer bewegend und direkt. Eine seltene Schamhaftigkeit hält ihn ab, den Tränen zu opfern; er weiß, daß „das Herz sich nicht benimmt“. Aber wer gewisse Seiten des „Großen Schlummers“ lesen kann, ohne die lebhafteste Bewegung zu erkennen, ist nicht würdig, die Dichter zu lieben. Und dennoch, welche Haltung, welche Nüchternheit, welche Erforschung der Nacktheit! Aber welcher glückliche Fund des Wesentlichen!“

Joseph Conrads Abschied

Bei Doubleday, Tage u. Co. in New York erschienen die „Tales of Hearsay“; sie enthalten die erste und die letzte Erzählung, die Conrad schrieb, und zwei andere. 1884 entstand „The Blak Mate“, 1917 „The Warrior's Soul“. Dazwischen liegen die großen Romane und der Beginn des großen europäischen Erfolgs dieses Engländers aus dem Osten. Cunninghame Graham, der Herausgeber des Buches, preist besonders „The Warrior's Soul“. Dazu bemerkt *The Saturday Review of Literature*:

„Wir stimmen dem nicht zu, aber „The Warrior's Soul“ ist eine bemerkenswerte Erzählung. Der Mechanismus der Geschichte scheint uns nicht im Ganzen erfolgreich zu sein. Seltsam

genug bleibt die Szene zwischen dem Mann und der Frau, ein in Dunkelheit verlorenes Fragment und nicht Teil der wirklichen Geschichte, in der Erinnerung ganz ebenso eindrucksvoll als der unzweifelhaft ergreifende Eindruck des Nebels, in dem der Nordländer seinem Schicksal begegnet. Die Entwicklung der Handlung, die den Nordländer zu seinem Schicksal führt, ist ein Trick, den wir schon angewandt gesehen haben. „Prince Roman“, Conrads einzige direkt geschriebene Novelle, besitzt eine andere Farbe. Sogar das ergreifend lebhafte Drama von „The Warrior's Soul“ scheint uns außer seiner düsteren Intensität eine stille, aber brennende Ironie zu enthalten. Große Teile tauchen auf, als ob der Erzähler beiläufig bemerke:

„Das sieht aus wie bloßer Fanatismus. Aber Fanatismus ist menschlich. Der Mensch hat wilde Gottheiten angebetet. Es gibt Wildheit in jeder Leidenschaft, selbst in der Liebe. Die Religion der unsterblichen Hoffnung ähnelt dem tollen Kult von Verzweiflung, Tod, Vernichtung. Der Unterschied liegt im moralischen Motiv, das aus den geheimen Nöten und der unausgedrückten Sehnsucht der Gläubigen entsteht. Nur für eitle Menschen ist alles eitel; und Betrug ist alles nur für die, die nie mit sich selber aufrichtig gewesen sind.“

„The Blak Mate“, die früheste Erzählung, entwickelt, seltsam genug, eine regelrechte W. W. Jacobs-Erzählung, im Conradschen Stil, mit dem Conrad voll bewaffnet in die literarische Arena sprang. Jacobs würde daraus eine reizende maritime Farce gemacht haben. Conrad färbt sie mit einem gewissen menschlichen Pathos. Sie ist fast die schwächste seiner Erzählungen, in bezug auf den Gegenstand, und sein Humor ist eine große Kleinigkeit. Conrads Brüten, welches durch alle seine Geschichten geht, überwiegt eigentlich über dem Stoff.

Natürlich ist es für alle Bewunderer Conrads eine Freude, im Besitz dieses neuen Buches zu sein — wäre es nicht das letzte. Ein sicherlich großer Schriftsteller ist von uns gegangen, und Cunninghame Grahams Vorrede — ein außerordentlicher literarischer Bissen — ist ein geziemendes Lebewohl.“

Hamlet

Bei Gelegenheit der Veröffentlichung von Johannes V. Jensens Aufsatz über Hamlet in diesem Heft sei hingewiesen auf eine englische Arbeit zum gleichen Thema: „The naturalistic Theory of Hamlet“ von J. M. Robertson, erschienen im letzten Heft der Vierteljahrsschrift *The Criterion* (London). Nach Auseinandersetzung mit verschiedenen Kritikern kommt Robertson zu dieser zusammenfassenden Meinung:

„Shakespeare ist zuerst und zuletzt ein Übernehmer, ein Verwandler der Stücke anderer. Nirgends ist das einleuchtender als im Hamlet, obgleich er hier sehr frei den alten Stoff neu geschrieben hat, der von mehr Händen als Kyds glaubt, zu sprechen scheint. Dies Stück, wir alle können es sehen, interessierte ihn besonders, weil es ihm die stärkste Gelegenheit gab, das zu äußern, was gerade in seinen Weg gekommen war. Aber ebenso eine Tragödie barbarischer Rache neu zu schreiben als aus ihr die Tragödie einer Seele zu machen und zu gleicher Zeit die ganze Handlung der barbarischen Tragödie bis herab zu den grausamsten Einzelheiten beizubehalten, das war ein Unternehmen, das nicht in eine völlig gerundete Form gebracht werden konnte, besonders da die Auslegung, welche das alte Stück besitzt, nur zufällig überkommen ist. Wenn das anerkannt wird, ist keine weitere Auslegung nötig, wenn wir uns nur vorstellen, daß wir die Schöpfung eines Stückes betrachten, nicht die Darstellung eines geschichtlichen Ereignisses oder einer aktuellen Persönlichkeit.

Andererseits zu vermuten, daß Shakespeare glaubte, er könne der barbarischen Handlung, welche ihre eigene glatte Einheit verloren hatte, eine neue und völlig psychologische geben, indem er annehme, daß der verfeinerte Elisabethanische Hamlet seiner eigenen Vision genau die Taten des barbarischen Fürsten der alten Sage tue — jede von ihnen und dies durch die natürliche Verursachung einer psychischen Krankheit: das heißt einen Gedanken aufstellen, der zu dünn ist, um standzuhalten. Shakespeare konnte nichts tun als in den Grenzen fundamentalen Lebenswahrheit: er konnte auch nicht, wie jeder andere auch nicht, einen begrifflichen, einen natürlichen Gegensatz auflösen. Und er versuchte es auch gar nicht. . . Er wußte über das Theater-Volk Bescheid und seine Fähigkeit der Illusion: er sah, daß das Stück ‚ging‘, und das genügte ihm; denn ich glaube nicht, daß er je träumte, daß wir drei Jahrhunderte nachher darüber diskutieren würden. —

Er schafft für uns lebende Wesen; er bietet uns einen neuen Sinn des Menschlichen; und, vor allem, er kleidet sein Denken in eine Rede, der nichts vorher oder nachher in der Magie des Rhythmus und Schärfe des Satzes gleichkommt. Und uns zu der Spannung seines Geistes zu erheben, wie er es tausendmal tut, ist etwas Größeres, als ein völlig gut gebautes Stück hervorzubringen — was, wie ich aufrichtig glaube, er nie tat.

Aber, noch einmal, er wollte wahrhaftig keine moralische Vorlesung halten, in Vorwegnahme der von Samuel Smiles über Selbsthilfe. So ein ästhetisches in ein didaktisches Problem wenden, ein Kunstwerk in eine gequälte Abhandlung über Lebensführung, heißt den ästhetischen Kritizismus endgültig lächerlich machen. Wie Shaw und die Fabianer, Tolstoi und die Tolstoijaner ausdrücklich betonen, wollte Shakespeare keine Botschaft ver-

künden. Dafür laßt uns den heiligen neun Musen dankbar sein und ihrem Herren Apollo, Zerstörer und Bewahrer ungesungener und gesungener Dinge!

Denn hier, o Apollo!

Sind Stätten für dich!“

Amerikanisches Theater

In der New Yorker *Nation* wird über neue Unterhaltungsstücke berichtet.

„So weit wie ich es beurteilen kann, ist ‚Der Fall Guy‘ (Eltिंग Theater) nicht allein ein sehr amüsantes Stück, sondern eine bemerkenswert genaue Übertragung der amerikanischen Sprache. Sein Schauplatz ist das bescheidene Heim eines Drogisten; sein Personenverzeichnis enthält Personen wie einen Zugführer, einen Detektiv; und es erreicht sein beschränktes, aber rassiges Idiom auf eine Weise, daß schließlich die Illusion absoluter Wahrheit hervorgebracht wird. Die Erfindung ist trivial, aber der Dialog wurde von einem Mann geschaffen, der seine Leute kannte, mit dem Ergebnis, daß das Stück den Klang des Echten hat. Geschrieben, vermute ich, von, für und durch Leute, die kein literarisches Selbstbewußtsein haben, ist es nichtsdestoweniger wirklich genug und geistvoll genug, jeden zu amüsieren, der sich nicht entsetzt, von einer durchgehenden Vulgarität belästigt zu werden.

Das Idiom der Gedanken ist, fast noch sicherer als das Idiom der Sprache, durchaus amerikanisch, und es geht tief genug in das Material, welches es übermittelt . . . Vor allem ist es wirklich komisch und, so weit es geht, ganz wahr. Beiläufig ist es „Is Zat So“ weit überlegen, an dem einer seiner Autoren beteiligt ist, besonders da die Erfindung nicht so besonders absurd ist, und besonders weil es nicht wie das andere durch Kontrastierung Gestalten aus jener Welt der ‚hohen Gesellschaft‘ zu porträtieren versucht, mit der der Autor scheinbar nicht so

familiär ist. ‚Der Fall Guy‘ ist das beste und amüsanteste von all den Stücken der Saison, die eigentlich mehr zum Theatergeschäft als zum Drama gehören. ‚The Handy Man‘ (39. Street Theater) ist aufgebaut auf der Persönlichkeit eines genialen Zimmermanns, der eine so reichliche und gesprächige Flut grober Philosophie hat, daß es ihm gelingt, den ganzen Schwarm, einen berufsmäßigen Taschendieb eingeschlossen, auf einen besseren Lebensweg zu bringen. Scheinbar hat es keine Beziehung zum Leben, wie es anderswo gelebt wird; aber es ist mit einer gewissen klaren Zuständigkeit geschrieben. ‚The Devil Within‘ (Hudson Theater) ist eins jener ‚Who-Killed-Cock-Robin‘-Melodramen, in dem jeder außer dem Mörder beständig verdächtigt wird. Es ist weiterhin verdorben durch einen außerordentlich gespreizten Dialog.“

Ilja Ehrenburg

Fragt man in russischen Literaturkreisen nach dem stärksten Erzähler der neuen russischen Dichtung, so wird immer wieder sein Name genannt. Er selbst ist ein junger Europäer, dessen östliche Emotionen eigentlich ins Amerikanische vorstoßen, also von der Dostojewski-Tolstoi-Welt, von religiöser Leidenschaft oder den Tschschowschen Dämmern weit entfernt sind. Russisch ist überhaupt an Ehrenburg nicht die künstlerische Methode; vielleicht aber das neue Weltbild, das in seinen Büchern lebt: ein Nihilismus, der durch alle Zerstörungen der Zeit ging; ein enttäuschter, sich zum Zynismus kehrender Glaube; ein Lachen, das schmerzlich und furchtbar ist und doch nicht tragikomische Geste, sondern — amüsant; eine fast legendarisch-absolute — Aktualität.

Von Ilja Ehrenburg sind jetzt zwei Romane in deutscher Übertragung, im Welt-Verlag, Berlin, erschienen: „Julio Jurenito“ und „Trust D. E.“ Den Ein-

druck zusammenfassend, bekenne ich: Ehrenburg ist einer der wesentlichsten und eigentümlichsten Erzähler dieser Gegenwart. Er ist ein anderer Alfred Döblin. Beides sind Dichter der Energien, der elektrischen Kraftfelder. Was bei Döblin aber sich in Vision und Dichtung-Sprache umsetzt, geht bei Ehrenburg ins Nüchtern-Reale hinüber: seine Phantastik sucht Handlungen und Gestalten im amerikanisch-reporterhaften Bereich. Die Welt der mechanisierten und industrialisierten Zeit findet ihren — trotz allem — phantastischen Ausdruck in der knappen Sprache des Europa-amerikanischen Lebens. Diese Hinwendung zur Gegenwart als Satire zu empfinden — nur weil die Gegenwart weder heroisiert noch realistisch abgeschrieben wird — ist ein komisches Mißverständnis. Ehrenburgs Bücher leben in radikalster Weise das Leben dieser Zeit, sind erkennendes und wahrnehmendes Ich, durchdrungen von Kriegen, Revolten, Botschaften, Politik, Wirtschaft und Geistigkeit. Die Energien der Zeit sind in Brennpunkten gesammelt, sind Erzählung und Weltbild zugleich geworden, sind auch Gelächter, aber absichtslos, spontanes, ein scharfer Klang aus der Zeit.

Schon dieser langatmige Titel ist bezeichnend: „Die ungewöhnlichen Abenteuer des Julio Jurenito und seiner Jünger: Monsieur Delhaie, Mister Cool, Karl Schmidt, Ercole Bambucci, Alexei Tischin, Ilja Ehrenburg und des Negers Ayscha in den Tagen des Friedens, des Krieges und der Revolution in Paris, Mexiko, Rom, am Senegal, in Moskau, Kineschma und anderen Orten, ebenso verschiedene Urteile des Meisters über Pfeifen, über Leben und Tod, über Freiheit, über Schachspiel, das Volk der Juden und einige andere Dinge.“ Ironie und Geistigkeit und der Weltreporter als künftige Historiker: diese Elemente vereinigen sich in Ehrenburgs ungewöhnlichem Weisen Jurenito, der von

den unüberbrückbaren Widersprüchen lebt und atmet, mit dieser Wirkung in die Zukunft hinein: „So lebe ich, es ist kein gutes Leben, aber ich schäme mich seiner nicht und verzweifle nicht. Natürlich werde ich sterben, ohne die wilden Felder mit den Tänzen und dem kindlich sinnlosen Lachen der endlich befreiten Menschen gesehen zu haben. Aber jetzt streue ich die Samen dieser fernen Gräser, — Wermut, Johanniskraut und Minze — aus. Das Unvermeidliche wird kommen, ich glaube daran, und allen, die es erwarten, allen meinen Brüdern ohne Gott, ohne Programm und ohne Ideen, den Nackten und Verachteten, die nur den Wind und den Skandal lieben, gilt mein letzter Kuß.“

In der Geschichte der Zerstörung Europas „Trust D. E.“, geboren aus einer jetzt abgeflauten Untergangsstimmung, mengt sich technisches Amerikanertum, das in der Zerstörung Europas seine höchste Aufgabe findet, mit europäischer Zeitgeschichte und natürlichem Abenteuerertum. Bei alledem ist Ehrenburg auch Menschen-gestalter, vor allem allerdings von Geistmenschen, deren Geistigkeit nicht aber Abstraktion ist, sondern Leben und selbst wieder rasendes Leben trägt.

Hofmannsthal und Rivière

La Nouvelle Revue Française hat ihr Aprilheft dem Andenken ihres toten Leiters (dessen wir in unserem letzten Heft gedachten) gewidmet. Aus Erinnerungen, und Würdigungen von Valéry, Maurois, Duhamel, Gide, Larbaud, Thibaudet . . ., aus Fragmenten und Briefen formt sich das lebendige Bild des Mannes. Vertreter vieler Literaturen sprechen über Jacques Rivière, für die deutsche Hugo von Hofmannsthal mit diesen Worten:

„Als vor zwölf oder dreizehn Jahren sein Essay über Ingres mir vor die Augen kam, wußte ich, daß nunmehr

ich seinen Namen behalten und alles, was mit diesem Namen gezeichnet ist, lesen würde. Durch diesen einzigen Essay hatte er mich ganz an sich gefesselt. Ich wußte, daß ich mich in Gegenwart eines Führers, eines unbekannten Freundes, eines Begleiters befand, mit dem ich im Geist über die Künste Zwiesprache halten kann; aber ich wußte nicht, daß der Mann, über den ich mir dies Urteil gebildet hatte, so jung war, viel jünger als ich, und daß eine so große Sicherheit, eine so menschliche Biegsamkeit nicht die Wirkung reifen Alters, sondern die außergewöhnlicher Gaben war . . .

Im Maße wie ich mit seinen Arbeiten Fühlung gewann, erschien mir seine Art, ein Kunstwerk zu deuten, immer mehr die einer glücklichen und harmonischen Persönlichkeit, derart, daß sie sich in seine Art zu schreiben ganz besonders sympathisch über setzte. Er urteilt nicht, er belehrt nicht, er zersetzt nicht; er assistiert der geistigen Geburt eines Gedichts, eines Kunstwerks, eines Bildes, dieser — geistigen Geburt, die sich immer vor den Augen desjenigen, der sehen kann, wiederholt; er folgt der gebärenden Bahn, er hält sich gern im Innern des Labyrinths auf und er verläßt es heiter: während der ganzen Zeit hielt er den Faden der Ariadne in Händen. Wenn man über das nachdenkt, was er uns über ein Kunstwerk gesagt hat, und über die Art, mit der er es uns mitgeteilt hat, scheint es, daß er in jedem Fall alles auf einmal gesagt hat, so wie in einem Kunstwerk alles simultan existiert.

Heute, nach so viel Jahren, sehe ich zum ersten Male diesen Essay über Ingres mit anderen wieder vereinigt. Und es ist das Buch eines Toten. Nach diesen Jahren völliger Absonderung hätte ich über alles gern seine Bekanntschaft gemacht; ich hätte seine Unterhaltung aufgesucht. Nun

ist es nur wenig, wenn ich mit diesen wenigen Worten komme, um dem Gedächtnis eines Entschlafenen zu huldigen.“

Rumänische Literatur

In Bukarest erscheint jetzt eine kleine Zeitschrift *Kulturnachrichten aus Rumänien*. Sie will den europäischen Nationen ein Bild des rumänischen Geisteslebens geben, von dem man außerhalb kaum etwas weiß. Über Literatur wird dieses berichtet:

„Die rumänische Literatur, die von manchen Romanisten des Auslandes immer noch wie etwas Vorsintflutliches behandelt wird, wendet sich heute dem großen Gebiet des Romanes zu und hat auch schon einige sehr eigenartige Schöpfungen gezeitigt, in denen die lyrische Einzelheit und das Episodenhafte mehr und mehr von dem tiefen und gesunden Atem des Epischen verdrängt werden. So war bisher die Lyrik die eigenste und am besten entwickelte Wesensform der rumänischen Literatur, indes sich heute der Roman stark vordrängt und dem Problematischen des Lebens auf ruhigere, objektivere Art den Weg bereitet.

Unter den Jungen ist der Name Liviu Rebreanu heute wohl der heißendste. Rebreanu ist durch seinen zweibändigen Bauernroman „Ion“, der den Kampf um den Besitz der Scholle mit ungewöhnlichem Sinn für alles Erdhafte und Elementare schildert, in Rumänien sehr bekannt geworden, nachdem ihm hierfür auch der große Romanpreis der Rumänischen Akademie zuerkannt wurde. Sein zweiter Roman „Pădurea Spânzuraţilor“ (Der Wald der Gehängten) war ein Bild der Seelenqualen eines rumänischen Leutnants, der unter Habsburger Herrschaft im ungarischen Heere dienen mußte.

Nun hat Liviu Rebreanu mit der Veröffentlichung seines dritten Roman-

werkes „Adam und Eva“ begonnen. Noch läßt sich hierüber kein endgültiges Urteil fällen, doch scheint Rebreanu auch diesmal seinen früheren Leistungen nicht nachzustehen.

Der bekannte rumänische Kritiker Eugen Lovinescu hat eine neu überarbeitete Ausgabe seiner Costache Negruzzi-Monographie veröffentlicht. Negruzzi, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte, ist einer der Stammväter der neuen rumänischen Prosa gewesen. Seine historischen Erzählungen sind äußerst episch, gedrängt, markig und erinnern in ihrer zusammenfassenden sprachlichen Schlagfertigkeit zuweilen sogar an Kleist.

Eugen Lovinescu hat neuerdings auch eine „Geschichte der modernen rumänischen Zivilisation“ veröffentlicht. Es ist keine rein soziologische Arbeit, doch werden darin auch die sozialen und politischen Institutionen berücksichtigt. Eugen Lovinescu hat darin das Wesen vieler geistiger Tendenzen zusammengefaßt und auch

den Einfluß der französischen Revolution auf das rumänische Geistesleben auseinandergesetzt. Im Lichte der Revolutionsidee erscheinen Lovinescu die bedeutendsten Männer, die Rumänien im vorigen Jahrhundert hervorgebracht hat: Kogălniceanu, Ion Ghica, Maiorescu.

Zwei weitere Bände über die „reaktiven Kräfte“ und die „Bildungsgesetze der rumänischen Zivilisation“ werden folgen.

Mihail Eminescu, dem großen Romantiker und bedeutendsten Dichter, den das rumänische Volk bisher hervorgebracht hat, wird nun in Bukarest ein würdiges Denkmal errichtet. Eminescu, der das Elegische der Romantik mit dem charakteristischen Volksliedhaften zu verschmelzen wußte und der ganzen neueren rumänischen Literatur unsäglich wertvolle Sprachwerte hinterließ, wurde oft mit Leopardi und Nikolaus Lenau verglichen. Doch ist sein Werk ungleich farbiger und tiefer als dasjenige Lenaus.“

Rudolf Kayser

ANMERKUNGEN

Über Novalis

Stets haben jene außerordentlichen Schicksale geistiger Menschen das tiefste Interesse der Nachlebenden erregt, in welchen die Tatsache zum Ausdruck kommt, daß das Genie nicht nur eine geistesgeschichtliche, sondern ebenso, ja vor allem, eine biologische Angelegenheit ist. In der neueren deutschen Geistesgeschichte sind die edelsten Gestalten von dieser Art Hölderlin, Novalis und Nietzsche. Während Hölderlin und Nietzsche sich, nachdem das Leben ihnen unmöglich geworden, in den Wahnsinn zurückziehen, zieht Novalis sich in den Tod zurück, und nicht etwa in den beim Genie so sehr häufig sich aufdrängenden Selbstmord, sondern er stirbt, indem er wissend sich selbst von innen her verbrennt, einen magischen, frühen, blühenden und ungeheuer fruchtbaren Tod — denn gerade von diesem seltsamen Ende des Dichters, von seinem positiven, magischen, außerordentlichen Verhältnisse zum Tode strahlt seine stärkste Wirkung aus. Und diese Wirkung ist viel tiefer, als die Oberfläche unsres Geisteslebens ahnen läßt. Novalis ist zu seiner Zeit nur von überaus wenigen verstanden worden, und auch später, ja bis heute, ist die Zahl seiner Leser niemals groß gewesen, aber jeder ernstliche Leser hat an diesem wunderbaren, bis zur Gefährlichkeit lebendigen Geiste, an der glühenden Beseeltheit dieses Lebens sich tief entzündet: die nähere Bekanntschaft mit Novalis bedeutet

für jeden bedeutenderen Geist ein tiefes und magisches Erlebnis, nämlich das Erlebnis der Initiation, der Einweihung ins Mysterium.

Wenn ich vom Genie als von einer biologischen Angelegenheit sprach, so meine ich damit, daß das Genie, der bedeutende Mensch in seinen gelungensten Exemplaren, nahezu immer ein tragisches Leben hat und in einem fahlen Lichte der Untergangsnähe lebt — was nichts zu tun hat mit der philiströsen Bourgeoislehre, daß Genie stets mit Irrsinn verwandt sei. Nein: Genie, das höchstgesteigerte Leben, schlägt so leicht in seinen Gegenpol, in Tod oder Wahnsinn um, weil in ihm das menschliche Dasein sich als ein furchtbares Mißgeschick, als ein großer und kühner, aber nicht ganz geglückter Wurf der Natur erkennt. Das Genie, ohne Widerspruch als erwünschteste und edelste Frucht am Baum der Menschheit anerkannt, wird von den biologischen Mechanismen in keiner Weise geschützt, geschweige denn fortgepflanzt, es kommt zur Welt inmitten eines Lebens, dem es Leuchte und Sehnsuchtsziel wird, während es zugleich an ihm ersticken muß. Dies der Sinn aller der tausend Geschichten und Legenden vom früh gestorbenen Genie, vom frühzeitig weggenommenen Götterliebhaber usw.

Wenn wir die Erinnerungen des Dichters Tieck und die schlichten, rührenden des Amtmanns Just an den jung gestorbenen Novalis lesen, so finden wir im Ton dieser Berichte den tiefen Nachklang eines großen,

heiligen, geheimnisvollen Erlebnisses. Sie haben gefühlt, daß da neben ihnen einer lebte und gestorben war, den sie in mancher Hinsicht nicht als ihresgleichen empfanden, sondern je nachdem bald als einen Engel Gottes, bald als ein Gespenst, jedenfalls aber als einen von außerordentlichem Schicksal Gezeichneten.

Friedrich von Hardenberg ist 1772 auf dem Gut seiner Familie geboren und im Jahr 1801 gestorben, nachdem er einige Jahre zuvor eine erst fünfzehnjährige Braut durch den Tod verloren hatte und ihr nachzusterben ihm ein vertrauter Gedanke geworden war. Er starb an der Schwindsucht, aber was ist damit gesagt? Auch andre Menschen sind jung an der Schwindsucht gestorben, auch die eigenen Geschwister des Novalis hatten dies Schicksal, aber nur von ihm, nur von seinem Grabe strahlt jene magische Lockung aus, nur Er hat den Tod nicht erlitten, sondern ist in ihn eingegangen wie ein verbannter König aus dem Grau der Fremde in den Palast heimkehrt.

Hinterlassen hat er das wunderbarste und geheimnisvollste Werk, das die deutsche Geistesgeschichte kennt. Ebenso wie sein kurzes, äußerlich tatenloses Leben den Eindruck seltsamster Fülle macht und jede Sinnlichkeit wie jede Geistigkeit erschöpft zu haben scheint, so zeigen die Runen dieses Werkes unter spielender, entzückend blumiger Oberfläche alle Abgründe des Geistes, der Vergöttlichung durch den Geist und der Verzweiflung am Geiste. Sein eigenes Schicksal hat Novalis wissend und gläubig erlebt, seiner Tragik bewußt und ihr doch überlegen, da eine schöpferische Frömmigkeit ihm erlaubte, den Tod gering zu achten.

Seine Dichtungen sind geblieben, stets nur von wenigen gelesen, stets diesen Wenigen eine Pforte ins Magische, ja beinahe die Bereicherung

um eine neue Dimension bedeutend, und einige seiner Gedichte sind sogar volkstümlich geworden und werden noch heute zuweilen an Sonntagen in protestantischen Kirchen von der Gemeinde gesungen. Denn durch Schleiermacher haben einige der religiösen Gedichte des Novalis Aufnahme in Kirchengesangbücher gefunden, und noch heute predigt mancher Pfarrer seine amtlichen Sonntagsworte ahnungslos dicht an der gefährlichen Glut dieser Verse vorbei.

Hermann Hesse

Faber oder die Verlorenen Jahre*

Jakob Wassermann, der die praktische Wirksamkeit seines Ruhmes spüren durfte wie kaum ein anderer, ist einer ewigen geistigen Unruhe verfallen, vom schöpferischen Drang zu neuer Formung und von seltenen, neuen Ideen besessen. Es sind nicht die anderen, die bisher von ihm unbetasteten Gegenstände, die ihn locken. Stets war sein Gegenstandsfeld weit gespannt, über Landschaften, die in verschiedenen Breiten liegen: von der intimen Welt Nürnbergs bis zu den breit ausladenden Themen der Wendekreis-Novellen. Aber diese Dinge liegen noch in der Zone des Wirklichen, im Raume der Realität. Jakob Wassermann greift nun zu anderen Themen, seine unerschöpfliche Lust am Gestalten sucht nach anderen Gebieten, die in der Sphäre des Geistigen beheimatet sind. Wenn sonst bei diesem denkerischen Dichter in die Landschaften, Gesichter, Gestalten das Problematische eintrat, war es, als sei die ruhende Landschaft in ein Zwielicht getaucht, als locke der Dichter dem Starren und Festgefügteten das Unausgesprochene, das Idealisch-Wesentliche wie ein Geheimnis ab. Im

* S. Fischer Verlag. Berlin.

„Faber“ ist aber das Problematische, der Ideenkonflikt selbst Thema — und die seltsamen Menschen, die durch diesen Roman gehen, sind die Gefäße, in die sich die geistigen Inhalte füllen, die Körper, in denen sie inkarniert sind. Es ist ein „Ideen-Roman“, wenn man will — vom platonischen Dialog freilich dadurch unterschieden, daß Wassermann der Landschaft, dem Kolorit unvergleichliche Schilderungen widmet. Ja, der Raum, in den die tiefgründige Diskussion esoterischer Dinge gegründet wird, ist mit seltener Sorgfalt und liebender Hingabe gezeichnet. Der Heimkehrer Faber, nach jahrelanger Kriegsgefangenschaft, tastet die wohlige Luft seines Heimes ab, die reinliche, ich möchte sagen: geistige Atmosphäre seines Hauses einatmend. Nur in dieser Luft kann eine frauliche Frau schreiten; in dieser Luft muß ein Mensch von höherem Eigen-Leben seine Tage verbringen, ein Mensch, in den — wie in ein Gefäß — die Dinge der letzten Entscheidung gelegt sind, an den die Ideen gegeben sind.

Ein „Ideen-Roman“ ist dieser „Faber“ dennoch — denn nur die Idee ist im Zentrum der Handlung. Faber kehrt zurück, beseelt von liebender Hingabe an seine Frau; plötzlich berührt von dem Verdacht, sie könne ihm abtrünnig gemacht worden sein, abtrünnig durch die „Fürstin“ — eine führerische Natur von abgründiger Tiefe des Geistes, von jener Weisheit, deren Ausstrahlung auf andere Menschen wie ein berauschendes Gift ist: ihn ganz knechtend, ihn zum Dienst zwingend, zur Gefolgschaft, zur Aufopferung des Ich, zu demutvollem Dienst an der

„Idee“, deren symbolischer Träger die „Fürstin“ ist. Fabers Frau folgt diesem „Kern des Bundes“ — und Faber, als Egoist der Liebe heimgekehrt, versteht ihre Entfremdung nicht. Er begreift sie als Abkehr, nicht als Einkehr.

Unerhört ist die Schilderungskraft, die Wassermann dem ersten Teile des Romanes leiht: wenn er Fabers langsames Erwachen zeichnet — sein Erwachen zum Sinn, sein Erwachen zum Erlebnis der Wesentlichkeit, sein Erwachen zur Idee. Seine Frau verläßt ihn, einem Gebot der Fürstin folgend, geht sie auf Reisen — und erst dieser entscheidende Bruch in seiner bürgerlich-häuslichen Welt zerrüttet ihn so sehr, wühlt ihn so auf, daß die Bereitschaft für die höheren Dinge in ihn dringt. Langsam wird auch ihm ein Wissen um die Freiheit — um die geistige Selbstbestimmung des Wesens, dem ja nur ein Leben geschenkt ist, es zur Vollkommenheit zu gestalten. Und so, bereit für das Entscheidende, empfängt er aus den Händen der Fürstin die Gattin zurück.

Die Leuchtkraft des Geistigen überstrahlt diesen Roman auch da, wo Wassermann mit Geringschätzung der materiellen Bestandteile des Romans arbeitet: in den Nebenhandlungen und Seitenfiguren. Wesentlich aber ist die Hauptlinie des Romans: die wunderbaren Emotionen in Faber, deren seelische Tiefe und geistige Strahlung diese Gestalt herausheben und seinem Schicksal Wesentlichkeit werden lassen. Ein stilles und wissendes Buch, das sich erlauben darf, Esoterisches zum Inhalt zu erheben.

Otto Zarek

SECHSTES HEFT

JUNI 1925

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVI. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

I n b a l t

Für Thomas Mann

Fritz Strich, Thomas Mann und die bürgerliche Zivilisation

Thomas Mann, Unordnung und frühes Leid (Novelle)

Arthur Eloesser, Zur Entstehungsgeschichte des „Tods in Venedig“

Otto Zarek, Neben dem Werk

Stefan Zweig, An den Genius der Verantwortlichkeit

Bernard Shaw, Über die Aussichten des Christentums

Julius Hirsch, Das deutsche Etatswunder

Samuel Saenger, Politische Chronik

Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Postvertrieb ab Leipzig

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten. — Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. — Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1925 by S. Fischer, Verlag.

Monatlich erscheint ein Heft,

das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann.

Preis des Heftes RM 2.—; Quartalspreis RM 6.—. Auslandsabonnenten können den Gegenwert in fremder Währung durch Postanweisung einsenden. — Zahlungen in Reichsmark bitten wir an das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692, Auslandszahlungen an S. Fischer, Verlag, Berlin W. 57, Bülowstraße 90 zu richten.

VORANKÜNDIGUNG

Das Juli-Heft der „Neuen Rundschau“
bringt:

FRIEDRICH MEINECKE, Kulturfragen und Parteien

THEODOR FONTANE, Reisebriefe

RENÉ SCHICKELE, Die Gletscherspalte (Novelle)

BERNARD SHAW, Über die Aussichten der Christentums

HERMANN HESSE, Kurzgefaßter Lebenslauf

RUDOLF KAYSER, Der Kurgast

WILHELM HAUSENSTEIN, Vermeer van Delft

ALFRED DÖBLIN, Reise in Polen

Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei:

Eugen Diederichs, Verlag, Jena

Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden

S. Fischer Verlag, Berlin

Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg

BEACHTEN SIE DIE ANZEIGEN VOR UND NACH DEM TEXT

FÜR THOMAS MANN

Der Verlag und die Blätter dieser Zeitschrift entbieten Thomas Mann zu seinem fünfzigsten Geburtstag ihren festlichen Gruß. Sie wissen sich eins mit den Lesern der Werke des Dichters und mit den Lesern dieser Zeitschrift. Denn Thomas Mann hat mit allem, was ihm zu Gedanke und Gestalt wurde, von dem hohen Standpunkte der auf humane Kultur bedachten Persönlichkeit, vom Standpunkte des deutschen Europäers, des deutschen Weltbürgers das eigene Leben durchforscht und vermehrt: wir wollen nichts anderes. Wer mit ihm darin übereinstimmt, daß alle in der seelisch-geistigen Verfassung der Welt ausgeprägten und in den zivilisatorischen und politischen Erscheinungen fortwirkenden Probleme in uns selbst am nächsten und sichersten zu greifen sind, und daß sie durch möglichst klare Erkenntnis und möglichst tiefe Rechtfertigung der eigenen Persönlichkeit am besten gereinigt und gefördert werden können, der besitzt in ihm einen starken Führer.

Von seinen frühen Schriften an bis zu dem kürzlich vollendeten Meisterromane vom „Zauberberge“ finden wir ihn mit der Frage beschäftigt, wie sich der Wille des Geistes und der Instinkt der Seele versöhnen lasse, wie der Trieb nach Freiheit und der Drang nach Ordnung aus ihrem Widerspruch zu erlösen wären, wie Wissen und Leben einander nicht beeinträchtigen, sondern einander helfen könnten, wie Gesundheit sich verfeinere und Entartung sich kräftige. Die Erregung durch den Urzwiespalt der Menschlichkeit, der mit Namen, Formen, Maßen und dynamischen Begriffen nicht zu erschöpfen ist, führt ihn zu keiner bequemen Entscheidung: seine Entscheidung ist das höhere Ziel der Einheit nach leidenschaftlicher Anerkennung der Wirklichkeit und Unentrinnbarkeit des Zwiespalts. Der Verzicht auf den Verzicht gibt seiner Phantasie und ihren Gestalten die gelassene Deutlichkeit, seinem Stil die überzeugende Präzision, er nimmt seiner Skepsis und Ironie alles Freudlose und Verdrossene, erhebt sie vielmehr in die rhythmisch träumerische, hellsichtige, universal gerichtete Weisheit der Musik.

Wie der Einzelne im Ganzen, und das Ganze im Einzelnen an Raum gewinnen könne ohne Zerstörung und Selbstzerstörung, dafür hat er in jedem Werke ein großes Beispiel gegeben. Stellt er uns tragische und groteske Untergänge von Menschen und Menschengemeinschaften vor Augen, so weist sein Wissen um die Gründe, sein Bekenntnis zur Wahrheit, sein Glaube an den Ernst des Schicksals, das sich durch keine Schönheit der Schwachen und keinen Radikalismus der Unzulänglichen blenden und bestechen läßt, immer in das Positive. Wer gerecht wie er das Gegenwärtige bewahrt und deutet, hat auch für die Zukunft Rat und Plan gegeben. Unser Dank ist darum eine Schuld an ihn und ein Wunsch für ihn.

THOMAS MANN UND DIE BÜRGERLICHE ZIVILISATION

von

FRITZ STRICH

Es scheint immer etwas von Willkür und Zufall an sich zu haben, wenn man aus der Gesamtheit des geistigen Lebens eine einzelne Gestalt heraushebt und zum Gegenstande der Betrachtung macht. Aber Thomas Mann hat selbst einmal auf die Frage, wer eigentlich ein Dichter sei, diese Antwort gegeben: der, dessen Leben symbolisch ist, der nur von sich selbst zu erzählen braucht, um der Zeit, der Allgemeinheit die Zunge zu lösen. Ein Dichter in diesem Sinne ist nun Thomas Mann, und von ihm sprechen heißt daher: von uns, von unserer Zeit und unserem Volke sprechen.

Aber erhob sich nicht gerade gegen ihn der Vorwurf, daß sein Werk allzu privater Art und autobiographisch sei und also nicht auf allgemeine Gültigkeit Anspruch erheben könne? Man nannte ihn ungeistig. Denn Geist, so sagt man, ist das Selbstvergessen, das allgemeine Prinzip, die Verantwortung für alle, das Gewissen der Gemeinschaft.

Es kann auch wirklich nicht geleugnet werden, daß der Roman von Thomas Mann persönliches Bekenntnis, aus Gewissensangst geboren und der Rechtfertigungsversuch eines Zweiflers an sich selber

ist, dem die Fragwürdigkeit der eigenen Art und Existenz mit schmerzhafter Deutlichkeit aufging. Dieser Roman ist nicht mondän, sozial, international wie der französische Roman, nicht mythisch und volkstümlich wie Don Quichote und de Kesters Uilenspiegel; er ist die Erziehungs-, Bildungs- und Entwicklungsgeschichte einer, seiner Persönlichkeit.

Aber dieses sagt bereits, daß man es hier mit einem mehr als nur privaten und nur autobiographischen Ausdruck eines Menschen zu tun hat. Es ist vielmehr der deutsche Fall des Romans an sich. Der deutsche Dichter nämlich, seit jeher einsam, nicht im Boden einer Volksgemeinschaft wurzelnd und ohne Bindung einer gültigen Tradition, in sich selbst versunken, auf sich selber angewiesen, was kann er anders tun, wenn er zum Repräsentanten und Führer seiner Zeit und seines Volkes werden will, als sich selbst, seine eigenste Individualität zu allgemeiner Gültigkeit und repräsentativem Beispiel zu erziehen. Nur dieser eigene Erziehungsweg macht ihn zum allgemeinen Führer und Erzieher. Denn er empfängt nicht, wie der Dichter der Romanen, von seinem Volk das kostbare Geschenk einer allgemeinen Form, Sitte und Übereinkunft. Auch würde eine mahnende und aufrüttelnde Stimme hier kein Echo finden, das nur von einem öffentlichen und gemeinsamen Leben widerhallt. Der deutsche Dichter muß sich selbst zu der von ihm gesehenen Gestalt erziehn und läutern und sein Vertrauen in die Magie des Beispiels setzen. Die Ahnenreihe des Romans von Thomas Mann ist denn auch eine stolze. Sie beginnt mit Wolframs Parzival und geht über Grimmelshausens Simplicius und Goethes Wilhelm Meister zu Gottfried Kellers Grünem Heinrich hin.

Aber noch einmal erhebt sich die Frage: gehört denn Thomas Mann mit solcher Art wirklich in unsere Zeit? Der zweite Vorwurf, der sich gegen ihn erhob, war der, daß er von ihrem Atem nicht beseelt und also auch nicht ihre tönende Stimme sei. Der Aktivismus klagte ihn an, nicht tathaft und politisch in seiner Dichtung zu sein. Dies aber sei heute das Gebot der Stunde. Die Traumzeit und die Zeit der rein ästhetischen Anschauung und Wiedergabe sei vorüber, und die Zeit des Geistes gekommen. Der Geist aber erkennt nicht an, was wirklich ist. Geist ist, wer das, was recht ist, weiß, will, fordert und verwirklicht. Geist ist Richtung und Ziel und die Bereitschaft zum Aufbruch. Geist ist der Wille zur Schöpfung des Paradieses auf dieser Erde und in dieser Zeit.

Aber es braucht heute kaum noch gesagt zu werden, daß jede Kunst, die in sich selbst zu allgemeiner Gültigkeit geläutert ist, als solche schon nicht mehr tatlos, sondern des fordernden Geistes voll ist. Sie weckt die Seele und erlöst sie von den Schranken der Einzelheit und Einsamkeit und bildet eine Bruderschaft im Geiste. Jede reine und stille Gestalt eines Menschen und eines Werkes ist ein Aufruf zur Verwandlung, der stärker wirkt als jede unmittelbar herausgeschmettete Tendenz. Der Aktivismus war ein Irrtum, eine Mode, die vorüber ist. Thomas Mann wirkt, weckt und führt noch heute.

Aber, so wird man sagen, unsere Zeit ist nicht nur tendenziöser Aufruf, sondern selbst ja schon Verwirklichung und Schöpfung einer Welt, die nach dem Gesetz des fordernden Geistes gestaltet ist. Thomas Mann aber sei nur ein Beobachter und wiedergebender Naturalist. So der Expressionismus. Ob dieses wahr ist, darauf soll die Antwort hier gegeben werden, und man wird noch sehen, wieviel von geistiger Forderung und Verwirklichung in dieser scheinbar nur wiedergebenden und beobachtenden Romankunst enthalten ist. Jedenfalls: auch der Expressionismus ist am Ende. Thomas Mann aber ist heute lebendiger denn je, und das leidenschaftliche Interesse, dem gerade jetzt sein „Zauberberg“ begegnet, ist nicht ein Zeichen dafür, daß der Naturalismus wiederkehrt, sondern daß Thomas Mann beispielhaft und führend und unbeirrt von der Tagesmode den allgemeinen Schicksalsweg gegangen ist, den allgemeinen Schmerz, weil er ein Dichter und Erkenner ist, tiefer gelitten hat, das allgemeine Erlebnis deutete und gestaltete, und, indem er von sich selbst und seinem Weg erzählt und sich selbst mit aller Skepsis gegen sich zu retten und zu rechtfertigen versucht, auch eine Rettung und Rechtfertigung seiner ganzen, skeptischen und wirklich tief problematischen Zeit geworden ist. Dies gilt es zu zeigen. Worum geht es also? Was rettet er?

Es geht mit einem Worte um die bürgerliche Zivilisation, die seit der französischen Revolution sich ganz Europa eroberte und zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu wanken begann, als ein gewaltiger Feind gegen sie aufstand und sie beschuldigte, Verfall und tödliche Krankheit zu sein. Der Feind hieß Friedrich Nietzsche, die Krankheit: Willenslähmung. Denn, so lautete seine Anklage, die Mächte, von denen diese Zivilisation bestimmt wird, Christentum, Sozialismus, Rationalismus, gehen alle auf eine mechanische Gleich-

heit des Lebens aus. Vor Gott, so sagt die Religion, sind alle Menschen gleich. Vor der Gesellschaft, sagt der Sozialismus, sind alle Menschen gleich. Vor der Vernunft, so sagt der Rationalismus, sind alle Menschen gleich. Ein Maß also und eine Norm sei herrschend: der Geist des allgemeinen Rechtes, der allgemeinen Sitte und Vernunft. Die bürgerlichen Werte sind hiernach bestimmt. Gut ist, was diesem Geiste dient, was jeder kann, was nicht an die Persönlichkeit gebunden ist: die bürgerliche Pflichterfüllung, Fleiß, Ordnung, Gehorsam, Bescheidenheit, Mitleid und Moralität. Böse ist, was diesem Geist gefährlich ist: die Ausnahme, der Adel, das Genie, die Kraft, die Schönheit, der Wille zur Macht. Es gilt also, auf das Niveau der Mitte und der Norm zu senken, was darüber liegt, zu heben, was darunter ist. Dies nennt man Fortschritt, Sittigung, Aufklärung, Zivilisation. Es ist in Wahrheit der Verfall und Willenslähmung. Denn der Inbegriff des Willens ist der Wille zum Leben. Das Leben aber will im Gegensatz zum allgemeinen Geiste der Normalität zu immer höheren Formen steigen, will immer lebendiger und immer schöpferischer, immer stärker und schöner werden. Es kann die Norm und Gleichheit nicht ertragen. Denn es ist unmeßbar. Wille zum Leben: das heißt Wille zu einem überragenden, ausgezeichneten, einzigartigen, adligen, starken, schönen und genialen Menschentum. Ein solcher Mensch ist das Maß, das Ziel, der Wert, der Herrscher. Wo solcher Wille herrschend ist, wo die menschliche Gemeinschaft der Boden ist, der solch Menschentum erzeugen will und kann, wo solcher Mensch dem allgemeinen Leben die Gestalt gibt, da ist Kultur. Wo aber Norm, Gleichheit und Mitte herrscht und das Leben vom allgemeinen Geiste der Vernunft ausgeglichen und mechanisiert ist, da ist Zivilisation.

Die politische Form der Zivilisation ist die Demokratie. Die philosophische Form: Aufklärung, Rationalismus, Humanität, aber in letzter Konsequenz die Verneinung des Lebenswillens, der Pessimismus Schopenhauers. Die Kunst der Zivilisation ist Realismus, eine willenlose Wiedergabe der empfangenen Wirklichkeit, aber ihre letzte Konsequenz: die Musik Richard Wagners, die tönende Philosophie Schopenhauers, die Verneinung des Willens zum Leben, das Evangelium der Erlösung. Diese nacht- und todstüchtige, metaphysische, auflösende und lähmende Musik ist darum der Liebling der bürgerlichen Welt, weil sie die Krankheit dieser Welt, die Willenslähmung, den Verfall mit letzter Folgerichtigkeit zum Ausdruck bringt.

Solcher Art sind die Formen der Zivilisation. Kultur aber war in Griechenland. Denn wenn auch der griechische Mensch das Leben als ein Leid empfand, so wollte er es als ein heroischer Mensch gerade darum leben. Wohl war auch hier die Musik das todesselige, dem Leben in Raum und Zeit gefährliche Element. Aber es wurde von einem heroischen Lebenswillen zum klaren Wort und plastisch umgrenzten Bild verdichtet, während Richard Wagner umgekehrt das Wort und Bild wieder in das Element der Musik zurtücktaucht. Indem Musik zu Plastik und tragisches Erlebnis zum angeschauten Mythos wurde, entstand die griechische Tragödie, der Gipfel griechischer Kultur, die Form des stärksten Lebenswillens.

Man sieht: mit Nietzsche trat ein wollender und fordernder, Gesetze und Werte aufstellender Geist der bürgerlichen Zivilisation entgegen und verkündete ihren Untergang. Er selbst aber zeigte mit seinem eigenen Schicksal diesen Untergang schon an. Denn dem neuen Lebenswillen in ihm fehlte das Lebenkönnen. Er war nicht der Übermensch, den er verkündete. Er war asketisch, protestantisch, bürgerlich, moralisch, rational. Wenn er gegen Christentum, Sozialismus und Rationalismus kämpfte, so war dies Selbstzüchtigung und Selbstkreuzigung. Indem die Vernunft, auf der diese ganze Zivilisation beruht, sich in ihm selber aufgab, war dieses wie ein Opfertod, eine Selbstverbrennung der Zivilisation in ihm.

Von anderer Seite noch erhob sich damals ein Sturm gegen die bürgerliche Welt: in Rußland nämlich. Tolstoi und Dostojewski stellten der zivilisierenden Aufklärung eine religiöse Kultur, dem Intellekt die glaubende und schöpferische Seele, der Gleichheit die Liebe entgegen. Es war der kritischste, gefährlichste Augenblick für die bürgerliche Zivilisation.

Da tritt mitten aus einem Bürgerhaus der freien Reichsstadt Lübeck, einer alten Hochburg des deutschen Bürgertums, ein Bürger und ein Künstler: Thomas Mann. Sein Jugenderlebnis hieß Schopenhauer und Wagner, Nietzsche und Rußland, das heißt Verfall und die Erkenntnis und Bekämpfung des Verfalls. Er selbst hat es gestanden, daß nichts so stimulierend auf seinen jugendlichen Kunsttrieb gewirkt habe wie Richard Wagners Musik. Er verdankte ihr all sein Kunstglück und seine Kunsterkenntnis. Wohl war er skeptisch gegen den Adel, die Reinheit und Gesundheit ihrer Wirkung, war aber doch ihrem klugen, sehnstüchtigen und abgefeimten Zauber verfallen, wie

alle damals. Die Buddenbrooks haben denn auch wirklich etwas von Richard Wagners musikalischer Form. Dieser Roman ist ein von Leitmotiven verknüpfter und durchwobener Gedankenzug, und ein Hauch vom Geist des Nibelungenringes ist darin. Der Novellenband „Tristan“ empfing dann seinen Namen von jener Novelle, welche die Wirkung der nacht- und todsüchtigen Musik des Tristan darstellt. Zu Wagner aber trat Nietzsche, und es war ebenso die Selbstkreuzigung des alten, bürgerlichen Menschentums wie die Verkündigung des unbürgerlichen Übermenschentums, was ihn erschütterte. Hellsichtig erkennt er auch Nietzsches Einheit mit den Russen: sie beide verteidigen das Leben gegen den Geist.

Das eigene Problem, das Rätsel seines Menschentums wird ihm nun deutlich. Er war durch seine Herkunft von des Vaters Seite her ein reiner Bürger. Aber die Mutter hatte Künstlerblut in seine Adern gegossen. So schien er prädestiniert zu sein, das Erlebnis seiner Zeit ganz in sich selbst zu erleben. Worum sie unter Schmerzen rang, das rang auch in ihm selbst. Als ein bürgerlicher Mensch war er normal, einfach, unkompliziert, unproblematisch, arbeitsam, lebenswillig und lebensstüchtig. Aber der Künstler in ihm mußte erfahren, daß, wenn das Leben Kunst und Gestalt werden soll, Distanz zum Leben nötig wird und so der Künstler selbst nicht mehr lebendig bleiben kann. Der tragische Sinn von Schopenhauers Ästhetik ging ihm auf, daß Kunst die willenlose Anschauung des Lebens und damit die Erlösung vom Lebenswillen ist. Auch die geistige Erkenntnis des Lebens, so mußte er erfahren, setzt eine solche Distanz zum Leben voraus und ist mit ihrer kritischen Zersetzung und Durchdringung des Lebens eine Lähmung des Willens zum Leben. Das Leben gestalten und erkennen: das heißt nicht mehr leben wollen und können.

So stand er zwischen den Welten. Denn er sah den Künstler in sich mit den Augen des Bürgers an, und da erschien er sich als Künstler amoralisch, krank, anrüchig, problematisch, abenteuerlich und unnütz. Er gab einmal eine Definition des Dichters, die trotz aller ihrer Ironie doch seine Meinung ausdrückte: Der Dichter ist ein auf allen Gebieten ernsthafter Tätigkeit unbedingt unbrauchbarer, einzig auf Allothria bedachter, dem Staate nicht nur nicht nützlicher, sondern sogar aufsässig gesinnter Kumpan, ein innerlich kindischer, zur Ausschwweifung geneigter und in jedem Betracht anrüchiger Charlatan, der von der bürgerlichen Gesellschaft nur stille Verachtung zu gewärtigen haben sollte. Thomas Mann ist das Erstaunen niemals los geworden, daß

er gerade als ein Dichter in dieser bürgerlichen Gesellschaft zu Glanz und Ehre kam. Denn grade als ein Dichter fühlt er sich aus dieser Gesellschaft wie ausgestoßen, und da er doch mit einer Hälfte seines Menschentums ein Bürger war und blieb, so wurde er ein Künstler mit schlechtem Gewissen, empfand sich als einen in die Kunst verirrten Bürger mit aller Sehnsucht in die Normalität des bürgerlichen Daseins zurück. Als er einmal das Märchen Chamisso's, den Peter Schlemihl, zu deuten suchte, da nannte er den Schatten, ohne den man nicht leben kann, das Symbol der bürgerlichen Solidität und menschlichen Zugehörigkeit.

Dies also war sein Grunderlebnis, und es wurde ihm klar, daß solch ein Weg des Bürgers in die Kunst und Geistigkeit den Verfall des Bürgertums bedeutet. So schreibt er denn die Buddenbrocks oder die Geschichte des Verfalls einer Familie. In einem bürgerlichen Hause, das normal, gesund, ungeistig, unproblematisch, lebenswillig und lebensstüchtig die Wirklichkeit bejaht so wie sie ist, ersteht ein Thomas Buddenbrook, der sich in das Mysterium von Schopenhauers philosophischem Pessimismus und Wagners lebensfeindlicher Musik versenken kann, bis endlich dessen Sohn Hanno so widersetzlich gegen das Leben wie es ist, so skeptisch, kritisch und zersetzend ist, daß er Erlösung aus dem Leben in der Musik sucht, selbst Musiker wird und damit lebensunfähig, der letzte seines Geschlechtes. Das Thema des Romans war also der Verfall der bürgerlichen Welt durch Geist und Kunst.

Aber was hat dieses noch mit Friedrich Nietzsches Verfalls-idee zu tun? Wo ist hier das Leben und wo der Verfall gesehen? Nietzsche sah ja doch den Verfall in der bürgerlichen Normalität und Mechanisierung, das Leben aber in der Ausnahme und dem Abenteuer. Der lebendige Mensch ist für ihn der Künstler, der Eroberer, der Erkennen. In Thomas Manns Roman aber ist das Prinzip des Lebens durch das normale Bürgertum repräsentiert. Der Bürger: er ist hier der vitale, robuste, so lebenswillige wie lebensstüchtige Mensch. Der Verfall aber, der Sündenfall tritt ein, wenn solcher Mensch das Abenteuer der Erkenntnis und der Kunst besteht. Die Bedrohung der bürgerlichen Zivilisation durch Nietzsche wird gerade hier durch Thomas Mann gebannt. Ein Künstler hohen Ranges rechtfertigt hier die bürgerliche Normalitätswelt. Nicht das neunzehnte Jahrhundert mit seiner Unterwürfigkeit unter die gegebene und empfangene Wirklichkeit und die Macht der Tatsache gilt hier als Verfall, sondern die beginnende Zeit des fordernden Aktivismus, des eine neue Wirklichkeit

schaffenden Expressionismus, der Geist der Widersetzlichkeit, der Wünschbarkeit, der Utopie. Wenn Nietzsche also den Bürger in sich selber kreuzigte, so kreuzigt Thomas Mann den Künstler in sich selbst.

Dies blieb nun das Motiv in Thomas Manns Novellen und Romanen: daß sich das Leben und der Geist, das Leben und die Kunst wie Bürgertum und Verfall zueinander verhält. Im „Tristan“ sind es die Gestalten des Musikers, des Dichters und des Heiligen, die nicht leben können, wenn sie auch leben wollen. Sie sind die Kranken, die von dem blonden, blauäugigen, normalen und gesunden Bürger besiegt werden. Der Roman „Königliche Hoheit“ ist die Analyse eines fürstlichen Daseins, das heißt eines unbürgerlichen, anormalen, unsachlichen Daseins, und stellt die Erlösung der Königlichen Hoheit durch seine Verwandlung in den Ehemann und den am Wohle der Gemeinschaft arbeitenden Bürger dar: die Krise des von Nietzsche beschworenen Individualismus, die Wendung zur Gemeinsamkeit, zum bürgerlichen Anschluß. „Der Tod in Venedig“ ist das Schicksal eines bürgerlichen Menschen, der als ein Künstler so verfeinert und so schönheitsliebend wurde, daß er, durch eine abenteuerliche, unnormale Liebe zu einem schönen Knaben aus seiner bürgerlichen Bahn geworfen, untergeht. Denn was in griechischer Kultur möglich war, ist es in bürgerlicher Zivilisation nicht mehr. Ja auch das letzte, erst erschienene Werk „Der Zauberberg“ bringt dies Motiv noch einmal zum vollen Klang. Hier ist die Auflösung der bürgerlichen Zivilisation ganz leiblich physiologisch als Krankheit gefaßt, eine Krankheit, welche den Willen zum Leben lähmt, den Willen zur Genesung und zur Rückkehr von dem Berge in die normale, flache und gesunde Welt vernichtet. Ein bürgerlicher Mensch, Hans Kastorp, kommt mit dem Krankheitskeim in sich auf den Berg. Die Krankheit bricht aus und der Wille zur Gesundung und zur Rückkehr in den bürgerlichen Beruf erlischt. Die Krankheit: sie ist das unbürgerliche, abenteuerliche, geniale, unvernünftige und unmoralische Prinzip des Körpers, das auch die Seele und den Geist verliederlicht und demoralisiert. In diesem Krankheitszustand beginnen nun die zersetzenden Kräfte der Zeit auf ihn zu wirken. Jeder der Kranken, der ihn führt und erzieht, ist eine Verkörperung solcher Kraft. Settembrini: der kritisch zersetzende, revolutionäre Geist der Aufklärung, der Humanität, des Internationalismus, der reinen Vernunft, der westlich Orientierte. Naphta: der jesuitisch jenseitige, die Religion von der Moral trennende, asketische, todsüchtige, nach Osten gewendete Mensch. Ja, auch der dritte, Pepperkorn, die Persönlichkeit,

die Herrschernatur, absolut positiv wie das Leben selbst, in welchem die Gegensätze Settembrini-Naphta aufgehoben und neutralisiert sind, auch er zersprengt in dieser Zeit der bürgerlichen Zivilisation die Norm, das Maß und die gebotene Grenze. Die unterirdisch wühlende und abenteuerlich in das Dunkel des Unbewußtseins dringende Psychoanalyse, wie der überirdisch verstiegene, abenteuerlich in das Licht des Überbewußtseins dringende Spiritismus: alles ist in diesem Roman vertreten, was an dem Fundament der bürgerlichen Gesundheit, Normalität und Moralität rüttelt. Nur einer, der Soldat, von dem Gebot der Pflicht und Ehre erfüllt, hat den Willen, gesund zu werden. Er wird von der Krankheit moralisch nicht besiegt, kehrt ungeheilt ins Flachland zurück, wird Offizier und stirbt. Hier ist die Krankheit tragisches Geschick, nicht amoralisches Prinzip. Alle diese Mächte aber ringen um Hans Kastorps Seele, bis ein Donnerschlag den Zauberberg öffnet und der Ausbruch des großen Krieges dem ganzen Zauber ein Ende macht.

Der Krieg war auch in Thomas Manns eigener Entwicklung und seiner eigenen Stellungnahme zu allen diesen Fragen natürlich das entscheidende Ereignis. Denn damals mußte die brennendste Frage lauten: was ist nun deutsch? Als er in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ seine unbedingt nationale Haltung während des Krieges den westlich orientierten Geistern gegenüber rechtfertigte, da nannte er den alten Gegensatz mit immer neuen Namen. Er nannte ihn Seele und Geist. Die Seele ist das lebendig erhaltende und glaubende, der Geist das revolutionäre und skeptisch zersetzende Prinzip. Er nannte ihn Dichter und Schriftsteller. Der Dichter schafft aus der Seele, der Schriftsteller aus dem Geist. Der Dichter gestaltet gläubig das Leben, der Schriftsteller zersetzt es kritisch. Er nennt ihn Kultur und Zivilisation. Kultur ist Aufbau der Gemeinschaft aus der Kraft der Seele, Zivilisation der Aufbau der Gemeinschaft aus der Kraft des Intellekts. Kultur ist organische Lebenssteigerung, Zivilisation aber mechanische Lebensbezwungung. Er nennt ihn Religion und Politik, Volksgemeinschaft und Demokratie, Liebe und Gleichheit, Rußland und Frankreich, Ost und West.

Was aber ist nun deutsch? Thomas Mann glaubte damals in dem großen Krieg die Auseinandersetzung zwischen der Kultur und Zivilisation zu sehen. Denn das deutsche Volk war ihm das Volk des Lebens. Den Lebensbegriff nannte er den deutschesten, den Goetheschen.

Deutsch ist die Seele, der Glaube, das antiradikale, unrevolutionäre Prinzip. Deutsch ist der Wille zur Individualität und nicht zur Demokratie, zur Freiheit, aber nicht zur Gleichheit. Die deutsche Lebensform ist die Kultur und nicht die Zivilisation. Das deutsche Volk ist das Volk der Dichter und nicht der Schriftsteller. Sein Gesicht ist nicht nach Westen, sondern nach Osten gerichtet. Man sieht: es war ein Augenblick, in dem auch Thomas Mann sich zu den Gegnern der Zivilisation bekannte.

Aber die Frage: was ist deutsch? ist nicht so einfach und eindeutig zu lösen, was auch Thomas Mann bald selbst erfahren mußte. Die deutsche Frage ist vielleicht das tiefste und schwerste Problem der Weltgeschichte überhaupt. Denn wie so oft die politischen Kämpfe Europas auf deutschem Boden ausgefochten wurden, so auch die geistigen Kämpfe Europas im deutschen Geiste selbst. Andere Völker sind eindeutiger, entschiedener und darum glücklicher. Rußland konnte seine Kultur auf der irrationalen Seele aufbauen, Frankreich seine Zivilisation auf der rationalen Vernunft. Ost und West steht hier in reiner und klarer Sonderung einander gegenüber.

Deutsch aber war seit je die Spannung der Gegensätze selbst, das Erlebnis der Polarität. Gewiß: die deutsche Natur ist seelenhaft und gläubig, individualistisch und musikalisch. Aber es gibt eben nicht nur die deutsche Natur, sondern auch den deutschen Geist, und dieser ist der Geist des fordernden Idealismus, des ethischen Ziels, des kategorischen Imperativs. Der ethische Geist des deutschen Menschen will nicht hinnehmen, was er von deutscher Natur empfängt. Der Natur gegenüber empfindet er eine Aufgabe, eine Sendung. Wenn die Natur seelenhaft und gläubig ist, das Ethos gebietet zur Klarheit des Geistes vorzudringen. Wenn die Natur individualistisch ist, so fordert das Ethos ein alle bindendes Gesetz und Maß. Wenn die Natur sich in Musik zum Ausdruck bringt, so will das Ethos plastische Gestalt, und wenn die Natur nach Freiheit verlangt, so fordert das Ethos Zucht, Disziplin, Ordnung, Haltung und Begrenzung.

Dies ist die tragische Spannung zwischen deutscher Natur und deutschem Geist. Man kann sie nicht nur in dem Nebeneinander von Goethe und Kleist, von deutscher Philosophie und deutscher Musik bemerken. Sie ist in jedem deutschen Menschen selbst. Goethes Harmonie? Sie ist ein Märchen. Immer, wenn er sich selbst darstellen wollte, mußte er sich in zwei kämpfende Gegner zerlegen. Er ist Tasso und ist auch Antonio. Ein seltsames Nebeneinander von

Musik und Zucht macht den Charakter von spezifisch deutschen Menschen aus. Man denke an Friedrich den Großen (den Thomas Mann nicht zufällig zum Gegenstande einer meisterlichen Darstellung machte), den Soldat von allerstrengster Zucht und Disziplin, der vor und nach der Schlacht die Flöte blies, den Helden und den Freund Voltaires, der Aufklärung also, der antiheroischen Zivilisation, den Rätselhaften, in dem Genie und Geist, Schicksal und Helligkeit, Dämon und Vernunft nebeneinander lag. Man denke auch an Lessing, der in seinem Laokoon sagen konnte: der Mensch darf in seinem Schmerze schreien, und der ein ganz befreites Menschentum in seinen Dramen kündete und gestaltete, der aber in seinem Denken und Dichten ein unerbittliches Denk- und Formgesetz befolgte und eine logische Zucht ohnegleichen zeigt. Man denke an Heinrich von Kleist, den Dichter der maßlosen Penthesilea und von Novellen, die so gebündelt sind, daß keine Regung des Gefühles mehr in ihnen sichtbar wird.

Der Gegensatz von Leben und Kunst, den die deutsche Dichtung von Goethes Tasso bis zu Thomas Manns Romanen immer wieder zum poetischen Motive nahm, ist ein sehr deutsches Thema und Erlebnis, wie auch der Gegensatz von Leben und Geist. Der romanische Mensch kennt dies nicht so. Das italienische Lebensgefühl ist selber schon ein Formgefühl. Das französische Lebensprinzip ist selber schon der Geist. Der deutsche Mensch aber muß, wenn er das Leben erkennen und gestalten will, sich distanziert und abgeschlossen dem Leben gegenüber stellen. Nur so ist des späten Goethe und heute Stefan Georges fast krampfhaft feierliche Haltung zu verstehen, welche die Klassiker anderer Nationen nicht nötig haben, um das Leben in Gestalt zu bringen.

In dieser tragischen Spannung von Natur und Geist verlangt das deutsche Ethos die Opferung des Lebens, die Entsagung. Wie wäre sonst auch je eine deutsche Klassik möglich gewesen, wo doch die deutsche Natur aus Individualismus, Chaotik und Musikalität der klassischen Form so augenfällig widersteht. Die italienische Klassik kommt aus dem Maß- und Formgefühl des italienischen Menschen. Sie ist ästhetischen Ursprungs. Der französische Klassizismus kommt aus der messenden Vernunft des französischen Menschen. Er ist rationalen Ursprungs. Die deutsche Klassik kommt aus dem deutschen Ethos. Sie ist eine ethische Forderung. So kam es, daß Goethes Weg aus dem Sturm und Drang zur klassischen Gestalt ein Weg der allerschmerzlichsten Entsagung und Opferung war. Entsagung wurde

das Thema seiner klassischen Dichtungen und der Ursprung seiner strengen Form.

Aus ganz dem gleichen Grunde aber wie die klassische Kunst des deutschen Volkes kommt auch das Bürgertum des deutschen Menschen. Denn Thomas Mann hat recht, wenn er dieses Volk des Lebens auch das bürgerliche Volk benennt und deutsch und bürgerlich als Eines setzt. Nun aber tut er es nicht mehr in dem Sinne wie einst in den Buddenbrooks, daß ihm der Bürger der vitale Mensch und also der Repräsentant des Lebens ist, sondern er sieht zwischen Leben und Bürgertum Polarität. Der bürgerliche Mensch ist nicht der lebendige Mensch an sich. Aber die Zivilisation, die Verbürgerlichung, ist nicht, wie Nietzsche meinte, der Verfall. Die deutsche Bürgerlichkeit kommt aus dem deutschen Ethos, ist eine Forderung, ein kategorischer Imperativ der Pflicht. Die Forderung heißt: trotz allem Individualismus und Aristokratismus der deutschen Natur sich in die Gemeinschaft einer bürgerlichen Demokratie einzuordnen, ein alle bindendes Gesetz und Maß anzuerkennen, trotz allem Drang zur Allheit seinen begrenzten Beruf so gut es überhaupt nur möglich ist auszufüllen, trotz aller Genialität und allem Irrationalismus der Natur seine Arbeit so vollendet und gekonnt als möglich zu verrichten. Die deutsche Forderung heißt mit einem Worte: Meisterschaft. Ja auch die Kunst und gerade sie fällt unter dies Gesetz. Thomas Mann verstand die deutsche Kunst sehr tief, wenn er sie als eine bürgerliche Kunst bezeichnete. Auch sie ist eine Erfüllung bürgerlicher Pflicht und Meisterschaft. Die deutsche Klassik hat wirklich immer einen bürgerlichen Zug gehabt. Denn deutsche Klassik kommt eben aus einer und derselben Quelle wie die deutsche Bürgerlichkeit. Der bürgerliche Zug war es, der die deutsche Renaissance von jeder anderen Renaissancebewegung in Europa unterschied. Der bürgerliche Geist in Goethes Hermann und Dorothea weist diesem Epos einen ganz besonderen Platz in aller epischen Dichtung an.

Die Ästhetik Thomas Manns ist wirklich eine Ästhetik der deutschen Zivilisation. Allem westlichen Ästhetizismus, aller Geste und Pathetik romanischer Kunst entgegen stellt er die Kunst als redliche und tägliche Arbeit, als eine Forderung der Ordnung, Zucht und Disziplin, als berufliche Meisterschaft. L'art pour l'art heißt in deutscher Sprache und im deutschen Geiste: Pflichterfüllung um der Pflichterfüllung willen. Thomas Mann will nicht aus der Stimmung dichten. Denn sie betäubt die Selbstkritik, schaltet

Hemmungen aus und stellt die künstlerische Haltung in Frage. Die Dauer gilt ihm mehr als augenblickliche Eingebung und Impression, die Arbeit mehr als Genialität, treue Beobachtung mehr als Intuition. Diese Ausschaltung von Stimmung, von Gefühl und Trieb zu gunsten einer genauesten und deutlichsten Beobachtung, die man Thomas Mann so oft zum Vorwurf macht, ist für ihn selbst ganz offenbar sehr schmerzhaft. Aber das bürgerliche, deutsche Ethos muß gegen Trieb und Unbewußtsein, gegen trübe Tiefe und brünstige Metaphysik den Kampf aufnehmen. Ja, Thomas Mann kämpft heute gegen die Musik. Denn die Musik erscheint ihm dunkel, zweideutig, schweifend und also unmoralisch. Er aber verlangt etwas Logisches, Formvolles, Klares, Helles, Strenges und Heiteres, Kühles, Vornehmes, Zuchtvolles und Gesundes, mit einem Worte: eine neue Klassizität. Wer, so sagte er erst kürzlich, dem deutschen Wesen Form, Bewußtheit, Helle, Weltgültigkeit und Vornehmheit in der Welt verleihen will, der muß die Musik bekämpfen, das zweideutige, dunkle, gefährliche Element, das Hindernis deutscher Menschlichkeit.

Sein eigener Weg ging denn auch beispielhaft von der Musik zu einem neuen Stile fort. Die Buddenbrooks waren noch ganz vom Geiste Wagnerscher Musik erfüllt. Er nannte sie „kein Kunstwerk, sondern ein Stück Leben, gewachsen, nicht geformt, Gotik, nicht Renaissance“. Stefan George konnte mit diesem Werke gar nichts anfangen. Das sei, so sagte er, immer noch Verfall und Musik. Die „Königliche Hoheit“ aber ist schon ganz Kunstwerk: geformt, voll Maß und Proportion, durchsichtig, durchorganisiert, gedanklich beherrscht, Renaissance, nicht Gotik. „Der Tod in Venedig“ hat sich am Stil der Antike gebildet. Heut ist der Stil Thomas Manns von einer letzten Präzision: bewußt, absichtlich, kühl, distanziert, ironisch, bestimmt und klar, voll Schärfe, Schliff, Feinheit, Geist, Witz und Würde, meisterlich gekonnt, zuchtvoll diszipliniert, endgültig feststehend, sachlich und aus Liebe zur Sache schön. Ein Stil von deutscher Klassizität, die darum deutsch ist, weil sie aus dem Ethos stammt.

Man sieht: Indem sich Thomas Mann heute selbst zu retten und zu rechtfertigen vermag, das heißt: indem er den Bürger und den Künstler in sich zusammenfassen kann und mit seinem Werke zeigt, daß es eine bürgerliche, zivilisatorische Kunst von hohem Range geben kann und daß eine solche gerade die spezifisch deutsche Kunst ist, rettet und rechtfertigt er seine ganze Zeit, sein Volk und die bürgerliche Zivilisation. Er rettet sie gegen Oswald Spengler, denn so ist sie

nicht mehr Ende und Verfall. Die Mechanisierung des Lebens: sie ist in Wahrheit eine Vergeistigung und Ethisierung des Lebens, wenn es vom deutschen Geist aus Ethos, Zucht und Helligkeit gemeistert wird.

Diese deutsche Klassizität ist es, welche diesen Repräsentanten einer älteren Generation gerade heute so lebendig macht und das Geheimnis seiner Wirkung ist. Die junge Generation will wieder aus dem Sturm und Drang der Zeit heraus zu neuer Form und neuem Maß, zu Haltung und Klarheit kommen. Der Weg, den Thomas Mann aus der Musik zu seinem strengen Stile ging, war wirklich vorbildlich und beispielhaft. Er berührt sich heute mehr als man wohl meint mit Stefan George, mag dieser noch so jenseits aller Zivilisation und jenseits seiner Zeit zu stehen scheinen. Am augenfälligsten ist die Berührung in dem gemeinsamen Kampfe beider gegen die Musik zu sehen.

Ein seltsames Phänomen: Thomas Mann, eine tiefmusikalische Natur und leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, bekämpft sie heute. Man wird sofort bemerken, daß er dabei die Wagnersche Musik (im weitesten Sinne des Wortes) meint. Wagner war eben das große Erlebnis seiner Jugend. Es ist diese Musik, welche zweideutig, dunkel und gefährlich ist. Mozarts Musik aber trifft es nicht. Denn sie ist heiter, streng, hell und kühl, vornehm, zuchtvoll und bestimmt. Will man also Thomas Mann verstehen, so muß man im Sinn behalten, daß er in diesem Wort „Musik“ alle dunkle und schwebende Romantik zusammenfaßt. Sie gilt es zu bekämpfen, gerade deshalb weil die deutsche Natur sie so leidenschaftlich liebt. Das deutsche Ethos fordert diesen Kampf. Hier aber liegt auch der gewaltige Unterschied zwischen Thomas Mann und Stefan George. Denn George ist keine musikalische Natur und sein Kampf gegen die Musik kommt nicht aus der Entsagung und ist nicht erst das Ende eines schmerzlichen Erziehungsweges. So wie aber Thomas Mann trotz aller romantischen Sehnsucht nach Nacht und Tod das Werk des Tages und des Lebens tut, weil das Licht ein ethisches Prinzip und das Leben eine ethische Forderung ist, so wie er trotz allem deutschen Hang zum Traum mit aller Schärfe der Sinne beobachtet, so dringt er auch trotz aller Musikalität auf klare, deutliche Gestalt.

Aber dieses „Trotzdem“ sagt, daß solche Klassizität noch nicht ein letztes Ziel ist. Die griechische Kultur brauchte nicht gegen die Musik zu kämpfen, um zur klassischen Gestalt zu kommen. Hier konnte sich aus

der Musik heraus die klassische Gestalt unmittelbar entwickeln. Thomas Mann bezeichnet selbst als die Aufgabe der europäischen Zivilisation: das dritte Reich, die Einheit von Seele und Geist, von Leben und Form, von Religion und Kunst zu schaffen. Er nennt diese Einheit: Humanität, nennt sie mit dem Grafen Keyserling: Weisheit, mit Stefan George: Vergeistigung des Leibes und Verleibung des Geistes, nennt sie Kultur und den Menschen, der sie offenbart: den Dichter. Denn im Dichter ist Erkenntnis und Schöpfung, Intellektualismus und Einfalt, Vernunft und Dämon, Ethos und Schönheit Eines. Eine solche Synthese aber ist die Klassizität eines Thomas Mann noch nicht. Er hat sie wohl in jener wundervollen Vision, die der Held des „Zauberberg“ im Schneesturm hat, mit plastischer Traumkraft gestalten können. Aber es bleibt doch eben nur ein Traum und ein Gesicht. Er hat zuviel Ironie und Skepsis nach beiden Seiten hin: Skepsis gegen das Leben, daß es jemals ganz für Geist und Kunst zu gewinnen sei, Skepsis gegen Geist und Kunst, daß sie jemals ganz lebendig werden können. Er ist zu tief von dem modernen Gefühl der Relativität erfüllt, als daß er wirklich die Synthese glauben und erreichen könnte. Als er einmal der politischen Dichtung und all jenen Aufrufen zur Menschlichkeit und Schöpfung des irdischen Paradieses eine idyllische Dichtung entgegenstellte, in welcher er sein eigenes Gesicht von ewiger Menschlichkeit und Paradies gestalten wollte, den „Gesang vom Kindchen“, da wurde er auch hier ironisch und parodisch und gestand, daß die Liebe zu einem Kunstgeist, an dessen Möglichkeit man nicht mehr glaubt, die Parodie erzeugen müsse.

Schon daß er dem Roman und der Prosa bis heute treu blieb, weist darauf hin, daß hier das Ziel, welches er als das letzte Ziel der europäischen Zivilisation erkannte, noch nicht erreicht ist. Prosa ist die Sprache des Geistes, der Erkenntnis, des Bewußtseins, der Beurteilung und Beobachtung. Die reine Klassik vermag sich nur im Rhythmus auszudrücken. Der Roman, mag ihn Thomas Mann noch so erhöht und als Kunstform geadelt haben, bleibt seinem Wesen nach doch Zeitbild. Die reine Klassik aber ist zeitlos, ewig, absolut. Der Roman ist eine Form der Zivilisation. Die Form der reinen Klassik ist Kulturgestalt. Vollendete Klassik braucht nicht gegen die Musik zu kämpfen. Sie ist die Einheit von Musik und Plastik, wie das griechische Drama zeigt.

Thomas Mann ist ehrlich, tapfer und vornehm genug, dies alles selber zuzugeben. Er hat einmal die Frage ob heute der große, ganze

Dichter möglich sei, verneint. Der Künstler, sagt er, ist heute der Artist, der Dichter heute: der Schriftsteller. Denn die bürgerliche Zivilisation vermag nur ihn hervorzubringen. Thomas Mann ist der Ehrlichste, Tapferste und Vornehmste aller heutigen Schriftsteller, weil er sich zu sich selbst als einen Bürger und zur bürgerlichen Zivilisation bekennt, die aller Grenze und Schicksal ist, aus der heute niemand herauskann. Denn Zeit ist Schicksal. Aktivismus und Expressionismus gebärden sich sehr unbürgerlich und glauben mit der Verkündigung einer neuen Gemeinschaft auch eine neue Sprache, Rhythmik und Form der Seele zu schaffen. Es ist nur Schein. Denn alles dies kommt aus dem Intellekt, ist eine Forderung des Intellekts, sein Schrei nach Seele, und täuscht die Seele vor. Es bleibt Krampf und Schein, wenn man schon heute mitten in der Zeit der bürgerlichen Zivilisation eine wahre Volksgemeinschaft, eine echte Klassik und eine harmonische Synthese verwirklichen zu können meint. Unsere Zeit ist nicht berufen, nicht fähig und nicht würdig zu solcher Schöpfung.

Aber Zeit ist nicht nur Schicksal, sondern auch Sendung. Diese Zeit der Erkenntnis, der Überschau, des Intellekts und der Bezwungung des Lebens durch den Geist, diese Zeit, die man als Krankheit, Untergang und Verfall bezeichnet, hat ihre Sendung darin: den Geist zu züchten und ihn so lebensstüchtig, meisterlich zu machen, daß er der einst zum Aufbau einer seelischen Welt, das heißt, einer Kultur wird dienen können. Die Züchtung des Geistes ist unser Beitrag dazu, eine Zeit heraufzuführen, wo aus Spannung Harmonie, Zivilisation zu Kultur, Demokratie zu Volksgemeinschaft wird, und aus solchem Boden dann nicht mehr der Schriftsteller, sondern der Dichter geboren werden kann, und nicht mehr Kampf gegen die Musik notwendig ist, sondern, wie einst in griechischer Kultur, aus der Musik heraus das plastische Kunstwerk entsteht, und nicht mehr der Roman, sondern das große Drama als Ausdruck und Band einer wahren Volksgemeinschaft herrschend ist.

Indem Thomas Mann dies Schicksal und diese Sendung seiner Zeit erkannte und in seinem Werk und Menschentum ehrlich, mutig und vornehm auf sich nahm, hat er für die Ankunft dieser neuen Zeit mehr getan, als alle jene, welche sie schon heute, ob politisch oder ästhetisch, krampfhaft und scheinhaft schaffen zu können glauben. Indem er als ein spezifisch deutscher Mensch in dieser viel geschmähten Zeit der europäischen Zivilisation die deutsche Forderung und Sendung begriff: die Mechanisierung des Lebens durch das Ethos deutscher Meisterschaft in eine Vergeistigung des Lebens zu verwandeln, hat er

für das deutsche Volk in der Welt mehr getan als jene, die da stets von Deutschheit schreien.

In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn ich sagte: von Thomas Mann sprechen, das heißt: von uns, von unserer Zeit und unserem Volk, von unserem Schicksal und von unserer Sendung sprechen.

UNORDNUNG UND FRÜHES LEID

Novelle von

THOMAS MANN

Als Hauptgericht hat es nur Gemüse gegeben, Wirsing-Koteletts; darum folgt noch ein Flammeri, hergestellt aus einem der nach Mandeln und Seife schmeckenden Puddingpulver, die man jetzt kauft, und während Xaver, der jugendliche Hausdiener in einer gestreiften Jacke, der er entwachsen ist, weißwollenen Handschuhen und gelben Sandalen, ihn aufischt, erinnern die Großen ihren Vater auf schonende Art daran, daß sie heute Gesellschaft haben.

Die Großen, das sind die achtzehnjährige und braunäugige Ingrid, ein sehr reizvolles Mädchen, das zwar vor dem Abiturium steht und es wahrscheinlich auch ablegen wird, wenn auch nur weil sie den Lehrern und namentlich dem Direktor die Köpfe bis zu absoluter Nachsicht zu verdrehen gewußt hat, von ihrem Berechtigungsschein aber keinen Gebrauch zu machen gedenkt, sondern auf Grund ihres angenehmen Lächelns, ihrer ebenfalls wohltuenden Stimme und eines ausgesprochenen und sehr amüsanten parodistischen Talentes zum Theater drängt — und Bert, blond und siebzehnjährig, der die Schule um keinen Preis zu beenden, sondern sich so bald wie möglich ins Leben zu werfen wünscht und entweder Tänzer oder Kabarett-Rezitator oder aber Kellner werden will: dies letztere unbedingt „in Kairo“ — zu welchem Ziel er schon einmal, morgens um fünf, einen knapp vereitelten Fluchtversuch unternommen hat. Er zeigt entschiedene Ähnlichkeit mit Xaver Kleinsgütl, dem gleichaltrigen Hausdiener: nicht weil er gewöhnlich aussähe — er gleicht in den Zügen sogar auffallend seinem Vater, Professor Cornelius —, sondern eher kraft einer Annäherung von der anderen Seite her, oder allenfalls vermöge einer wechselseitigen Anpassung der Typen, bei der ein weitgehender Ausgleich

der Kleidung und allgemeinen Haltung die Hauptrolle spielt. Beide tragen ihr dichtes Haar auf dem Kopfe sehr lang, flüchtig in der Mitte gescheitelt, und haben folglich die gleiche Kopfbewegung, um es aus der Stirn zurückzuwerfen. Wenn einer von ihnen durch die Gartenpforte das Haus verläßt, barhaupt bei jedem Wetter, in einer Windjacke, die aus bloßer Koketterie mit einem Lederriemen gegürtet ist, und mit etwas vorgeneigtem Oberkörper, dazu noch den Kopf auf der Schulter, davonschiebt oder sich aufs Rad setzt — Xaver benutzt willkürlich die Räder seiner Herrschaft, auch die weiblichen und in besonders sorgloser Laune sogar das des Professors —, so kann Doktor Cornelius von seinem Schlafzimmerfenster aus beim besten Willen nicht unterscheiden, wen er vor sich hat, den Burschen oder seinen Sohn. Wie junge Mushiks, findet er, sehen sie aus, einer wie der andere, und beide sind sie leidenschaftliche Zigarettenraucher, wenn auch Bert nicht über die Mittel verfügt, so viele zu rauchen, wie Xaver, der es auf dreißig Stück pro Tag gebracht hat, und zwar von einer Marke, die den Namen einer in Flor stehenden Kino-Diva trägt.

Die Großen nennen ihre Eltern „die Greise“ — nicht hinter ihrem Rücken, sondern anredeweise und in aller Anhänglichkeit, obgleich Cornelius erst siebenundvierzig und seine Frau noch acht Jahre jünger ist. „Geschätzter Greis!“ sagen sie, „treuherzige Greisin!“ und die Eltern des Professors, die in seiner Heimat das bestürzte und verschüchterte Leben alter Leute führten, heißen in ihrem Munde „die Urgreise“. Was „die Kleinen“ betrifft, Lorch und Beißer, die mit der „blauen Anna“, so genannt nach der Bläue ihrer Backen, auf der oberen Diele essen, so reden sie nach dem Beispiel der Mutter den Vater mit Vornamen an, sagen also Abel. Es klingt unbeschreiblich drollig in seiner etwas extravaganten Zutraulichkeit, wenn sie ihn so rufen und nennen, besonders in dem süßen Stimmklang der fünfjährigen Eleonore, die genau aussieht wie Frau Cornelius auf ihren Kinderbildern, und die der Professor über alles liebt.

„Greislein“, sagt Ingrid angenehm, indem sie ihre große, aber schöne Hand auf die des Vaters legt, der nach bürgerlichem und nicht unnatürlichem Herkommen dem Familientisch vorsitzt, und zu dessen Linker sie, der Mutter gegenüber, ihren Platz hat — „guter Vorfahr, laß dich nun sanft gemahnen, denn sicher hast du's verdrängt. Es war also heute nachmittag, daß wir unsre kleine Lustbarkeit haben sollten, unser Gänsehüpfen mit Heringssalat — da heißt

es für deine Person denn Fassung bewahren und nicht verzagen, um neun Uhr ist alles vorüber.“

„Ach?“ sagt Cornelius mit verlängerter Miene — „Gut, gut“, sagt er und schüttelt den Kopf, um sich in Harmonie mit dem Notwendigen zu zeigen. „Ich dachte nur — ist das schon fällig? Donnerstag, ja. Wie die Zeit verfliegt. Wann kommen sie denn?“

Um halb fünf, antwortet Ingrid, der ihr Bruder im Verkehr mit dem Vater den Vortritt läßt, würden die Gäste wohl einlaufen. Im Oberstock, solange er ruhe, höre er fast nichts, und von sieben bis acht halte er seinen Spaziergang. Wenn er wolle, könne er sogar über die Terrasse entweichen.

„Oh —“ macht Cornelius im Sinne von „Du übertreibst“. Aber Bert sagt nun doch:

„Es ist der einzige Abend der Woche, an dem Wanja nicht spielen muß. Um halb sieben müßte er gehen an jedem andern. Das wäre doch schmerzlich für alle Beteiligten.“

„Wanja“, das ist Iwan Herzl, der gefeierte jugendliche Liebhaber des Staatstheaters, sehr befreundet mit Bert und Ingrid, die häufig bei ihm Tee trinken und ihn in seiner Garderobe besuchen. Er ist ein Künstler der neueren Schule, der in sonderbaren, und, wie es dem Professor scheint, äußerst gezierten und unnatürlichen Tänzerposen auf der Bühne steht und leidvoll schreit. Einen Professor der Geschichte kann das unmöglich ansprechen, aber Bert hat sich stark unter Herzls Einfluß begeben, schwärzt sich den Rand der unteren Augenlider, worüber es zu einigen schweren, aber fruchtlosen Szenen mit dem Vater gekommen ist, und erklärt mit jugendlicher Gefühllosigkeit für die Herzenspein der Altvorderen, daß er sich Herzl nicht nur zum Vorbild nehmen wolle, falls er sich für den Tänzerberuf entscheide, sondern sich auch als Kellner in Kairo genau so zu bewegen gedenke, wie er.

Cornelius verbeugt sich leicht gegen seinen Sohn, die Augenbrauen etwas hochgezogen, jene loyale Bescheidung und Selbstbeherrschung andeutend, die seiner Generation gebührt. Die Pantomime ist frei von nachweisbarer Ironie und allgemeingültig. Bert mag sie sowohl auf sich, wie auf das Ausdruckstalent seines Freundes beziehen.

Wer sonst noch komme, erkundigt sich der Hausherr. Man nennt ihm einige Namen, ihm mehr oder weniger bekannt, Namen aus der Villenkolonie, aus der Stadt, Namen von Kolleginnen Ingrid aus der Oberklasse des Mädchengymnasiums . . . Man müsse noch

telephonieren, heißt es. Man müsse zum Beispiel mit Max telephonieren, Max Hergesell, stud. ing., dessen Namen Ingrid sofort in der gedehnten und näselnden Weise vorbringt, die nach ihrer Angabe die Privat-Sprechmanier aller Hergesells sein soll, und die sie auf äußerst drollige und lebenswahrscheinliche Weise zu parodieren fortführt, so daß die Eltern vor Lachen in Gefahr kommen, sich mit dem schlechten Flammeri zu verschlucken. Denn auch in diesen Zeiten muß man lachen, wenn etwas komisch ist.

Zwischendurch ruft das Telephon im Arbeitszimmer des Professors, und die Großen laufen hinüber, denn sie wissen, daß es sie angeht. Viele Leute haben das Telephon bei der letzten Verteuerung aufgeben müssen, aber die Cornelius' haben es gerade noch halten können, wie sie die vor dem Kriege gebaute Villa bis jetzt noch haben halten können, kraft des leidlich den Umständen angepaßten Millionengehalts, das der Professor als Ordinarius für Geschichte bezieht. Das Vorstadthaus ist elegant und bequem, wenn auch etwas verwahrlost, weil Reparaturen aus Materialmangel unmöglich sind, und entstellt von eisernen Öfen mit langen Rohren. Aber es ist der Lebensrahmen des höheren Mittelstandes von ehemals, worin man nun lebt, wie es nicht mehr dazu paßt, das heißt ärmlich und schwierig, in abgetragenen und gewendeten Kleidern. Die Kinder wissen nichts anderes, für sie ist es Norm und Ordnung, es sind geborene Villenproletarier. Die Kleiderfrage kümmert sie wenig. Dies Geschlecht hat sich ein zeitgemäßes Kostüm erfunden, ein Produkt aus Armut und Pfadfindergeschmack, das im Sommer beinahe nur aus einem gegürteten Leinenkittel und Sandalen besteht. Die bürgerlich Alten haben es schwerer.

Die Großen reden nebenan mit den Freunden, während ihre Servietten über den Stuhllehnen hängen. Es sind Eingeladene, die anrufen. Sie wollen zusagen oder absagen oder über irgend etwas verhandeln, und die Großen verhandeln mit ihnen im Jargon des Kreises, einem Rotwelsch voller Redensartlichkeit und Übermut, von dem die „Greise“ selten ein Wort verstehen. Auch diese beraten unterdessen: über die Verpflegung, die man den Gästen bieten wird. Der Professor zeigt bürgerlichen Ehrgeiz. Er möchte, daß es zum Abendessen, nach dem italienischen Salat und dem belegten Schwarzbrot eine Tortegebe, etwas Tortenähnliches; aber Frau Cornelius erklärt, daß das zu weit führen würde — die jungen Leute erwarten es gar nicht, meint sie, und die Kinder stimmen ihr zu, als sie sich noch einmal zum Flammeri setzen.

Die Hausfrau, von der die höher gewachsene Ingrid den Typus hat, ist mürbe und matt von den verrückten Schwierigkeiten der Wirtschaft. Sie müßte ein Bad aufsuchen, aber das Schwanken des Bodens unter den Füßen, das Drüber und Drunter aller Dinge machen das vorläufig untunlich. Sie denkt an die Eier, die heute unbedingt eingekauft werden müssen, und spricht davon: Von den Sechstausend-Mark-Eiern, die nur an diesem Wochentage von einem bestimmten Geschäft, eine Viertelstunde von hier, in bestimmter Anzahl abgegeben werden, und zu deren Entgegennahme sich die Kinder unmittelbar nach Tische vor allem anderen aufmachen müssen. Danny, der Nachbarssohn, wird kommen, sie abzuholen, und Xaver wird sich in Zivilkleidung den jungen Herrschaften ebenfalls anschließen. Denn das Geschäft gibt nur fünf Eier pro Woche an einen und denselben Hausstand ab, und darum werden die jungen Leute einzeln, nacheinander und unter verschiedenen angenommenen Namen den Laden betreten, um zwanzig Eier im ganzen für die Villa Cornelius zu erringen: ein wöchentlicher Hauptspaß für alle Beteiligten, den Mushik Kleinsgütl nicht ausgenommen, namentlich aber für Ingrid und Bert, die außerordentlich zur Mystifikation und Irreführung ihrer Mitmenschen neigen und dergleichen auf Schritt und Tritt um seiner selbst willen betreiben, auch wenn durchaus keine Eier dabei herauskommen. Sie lieben es, sich im Trambahnwagen indirekt und auf dem Wege der Darstellung für ganz andere junge Personen auszugeben, als sie in Wirklichkeit sind, indem sie miteinander im Landesdialekt, den sie sonst gar nicht sprechen, öffentlich lange, gefälschte Gespräche führen, so recht ordinäre Gespräche, wie die Leute sie führen: das allergewöhnlichste Zeug über Politik und Lebensmittelpreise und Menschen, die es nicht gibt, so daß der ganze Wagen mit Sympathie und doch mit dem dunklen Argwohn, daß hier irgend etwas nicht stimmt, ihrer grenzenlos gewöhnlichen Zungenfertigkeit lauscht. Dann werden sie immer frecher und fangen an, sich von den Menschen, die es nicht gibt, die abscheulichsten Geschichten zu erzählen. Ingrid ist imstande, mit hoher, schwankender, ordinär zwitschernder Stimme vorzugeben, daß sie ein Ladenfräulein ist, welches ein uneheliches Kind besitzt, einen Sohne, der sadistisch veranlagt ist und neulich auf dem Lande eine Kuh so unbeschreiblich gemartert hat, daß es für einen Christenmenschen kaum anzusehen gewesen ist. Über die Art, wie sie das Wort „gemartert“ zwitschert, ist Bert dicht daran, herauszuplatzen, legt aber eine schaurige

Teilnahme an den Tag und tritt mit dem unglücklichen Ladenfräulein in ein langes und schauriges, zugleich verderbtes und dummes Gespräch über die Natur der krankhaften Grausamkeit ein, bis ein alter Herr, schräg gegenüber, der sein Billett zusammengefaltet zwischen Zeigefinger und Siegelring trägt, das Maß voll findet und sich öffentlich dagegen verwahrt, daß so junge Leute solche Themata (er gebraucht den griechischen Plural „Themata“) in dieser Ausführlichkeit erörtern. Worauf Ingrid so tut, als ob sie in Tränen schwämme, und Bert sich den Anschein gibt, als ob er eine tödliche Wut auf den alten Herrn mit äußerster Anstrengung, aber kaum noch auf lange Zeit, unterdrücke und bändige: die Fäuste geballt, zähneknirschend und am ganzen Leibe zitternd, so daß der alte Herr, der es nur gut gemeint hat, an der nächsten Station schleunig den Wagen verläßt.

Solcher Art sind die Unterhaltungen der „Großen“. Das Telephon spielt eine hervorragende Rolle dabei: Sie klingeln an bei aller Welt, bei Opernsängern, Staatspersonen und Kirchenfürsten, melden sich als Ladenfräulein oder als Graf und Gräfin Mannsteufel und bequemen sich nur schwer zu der Einsicht, daß sie falsch verbunden sind. Einmal haben sie die Besuchskartenschale der Eltern ausgeleert und die Karten kreuz und quer, aber nicht ohne Sinn für das Verwirrend-Halbwahrscheinliche, in die Briefkästen des Viertels verteilt, woraus viel Unruhe erwuchs, da plötzlich Gott weiß wer bei der Himmel weiß wem Besuch abgelegt zu haben schien.

Xaver, jetzt ohne Servierhandschuhe, so daß man den gelben Kettenring sieht, den er an der Linken trägt, kommt haarwerfend herein, um abzudecken, und während der Professor sein Achttausend-Mark-Dünnbier austrinkt und sich eine Zigarette anzündet, hört man die „Kleinen“ sich auf Treppe und Diele tummeln. Sie kommen, wie üblich, die Eltern nach Tisch zu begrüßen, stürmen das Eßzimmer, im Kampf mit der Tür, an deren Klinke sie sich gemeinsam mit den Händchen hängen, und stapfen und stolpern mit ihren eiligen, ungeschickten Beinchen, in roten Filzhausschuhen, über denen die Söckchen faltig heruntergerutscht sind, rufend, berichtend und schwatzend über den Teppich, indem ein jedes nach seinem gewohnten Ziele steuert: Beißer zur Mutter, auf deren Schoß er mit den Knien klettert, um ihr zu sagen, wieviel er gegessen hat und ihr zum Beweise seinen geschwellenen Bauch zu zeigen, und Lorchen zu ihrem „Abel“, — so sehr der Ihre, weil sie so sehr die Seine ist, weil sie die innige und wie alles tiefe

Gefühl etwas melancholische Zärtlichkeit spürt und lächelnd genießt, mit der er ihre Klein-Mädchen-Person umfängt, die Liebe, mit der er sie anblickt und ihr fein gestaltetes Händchen oder ihre Schläfe küßt, auf der sich bläuliche Äderchen so zart und rührend abzeichnen.

Die Kinder zeigen die zugleich starke und unbestimmte, durch gleichmäßige Kleidung und Haartracht unterstützte Ähnlichkeit des Geschwisterpärchens, unterscheiden sich aber auch wieder auffallend voneinander und zwar im Sinne des Männlichen und Weiblichen. Das ist ein kleiner Adam und eine kleine Eva, deutlich betont, — auf seiten Beißers, wie es scheint, sogar bewußt und vom Selbstgefühl her betont: von Figur schon ist er gedrungener, stämmiger, stärker, unterstreicht aber seine vierjährige Manneswürde noch in Haltung, Miene und Redeweise, indem er die Ärmchen athletisch, wie ein junger Amerikaner, von den etwas gehobenen Schultern hängen läßt, beim Sprechen den Mund hinunterzieht und seiner Stimme einen tiefen, biedereren Klang zu geben sucht. Ubrigens ist all diese Würde und Männlichkeit mehr angestrebt, als wahrhaft in seiner Natur gesichert; denn, gehegt und geboren in wüsten, verstörten Zeiten, hat er ein recht labiles und reizbares Nervensystem mitbekommen, leidet schwer unter den Mißhelligkeiten des Lebens, neigt zu Jähzorn und Wutgetrappel, zu verzweifelten und erbitterten Thränenenergüssen über jede Kleinigkeit und ist schon darum der besondere Pflegling der Mutter. Er hat kastanienbraune Kugelaugen, die leicht etwas schielen, weshalb er wohl bald eine korrigierende Brille wird tragen müssen, ein langes Näschen und einen kleinen Mund. Es sind die Nase und der Mund des Vaters, wie recht deutlich geworden, seitdem der Professor sich den Spitzbart hat abnehmen lassen und glatt rasiert geht. (Der Spitzbart war wirklich nicht länger zu halten; auch der historische Mensch bequemt sich schließlich zu solchen Zugeständnissen an die Sitten der Gegenwart.) Aber Cornelius hält sein Töchterchen auf den Knien, sein Eleonorchen, die kleine Eva, — so viel graziler, im Ausdruck süßer als der Junge — und läßt sie, indem er die Zigarette weit von ihr weghält, mit ihren feinen Händchen an seiner Brille fingern, deren zum Lesen und Fernsehen abgeteilte Gläser täglich wieder ihre Neugier beschäftigen.

Im Grunde hat er ein Gefühl dafür, daß die Vorliebe seiner Frau wohl hochherziger gewählt hat, als die seine, und daß die schwierige Männlichkeit Beißers vielleicht mehr wiegt, als der ausgeglichene Liebreiz seines Kindchens. Aber dem Herzen, meint er, läßt sich

nicht gebieten, und sein Herz gehört nun einmal der Kleinen, seitdem sie da ist, seitdem er sie zum erstenmal gesehen. Auch erinnert er sich fast immer, wenn er sie in den Armen hält, an dieses erste Mal: Es war in einem hellen Zimmer der Frauenklinik, wo Lorchen zur Welt gekommen, in zwölfjährigem Abstand von ihren großen Geschwistern. Er trat herzu, und in dem Augenblick fast, wo er unter dem Lächeln der Mutter behutsam die Gardine von dem Puppenhimmelbettchen zog, das neben dem großen stand, und das kleine Wunder gewahrte, das da so wohlausgebildet und wie von der Klarheit süßen Ebenmaßes umflossen in den Kissen lag, mit Händchen, die schon damals, in noch viel winzigeren Maßen, so schön waren, wie jetzt, mit offenen Augen, die damals himmelblau waren und den hellen Tag widerstrahlten, — fast in derselben Sekunde fühlte er sich ergriffen und gebunden; es war Liebe auf den ersten Blick und für immer, ein Gefühl, das ungekannt, unerwartet und unverhofft — so weit sein Bewußtsein in Frage kam — von ihm Besitz ergriff, und das er sofort mit Erstaunen und Freude als lebensendgültig verstand.

Übrigens weiß Doktor Cornelius, daß es mit der Unverhofftheit, der gänzlichen Ungeahntheit dieses Gefühls, und selbst seiner völligen Unwillkürlichkeit, genau erforscht, nicht ganz richtig ist. Er versteht im Grunde, daß es ihn nicht so von ungefähr überkommen und sich mit seinem Leben verbunden hat, sondern daß er unbewußt dennoch darauf vorbereitet oder richtiger: dafür bereit gewesen ist; daß etwas in ihm bereit war, es im gegebenen Augenblick aus sich zu erzeugen, und daß dies Etwas seine Eigenschaft als Professor der Geschichte gewesen ist — höchst sonderbar zu sagen. Aber Doktor Cornelius sagt es auch nicht, sondern weiß es eben nur manchmal, mit geheimem Lächeln. Er weiß, daß Professoren der Geschichte die Geschichte nicht lieben, sofern sie geschieht, sondern sofern sie geschehen ist; daß sie die gegenwärtige Umwälzung hassen, weil sie sie als gesetzlos, unzusammenhängend und frech, mit einem Worte, als „unhistorisch“ empfinden, und daß ihr Herz der zusammenhängenden, frommen und historischen Vergangenheit angehört. Denn über dem Vergangenen, so gesteht sich der Universitätsgelehrte, wenn er vor dem Abendessen am Flusse spazieren geht, liegt die Stimmung des Zeitlosen und Ewigen, und das ist eine Stimmung, die den Nerven eines Geschichtsprofessors weit mehr zusagt, als die Frechheiten der Gegenwart. Das Vergangene ist verewigt, das heißt: es ist tot, und der Tod ist die Quelle aller Frömmigkeit und alles

erhaltenden Sinnes. Der Doktor sieht das heimlich ein, wenn er allein im Dunklen geht. Es ist sein erhaltender Instinkt, sein Sinn für das „Ewige“ gewesen, der sich vor den Frechheiten der Zeit in die Liebe zu diesem Töchterchen gerettet hat. Denn Vaterliebe und ein Kindchen an der Mutterbrust, das ist zeitlos und ewig und darum sehr heilig und schön. Und doch versteht Cornelius im Dunkeln, daß etwas nicht ganz recht und gut ist in dieser seiner Liebe, — er gesteht es sich theoretisch um der Wissenschaft willen ein. Sie hat ihrem Ursprunge nach etwas Tendenziöses, diese Liebe; es ist Feindseligkeit darin, Opposition gegen die geschehende Geschichte zugunsten der geschehenen, das heißt des Todes. Ja, sonderbar genug, aber wahr, gewissermaßen wahr. Seine Inbrunst für dies süße Stückchen Leben und Nachwuchs hat etwas mit dem Tode zu tun, sie hält zu ihm, gegen das Leben, und das ist in gewissem Sinne nicht ganz schön und gut — obgleich es natürlich die wahnsinnigste Askese wäre, sich wegen solcher gelegentlichen wissenschaftlichen Einsicht das liebste und reinste Gefühl aus dem Herzen zu reißen.

Er hält das Töchterchen auf dem Schoß, das seine dünnen, rosigen Beinchen von seinen Knien hängen läßt, spricht zu ihr, die Augenbrauen hochgezogen, im Ton einer zarten, spaßhaften Ehrerbietung und lauscht entzückt auf das süße, hohe Stimmchen, mit dem sie ihm antwortet und ihn „Abel“ nennt. Er tauscht sprechende Blicke dabei mit der Mutter, die ihren Beißer betreut und ihn mit sanftem Vorwurf zu Vernunft und Fassung ermahnt, da er heute, gereizt durch das Leben, wieder einem Wutanfall unterlegen ist und sich wie ein heulender Derwisch benommen hat. Auch zu den „Großen“ wirft Cornelius manchmal einen etwas argwöhnischen Blick hinüber, denn er hält es nicht für unmöglich, daß ihnen gewisse wissenschaftliche Einsichten seiner Abendspaziergänge auch nicht ganz fremd sind. Aber wenn dem so ist, so lassen sie es nicht merken. Hinter ihren Stühlen stehend, die Arme auf die Lehnen gestützt, sehen sie wohlwollend, wenn auch mit einiger Ironie, dem elterlichen Glücke zu.

Die Kinder tragen dicke, ziegelrote, modern bestickte Künstlerkleidchen, die seinerzeit schon Bert und Ingrid gehört haben, und die ganz gleich sind, mit dem einzigen Unterschied, daß bei Beißer kleine, kurze Hosen unter dem Kittel hervorkommen. Auch den gleichen Haarschnitt tragen sie, die Pagenfrisur. Beißers Haar ist unregelmäßig blond, noch in langsamem Nachdunkeln begriffen, ungeschickt angewachsen überall, struppig, und sieht aus wie eine kleine,

komische, schlechtsitzende Perücke. Lorchens dagegen ist kastanienbraun, seidenfein, spiegelnd und so angenehm wie das ganze Persönchen. Es verdeckt ihre Ohren, die, wie man weiß, verschieden groß sind: das eine hat richtiges Verhältnis, das andere aber ist etwas ausgeartet, entschieden zu groß. Der Vater holt die Ohren zuweilen hervor, um sich in starken Akzenten darüber zu verwundern, als hätte er den kleinen Schaden noch nie bemerkt, was Lorch zugleich beschämt und amüsiert. Ihre weit auseinander liegenden Augen sind goldig braun und haben einen süßen Schimmer, den klarsten und lieblichsten Blick. Die Brauen darüber sind blond. Ihre Nase ist noch ganz formlos, mit ziemlich dicken Nüstern, so daß die Löcher fast kreisrund sind, ihr Mündchen groß und ausdrucksvoll, mit schön geschwungener, beweglicher Oberlippe. Wenn sie lacht und ihre getrennt stehenden Perlzähne zeigt (erst einen hat sie verloren; sie hat sich das nach allen Seiten wackelnde Ding von ihrem Vater mit dem Taschentuch herausbiegen lassen, wobei sie sehr blaß geworden ist und gezittert hat), so bekommt sie Grübchen in die Wangen, die ihre charakteristische, bei aller kindlichen Weichheit etwas gehöhlte Form daher haben, daß ihr Untergesichtchen leicht vorgebaut ist. Auf der einen Wange, nahe gegen den schlichten Fall des Haares hin, hat sie einen Leberfleck mit Flaum darauf.

Im ganzen ist sie selbst von ihrem Äußeren wenig befriedigt — ein Zeichen, daß sie sich darum kümmert. Ihr Gesichtchen, urteilt sie traurig, sei leider nun einmal häßlich, dagegen „das Figürle“ recht nett. Sie liebt kleine gewählte, gebildete Ausdrücke und reiht sie aneinander, wie „vielleicht, freilich, am End“. Beißers selbstkritische Sorgen betreffen mehr das Moralische. Er neigt zur Zerknirschung, hält sich auf Grund seiner Wutanfälle für einen großen Sünder und ist überzeugt, daß er nicht in den Himmel kommen wird, sondern in die „Höhle“. Da hilft kein Zureden, daß Gott viel Einsicht besitze und fünf gern einmal gerade sein lasse: er schüttelt in verstockter Schwermut den Kopf mit der schlecht sitzenden Perücke und erklärt sein Eingehen in die Seligkeit für völlig unmöglich. Ist er erkältet, so scheint er ganz voll von Schleim; er rasselt und knarrt von oben bis unten, wenn man ihn nur anführt, und hat sofort das höchste Fieber, so daß er nur so pustet. Kinds-Anna neigt denn auch zur Schwarzseherei, was seine Konstitution betrifft, und ist der Meinung, daß einen Knaben mit so „ungemein fettem Blut“ jeden Augenblick der Schlag treffen könne. Einmal hat

sie diesen furchtbaren Augenblick schon gekommen gewöhnt: als man nämlich Beißer, zur Buße für einen berserkerhaften Wutanfall, das Gesicht zur Wand gekehrt, in die Ecke gestellt hatte — und dieses Gesicht bei zufälliger Prüfung sich als über und über blau angelaufen erwies, viel blauer, als Kinds-Annas eigenes. Sie brachte das Haus auf die Beine, verkündend, daß des Jungen allzufettes Blut sein letztes Stündlein nun herbeigeführt habe, und der böse Beißer fand sich zu seiner gerechten Verwunderung plötzlich in angstvolle Zärtlichkeit eingehüllt, bis sich herausstellte, daß die Bläue seiner Züge nicht vom Schlagfluß, sondern von der gestrichenen Wand des Kinderzimmers herrührte, die ihr Indigo an sein tränenüberschwemmtes Gesicht abgegeben hatte.

Kinds-Anna ist ebenfalls mit eingetreten und mit zusammengelegten Händen an der Tür stehen geblieben: in weißer Schürze, mit ölgiger Frisur, Gänseaugen und einer Miene, in der sich die strenge Würde der Beschränktheit malt. „Die Kinder“, erklärt sie, stolz auf ihre Pflege und Unterweisung, „entziffern sich wunderbar.“ Siebzehn veriterte Zahnstümpfe hat sie sich kürzlich entfernen und sich ein ebenmäßiges Kunstgebiß gelber Zähne mit dunkelrotem Kautschukgaumen dafür anmessen lassen, das nun ihr Bäuerinnengesicht verschönt. Ihr Geist ist von der eigentümlichen Vorstellung umfungen, daß ihr Gebiß den Gesprächsstoff weiter Kreise bildet, daß gleichsam die Spatzen diese Angelegenheit von den Dächern pfeifen. „Es hat viel unnützes Gerede gegeben“, sagt sie streng und mystisch, „weil ich mir bekanntlich Zähne habe setzen lassen.“ Überhaupt neigt sie zu dunklen und undeutlichen, dem Verständnis anderer nicht angepaßten Reden, wie zum Beispiel von einem Doktor Bleifuß, den jedes Kind kenne, und „da wohnen mehr im Haus“, sagt sie, „die sich für ihn ausgeben.“ Man kann nur nachgiebig darüber hinweggehen. Sie lehrt die Kinder schöne Gedichte, wie zum Beispiel:

„Eisenbahn, Eisenbahn,
Lokomotiv’.
Fahrt sie fort, bleibt sie da,
Tut sie einen Pfief.“

Oder jenen zeitgemäß entbehrungsreichen, dabei aber vergnügten Wochen-Küchenzettel, der lautet:

„Montag fängt die Woche an.
Dienstag sind wir übel dran.
Mittwoch sind wir mitten drin.“

Donnerstag gibt's Kümmerling.
Freitag gibt's gebratnen Fisch.
Samstag tanzen wir um den Tisch.
Sonntag gibt es Schweinebrätle
Und dazu ein gut's Salätle.“

Oder auch einen gewissen Vierzeiler von unbegreiflicher und ungelöster Romantik:

„Macht auf das Tor, macht auf das Tor,
Es kommt ein großer Wagen.
Wer sitzt in diesem Wagen?
Ein Herr mit goldenen Haaren!“

Oder endlich die schrecklich aufgeräumte Ballade von Mariechen, die auf einem Stein, einem Stein, einem Stein saß und sich ihr gleichfalls goldnes Haar, goldnes Haar, goldnes Haar kämmte. Und von Rudolf, der ein Messer raus, Messer raus, Messer rauszog, und mit dem es denn auch ein fürchterliches Ende nahm.

Lorchen sagt und singt das alles ganz reizend mit ihrem beweglichen Mäulchen und ihrer süßen Stimme — viel besser als Beißer. Sie macht alles besser als er, und er bewundert sie denn auch ehrlich und ordnet sich ihr, von Anfällen der Auflehnung und des raufstüchtigen Kollers abgesehen, in allen Stücken unter. Oft unterrichtet sie ihn wissenschaftlich, erklärt ihm die Vögel im Bilderbuch, macht sie ihm namhaft: den Wolkenfresser, den Hagelfresser, den Rabenfresser. Das muß er nachsprechen. Auch medizinisch unterweist sie ihn, lehrt ihn Krankheiten, wie Brustentzündung, Blutentzündung und Luftentzündung. Wenn er nicht acht gibt und es nicht nachsprechen kann, stellt sie ihn in die Ecke. Einmal hat sie ihm noch dazu eine Ohrfeige gegeben, aber darüber hat sie sich so geschämt, daß sie sich selber auf längere Zeit in die Ecke gestellt hat.

Ja, sie kommen gut miteinander aus, sind ein Herz und eine Seele. Alles erleben sie gemeinsam, alle Abenteuer. Sie kommen nach Hause und erzählen noch ganz erregt und wie aus einem Munde, daß sie auf der Landstraße „zwei Kuhli-Muhli und ein Kalbfleisch“ gesehen haben. Mit den Dienstboten unten, mit Xaver und den Damen Hinterhöfer, zwei ehemals bürgerlichen Schwestern, die „au pair“, wie man sagt, das ist gegen Kost und Logis, die Ämter der Köchin und des Zimmermädchens versehen, leben sie auf vertrautem Fuß, empfinden wenigstens zeitweise eine gewisse Verwandtschaft des Verhältnisses dieser Unteren zu den Eltern mit dem ihren. Sind sie

gescholten worden, so gehen sie in die Küche und sagen: „Unsere Herrschaften sind böse!“ Dennoch aber ist es ein schöneres Spielen mit den Oberen und namentlich mit „Abel“, wenn er nicht lesen und schreiben muß. Ihm fallen wundervollere Dinge ein, als Xaver und den Damen. Die Beiden spielen, daß sie „vier Herren“ sind und spazieren gehen. Dann macht „Abel“ ganz krumme Knie, so daß er ebenso klein ist, wie sie, und geht so mit spazieren, Hand in Hand mit ihnen, wovon sie nicht genug haben können. Den ganzen Tag könnten sie, alles in allem fünf Herren, mit dem klein gewordenen „Abel“ rund um das Eßzimmer spazieren gehn.

Ferner ist da das äußerst spannende Kissenspiel, darin bestehend, daß eines der Kinder, aber meistens Lorchen, sich, scheinbar unbemerkt von Abel, auf seinen Stuhl am Eßtisch setzt und mäuschenstill sein Kommen erwartet. In der Luft herumblickend und unter Reden, die laut und stark dem Vertrauen auf die Bequemlichkeit seines Stuhles Ausdruck geben, nähert er sich und nimmt auf Lorchen Platz. „Wie?“ sagt er. „Was?“ Und rückt hin und her, ohne das versteckte Kichern zu hören, das hinter ihm laut wird. „Man hat mir ein Kissen auf meinen Stuhl gelegt? Was für ein hartes, unregelmäßiges, vertracktes Kissen ist das, auf dem ich so auffallend unbequem sitze?!“ Und immer stärker rutscht er auf dem befremdenden Kissen hin und her und greift hinter sich in das entzückte Kichern und Quieken hinein, bis er sich endlich umwendet und eine große Entdeckungs- und Erkennungsszene das Drama beschließt. Auch dieses Spiel büßt durch hundertfache Wiederholung nichts von seinen Spannungsreizen ein.

Heut kommt es nicht zu solchen Vergnügungen. Die Unruhe des bevorstehenden Festes der „Großen“ liegt in der Luft, dem noch der Einkauf mit verteilten Rollen vorangehen muß: Lorchen hat nur eben „Eisenbahn, Eisenbahn“ rezitiert und Doktor Cornelius gerade zu ihrer Beschämung entdeckt, daß ja ihre Ohren ganz verschieden groß sind, als Danny, der Nachbarssohn, eintrifft, um Bert und Ingrid abzuholen; und auch Xaver hat schon seine gestreifte Livree mit der Ziviljacke vertauscht, die ihm sofort ein etwas strizzhaftes, wenn auch immer noch flottes und sympathisches Aussehen verleiht. So suchen denn die Kleinen mit Kinds-Anna ihr Reich im Obergeschoß wieder auf, während der Professor sich in sein Arbeitszimmer zurückzieht, um zu lesen, wie es nach Tische seine Gewohnheit ist, und seine Frau Gedanken und Tätigkeit auf die Anchovis-Brödchen und

den italienischen Salat richtet, die für die Tanzgesellschaft vorzubereiten sind. Sie muß, bevor die Jugend eintrifft, auch noch zu Rade mit ihrer Einkaufstasche zur Stadt fahren, um eine Summe Geldes, die sie in Händen hat, und die sie nicht der Entwertung aussetzen darf, in Lebensmittel umzusetzen.

Cornelius liest in seinen Stuhl zurückgelehnt. Die Zigarre zwischen Zeige- und Mittelfinger liest er im Macaulay etwas nach über die Entstehung der englischen Staatsschuld zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts und danach bei einem französischen Autor etwas über die wachsende Verschuldung Spaniens gegen Ende des sechzehnten — beides für sein Kolleg von morgen vormittag. Denn er will Englands überraschende wirtschaftliche Prosperität von damals vergleichen mit den verhängnisvollen Wirkungen, die die Staatsverschuldung hundert Jahre früher in Spanien zeitigte, und die ethischen und psychologischen Ursachen dieses Unterschiedes analysieren. Das gibt ihm nämlich Gelegenheit, von dem England Wilhelms III., um das es sich eigentlich gerade handelt, auf das Zeitalter Philipps II. und der Gegenreformation zu kommen, das sein Steckenpferd ist, und über das er selbst ein verdienstvolles Buch geschrieben hat — ein vielzitiertes Werk, dem er sein Ordinariat verdankt. Während seine Zigarre zu Ende geht und dabei etwas zu schwer wird, bewegt er bei sich ein paar leise melancholisch gefärbte Sätze, die er morgen vor seinen Studenten sprechen will, über den sachlich aussichtslosen Kampf des langsamen Philipp gegen das Neue, den Gang der Geschichte, die reichzersetzenden Kräfte des Individuums der germanischen Freiheit, über diesen vom Leben verurteilten und also auch von Gott verworfenen Kampf beharrender Vornehmheit gegen die Mächte des Fortschritts und der Umgestaltung. Er findet die Sätze gut und feilt noch daran, während er die benutzten Bücher wieder einräumt und hinauf in sein Schlafzimmer geht, um seinem Tag die gewohnte Zäsur zu geben, diese Stunde bei geschlossenen Läden und mit geschlossenen Augen, die er braucht, und die heute, wie ihm nach der wissenschaftlichen Ablenkung wieder einfällt, im Zeichen häuslich-festlicher Unruhe stehen wird. Er lächelt über das schwache Herzklopfen, das diese Erinnerung ihm verursacht; in seinem Kopfe vermischen sich die Satzentwürfe über den in schwarzes Seidentuch gekleideten Philipp mit dem Gedanken an den Hausball der Kinder, und so schläft er auf fünf Minuten ein.

Wiederholt, während er liegt und ruht, hört er die Hausglocke

gehen, die Gartenpforte zufallen, und jedesmal empfindet er einen kleinen Stich der Erregung, Erwartung und Beklemmung bei dem Gedanken, daß es die jungen Leute sind, die eintreffen und schon die Diele zu füllen beginnen. Jedesmal wieder lächelt er bei sich selbst über den Stich, aber auch dieses Lächeln noch ist ein Ausdruck einer Nervosität, die natürlich übrigens auch etwas Freude enthält; denn wer freute sich nicht auf ein Fest. Um halb fünf (es ist schon Abend) steht er auf und erfrischt sich am Waschtisch. Die Waschschüssel ist seit einem Jahre entzwei. Es ist eine Kipp-schüssel, die an einer Seite aus dem Gelenke gebrochen ist und nicht repariert werden kann, weil keine Handwerker kommen, und nicht erneuert, weil kein Geschäft in der Lage ist, eine zu liefern. So ist sie notdürftig über ihrem Ablauf an den Rändern der Marmorplatte aufgehängt und kann nur entleert werden, indem man sie mit beiden Händen hochhebt und ausgießt. Cornelius schüttelt, wie täglich mehrmals, den Kopf über die Schüssel, macht sich dann fertig — mit Sorgfalt übrigens; er putzt unter dem Deckenlicht seine Brille vollkommen blank und durchsichtig — und tritt den Gang hinunter ins Eßzimmer an.

Als er unterwegs die Stimmen hört, die drunten ineinander gehen, und das Grammophon, das schon in Bewegung gesetzt ist, nimmt seine Mieme einen gesellschaftlich verbindlichen Ausdruck an. „Bitte, sich nicht stören zu lassen!“ beschließt er zu sagen und geradeswegs ins Eßzimmer zum Tee zu gehen. Der Satz erscheint ihm als das gegebene Wort der Stunde: heiter-rücksichtsvoll nach außen, wie es ist, und eine gute Brustwehr für ihn selber.

Die Diele ist hell erleuchtet; alle elektrischen Kerzen des Kronleuchters brennen, bis auf eine ganz ausgebrannte. Auf einer unteren Stufe der Treppe bleibt Cornelius stehen und überblickt die Diele. Sie nimmt sich hübsch aus im Licht, mit der Marées-Kopie über dem Backsteinkamin, der Tafelung, die übrigens weiches Holz ist, und dem roten Teppich, darauf die Gäste umherstehen, plaudernd, in den Händen Teetassen und halbe Brotscheiben, die mit Anchovis-paste bestrichen sind. Festatmosphäre, ein leichter Dunst von Kleidern, Haar und Atem über der Diele, charakteristisch und erinnerungsvoll. Die Tür zur Garderobe ist offen, denn noch kommen neue Geladene.

Gesellschaft blendet im ersten Augenblick; der Professor sieht nur das allgemeine Bild. Er hat nicht bemerkt, daß Ingrid, in dunklem Seidenkleid mit weißem plissierten Schulterüberfall und bloßen Armen,

dicht vor ihm mit Freunden am Fuße der Stufen steht. Sie nickt und lächelt mit ihren schönen Zähnen zu ihm herauf.

„Ausgeruht?“ fragte sie leise, unter vier Augen. Und als er sie mit ungerechtfertigter Überraschung erkennt, macht sie ihn mit den Freunden bekannt.

„Darf ich dir Herrn Huber vorstellen?“ sagt sie. „Das ist Fräulein Plaichinger.“

Herr Huber ist dürrtigen Ansehens, die Plaichinger dagegen eine Germania, blond, tüppig und locker gekleidet, mit Stumpfnase und der hohen Stimme beleibter Frauen, wie sich herausstellt, als sie dem Professor auf seine artige Begrüßung antwortet.

„O, herzlich willkommen“, sagt er. „Das ist ja schön, daß Sie uns die Ehre schenken. Coabiturientin wahrscheinlich?“

Herr Huber ist Golfklub-Genosse Ingrid's. Er steht im Wirtschaftsleben, ist in der Brauerei seines Onkels tätig, und der Professor scherzt einen Augenblick mit ihm über das dünne Bier, indem er tut, als ob er den Einfluß des jungen Huber auf die Qualität des Bieres grenzenlos überschätze. „Aber wollen Sie sich doch ja nicht stören lassen!“ sagt er dann und will ins Eßzimmer hinübergehen.

„Da kommt ja auch Max“, sagt Ingrid. „Nun, Max, du Schlot, was bummelst du so spät heran zu Spiel und Tanz!“

Das duzt sich allgemein und geht mit einander um, wie es den Alten ganz fremd ist: von Züchtigkeit, Galanterie und Salon ist wenig zu spüren.

Ein junger Mensch mit weißer Hemdbrust und schmaler Smoking-schleife kommt von der Garderobe her zur Treppe und grüßt, — brünett, aber rosig, rasiert natürlich, aber mit einem kleinen Ansatz von Backenbart neben den Ohren, ein bildhübscher Junge, — nicht lächerlich und lodernd schön, wie ein Violin-Zigeuner, sondern hübsch auf eine sehr angenehme, gesittete und gewinnende Art, mit freundlichen schwarzen Augen, und der Smoking sitzt ihm sogar noch etwas ungeschickt.

„Na, na, nicht schimpfen, Cornelia. Das blöde Kolleg“, sagt er; und Ingrid stellt ihn dem Vater vor als Herrn Hergesell.

So, das ist also Herr Hergesell. Wohlerzogen bedankt er sich beim Hausherrn, der ihm die Hand schüttelt, für die freundliche Einladung. „Ich zügele etwas nach“, sagt er und macht einen kleinen sprachlichen Scherz. „Ausgerechnet Bananen muß ich heute bis vier Uhr Kolleg haben; und dann sollte ich doch noch nach Hause, mich

umziehen.“ Hierauf spricht er von seinen Pumps, mit denen er eben in der Garderobe große Plage gehabt haben will.

„Ich habe sie im Beutel mitgebracht“, erzählt er. „Es geht doch nicht, daß wir Ihnen hier mit den Straßenschuhen den Teppich zertrampeln. Nun hatte ich aber verblendeterweise keinen Schuhlöffel eingesteckt und konnte bei Gott nicht hineinkommen, haha, stellen Sie sich vor, eine unglaubliche Kiste! Mein Lebtage habe ich nicht so enge Pumps gehabt. Die Nummern fallen verschieden aus, es ist kein Verlaß darauf, und dann ist das Zeug auch hart heutzutage — schauen Sie, das ist kein Leder, das ist Gußeisen! Den ganzen Zeigefinger habe ich mir zerquetscht...“ Und er weist zutraulich seinen geröteten Zeigefinger vor, indem er das Ganze noch einmal als eine „Kiste“ bezeichnet und zwar als eine ekelhafte. Er spricht wirklich ganz so, wie Ingrid es nachgemacht hat: nasal und auf besondere Weise gedehnt, aber offenbar ohne jede Affektation, sondern eben nur, weil es so in der Art aller Hergesells liegt.

Doktor Cornelius rügt es, daß kein Schuhlöffel in der Garderobe ist und erweist dem Zeigefinger alle Teilnahme. „Nun dürfen Sie sich aber absolut nicht stören lassen“, sagt er. „Auf Wiedersehen!“ Und er geht über die Diele ins Eßzimmer.

Auch dort sind Gäste; der Familientisch ist lang ausgezogen, und es wird Tee daran getrunken. Aber der Professor geht geradeswegs in den mit einer Stickerie ausgeschlagenen und von einem eigenen kleinen Deckenkörper besonders beleuchteten Winkel, an dessen Rundtischchen er Tee zu trinken pflegt. Er findet dort seine Frau im Gespräch mit Bert und zwei anderen jungen Herren. Der eine ist Herzl; Cornelius kennt und begrüßt ihn. Der andere heißt Möller, — ein Wandervogel-Typ, der bürgerliche Festkleider offenbar weder besitzt noch besitzen will (im Grunde gibt es das gar nicht mehr), ein junger Mensch, der fern davon ist, den „Herrn“ zu spielen (das gibt es im Grunde auch nicht mehr), — in gegürteter Bluse und kurzer Hose, mit einer dicken Haartolle, langem Hals und einer Hornbrille. Er ist im Bankfach tätig, wie der Professor erfährt, ist aber außerdem etwas wie ein künstlerischer Folklorist, ein Sammler und Sänger von Volksliedern aus allen Zonen und Zungen. Auch heute hat er auf Wunsch seine Gitarre mitgebracht. Sie hängt noch im Wachstuchsack in der Garderobe.

Schauspieler Herzl ist schmal und klein, hat aber einen mächtigen schwarzen Bartwuchs, wie man an der überpuderten Rasur erkennt.

Seine Augen sind übergroß, glutvoll und tief schwermütig; dabei hat er jedoch außer dem vielen Rasierpuder offenbar auch etwas Rot aufgelegt, — das matte Karmesin auf der Höhe seiner Wangen ist sichtlich kosmetischer Herkunft. Sonderbar, denkt der Professor. Man sollte meinen, entweder Schwermut oder Schminke. Zusammen bildet es doch einen seelischen Widerspruch. Wie mag ein Schwermütiger sich schminken? Aber da haben wir wohl eben die besondere, fremdartige seelische Form des Künstlers, die diesen Widerspruch möglich macht, vielleicht geradezu daraus besteht. Interessant und kein Grund, es an Zuvorkommenheit fehlen zu lassen. Es ist eine legitime Form, eine Urform . . . „Nehmen Sie etwas Zitrone, Herr Hofschauspieler?“

Hofschauspieler gibt es gar nicht mehr, aber Herzl hört den Titel gern, obgleich er ein revolutionärer Künstler ist. Das ist auch so ein Widerspruch, der zu seiner seelischen Form gehört. Mit Recht setzt der Professor sein Vorhandensein voraus und schmeichelt ihm, gewissermaßen zur Sühne für den geheimen Anstoß, den er an dem leichten Auftrag von Rouge auf Herzls Wangen genommen.

„Allerverbindlichsten Dank, verehrter Herr Professor!“ sagt Herzl so überstürzt, daß nur seine hervorragende Sprechtechnik eine Entgleisung seiner Zunge verhütet. Überhaupt ist sein Verhalten gegen die Wirte und gegen den Hausherrn im besonderen von dem größten Respekt, ja von fast übertriebener und unterwürfiger Höflichkeit getragen. Es ist, als habe er ein schlechtes Gewissen wegen des Rouge, das aufzulegen er zwar innerlich gezwungen war, das er aber selbst aus der Seele des Professors heraus mißbilligt, und mit dem er durch größte Bescheidenheit gegen die nicht geschmückte Welt zu versöhnen sucht.

Man unterhält sich, während man Tee trinkt, von Möllers Volksliedern, von spanischen, baskischen Volksliedern, und von da kommt man auf die Neu-Einstudierung von Schillers „Don Carlos“ im Staatstheater, eine Aufführung, in der Herzl die Titelrolle spielt. Er spricht von seinem Carlos. „Ich hoffe,“ sagt er, „mein Carlos ist aus einem Guß.“ Auch von der übrigen Besetzung ist kritisch die Rede, von den Werten der Inszenierung, dem Milieu, und schon sieht sich der Professor wieder in sein Fahrwasser bugsiiert, auf das Spanien der Gegenreformation gebracht, was ihn fast peinlich dünkt. Er ist ganz unschuldig daran, hat gar nichts getan, dem Gespräch diese Wendung zu geben. Er fürchtet, daß es aussehen könnte, als habe er die

Gelegenheit gesucht, zu dozieren, wundert sich und wird darüber schweigsam. Es ist ihm lieb, daß die Kleinen an den Tisch kommen, Lorchen und Beißer. Sie haben blaue Sammetkleidchen an, ihr Sonntagshabit, und wollen ebenfalls bis zur Schlafensstunde auf ihre Art an dem Feste der Großen teilnehmen. Schüchtern und mit großen Augen sagen sie den Fremden guten Tag, müssen ihre Namen und ihr Alter sagen. Herr Möller sieht sie nur ernsthaft an, aber Schauspieler Herzl zeigt sich völlig berückt, beglückt und entzückt von ihnen. Er segnet sie geradezu, hebt die Augen zum Himmel und faltet die Hände vor seinem Mund. Es kommt ihm gewiß von Herzen, aber die Gewöhnung an die Wirkungsbedingungen des Theaters macht seine Worte und Taten fürchterlich falsch, und außerdem scheint es, als solle auch seine Devotion vor den Kindern mit dem Rouge auf der Höhe seiner Wangen versöhnen.

Der Teetisch der Gäste hat sich schon geleert, auf der Diele wird nun getanzt, die Kleinen laufen dorthin, und der Professor zieht sich zurück. „Recht viel Vergnügen!“ sagt er, indem er den Herren Möller und Herzl, die aufgesprungen sind, die Hand schüttelt. Und er geht in sein Arbeitszimmer hinüber, sein gefriedetes Reich, wo er die Rolläden herunterläßt, die Schreibtischlampe andreht und sich zu seiner Arbeit setzt.

Es ist Arbeit, die sich bei unruhiger Umgebung zur Not erledigen läßt: ein paar Briefe, ein paar Exzerpte. Natürlich ist Cornelius zerstreut. Er hängt kleinen Eindrücken nach, den ungeschmeidigen Pumps des Herrn Hergesell, der hohen Stimme in dem dicken Körper des Plaichinger. Auch auf Möllers baskische Liedersammlung gehen seine Gedanken zurück, während er schreibt oder zurückgelehnt ins Leere blickt, auf Herzls Demut und Übertriebenheit, „seinen Carlos“ und Philipps Hof. Mit Gesprächen, findet er, ist es geheimnisvoll. Sie sind gefügig, gehen ganz ungenlenkt einem insgeheim dominierenden Interesse nach. Er meint das öfters beobachtet zu haben. Zwischendurch lauscht er auf die übrigens keineswegs lärmenden Geräusche des Hausballes draußen. Nur einiges Reden, nicht einmal Tanzgeschlurf ist zu hören. Sie schlürfen und kreisen ja nicht, sie gehen sonderbar auf dem Teppich herum, der sie nicht stört, ganz anders angefaßt, als es zu seiner Zeit geschah, zu den Klängen des Grammophons, denen er hauptsächlich nachhängt, diesen sonderbaren Weisen der neuen Welt, jazzartig instrumentiert, mit allerlei Schlagzeug, das der Apparat vorzüglich wiedergibt, und dem schnalzenden

Geknack der Kastagnetten, die aber eben nur als Jazz-Instrument und durchaus nicht spanisch wirken. Nein, spanisch nicht. Und er ist wieder bei seinen Berufsgedanken.

Nach einer halben Stunde fällt ihm ein, daß es nicht mehr als freundlich von ihm wäre, mit einer Schachtel Zigaretten zu der Lustbarkeit beizutragen. Es geht nicht an, findet er, daß die jungen Leute ihre eigenen Zigaretten rauchen, — obgleich sie selbst sich wohl nicht viel dabei denken würden. Und er geht ins leere Esszimmer und nimmt aus dem Wandschränkchen eine Schachtel von seinem Vorrat, nicht gerade die besten, oder doch nicht gerade die, die er selber am liebsten raucht, ein etwas zu langes und dünnes Format, das er nicht ungern loswird bei dieser Gelegenheit, denn schließlich sind es ja junge Leute. Er geht damit auf die Diele, hebt lächelnd die Schachtel hoch und stellt sie offen auf die Kaminplatte, um sich sogleich und nur unter leichter Umschau wieder gegen sein Zimmer zu wenden.

Eben ist Tanzpause, der Musikapparat schweigt. Man steht und sitzt an den Rändern der Diele plaudernd umher, an dem Wappentisch vor den Fenstern, auf den Stühlen vor dem Kamin. Auch auf den Stufen der eingebauten Treppe, ihrem reichlich schadhaften Plüschläufer sitzt junge Welt amphitheatralisch: Max Hergesell zum Beispiel sitzt dort mit der üppig-hochstimmigen Plaichinger, die ihm ins Gesicht blickt, während er halb liegend zu ihr spricht, den einen Ellbogen hinter sich auf die nächsthöhere Stufe gestützt und mit der anderen Hand zu seinen Reden gestikulierend. Die Hauptfläche des Raumes ist leer; nur in der Mitte, gerade unter dem Kronleuchter, sieht man die beiden Kleinen in ihren blauen Kleidchen, ungeschickt umschlungen, sich still, benommen und langsam um sich selber drehen. Cornelius beugt sich im Vorbeigehen zu ihnen nieder und streicht ihnen mit einem guten Wort über das Haar, ohne daß sie sich dadurch stören ließen in ihrem kleinen, ernsthaften Tun. Aber an seiner Türe sieht er noch, wie stud. ing. Hergesell, wahrscheinlich weil er den Professor bemerkt hat, sich mit dem Ellbogen von der Stufe abstößt, herunterkommt und Lorchen aus den Ärmchen ihres Bruders nimmt, um selber drollig und ohne Musik mit ihr zu tanzen. Beinahe wie Cornelius selbst macht er es, wenn dieser mit den „vier Herren“ spazieren geht, beugt tief die Knie, indem er sie anzufassen sucht wie eine Große und macht einige Shimmy-Schritte mit dem verschämten Lorchen. Wer es bemerkt, amüsiert sich sehr. Es ist

das Zeichen, das Grammophon wieder laufen zu lassen, den Tanz allgemein wieder aufzunehmen. Der Professor, den Türgriff in der Hand, sieht einen Augenblick nickend und mit den Schultern lachend zu und tritt in sein Zimmer. Noch einige Minuten lang halten seine Züge das Lächeln von draußen mechanisch fest.

Er blättert wieder bei seiner Schirmlampe und schreibt, erledigt ein paar anspruchlose Sachlichkeiten. Nach einer Weile beobachtet er, daß die Gesellschaft sich von der Diele in den Salon seiner Frau hinüberzieht, welcher sowohl mit der Diele wie mit seinem Zimmer Verbindung hat. Dort wird nun gesprochen, und Gitarrenklänge mischen sich versuchend darein. Herr Möller will also singen, und er singt auch schon. Zu tönenden Gitarrengriffen singt der junge Beamte mit kräftiger Baßstimme ein Lied in fremder Sprache — kann sein, daß es Schwedisch ist; mit voller Bestimmtheit vermag der Professor es bis zum Schluß dem mit großem Beifall aufgenommenen Schluß nicht zu erkennen. Eine Portiére ist hinter der Tür zum Salon, sie dämpft den Schall. Als ein neues Lied beginnt, geht Cornelius vorsichtig hinüber.

Es ist halb dunkel im Salon. Nur die verhüllte Stehlampe brennt, und in ihrer Nähe sitzt Möller mit übergeschlagenem Bein auf dem Truhenpolster und greift mit dem Daumen in die Seiten. Die Anordnung des Publikums ist zwanglos, trägt das Gepräge lässigen Notbehelfs, da für so viele Zuhörer nicht Sitzplätze vorhanden sind. Einige stehen, aber viele, auch junge Damen, sitzen einfach am Boden, auf dem Teppich, die Knie mit den Armen umschlungen oder auch die Beine vor sich gestreckt. Hergesell zum Beispiel, wiewohl im Smoking, sitzt so an der Erde, zu Füßen des Flügels, und neben ihm die Plaichinger. Auch die „Kleinen“ sind da: Frau Cornelius, in ihrem Lehnstuhl dem Sänger gegenüber, hält sie beide auf dem Schoß, und Beißer, der Barbar, fängt in den Gesang hinein laut zu reden an, so daß er durch Zischen und Fingerdrohen eingeschüchtert werden muß. Nie würde Lorch sich so etwas zu schulden kommen lassen: sie hält sich zart und still auf dem Knie der Mutter. Der Professor sucht ihren Blick, um seinem Kindchen heimlich zuzuwinken; aber sie sieht ihn nicht, obgleich sie auch den Künstler nicht zu beachten scheint. Ihre Augen gehen tiefer.

Möller singt den „Joli tambour“:

„Sire, mon roi, donnez-moi votre fille —“

Alle sind entzückt. „Wie gut!“ hört man Hergesell in der nasalen

und besonderen, gleichsam verwöhnten Art aller Hergesells sagen. Es folgt dann etwas Deutsches, wozu Herr Möller selbst die Melodie komponiert hat, und was stürmischen Beifall bei der Jugend findet, ein Bettlerlied:

„Bettelweibel will kirkarten gehn,
Jejucheh!
Bettelmandl will a mitgehn,
Tideldumteideh.“

Geradezu Jubel herrscht nach dem fröhlichen Bettlerlied. „Wie ausnehmend gut!“ sagt Hergesell wieder auf seine Art. Noch etwas Ungarisches kommt, auch ein Schlager, in der wildfremden Originalsprache vorgetragen, und Möller hat starken Erfolg. Auch der Professor beteiligt sich ostentativ an dem Applaus. Dieser Einschlag von Bildung und historisierend-rückblickender Kunstübung in die Shimmy-Geselligkeit erwärmt ihn. Er tritt an Möller heran, gratuliert ihm und unterhält sich mit ihm über das Vorgetragene, über seine Quellen, ein Liederbuch mit Noten, das Möller ihm zur Einsichtnahme zu leihen verspricht. Cornelius ist um so liebenswürdiger gegen ihn, als er, nach Art aller Väter, die Gaben und Werte der fremden jungen Menschen sofort mit denen seines eigenen Sohnes vergleicht und Unruhe, Neid und Beschämung dabei empfindet. „Da ist nun dieser Möller, denkt er, ein tüchtiger Bankbeamter. (Er weiß gar nicht, ob Möller in der Bank so sehr tüchtig ist.) Und dabei hat er noch dies spezielle Talent aufzuweisen, zu dessen Ausbildung natürlich Energie und Studium gehört haben. Dagegen mein armer Bert, der nichts weiß und nichts kann und nur daran denkt, den Hanswurst zu spielen, obgleich er gewiß nicht einmal dazu Talent hat!“ Er möchte gerecht sein, sagt sich versuchsweise, daß Bert bei alledem ein feiner Junge ist, mit mehr Fonds vielleicht, als der erfolgreiche Möller; daß möglicherweise ein Dichter in ihm steckt, oder so etwas, und daß seine tänzerischen Kellnerpläne bloß knabenhaftes und zeitverstörtes Irrlichtelieren sind. Aber sein neidvoller Vaterpessimismus ist stärker. — Als Möller noch einmal zu singen beginnt, geht Doktor Cornelius wieder zu sich hinüber.

Es wird sieben, während er es bei geteilter Aufmerksamkeit treibt, wie bisher; und da ihm noch ein kurzer, sachlicher Brief einfällt, den er ganz gut jetzt schreiben kann, wird es — denn Schreiben ist ein sehr starker Zeitvertreib — beinahe halb acht. Halb neun Uhr soll der italienische Salat eingenommen werden, und so heißt es denn

nun ausgehen für den Professor, seine Post einwerfen und sich im Winterdunkel sein Quantum Luft und Bewegung verschaffen. Längst ist der Ball auf der Diele wieder eröffnet; er muß hindurch, um zu seinem Mantel und seinen Überschuhen zu gelangen, aber das hat weiter nichts Spannendes mehr: Er ist ja ein wiederholt gesehener Hospitant bei der Jugendgeselligkeit und braucht nicht zu fürchten, daß er stört. Er tritt hinaus, nachdem er seine Papiere verwahrt und seine Briefe an sich genommen, und verweilt sich sogar etwas auf der Diele, da er seine Frau in einem Lehnstuhl neben der Tür seines Zimmers sitzend findet.

Sie sitzt dort und sieht zu, zuweilen besucht von den Großen und anderen jungen Leuten, und Cornelius stellt sich neben sie und blickt ebenfalls lächelnd in das Treiben, das nun offenbar auf den Höhepunkt seiner Lebhaftigkeit gekommen ist. Es sind noch mehr Zuschauer da: Die blaue Anna, in strenger Beschränktheit, steht an der Treppe, weil die Kleinen der Festivität nicht satt werden, und weil sie achtgeben muß, daß Beißer sich nicht zu heftig dreht und so sein allzu fettes Blut in gefährliche Wallung bringt. Aber auch die untere Welt will etwas vom Tanzvergnügen der Großen haben: Sowohl die Damen Hinterhöfer wie auch Xaver stehen an der Tür zur Anrichte und unterhalten sich mit Zusehen. Fräulein Walburga, die ältere der deklassierten Schwestern und der kochende Teil (um sie nicht geradezu als Köchin zu bezeichnen, da sie es nicht gerne hört) schaut mit braunen Augen durch ihre dick geschliffene Rundbrille, deren Nasenbügel, damit er nicht drücke, mit einem Leinenlappchen umwunden ist — ein gutmütig-humoristischer Typ, während Fräulein Cäcilia, die jüngere, wenn auch nicht eben junge, wie stets eine äußerst süffisante Miene zur Schau trägt — in Wahrung ihrer Würde als ehemalige Angehörige des dritten Standes. Sehr bitter leidet Fräulein Cäcilia unter ihrem Sturz aus der kleinbürgerlichen Sphäre in die Dienstbotenregion. Sie lehnt es strikte ab, ein Mützchen oder sonst irgendein Abzeichen des Zimmermädchenberufs zu tragen, und ihre schwerste Stunde kommt regelmäßig am Mittwochabend, wenn Xaver Ausgang hat und sie servieren muß. Sie serviert mit abgewandtem Gesicht und gerümpfter Nase, eine gefallene Königin; es ist eine Qual und tiefe Bedrückung, ihre Erniedrigung mit anzusehen, und die „Kleinen“, als sie einmal zufällig am Abendessen teilnahmen, haben bei ihrem Anblick alle beide und genau gleichzeitig laut zu weinen begonnen.

Solche Leiden kennt jung Xaver nicht. Er serviert sogar recht gern, tut es mit einem gewissen sowohl natürlichen wie geübten Geschick, denn er war einmal Piccolo. Sonst aber ist er wirklich ein ausgemachter Taugenichts und Windbeutel — mit positiven Eigenschaften, wie seine bescheidene Herrschaft jederzeit zuzugeben bereit ist, aber ein unmöglicher Windbeutel eben doch. Man muß ihn nehmen, wie er ist, und von dem Dornbusch nicht Feigen verlangen. Er ist ein Kind und Früchtchen der gelösten Zeit, ein rechtes Beispiel seiner Generation, ein Revolutionsdiener, ein sympathischer Bolschewist. Der Professor pflegt ihn als „Festordner“ zu kennzeichnen, da er bei außerordentlichen, bei amüsanten Gelegenheiten durchaus seinen Mann steht, sich anstellig und gefällig erweist. Aber, völlig unbekannt mit der Vorstellung der Pflicht, ist er für die Erfüllung langweilig laufender, alltäglicher Obliegenheiten so wenig zu gewinnen, wie man gewisse Hunde dazu bringt, über den Stock zu springen. Offensichtlich wäre es gegen seine Natur, und das entwaffnet und stimmt zum Verzicht. Aus einem bestimmten, ungewöhnlichen und amüsanten Anlaß wäre er bereit, zu jeder beliebigen Nachtstunde das Bett zu verlassen. Alltäglich aber steht er nicht vor acht Uhr auf — er tut es nicht, er springt nicht über den Stock; aber den ganzen Tag schallen die Äußerungen seiner gelösten Existenz, sein Mundharmonikaspiel, sein rauher, aber gefühlvoller Gesang, sein fröhliches Pfeifen aus dem Küchen-Souterrain ins obere Haus empor, während der Rauch seiner Zigaretten die Anrichte füllt. Er steht und sieht den gefallenen Damen zu, die arbeiten. Des Morgens, wenn der Professor frühstückt, reißt er auf dessen Schreibtisch das Kalenderblatt ab — sonst legt er keine Hand an das Zimmer. Er soll das Kalenderblatt in Ruhe lassen, Doktor Cornelius hat es ihm oftmals anbefohlen, da dieser dazu neigt, auch das nächste noch abzureißen und so Gefahr läuft, aus aller Ordnung zu geraten. Aber diese Arbeit des Blattabreißens gefällt dem jungen Xaver, und darum läßt er sie sich nicht nehmen.

Übrigens ist er ein Kinderfreund, das gehört zu seinen gewinnenden Seiten. Er spielt aufs treuherzigste mit den Kleinen im Garten, schnitzt und bastelt ihnen talentvoll dieses und jenes, ja liest ihnen sogar mit seinen dicken Lippen aus ihren Büchern vor, was wunderbar genug zu hören ist. Das Kino liebt er von ganzer Seele und neigt zu Schwermut, Sehnsucht und Selbstgesprächen, wenn er es besucht hat. Unbestimmte Hoffnungen, dieser Welt eines Tages persönlich anzu-

gehören und darin sein Glück zu machen, bewegen ihn. Er begründet sie auf sein Schüttelhaar und seine körperliche Gewandtheit und Waghalsigkeit. Öfters besteigt er die Esche im Vorgarten, einen hohen, aber schwanken Baum, klettert von Zweig zu Zweig bis in den obersten Wipfel, so daß jedem angst und bange wird, der ihm zusieht. Oben zündet er sich eine Zigarette an, schwingt sich hin und her, daß der hohe Mast bis in seine Wurzeln schwankt, und hält Ausschau nach einem Kino-Direktor, der des Weges kommen und ihn engagieren könnte.

Zöge er seine gestreifte Jacke aus und legte Zivil an, so könnte er einfach mitlaufen; er würde nicht sonderlich aus den Rahmen fallen. Die Freundschaft der Großen ist von gemischtem Äußeren; der bürgerliche Gesellschaftsanzug kommt wohl mehrmals vor unter den jungen Leuten, ist aber nicht herrschend: Typen von der Art des Lieder-Möller sind vielfach eingesprengt und zwar sowohl weiblicherseits, wie unter den jungen Herren. Dem Professor, der neben dem Sessel seiner Frau stehend ins Bild blickt, sind die sozialen Umstände dieses Nachwuchses beiläufig und vom Hörensagen bekannt. Es sind Gymnasiastinnen, Studentinnen und Kunstgewerblerinnen; es sind im männlichen Teil manchmal rein abenteuerliche und von der Zeit ganz eigens erfundene Existenzen. Ein bleicher, lang aufgeschossener Jüngling mit Perlen im Hemd, Sohn eines Zahnarztes, ist nichts als Börsenspekulant und lebt nach allem, was der Professor hört, in dieser Eigenschaft wie Aladdin mit der Wunderlampe. Er hält sich ein Auto, gibt seinen Freunden Champagner-Soupers und liebt es, bei jeder Gelegenheit Geschenke unter sie zu verteilen, kostbare kleine Andenken aus Gold und Perlmutter. Auch heute hat er den jungen Gastgebern Geschenke mitgebracht: einen goldenen Bleistift für Bert und für Ingrid ein Paar riesiger Ohrringe, wirklicher Ringe und von barbarischer Größe, die aber gottlob nicht im Ernst durchs Läppchen zu ziehen, sondern auch mit einer Zwicke darüber zu befestigen sind. Die „Großen“ kommen und zeigen ihre Geschenke lachend den Eltern, und diese schütteln die Köpfe, indem sie sie bewundern, während Aladdin sich wiederholt aus der Ferne verbeugt.

Die Jugend tanzt eifrig, soweit man es Tanzen nennen kann, was sie da mit ruhiger Hingebung vollzieht. Das schiebt sich eigentümlich umfaßt und in neuartiger Haltung, den Unterleib vorgedrückt, die Schultern hochgezogen und mit einigem Wiegen der Hüften, nach undurchsichtiger Vorschrift schreitend, langsam auf dem Teppich

umher, ohne zu ermüden, da man auf diese Weise gar nicht ermüden kann. Wogende Busen, erhöhte Wangen auch nur, sind nicht zu bemerken. Hie und da tanzen zwei junge Mädchen zusammen, zuweilen sogar zwei junge Männer; es ist ihnen alles einerlei. Sie gehen so den exotischen Klängen des Grammophons, das mit robusten Nadeln bedient wird, damit es laut klingt, und seine Shimmys, Foxtrotts und Onesteps erschallen läßt, diese Double Fox, Afrikanischen Shimmys, Java dances und Polka Creolas — wildes, parfümiertes Zeug, teils schmachkend, teils exerzierend, vor fremdem Rhythmus, ein monotoner, mit orchestralem Zierat, Schlagzeug, Geklimper und Schnalzen aufgeputztes Neger-Amusement.

„Wie heißt die Platte?“ erkundigt sich Cornelius bei der mit dem bleichen Spekulant vorüberschiebenden Ingrid nach einem Stück, das nicht übel schmachtet und exerziert und ihn durch gewisse Einzelheiten der Erfindung vergleichsweise anmutet.

„Fürst von Pappenheim, Tröste dich, mein schönes Kind“, sagt sie und lächelt angenehm mit ihren weißen Zähnen.

Zigarettenrauch schwebt unter dem Kronleuchter. Der Geselligkeitsdunst hat sich verstärkt, — dieser trocken-süßliche, verdickte, erregende, an Ingredienzien reiche Festbrodem, der für jeden Menschen, besonders aber für den, der eine allzu empfindliche Jugend überstand, so voll ist von Erinnerungen unreifer Herzenspein . . . Die „Kleinen“ sind immer noch auf der Diele; bis acht Uhr dürfen sie mittun, da ihnen das Fest so große Freude macht. Die jungen Leute haben sich an ihre Teilnahme gewöhnt; sie gehören dazu auf ihre Art und gewissermaßen. Übrigens haben sie sich getrennt: Beißer dreht sich allein in seinem blausamtenen Kittelchen in der Mitte des Teppichs, während Lorchen drolligerweise hinter einem schiebenden Paare herläuft und den Tänzer an seinem Smoking festzuhalten sucht. Es ist Max Hergesell mit seiner Dame, der Plaichinger. Sie schieben gut, es ist ein Vergnügen, ihnen zuzusehen. Man muß einräumen, daß mit diesen Tänzen der wilden Neuzeit sehr wohl etwas Erfreuliches gemacht werden kann, wenn die rechten Leute sich ihrer annehmen. Der junge Hergesell führt vorzüglich, frei innerhalb der Regel, wie es scheint. Wie elegant er rückwärts auszuschreiten weiß, wenn Raum vorhanden ist! Aber auch auf dem Platz, im Gedränge versteht er sich mit Geschmack zu halten, unterstützt von der Schmiegsamkeit einer Partnerin, die die überraschende Grazie entwickelt, über welche volleibige Frauen manchmal verfügen. Sie plaudern Gesicht an Gesicht

und scheinen das sie verfolgende Lorchchen nicht zu beachten. Andere lachen über die Hartnäckigkeit der Kleinen, und Doktor Cornelius sucht, als die Gruppe an ihm vorüberkommt, sein Kindchen abzufangen und an sich zu ziehen. Aber Lorchchen entwindet sich ihm selbst gequält und will von Abel zurzeit nichts wissen. Sie kennt ihn nicht, stemmt das Ärmchen gegen seine Brust und strebt, das liebe Gesichtchen abgewandt, nervös und belästigt von ihm fort, ihrer Caprice nach.

Der Professor kann nicht umhin, sich schmerzlich berührt zu fühlen. In diesem Augenblick haßt er das Fest, das mit seinen Ingredienzien das Herz seines Lieblings verwirrt und es ihm entfremdet. Seine Liebe, diese nicht ganz tendenzlose, an ihrer Wurzel nicht ganz einwandfreie Liebe, ist empfindlich. Er lächelt mechanisch, aber seine Augen haben sich getrübt und sich irgendwo vor ihm auf dem Teppichmuster, zwischen den Füßen der Tanzenden, „festgesehen“.

„Die Kleinen sollten zu Bette gehn“, sagt er zu seiner Frau. Aber sie bittet um noch eine Viertelstunde für die Kinder. Man habe sie ihnen zugesagt, da sie den Trubel so sehr genossen. Er lächelt wieder und schüttelt den Kopf, bleibt noch einen Augenblick an seinem Platz und geht dann in die Garderobe, die überfüllt ist von Mänteln, Tüchern, Hüten und Überschuhen.

Er hat Mühe, seine eigenen Sachen aus dem Wust hervorzukramen, und darüber kommt Max Hergesell in die Garderobe, indem er sich mit dem Taschentuch die Stirn wischt.

„Herr Professor —“ sagt er im Ton aller Hergesells und dienet jugendlich . . . „Wollen Sie ausgehen? Das ist ein ganz blöde Kiste mit meinen Pumps, sie drücken wie Karl der Große. Das Zeug ist mir einfach zu klein, wie sich herausstellt, von der Härte ganz abgesehen. Es drückt mich hier auf den Nagel vom großen Zeh,“ sagt er und steht auf einem Bein, während er den andern Fuß in beiden Händen hält, „daß es knapp in Worte zu fassen ist. Ich habe mich entschließen müssen, zu wechseln, die Straßenschuhe müssen nun doch dran glauben . . . O, darf ich Ihnen behülflich sein?“

„Aber danke!“ sagt Cornelius. „Lassen Sie doch! Befreien Sie sich lieber von Ihrer Plage! Sehr liebenswürdig von Ihnen.“ Denn Hergesell hat sich auf ein Knie niedergelassen und hakt ihm die Schließen seiner Überschuhe zu.

Der Professor bedankt sich, angenehm berührt von soviel respektvoll treuherziger Dienstfertigkeit. „Noch recht viel Vergnügen,“ wünscht

er, „wenn Sie gewechselt haben! Das geht natürlich nicht an, daß Sie in drückenden Schuhen tanzen. Unbedingt müssen Sie wechseln. Auf Wiedersehn, ich muß etwas Luft schöpfen.“

„Gleich tanze ich wieder mit Lorch“, ruft Hergesell ihm noch nach. „Das wird mal eine prima Tänzerin, wenn sie in die Jahre kommt. Garantie!“

„Meinen Sie?“ antwortet Cornelius von der Haustür her. „Ja, Sie sind Fachmann und Champion. Daß Sie sich nur keine Rückgratverkrümmung zuziehen beim Bücken!“

Er winkt und geht. „Netter Junge“, denkt er, während er das Anwesen verläßt. „Stud. ing., klare Direktiven, alles in Ordnung. Dabei so gut aussehend und freundlich.“ Und schon wieder faßt ihn der Vaterneid seines „armen Bert“ wegen, diese Unruhe, die ihm die Existenz des fremden jungen Mannes im rosigsten Licht, die seines Sohnes aber im allertrübsten erscheinen läßt. So tritt er seinen Abendspaziergang an.

Er geht die Allee hinauf, über die Brücke und jenseits ein Stück flußaufwärts, die Uferpromenade entlang bis zur übernächsten Brücke. Es ist naßkalt und schneit zuweilen etwas. Er hat den Mantelkragen aufgestellt, hält den Stock im Rücken, die Krücke an den einen Oberarm gehakt und ventiliert dann und wann seine Lunge tief mit der winterlichen Abendluft. Wie gewöhnlich bei dieser Bewegung denkt er an seine wissenschaftlichen Angelegenheiten, sein Kolleg, die Sätze, die er morgen über Philipps Kampf gegen den germanischen Umsturz sprechen will, und die getränkt sein sollen mit Gerechtigkeit und Melancholie. Namentlich mit Gerechtigkeit! Denkt er. Sie ist der Geist der Wissenschaft, das Prinzip der Erkenntnis und das Licht, in dem man den jungen Leuten die Dinge zeigen muß, sowohl um der geistigen Zucht willen, wie auch aus menschlich-persönlichen Gründen: um nicht bei ihnen anzustoßen und sie nicht mittelbar in ihren politischen Gesinnungen zu verletzen, die heutzutage natürlich schrecklich zerklüftet und gegensätzlich sind, so daß viel Zündstoff vorhanden ist und man sich leicht das Gescharr der einen Seite zuziehen, womöglich Skandal erregen kann, wenn man historisch Partei nimmt. Aber Parteinahme, denkt er, ist eben auch unhistorisch; historisch allein ist die Gerechtigkeit. Nur allerdings, eben darum und wohl überlegt . . . Gerechtigkeit ist nicht Jugendhitze und frisch-fromm-fröhliche Entschlossenheit, sie ist Melancholie. Da sie jedoch von Natur Melancholie ist, so sympathisiert sie auch von Natur und insgeheim

mit der melancholischen, der aussichtslosen Partei und Geschichtsmacht mehr, als mit der frisch-fromm-fröhlichen. Am Ende besteht sie aus solcher Sympathie und wäre ohne sie gar nicht vorhanden? Am Ende gibt es also gar keine Gerechtigkeit? fragt sich der Professor und ist in diesen Gedanken so vertieft, daß er seine Briefe ganz unbewußt in den Kasten bei der übernächsten Brücke wirft und anfängt, zurückzugehen. Es ist ein die Wissenschaft störender Gedanke, dem er da nachhängt, aber er ist selber Wissenschaft, Gewissensangelegenheit, Psychologie und muß pflichtgemäß vorurteilslos aufgenommen werden, ob er nun stört oder nicht . . . Unter solchen Träumereien kehrt Doktor Cornelius nach Hause zurück.

Im Torbogen der Haustür steht Xaver und scheint nach ihm aus-zuschauen.

„Herr Professor“, sagt Xaver mit seinen dicken Lippen und wirft das Haar zurück, „gehens nur glei nauf zum Lorch. Die hat's.“

„Was gibt es?“ fragt Cornelius erschrocken. „Ist sie krank?“

„Ne, krank grad net“, antwortet Xaver. „Bloß erwischt hat sie's und recht weinen tuts alleweil recht heftik. Es is zwegn den Herrn, der mo mit ihr tanzt hat, den Frackjacketer, Herrn Hergesell. Net weg hats mögn von der Diele um kein Preis net und weint ganze Bäch. Recht erwischt hat sies halt bereits recht heftik.“

„Unsinn“, sagt der Professor, der eingetreten ist und seine Sachen in die Garderobe wirft. Er sagt nichts weiter, öffnet die verkleidete Glastür zur Diele und gönnt der Tanzgesellschaft keinen Blick, während er rechtshin zur Treppe geht. Er nimmt die Treppe, indem er jede zweite Stufe überschlägt, und begibt sich über die obere Diele und noch einen kleinen Flur direkt ins Kinderzimmer, gefolgt von Xaver, der an der Tür stehen bleibt.

Im Kinderzimmer ist noch helles Licht. Ein bunter Bilderfries aus Papier läuft rings um die Wände, ein großes Regal ist da, das wirr mit Spielzeug gefüllt ist, ein Schaukelpferd mit rot lackierten Nüstern stemmt die Hufe auf seine geschwungenen Wiegebalken, und weiteres Spielzeug, eine kleine Trompete, Bauklötze, Eisenbahnwaggon, liegt noch auf dem Linoleum des Fußbodens umher. Die weißen Geländerbettchen stehen nicht weit voneinander: Das Lorchens ganz in der Ecke am Fenster und Beißers einen Schritt vorher, frei ins Zimmer hinein.

Beißer schläft. Er hat wie gewöhnlich, unter Blau-Annas Assistenz, mit schallender Stimme gebetet und ist dann sofort in Schlaf gefallen,

in seinen stürmischen, rot glühenden, ungeheuer festen Schlaf, in dem auch ein neben seinem Lager abgefeuerter Kanonenschuß ihn nicht stören würde: seine geballten Fäuste, aufs Kissen zurückgeworfen, liegen zu beiden Seiten des Kopfes, neben der von vehementem Schlaf zerzausten, verklebten, schlecht sitzenden kleinen Pertücke.

Lorchens Bett ist von Frauen umgeben: Außer der blauen Anna stehen auch die Damen Hinterhöfer an seinem Geländer und besprechen sich mit jener sowohl, wie untereinander. Sie treten zur Seite, als der Professor sich nähert, und da sieht man denn Lorch in ihren kleinen Kissen sitzen, bleich und so bitterlich weinend und schluchzend, wie Doktor Cornelius sich nicht erinnert, sie je gesehn zu haben. Ihre schönen kleinen Hände liegen vor ihr auf der Decke, das mit einer schmalen Spitzenkante versehene Nachthemdchen ist ihr von einer ihrer spatzenhaft mageren Schultern geglitten, und den Kopf, dies süße Köpfchen, das Cornelius so liebt, weil es mit seinem vorgebauten Untergesichtchen so ungewöhnlich blütenhaft auf dem dünnen Stengel des Hälschens sitzt, hat sie schräg in den Nacken gelegt, so daß ihre weinenden Augen hinauf in den Winkel von Decke und Wand gerichtet sind, und dorthin scheint sie ihrem eigenen großen Herzeleid beständig zuzunicken; denn, sei es willkürlich und ausdrucksweise, sei es durch die Erschütterung des Schluchzens — ihr Köpfchen nickt und wackelt immerfort, ihr beweglicher Mund aber, mit der bogenförmig geschnittenen Oberlippe ist halb geöffnet, wie bei einer kleinen *mater dolorosa*, und während die Tränen ihren Augen entstürzen, stößt sie monotone Klagelaute aus, die nichts mit dem ärgerlichen und überflüssigen Geschrei unartiger Kinder zu tun haben, sondern aus wirklicher Herzensnot kommen und dem Professor, der Lorch überhaupt nicht weinen sehen kann, sie aber so noch nie gesehen hat, ein unerträgliches Mitleid zufügen.

Dies Mitleid äußert sich vor allem in schärfster Nervosität gegen die beistehenden Damen Hinterhöfer.

„Mit dem Abendessen“, sagt er bewegt, „gibt es sicher eine Menge zu tun. Wie es scheint, überläßt man es der gnädigen Frau allein, sich darum zu kümmern?“

Das genügt für die Feinhörigkeit ehemaliger Mittelstandspersonen. In echter Gekränktheit entfernen sie sich, an der Tür auch noch mimisch verhöhnt von Xaver Kleinsgütl, der frischweg und von vornherein gleich niedrig geboren ist, und dem die Gesunkenheit der Damen allezeit den größten Spaß macht.

„Kindchen, Kindchen“, sagt Cornelius gepreßt und schließt das leidende Lorchchen in seine Arme, indem er sich auf den Stuhl am Gitterbettchen niederläßt. „Was ist denn mit meinem Kindchen?!“

Sie benäht sein Gesicht mit ihren Tränen.

„Abel... Abel...“ stammelt sie schluchzend. „Warum... ist... Max... nicht mein Bruder? Max... soll... mein Bruder sein...“

Was für ein Unglück, was für ein peinliches Unglück! Was hat die Tanzgesellschaft da angerichtet mit ihren Ingredienzien! denkt Cornelius und blickt in voller Ratlosigkeit zur blauen Kindsanna auf, welche, die Hände auf der Schürze zusammengelegt, in würdiger Beschränktheit am Fußende des Bettchens steht.

„Es verhält sich an dem“, sagt sie streng und weise, mit angezogener Unterlippe, „daß bei dem Kind die weiblichen Triebe ganz unheimlich lepphaft in Vorschein treten.“

„Halten Sie doch den Mund“, antwortet Cornelius gequält. Er muß noch froh sein, daß Lorchchen sich ihm wenigstens nicht entzieht, ihn nicht von sich weist, wie vorhin auf der Diele, sondern sich hilfesuchend an ihn schmiegt, während sie ihren törichtten, verworrenen Wunsch wiederholt, daß Max doch ihr Bruder sein möchte und aufjammernd verlangt, zu ihm, auf die Diele, zurückzukehren, damit er wieder mit ihr tanze. Aber Max tanzt ja auf der Diele mit Fräulein Plaichinger, die ein ausgewachsener Koloß ist und alle Rechte auf ihn hat — während Lorchchen dem von Mitleid zerrissenen Professor noch nie so winzig und spatzenhaft vorgekommen ist, wie jetzt, da sie sich hilflos von Schluchzen gestoßen an ihn schmiegt und nicht weiß, wie ihrem armen Seelchen geschieht. Sie weiß es nicht. Es ist ihr nicht deutlich, daß sie um der dicken, ausgewachsenen, vollberechtigten Plaichinger willen leidet, die auf der Diele mit Max Hergesell tanzen darf, während Lorchchen es nur spaßeshalber einmal durfte, nur im Scherz, obgleich sie die unvergleichlich Lieblichere ist. Daraus aber dem jungen Hergesell einen Vorwurf zu machen, ist durchaus unmöglich, da es eine wahnsinnige Zumutung an ihn enthalten würde. Lorchchens Kummer ist recht- und heillos und müßte sich also verbergen. Da er aber ohne Verstand ist, ist er auch ohne Hemmung, und das erzeugt eine große Peinlichkeit. Blau-Anna und Xaver machen sich gar nichts aus dieser Peinlichkeit, zeigen sich unempfindlich für sie, sei es aus Dummheit, sei es aus trockenem Natursinn. Aber des Professors Vaterherz ist ganz zerrissen von ihr und von dem beschämenden Schrecken der recht- und heillosen Leidenschaft.

Es hilft nichts, daß er dem armen Lorchchen vorhält, wie sie ja doch einen ausgezeichneten kleinen Bruder habe, in der Person des heftig schlafenden Beißer nebenan. Sie wirft nur durch ihre Tränen einen verächtlichen Schmerzensblick hinüber zum andern Bettchen und verlangt nach Max. Es hilft auch nichts, daß er ihr für morgen einen ausgedehnten Fünf-Herren-Spaziergang ums Eßzimmer verspricht und ihr zu schildern versucht, in welcher glänzenden Ausführlichkeit sie das Kissenspiel vor Tische vollziehen wollen. Sie will von alldem nichts wissen, auch nicht davon, sich niederzulegen und einzuschlafen. Sie will nicht schlafen, sie will aufrecht sitzen und leiden . . . Aber da horchen beide, Abel und Lorchchen, auf etwas Wunderbares, was nun geschieht, was sich schrittweise in zwei Paar Schritten dem Kinderzimmer nähert und überwältigend in Erscheinung tritt . . .

Es ist Xavers Werk — sofort wird das klar. Xaver Kleingütl ist nicht die ganze Zeit an der Tür gestanden, wo er die ausgewiesenen Damen verhöhnnte. Er hat sich geregt, etwas unternommen und seine Anstalten getroffen. Er ist auf die Diele hinuntergestiegen, hat Herrn Hergesell am Ärmel gezogen, ihm mit seinen dicken Lippen etwas gesagt und eine Bitte an ihn gerichtet. Da sind sie nun beide. Xaver bleibt wiederum an der Tür zurück, nachdem er das Seine getan; aber Max Hergesell kommt durch das Zimmer auf Lorchchens Gitterbett zu, in seinem Smoking, mit seinem kleinen dunklen Backenbart-Anflug neben den Ohren und seinen hübschen schwarzen Augen — kommt daher im sichtlichen Vollgefühl seiner Rolle als Glückbringer, Märchenprinz und Schwanenritter, wie einer, der sagt: „Nun denn, da bin ich, alle Not hat nun restlos ein Ende!“

Cornelius ist fast ebenso überwältigt wie Lorchchen.

„Sieh einmal,“ sagt er schwach, „wer da kommt. Das ist aber außerordentlich freundlich von Herrn Hergesell.“

„Das ist gar nicht besonders freundlich von ihm!“ sagt Hergesell. „Das ist ganz selbstverständlich, daß er noch mal nach seiner Tänzerin sieht und ihr gute Nacht sagt.“

Und er tritt an das Gitter, hinter dem das verstummte Lorchchen sitzt. Sie lächelt selig durch ihre Tränen. Ein kleiner hoher Laut, ein halbes Seufzen des Glücks kommt noch aus ihrem Mund, und dann blickt sie schweigend zum Schwanenritter auf, mit ihren goldnen Augen, die, obgleich nun verquollen und rot, so unvergleichlich viel lieblicher sind, als die der vollbelebten Plaichinger. Sie hebt nicht die Ärmchen, ihn zu umhalsen. Ihr Glück, wie ihr Schmerz, ist ohne

Verstand, aber sie tut das nicht. Ihre schönen kleinen Hände bleiben still auf der Decke, während Max Hergesell sich mit den Armen auf das Gitter stützt, wie auf eine Balkenbrüstung.

„Damit sie nicht“, sagt er, „auf ihrem Bette weinend sitzt die kummervollen Nächte!“ Und er äugelt nach dem Professor, um Beifall einzuheimsen für seine Bildung. „Ha, ha, ha, in den Jahren! Tröste dich, mein schönes Kind!“ Du bist gut. Aus dir kann was werden. Und brauchst bloß so zu bleiben. Ha, ha, ha, in den Jahren! Wirst du nun schlafen und nicht mehr weinen, Loreleyerl, wo ich gekommen bin?“

Verklärt blickt Lorchchen ihn an. Ihr Spatzenschulterchen ist bloß; der Professor zieht ihr die schmale Klöppelborte darüber. Er muß an eine sentimentale Geschichte denken von dem sterbenden Kind, dem man einen Clown bestellt, den es im Zirkus mit unauslöschlichem Entzücken gesehen. Er kam im Kostüm zu dem Kind in dessen letzter Stunde, vorn und hinten mit silbernen Schmetterlingen bestickt, und es starb in Seligkeit. Max Hergesell ist nicht bestickt, und Lorchchen soll gottlob nicht sterben, sondern es hat sie nur „recht heftig erwischt“; aber sonst ist es wirklich eine verwandte Geschichte, und die Empfindungen, die den Professor gegen den jungen Hergesell beseelen, der da lehnt und gar dämlich schwatzt, — mehr für den Vater, als für das Kind, was Lorchchen aber nicht merkt — sind ganz eigentümlich aus Dankbarkeit, Verlegenheit, Haß und Bewunderung zusammengequirlt.

„Gute Nacht, Loreleyerl!“ sagt Hergesell und gibt ihr über das Gitter die Hand. Ihr kleines, schönes, weißes Händchen verschwindet in seiner großen, kräftigen, rötlichen. „Schlafe gut“, sagt er. „Träume süß! Aber nicht von mir! Um Gottes willen! In den Jahren! ha, ha, ha, ha!“ Und er beendet seinen märchenhaften Clownsbesuch, von Cornelius zur Tür geleitet.

„Aber nichts zu danken! Aber absolut kein Wort zu verlieren!“ wehrt er höflich-hochherzig ab, während sie zusammen dorthin gehen, und Xaver schließt sich ihm an, um drunten den Italienischen Salat zu servieren.

Aber Doktor Cornelius kehrt zu Lorchchen zurück, die sich nun niedergelassen, die Wangen auf ihr flaches kleines Kopfkissen gelegt hat.

„Das war aber schön“, sagt er, während er zart die Decke über ihr ordnet, und sie nickt mit einem nachschluchzenden Atemzug.

Wohl noch eine Viertelstunde sitzt er am Gitter und sieht sie entschlummern, dem Brüderchen nach, das den guten Weg schon soviel früher gefunden. Ihr seidiges, braunes Haar gewinnt den schönen, geringelten Fall, den es im Schlafe zu zeigen pflegt; tief liegen die langen Wimpern über den Augen, aus denen sich soviel Leid ergossen, der engelhafte Mund mit der gewölbten, geschwungenen Oberlippe steht in süßer Befriedigung offen, und nur noch manchmal zittert in ihrem langsamen Atem ein verspätetes Schluchzen nach.

Und ihre Händchen, die weiß-rosig blütenhaften Händchen, wie sie da ruhen, das eine auf dem Blau der Steppdecke, das andere vor ihrem Gesicht auf dem Kissen! Doktor Cornelius' Herz füllt sich mit Zärtlichkeit wie mit Wein.

Welch ein Glück, denkt er, daß Lethe mit jedem Atemzug dieses Schlummers in ihre kleine Seele strömt; daß so eine Kindernacht zwischen Tag und Tag einen tiefen und breiten Abgrund bildet! Morgen, das ist gewiß, wird der junge Hergesell nur noch ein blasser Schatten sein, unkräftig, ihrem Herzen irgendwelche Verstörung zuzufügen, und in gedächtnisloser Lust wird sie mit Abel und Beißer dem Fünf-Herren-Spaziergang, dem spannenden Kissen-Spiel obliegen.

Dem Himmel sei Dank dafür!

ZUR ENTSTEHUNGSGESCHICHTE DES „TODS IN VENEDIG“

von

ARTHUR ELOESSER

Nach dem märchenhaft heiteren und märchenhaft lehrsamem Roman „Königliche Hoheit“ schrieb Thomas Mann die tragische Novelle „Der Tod in Venedig“, das strengste und höchststilisierte Werk, das ein Meister deutscher Prosa unsrer Bewunderung übergeben hat. In dem Roman werden am Ende die Glocken geläutet, werden Blumen gestreut zu Ehren eines Hochzeitspaares, das ein Gelübde für ein strenges Glück, für den Dienst an der Gemeinschaft ablegt. Der Roman ist das Werk eines glücklichen jungen Ehemannes, ein Votiv, das heiteren Ernstes die Hybris beschwört. Nach dem Blumenopfer

nun eine Marmorsäule, steil aufgerichtet, streng gegliedert, aber das ganz zum Kunstmaterial erhöhte Gestein hat Adern und Nerven, hat immer noch Atmung. Die Geschichte vom Leben und Sterben des Schriftstellers Gustav Aschenbach, in der Thomas Manns Prosa sich noch schärfer als sonst spannt, in der sie Perioden wie Marmorstufen bauend keinem gemütlichen Verkehr mit dem Leser nachgibt, ist die einzige, die sich nicht in Deutschland abspielt, die eines entfernteren dekorativen Schauplatzes bedarf, und die auch seelisch in entlegenere Kulturperioden, in überlieferte Kulturvorstellungen zurückreicht. Es ist das einzige Werk von Thomas Mann, das wenn auch mit nordischem Auge nach dem Süden, nach dem gefährlichen Süden sieht, der dem Tonio Kröger mit seiner Bellezza eher peinlich als verführerisch erschienen war. Gustav Aschenbach, der den Eros leibhaftig sehen wird, ist ein gesteigerter und gehärteter Tonio, älter, sicherer, reifer und darum dem Untergange näher. Auch dieses Werk schrieb ein glücklicher junger Ehemann, schrieb es in den Jahren der vollsten männlichen Entfaltung, da die Reife noch den Flor der Jugend hat. Ein Mittagsgespensst erschien dem Dichter. Was ist Erlebnis, was kann schon Erlebnis sein? Fragen, Möglichkeiten, Vergleichen, Versuchungen, Untersuchungen — bin ich fest, stehe ich fest und nicht über Abgründen? Man muß dann wohl hinuntersehen, sich dem Schwindel aussetzen. Der helle Mittag schickt Gefahren, die Sonne, die den Menschen einschläfert, macht die Giftschlangen lebendig.

„Es ist sicher gut, daß die Welt nur das schöne Werk, nicht auch seine Ursprünge, nicht seine Entstehungsbedingungen kennt, denn die Kenntnis der Quellen, aus denen dem Künstler Eingebung floß, würde sie oftmals verwirren, abschrecken und so die Wirkungen des Vortrefflichen aufheben.“ So heißt es von Aschenbach, da er kurz vor seinem Tode die zwei von der Nachwelt bewunderten Seiten über die tödliche Macht des Eros schreibt. Thomas Mann selbst hat in eigener Sache zu oft gegen diese Verwahrung gehandelt, als daß sie für uns verbindlich sein sollte. Eine neuere Literaturauffassung, die unter dem Patronat eines in Einsamkeit entzogenen Meisters steht, verbietet allerdings solche Nachforschungen, die einem Werk andern als göttlichen, selbstgewollten Ursprung zumuten, die den Schaffenden in eine engere Umgebung als die der Unendlichkeit einschränken wollen. Wie ich sehe, hat sich aber dieses Dogma einer unbefleckten Empfangnis des Dichters nicht halten können, schon weil es an dem Widerspruch des größten und des bescheidensten Deutschen zerbricht,

der den ganzen Wicht nicht als Absolutes anerkennen und nicht einmal Original nennen wollte. Wir glauben die Lebensstimmung, die ein Kunstwerk von unglaublicher Festigkeit der Gestaltung hervorbrachte, ungefähr bezeichnet zu haben, und wir dürfen wohl hinzufügen, daß ein Werk nicht selten ein anderes als Ergänzung, als Gegenstimme hervorruft, ein heiteres ein tragisches oder ein tragisches ein heiteres. Thomas Mann fühlte sich aufgerufen, die Geschichte einer Leidenschaft zu schreiben, die durch ihr Übermaß alle Widerstände, alle Sicherungen der Persönlichkeit bricht, die eine bedeutende, durch Leistung bestätigte, durch den Erfolg hochgeführte Existenz bedroht. Das Problem einer Entwürdigung durch Hingebung, durch Selbstaufgebung hat ihn gelockt oder versucht.

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;

Sie drängten mich zum gabeligen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zugrunde.

In dieser Stimmung erschien ihm das Bild des Greises, der nach einer bedrohlichen Krankheit, in gefährlich erneuerter Jugend vor einer netten unbedeutenden Siebzehnjährigen kniet, des berühmten Badegastes, der von großen Herren und schönen Frauen fürstlich umgeben kein höheres Glück kennt, als das Badeandenken der „Schwestern“, das böhmische Rubinglas an die Lippen zu drücken, des großen Forschenden, der Urgestein anklopfend Naturgeheimnis nachstammelt, und der seinen Schicksalsspruch aus zwei erstaunten unwissenden Mädchenaugen zu lesen zittert. Zu dieser Stimmung erschien ihm das Bild des „Apapa“, der seinen Enkeln viel Pfeffernüsse mitzubringen versprochen hat, der seinen Freund den Fürsten als Freiwerber gegen die Mutter des fast sechzig Jahre jüngeren Mädchens vorschickt und der durch seine Heiratspläne in schwere häßliche Verwicklungen mit seiner Familie verstrickt wird. Wir verdanken dieser Tragödie spätesten Johannistriebs die Marienbader Elegie, das erlebteste, das in strenger Formenhülle immer noch gefühlsnackteste Gedicht der Weltliteratur, in dem ein Mensch von göttlichem Ansehen, ein nur noch von Verehrung zu Erreichender sich Eros dem Allbesieger im Streit mit frommer Widerstandslosigkeit ergibt. Als das Drama sich an Ort und Zeit abspielte, waren aber auch die Satyrn nicht unbeteiligt, bis der Tor, bis der verliebte alte Mann, den wiedergrünender Trieb fast das Leben gekostet hätte, die

von ihm gepriesene Weisheit der Entsagenden wieder fand. Wenn Thomas Mann einer mit Entwürdigung bedrohten Leidenschaft nachsann, so mag ihn besonders die Szene tragikomisch erschüttert haben, wie ein Vierundsiebzjähriger im Ehrgeiz der Verjüngung mit den Mädchen um die Wette läuft und dabei kläglich zu Fall kommt, ein großer Hans, der erste Mann seiner Zeit.

Thomas Mann sann diesem Abenteuer nach und fand schließlich, daß es für ihn nicht gut sei. Wahrscheinlich schon deshalb nicht, weil ihm die Geschichte zu viel vorgeschrieben hatte, und vielleicht auch, weil er mit dem, der selbst sein Erlebnis zur Dichtung machte, in einen Wettkampf hätte eintreten müssen, den kein Sterblicher wagen darf. Thomas Mann überzeugte sich, daß er das erotisch-pathologische Problem aus der Geschichte, noch dazu aus einer Geschichte, die den Schluß der Resignation hat, näher an sich heranziehen, daß er ihm einen Schriftsteller aussetzen mußte, den er mehr nach dem eigenen, wenigstens dem inneren Bilde formen konnte. Und über dessen Leben und Sterben er Gewalt hatte, da seine Stimmung ihm von vornherein eine tragische Lösung gebot. Thomas Mann weiß früher, was seine Figuren ihm sagen werden, was in ihrer Rolle stehen wird, als wie sie in ihrer individuellen Ausstattung aussehen. Als er im Jahre 1911 vom Tode des bewunderten Gustav Mahler las, hatte er für seinen Aschenbach nicht nur den Vornamen, sondern auch die tragische Maske des großen Musikers, das zerfurchte Gesicht unter der hohen, gebirgigen, an den Schläfen grau umrahmten Stirn, den großen, nackten, schlaffen, dann plötzlich schmalen und gespannten Mund, vor allem das im Verhältnis zu einer fast zierlichen Gestalt etwas zu schwere, leidend seitwärts geneigte Haupt, das von bedeutenden Schicksalen gezeichnet schien. Thomas Mann nahm, soviel er brauchte. Um Gustav Mahler, den Musiker, den hörenden Künstler, war immer eine Atmosphäre von Erregung, als ob seine Dämonen ihm unablässig zuredeten. Gustav Aschenbach hat viel mehr Gefäßtheit, Abgemessenheit als der tragisch Unzufriedene, der immer von unbändiger Lebhaftigkeit und plagender Ungeduld geschüttelt schien. Während der Dichter auf die Begegnung harrete, auf die symbolhafte, physiognomische Entdeckung, die ihm die Wirklichkeit niemals schuldig blieb, verlegte sich ihm das Problem selbst, das sich als das der zerstörenden und entwürdigenden Leidenschaft aufgegeben hatte. Wenn er ein erotisch-pathologisches Motiv in dämonischer Schreckhaftigkeit abwandeln wollte, so mußte er ihm

eine Passion unterlegen, die auf jeden Fall gefährlich ist, die dem modernen Menschen unerlaubt, verwerflich scheint. Indem Thomas Mann dem Aschenbach die gleichgeschlechtliche, die uneingestehbare Neigung der Knabenliebe zuwies, konnte er die Einsamkeit des Schriftstellers noch einmal tragisch isolieren, konnte er seinem Zusammenbrechen eine großartige Stummheit geben.

Diese doppelte Vereinsamung, diese seelische und künstlerische Notwendigkeit, das stolze Opfer eines tragischen Falls rein im Verkehr mit sich selbst zu halten, verlangte nach einer fremden und zugleich bedeutenden Umgebung, nach einer, wenn man so sagen darf, erfahrenen Umgebung, von einer Natur, die den Menschen erregt und erschläft, von einer Geschichte, die sich auf wissende Geister, die sich noch auf heidnische Erinnerungen beruft. Der Schauplatz der Tragödie mußte mit einem Wort romantisch, und er mußte der Spiegelung im Geiste einer glänzenden Kulturepoche fähig sein. Thomas Mann wurde auch hier nicht im Stich gelassen. Als er sich während eines schwülen Spätsommers rein zur Entspannung in Venedig und am Lido aufhielt, las er in österreichischen Zeitungen, daß die Cholera in die Lagunenstadt eingetroffen sei, trotz allen Vorichtsmaßnahmen, die von den Behörden noch mehr gegen die Ausbreitung des Gerüchts, als gegen die der Krankheit ergriffen worden waren. Damit hat er auch den fruchtbaren Moment einer mittätigen Situation, einer allgemeineren, auch psychisch wirksamen Katastrophe, damit gewann er einen Vorteil wie Heinrich von Kleist im „Erdbeben von Chile“, das nicht nur die Erde, sondern um das Liebespaar auch alle menschlichen Verhältnisse in Aufruhr bringt, das Abgründe von Bestialität aufreißt, wie es Gipfel des Heroismus aufstürmt. Als der Dichter während seiner Ferienzeit diese Notiz las, hatte er den „Tod in Venedig“ beisammen, den Helden des Problems nach so merkwürdiger Transfiguration in einen Raum gestellt, der die Tragödie bedeutend einrahmte, und in ein fabelhaft spannendes Zeitmoment versetzt, von dem die Katastrophe nun abschnellen konnte.

Venedig blickt auch heute noch mehr auf Byzanz und auf den Orient hinüber, als daß es sein Gesicht Italien zukehrt. Venedig liegt an dem Märchenmeer, das der blaugelockte Poseidon gegen Odysseus und seine Gefährten erregte, und das sie geduldig mit den langen Rudern schlugen. Der Schriftsteller, den die Schönheit in der Bildung eines Knaben entzückt und vernichtet, konnte sich von diesem Standpunkt aus in die antike Welt zurück sinnen, die seine

Leidenschaft vergeistigte, die dem Liebenden versichert, daß der Gott in ihm waltet. Der Platonische Traum gab der modernen Geschichte ein zweites Bewußtsein, eine großartige Luftspiegelung. Man sieht weit bis zu der alten Platane, zu deren Füßen die Quelle lieblichsten Wassers floß, in deren Laub die Zikaden sangen, die bis zu ihrem letzten Liede keine Nahrung brauchen, in deren Schatten sich Sokrates mit dem jungen Phaidros niederließ, um ihn über die Schönheit zu belehren. Auf diesen Elementen von Stimmung, Erlebnis, Erinnerung hat sich die Novelle „Der Tod in Venedig“ aufgebaut.

NEBEN DEM WERK

von

OTTO ZAREK

Neben dem Werk steht der Dichter wie ein Fremdling. Seine Gestalt schreitet in einer anderen Raumsphäre; sein Gesicht hat selten Züge, die dem Kenner des Werkes bekannt scheinen; man glaubt seinen Händen nicht oft, daß sie die Schrift hergaben für das Buch, das auf ein so anderes graphisches Bild raten ließ. Die Beziehung des Dichters zu seinem Werk schwankt in so mannigfaltigen Graden, daß es kaum gelingen mag, für diese Relation nur einen Namen zu finden.

Wenn wir sagen: das private Sein sei gerade bei Thomas Mann stärker als bei irgendeinem in Dichtung übergegangen, so ist doch die spezifische Art dieses „Übergehens“ nicht charakterisiert. Daß dies kein einfaches „Abschreiben des Privaten“ meinen kann, ist einleuchtend. Es gibt keine Dichtung, die durch „Selbstbeobachtung“ zum stofflichen Inhalt käme, und für die dann die schöpferische Leistung in naturalistischem Kopieren der selbst-analysierten Komplexe bestände. Unmittelbar evident springt aus jeder Zeile, die Thomas Mann schrieb, noch mehr aber aus der Ganzheit der Komposition, der Beweis hervor: daß hier Erlebnis schöpferisch gestaltet wurde, das heißt, daß schon im ersten Phantasiebild, das der Dichter von seinem zu schaffenden Gegenstand hat, der Gegenstand ihm wie in einem neuen, ihm fremden, erst mühesam zu erobernden Gebiet langsam erschienen ist.

Für diesen nicht zu benennenden, sich für den suchenden Blick nur sehr zart abhebenden Grad von Persönlichem in seinem Werk, ist Aufschluß in dem persönlichen Sein des Dichters, so wie es sich uns offenbart. Und da diese Relation, wie sich erweisen soll und immer erwiesen hat, die Relation zwischen privater und schöpferischer Persönlichkeit für den Dritten mehr Reiz hat als den der Neugier: nämlich den eines gewissen Zaubers, der nur um die großen Geheimnisse, die tiefsten und schönen Rätselhaftigkeiten gebreitet ist — — darum das Bemühen aller Generationen, auf all den Irr- und Umwegen vorgeblicher Literaturwissenschaft, diese Schleier lüftend, zur Anschauung der lebendigen Persönlichkeit vorzudringen, sich der Kontemplation seines Gesichtes hinzugeben. —

Kein Weg deucht mich gefährlicher, als der vielbemühte, von den „Gesprächen“ des Dichters her zu den Abstraktionen zu kommen, deren Kern das „Persönlichkeitsbild“ des Meisters sein soll. Ich bin mißtrauisch gegen „Gespräche“: sie geben sich in der Feder des Eckermannisch Berichtenden mit anderen Akzenten, mit einer anderen Verve, mit einem anderen Rhythmus der Sprache beim Mitteiler, so daß sie — wenn noch so „getreu“ stenographiert — fremdes Wort werden. Dazu kommt sehr die Einsicht, daß der Dichter im „Gespräch“ bewußt ist — und sich selbst schon wieder in die geistige Positur setzt, die er am Schreibtisch, als Schaffender, einnimmt. Eine doppelt integrierte Funktion also, deren Kurve eine Figur beschreibt, die nichts von der Figur des Dichters mitteilt, nichts von seinem Persönlichen.

Denn: nicht jedes Private ist das Persönliche. Zu entscheiden, welche Wendung, welches en passant gesagte Wort nicht nur „privat“, sondern persönlich ist, ist letzter subjektiver Freiheit überantwortet. Wenn ich — gebeten, aus privatem Umgang mit Thomas Mann und in seiner Nähe — den kühnen Versuch mache, Persönliches dabei erkennend festzustellen, so ist in diesem Erkennen vielleicht wieder allzuviel von dem, was ich hineinsehe, oder aber allzuviel, was vielen selbstverständlich gegeben erscheint.

Es soll dies nicht dawider sprechen. Denn diese Art einer Huldigung für Thomas Mann darf niemals die schlechteste sein: daß wir in uns ein Bild des Meisters gebaut haben, so wie es uns gültig und würdig erschien. Denn in diesem Bilde, so wie wir jungen Menschen es lebendig in uns wachsen ließen, lebt ja Thomas Mann als Gestalt — — neben dem Werk —.

Die erste Begegnung mit Thomas Mann gab der Zufall. Sie geschah im „Reich“, der Gemeinde, die der Freiherr von Bernus in München schuf. Ich war zum erstenmal in einer Vorlesung an die Öffentlichkeit getreten — in der Pause kam ein Herr zu mir, einiges Artige über meine Novellen zu sagen. Mein freudiges Erstaunen, daß dies Thomas Mann war,* kam nicht aus irgendeinem subalternen Gefühl. Es ist so (und darum erwähne ich es), daß der Dichter des „Tonio Kröger“ in der Jugend, die um 1918 am Studium war, eine bis zur Schwärmerei gehende Verehrung genoß. Diese Jugend, obwohl sie — insbesondere an der Münchener Universität — ausschweifend dem Politischen verfallen war, ergab sich in den stilleren Momenten einer sentimentalischen Besonnenheit, einer selbstquälerischen Psychanalytik, die in der Melancholie der Tonio Kröger-Stimmung, in der Ich-Bezogenheit aller Thomas Mann-Gestalten ein Vorbild sah. Ich schilderte einmal dem Dichter diese seltsame Berührung, welche die damalige Jugend mit ihm zu haben meinte. Er schüttelte diese Behauptung ab: „Die Jugend ist heute polemisch; das ist die selbstverständliche Folge des Krieges. Die Jugend ist entschieden, ist politisiert und, da sie die großen Begriffe mehr liebt als die verschwebenden, die kompakten Ideen mehr als die Nuancen, neigt sie nicht zu meiner Art.“

Ich versuchte zu antworten, daß es eben Oasen innerhalb dieser wirbelnden Jugend gäbe, die in der Selbstbesinnung den Beginn sähen. Ich zitierte sein Wort: „Einkehr“, mit dem er seine „Betrachtungen eines Unpolitischen“ einleitet.

Dies löste bei Thomas Mann eine beinahe feindselige Ablehnung dieser Jugend aus, eine Ablehnung, die gerade aus seiner geistigen Liebe für die Jugend, um die er sich persönlich, um deren literarische Versuche er sich publizistisch mühte, stammt. Thomas Mann enthielt damals, was kaum in den „Betrachtungen“ für den feinhörigen Leser erkennbar wurde, aber doch so hell beleuchtend seine damalige innere Situation zeigt: einen tiefen Pessimismus der Jugend gegenüber, die er ungeistig, ohne Tiefe, ohne Gefühl für die „innere Verpflich-

* Thomas Mann pflegte viele Jahre lang jede Veranstaltung junger Poeten zu besuchen, jedes ihrer Bücher zu lesen und ihnen in ausführlichen Briefen seine Meinung über das Buch mitzuteilen. Auf diese bedeutsame Eigenschaft, durch die er sich so wesentlich von den anderen „Großen“ unterscheidet, habe ich wiederholt hingewiesen, denn sie allein ist es, die der jungen Generation den Glauben vermittelt, es gäbe etwas wie Kameraderie, welche alle Schaffenden und Ringenden geistig-tief verbindet.

tung“, wie er es nannte, fand. In der Tat, die damalige akademische Jugend, soweit sie nicht überhaupt in annexionistisch-alldeutschem Fahrwasser schwamm, war wortreich und literarisch. Sie liebte die Revolution, noch ehe sie begann, aber nicht um des revolutionären Erfolges, sondern um des revolutionären Gestus willen. Und ich notierte mir — noch ohne Verständnis für das Ausmaß dieser Prägung — Thomas Manns Wort: „Diese Jugend ist ja nicht revolutionär, sondern laut.“

Diese so definierte Impression von der damals „aktiven“ (das heißt zur Aktivität aufgeputschten) Jugend war freilich von den Kreisen gewonnen, deren primäre Einstellung zu den Dingen im „Literarischen“ wurzelt. Diese allein kannte Thomas Mann, mit den Arbeiter- und Frontsoldaten-Aktivisten hatte er nicht Fühlung. Sein Pessimismus wuchs, als man in München im „Rate geistiger Arbeiter“, unter der Führung Heinrich Manns, literarische Politik kreieren wollte — und ich glaube, daß in diesem Tun und Treiben dem allzu empfindlich Empfindenden der Anstoß für seine antipolitische Kampfschrift wurde. Daß diese Kampfschrift dann in der Qual einer bekennnerischen, schonungslos zur Beichte gewordenen Auseinandersetzung zu einem umfassenden Werk, zu den „Betrachtungen“, anwuchs, ist sehr bezeichnend für die schöpferische Art Thomas Manns: er ist überempfindlich für die Eindrücke, die vom Gesellschaftlichen, vom Soziologischen, von den Emotionen der Umwelt ausstrahlen. Aber Impressionen setzen sich bei ihm nur fest gleichsam als Bazillen der Anregung, die erst durch die Antitoxine der Selbstbesinnung einzukapseln sind. Der Akt der Besinnung aber ist letzte Einkehr, wirkliche, schwer erkämpfte Einkehr — und aus ihr wächst das Werk. Thomas Mann ist der Feind des Impressionisten; er ist bekennnerisch — und ist dem Fanatismus des Bekennens mehr noch unterworfen als etwa der Liebe zum Werk. Für Flaubert gab es nur die Dinge und die Sprache; darum konnte er Salambô gestalten. Für Thomas Mann gibt es keine Zeile, die nicht gegen die Impression abgerungen wurde. Dies — so scheint mir — gibt die richtige Deutung für jenes „Private“, das in sein Werk eindringt. Es ist nicht etwa Selbstbeobachtung, sondern Bekenntnis des Selbst, dessen Tiefen sich ihm langsam und schwer erschließen.

Damals fragte ich ihn nach dem Gedeihen des „Felix Krull“ (der ja heute noch nicht beendet wurde). Und erhielt die Antwort: „Wie kann ich in dieser Zeit am ‚Krull‘ arbeiten? Ja, gewiß, ich

arbeite daran; aber wenn ich etwas niederzuschreiben habe, so sind es Worte, die sich mit der Zeit auseinandersetzen.“

„Also Politisches . . .“, fragte ich.

„Ja — und nein. Eine Auseinandersetzung mit dieser Zeit muß ja das Politische im Vordergrunde haben. Aber es ist doch unsere Aufgabe gerade, hinter das Politische zu kommen, zu den wesentlichen Dingen. Man muß sich klar werden, wo die Gebiete sind, die wir den deutschen Geist nennen — — und daß es so etwas gibt, davon kann mich kein theoretisch-abstraktes Gerede abbringen.“

Und oft betonte er im Lauf der Monate, der Jahre: er leide so sehr an der Zeit — — womit er meinte, an den Problemen, die diese Zeit ihm stellte. Noch als die „Betrachtungen“ beendet und schon erschienen waren, sagte er mir: „Ich weiß nicht, ob es das Richtige war, dies Buch zu veröffentlichen. Schreiben mußte ich es — denn ich hätte nichts mehr an meinem Roman vorher schreiben können.“

Und ein andermal, als ich ihm erzählte, ich habe in einer Versammlung der Freien Studentenschaft (die damals radikal-aktiv war) seine „Unpolitischen Betrachtungen“ gegen Heinrich Manns Essays verteidigt, sagte er: „Ich begreife sehr gut, daß man dieses Buch mißverstehen muß. Selbst engste Freunde sagten mir, sie fänden es nationalistisch. Aber ich hatte einen ganz anderen Sinn gewollt.“

Man hat später, als Thomas Manns Schriften zur Demokratie und für die Republik erschienen, geglaubt, hier sei eine „Wandlung“ vor sich gegangen, und gemutmaßt, diese sei unter dem Einfluß der Versöhnung mit seinem Bruder Heinrich erfolgt. Ich behauptete, daß dies völlig irrig ist. Vielleicht ist Thomas im Lauf der Jahre zu klarerem Ausdruck im politischen Essay gelangt; ich meine: esoterische Dinge, deren Nennung er in den Betrachtungen noch gleichsam keusch umgeht, hat er nun präzisieren können, vielleicht sind ihm die Begriffe und ihre Gegenstände vertrauter geworden. Daher haben auch, rein stilistisch gewertet, die jüngsten Essays zur Politik niemals mehr die zauberhaft durchgeistigte Größe der „Betrachtungen“ erreicht: Was er dort in wundersam geformter, in qualvollem Ringen zum Ausdruck hervorgetriebener Filigranarbeit gestaltet hat, ist von einer anderen Sprache, als die der Aufrufe und Reden, in denen eine Sicherheit der Überzeugung sich nicht selten allgemeine und populär gewordene Expressionen erlaubt.

Ich brauchte nicht eine naheliegende Frage zu stellen; er selbst sagte einmal: „Ach von mir wird vielleicht nicht viel bleiben. Vielleicht die ‚Buddenbrooks‘, da sie ja gewissermaßen für eine Epoche charakteristisch waren, also aus literarhistorischen Gründen. Und der ‚Tonio Kröger‘, was meinen Sie?“

Es war mir unfasslich, daß er den „Tod in Venedig“ nicht erwähnte; ich versuchte ihm darzulegen, daß (wie es in der Tat der Fall war) wir gerade zu diesem Werke das intimste, innerlichste Verhältnis hätten. Dies sei gerade das Buch, das für junge Menschen entscheidend war, das in den Kreisen der „Jugendbewegung“ von Hand zu Hand ginge . . . nicht etwa um seines stofflichen Gehaltes willen, sondern aus Gründen, die tief in unserem Kunstglauben lägen.

Überaus lebendig befragte er mich, was ich, was wir jungen Menschen darunter verstünden. Ich gebe die Antwort wieder, weil ich damals nicht nur meine Gedanken, sondern die Gesinnung aussprach, die wirklich in weiten Kreisen der Jugend lebendig war: In der Jugend sei eine Sehnsucht erwacht, so etwas wie eine Tradition für das dichterische Schaffen zu haben — sie vermisse die inneren Zusammenhänge gerade in der epischen Kunst und glaube, daß darum der deutsche Roman so darnieder liege, weil das von Keller und Meyer Errungene nie fortgeführt würde. Es sei ein Unglück, daß jeder Deutsche glaube, er müsse wieder von vorn anfangen, sich seine eigne Sprache schaffen; daher die Originalitäts-Sucht der Expressionistengeneration, von der die neue Jugend bereits wieder abkomme. Sie wolle wieder an Thomas Mann anknüpfen, und gerade am „Tod in Venedig“, der eine merkwürdige Atmosphäre von „Klassizität“ ausstrahle und darum schon Symbol für diese Tradition-Suchenden geworden sei . . .

„Es ist sehr seltsam,“ antwortete Thomas Mann, sehr berührt von diesem Bekenntnis, „daß Sie von dieser Tradition reden. Es ist mir heute durchaus bewußt, daß ich mit dem ‚Tod in Venedig‘ ein Buch schaffen wollte, das durchaus in der Linie der deutschen Epik läge. Ich gestehe Ihnen, daß ich, um mich ganz in den Stil einzuleben, in dem ich zu schreiben mir vornahm, täglich einige Seiten Goethe gelesen habe, aus den ‚Wahlverwandschaften‘, immer dieselben Seiten, um hinter das Geheimnis dieses souveränen Stiles zu kommen. Freilich weiß ich erst jetzt, wie groß, wie unerreichbar der epische Ausdruck des Goethischen Stiles ist. Aber vielleicht hat doch dieses Studium, das ich trieb, wie ein junger Maler im Vatikan den Raffael

zu studieren pflegt, dem ‚Tod in Venedig‘ jene Eigenart gegeben, die Sie ‚Klassizität‘ nennen.“

Heute ist mir klar, daß der „Tod in Venedig“ nicht der Ausgangspunkt einer „Entwicklung“ sein kann, da er selbst einen Endpunkt darstellt. Hier ist ein Stil schlechthin bis zur Vollendung geführt worden, und es gäbe nur ein eklektisches Kopieren, keine Fortführung dieser Linie. Dennoch glaube ich an „Tradition“, und glaube vor allem, daß gerade der „Tod in Venedig“ traditions-gründend sein kann — im Sinne dieses Studiums nämlich, das durch die Erkenntnis fremder Formen zur Erziehung der eigenen Form führen muß.

Sehr eindringlich pflegte Thomas Mann über das Problem Rußland zu sprechen — und zwar schon 1917, also lange vor der Aufrollung der „russischen Frage“. Gelegentlich einer Sitzung des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller, in dem über eine Verständigung der Geistigen in Deutschland und Frankreich diskutiert wurde, warf Mann das Wort Rußland in die Debatte, zündend, revolutionierend. Während wir (Nötzl und andere), damals sofort den Begriff Dostojewski nannten, exemplifizierte Mann auf Tolstoi. Ich hatte den Eindruck gewinnen müssen, daß Mann keine persönlichen Beziehungen zu Dostojewski habe. In zahlreichen Gesprächen knüpft er Betrachtungen an „Krieg und Frieden“, an die „Kreutzersonate“, an die damals erschienenen „Tagebücher“, insbesondere an „Anna Karenina“ an, während man in meinem Kreis stets Rußland und Dostojewski zusammen zu nennen pflegte. „Ich glaube nicht, daß Dostojewski Rußland verkörpert“, sagte er. „Ja, seine Gestalten sind echt russische Typen und vielleicht lebensnäher gesehen und gezeichnet als bei Tolstoi. Aber Tolstoi verkörpert für mich den russischen Geist.“ Meine Einwände, ich fände doch bei Tolstoi starke Einflüsse der französischen Kultur, überhaupt eine „Europäisierung“, im Gegensatz zu dem viel erdhafteren, ursprünglicheren, auch viel slawischeren Dostojewski, wollte er nicht gelten lassen. Es war mir verständlich, daß er, der sehr Gezügelte und zur strengen Form Hingezogene, der allem Leidenschaftlichen abhold ist, die dämonische Gestalt Dostojewskis innerlich verneinen, seine eruptiven (und sehr slawischen) Emotionen als „manisch“ ablehnen mußte, wie er übrigens Strindberg heftig ablehnte. Ich glaube, daß in Deutschland überhaupt nur Stefan Zweig Dostojewski richtig zu würdigen verstand, ich meine nicht seinem Format, sondern seiner metaphysischen Struktur nach. Thomas Mann war der

glühende Anbeter Tolstois und hat dann in einem Essay („Goethe und Tolstoi“) die innere Verwandtheit zwischen deutschem und russischem Geist nachweisen wollen — freilich auf eine sehr subjektive Art, die aufschlußreicher für seine denn für Tolstois geistige Einstellung wurde.

Ich versage es mir, das Persönlichkeitsbild Thomas Manns aufzufüllen, indem ich das Persönliche durch das Private ersetze. Die Stunden in seinem Heim sind für mich die Bestätigung seiner persönlichen Größe; in der Beschreibung verlören sie die Evidenz der — nur erlebnishaft zu erschauenden — Tiefe seines Wesens. Aus dem Gesamtbild, das mir wurde, will ich nur eine Linie verfolgen, weil ich es vielleicht vermag, eine Legende zu zerstören. Ich spreche von der äußeren Haltung des Dichters. Man ist geneigt, die penetrante Zurückhaltung und Gemessenheit seines persönlichen Auftretens als mühsam konstruierte Form anzusehen, als Zwang zu bürgerlichem Lebensstil. Dies um so mehr, als in seinem Werk — vom „Tonio Kröger“ bis zum „Zauberberg“ — immer die „Sehnsucht nach bürgerlicher Wohlanständigkeit“ zitiert wird.

Was ist diese bürgerliche Form? Was ist diese „repräsentative Würde“, die er an den Tag legt oder zu legen scheint?

Gewiß ist Thomas Mann ganz erfüllt von dem Glauben an die Mission des Schriftstellers: er habe im kulturellen Bilde formgebend zu sein, er sei Symbol für den Ausgleich der treibenden Kräfte. Dieser Zwang zur Beherrschung der Leidenschaften, zur Gestaltung des Formlosen, zur Überwindung des Triebhaften . . ., dieser innere Zwang zur Moralität und zur äußeren Haltung ist die Frucht einer menschlich tiefen Erkenntnis. Thomas Mann übernimmt für sie oft genug den hehren Namen der „Humanität“.

Wenn dieser innere Formwille seinem lübeckischen Temperamente, einer phlegmatischen Form von Besonnenheit, beinahe einer Neigung zum Melancholischen nahekommt, so erleichtert vielleicht diese Temperamentsanlage die Verwirklichung dieser „repräsentativen Haltung“; ihr Grund ist — wie wir sagten — im Geistigen verankert, im Weltanschaulichen. Darum liebt und gewährt Thomas Mann die Freiheit, wo sie sich auf geistige Entscheidungen bezieht — — in der Erziehung seiner Kinder beispielsweise, deren Tendenz eine Erziehung zu verantwortlicher Selbst-Bestimmung, damit also zu freiheitlicher Moralität war. Es ist bezeichnend, daß er sich oft mit den

pädagogischen Bestrebungen, insbesondere mit Wyneken, im Gespräche (nie im Schrifttum) auseinandersetzte.

„Humanität“ ist das Ideal, unter dem sich eine Weltanschauung begreifen läßt. Unter der Idee dieses Begriffes ist Freiheit und Moralität, ist lebendiges Spiel der Kräfte und strenge Form zusammengefaßt. Diese philosophische Eingründung seiner Weltanschauung vermag dem in ewiger Unruhe von inneren Bewegungen getriebenen Dichter den heimatlichen Grund zu geben, in dem der Geist, wie ein Körper, wurzelhaft sein kann.

Wenn das Werk des Dichters Thomas Mann, so wie es uns heute vorliegt, hinter aller Ironie, aller Skepsis, aller Todessehnsucht und Schopenhauerschem Pessimismus dennoch im „Zauberberg“ den Klang der Lebensbejahung als Schlußakkord über die große Fuge seines Oeuvres setzt, so ist für uns leuchtend und eindringlich der Glaube, den sein Leben, den das Sein des Menschen Thomas Mann ausstrahlt: Neben dem Werk finden wir den Dichter als festumrissene Gestalt, zur Würde gedämmt, über die Unruhe der Seele hin zur Form gelangt, die gewaltigen Emotionen eines fünfzigjährigen Lebens im Geistigen zur Ruhe, zur Harmonie führend — in einem gewaltigen kompositorischen Akt der Selbstgestaltung.

Um dieser geistigen Haltung willen wird sein Persönlichkeitsbild von der Jugend in Ehrfurcht geliebt — — neben dem Werke noch, über dessen wundersamen Reichtum hier zu sprechen mir versagt ist.

AN DEN GENIUS DER VERANTWORTLICHKEIT

von

STEFAN ZWEIG

Thomas Mann gewidmet

Genius der Verantwortlichkeit, unsichtbare Gewalt hinter den Werken und Worten, warum so selten nur mehr erscheint du, Verborgener, in unserer geistigen Welt? Sage, warum bleibst du uns ferne, warum nur zu Zeiten blickt dein Auge, dein männlich gestähltes, aus der Bücher Antlitz uns an und selten bloß rollt wie großes Gewicht deine Stimme herüber in unserer Wertenden Wort!

Einst warst du in Deutschland zu Hause wie in deiner innersten Heimat: im treuen Pflichttum des kleinen Beamten hast du wirkend gewaltet, bei der langwirkenden Geduld der Gelehrten bist du schweigend gesessen, überall in Stube und Scholle gab dein Dasein Dauer und Kraft. Wie das Rad im Uhrwerk warst du innen verborgen im Gang des Geschehens und tief im deutschen Leibe schlug zuchtvoll dein Herz. Aber auch die Künstler, du hast sie begnadet mit der Gnade der Ruhe und der heitern Geduld, du hast sie beschenkt mit dem lautern Geheimnis des immer wieder wägenden Maßes: ihre Unrast hast du erhoben zu sinnvollem Gange, ihre Mühe erzogen für Dauer und spätes Geschlecht.

Warum so selten nur mehr, Genius der Verantwortlichkeit, steigst du nun nieder zum neuen Geschlecht, zu den Dichtern der Stunde? Sind sie dir zu ungeduldig geworden, die Menschen der heißen Geschwindigkeiten, des fiebrigen Ehrgeizes, sie, die nie und auf nichts warten wollen, sie, denen Geduld Versäumnis scheint und das Wägen der Werte Verschwendung? Oder bist du noch immer in unserer Mitte, Unsterblicher, und die Menschen erkennen dich nicht und ehren nicht mehr das Göttliche in deiner ernsten Gestalt?

Denn freilich: von den Göttern, die den Künstler begleiten, bist du der Unscheinbarste. Werktaghaft ist dein Gewand, erzern dein Mund, schwer und zögernd dein Schritt. Nicht verschwenderisch gibst du dich hin, nichts schenkt wie im Spiele deine verschlossene Hand. Nicht wie dein feuriger Bruder, der Genius der Begeisterung, reißt du wolkenwärts die aufklingende Seele, nicht wie deine spendende Schwester, die Phantasie, füllst du nächtens der Träumenden Hand. Keine Magie ist um dich gewoben und kein Schleier verschönernd gebreitet — wie ein Nüchterner schreitest du her und nur die Ersten erkennen deine große Gewalt.

Sie aber, die dich erkennen, du Unsichtbarer hinter den Werken, sie dienen dir treu und dienen ohne andern Lohn als den deines Dankes. Doch dein Dank ist ein Fordern zugleich, ein Sporn statt der Ruhe. Und je mehr sie sich dir hingeben, desto mehr forderst du von ihnen, du heischst die Stunden der Frühe und die Stunden der Nacht. Was sie vollendet dir darzubringen vermeinten, immer wieder wirfst du es auf die stählerne Wage des Zweifels und immer wieder schnellst sie zurück unter deiner unerbittlichen Hand. Schwer ist ihnen jeder Beginn und noch schwerer das Ende: ewig steht ihr Tagwerk unter der Furcht deiner Strenge. Und wenn sie müde

aufsehn zu dir, so beugt sie dein furchtbarer Blick wieder nieder zum Fron.

Nichts ahnen die Andern von dem heiligen Geheimnis dieses Dienstes: nur deine Diener wissen allein um die Opfer, die stummen und dunklen, an deinem Altar. Nur sie erkennen einander, die Wäger der Meinung, die Träger des Wortes, die Brüder im heiligen Fron. Und manchmal, wenn einer ausrastet unter ihnen oder festliche Stunde ihn kränzt, dann lächeln sie zwischen Mühe und Mühe grüßend ihm zu: und wo in einem Werke dein Antlitz, dein ernstes, erscheint, neigen sie fürchtig das Haupt.

Einen der Deinen, wir grüßen ihn heute, ihn, der in zuchtloser Zeit aufrecht und klar dir wie keiner gedient, härtester Träger des Worts und treuer Verwalter des Sinns, sicherster Wahrer der Werte und Bildner von Welt und Gestalt. Ein Vierteljahrhundert schaffender Mühe barg er dein Bildnis in menschlichem Beispiel und Buch: so tritt heute, Verborgener, vor und gib dem Getreuesten Gruß!

ÜBER DIE AUSSICHTEN DES CHRISTENTUMS

von

BERNARD SHAW

(Fortsetzung)

Ausbau des Systems durch Luther und Calvin

Wir sehen jetzt unsere Religion an als eine sonderbare, aber ganz verständliche Entwicklung aus rohen Versuchen unter Wilden, die die zerstörenden Kräfte der Natur zu versöhnen, zu einer scharfsinnigen Theologie mit kostspieligem Opferritual, das nur den Reichen als Luxus möglich ist, und endlich zu der Religion Luthers und Calvins gegriffen haben. Für die früheren Formen ist zu sagen, daß sie sehr wirkliche Opfer einschlossen. Das Opfer war nicht immer stellvertretend, und ist es auch heute noch nicht allgemein. In Indien bezahlen Menschen mit ihrer eigenen Haut und martern sich selber grausam, um zur Heiligkeit zu gelangen. Im Abendlande setzten Heilige die Welt in Erstaunen durch ihre Strenge, ihre Selbstgeißelungen, Beichten und Nachtwachen. Aber Luther befreite uns von alle dem. Seine Reformation war ein Triumph der Phantasie und ein Triumph der

Billigkeit. Sie brachte völlige Erlösung und verlangte dafür nichts als Glauben. Luther wußte nicht so wissenschaftlich soziologisch, was er tat, wie wir es wissen; aber sein Instinkt kam ihm besser als alles Wissen zustatten; denn sein Instinkt, viel mehr als die theologische Spitzfindigkeit, veranlaßte ihn, so entschlossen an der „Rechtfertigung durch den Glauben“ als Trumpf festzuhalten, mit dem er den Papst schlagen, oder wie er es ausgedrückt haben würde: als das Zeichen, in dem er siegen würde. Man kann von ihm sagen, daß er die Kosten für die Zulassung zum Himmel abgeschafft hat. Paulus war bereits dafür eingetreten, aber Luther und Calvin haben es durchgeführt.

John Barleycorn, der Ritter Gerstenkorn

Noch ein anderes Blatt in der Geschichte der Religion muß erörtert und verdaut werden, bevor man Jesu Laufbahn völlig verstehen kann. Menschen, die dicke Bücher lesen können, finden es in Frazers Goldenem Buch. Einfachere Leute in den Landmannsliedern von John Barleycorn, dem Ritter Gerstenkorn, die jetzt unsern Salonamateuren in der bewunderungswürdigen Sammlung von Volksliedern aus Somersetschire von Cecil Sharp zugänglich gemacht sind. Aus Frazers Magnum Opus wird man sehen, wie die gleiche primitive Logik, die jetzt den Engländer zu dem Glauben führt, dass er, wenn er ein Beefsteak ißt, Kraft und Mut des Bullen erlangen kann und diesen Glauben bei den schimpflichsten Niederlagen vegetarischer Boxer, Wettläufer und Radfahrer geltend macht, die ersten Menschen, die in Gott die Möglichkeit der Menschwerdung sahen, zu dem Glauben verleitete, daß sie eine Spur von seiner Göttlichkeit erlangen könnten, indem sie sein Fleisch aßen und sein Blut tranken. Und aus dem Liede John Barleycorn erfährt man, wie das Wunder der Saat, des Wachstums und der Ernte, noch immer das wunderbarste aller Wunder und so unerklärlich wie immer, den primitiven Landmann lehrte und, wie wir jetzt bestätigen müssen, ihn ganz richtig lehrte, daß Gott in der Saat und daß Gott unsterblich ist. So wurde es der Prüfstein der Gottheit, daß nichts, was man ihr antat, sie töten konnte. Wenn man sie begrub, würde sie zu neuem Leben und zu neuer Schönheit wieder auferstehen und der Menschheit ewiges Leben geben unter der Bedingung, daß die Gottheit aufgefressen und geschlürft und abermals getötet und begraben werde, um wieder und immer wieder aufzuerstehen. Man kann, und muß sogar, mit John

Barleycorn, dem Ritter Gerstenkorn, recht barbarisch mit der Gottheit umgehen, man muß sie mit der Sichel abhauen, mit den Dreschflegeln geißeln, in der Erde begraben, und sie wird keinen Widerstand leisten und uns keinen Vorwurf machen, sondern in goldener Schönheit in strahlendem Sonnenschein und Vogelgesang wieder auferstehen, uns retten und unser Leben erneuern. Und aus der Vermischung dieser beiden Traditionen mit dem Harren auf den Erlöser gewinnt man schließlich die Überzeugung, daß, wenn der Erlöser kommt, er unsterblich sein wird; er wird uns seinen Leib zu essen und sein Blut zu trinken geben, und er wird seine Göttlichkeit beweisen, indem er ohne Widerstand oder Vorwurf einen grausamen Tod erleidet, von den Toten aufersteht und als Spender des ewigen Lebens verkürt auf die Erde zurückkehrt.

Der Glaube an das Ende der Welt

Noch ein anderer beständiger Glaube hat die Einbildungskraft der Religiösen gefangen genommen, seit die Religion sich unter den Armen ausbreitete oder vielmehr seit die kommerzielle Zivilisation eine hoffnungslos arme Klasse hervorbrachte, die von allen Freuden dieser Welt abgeschnitten ist. Dieser Glaube besteht darin, daß das Ende der Welt nahe sei, daß sie bald verschwinden und durch ein Reich des Glücks, der Gerechtigkeit und des Segens ersetzt werden wird, an dem die Reichen, die Bedrücker und die Ungerechten keinen Anteil haben werden. Uns allen ist diese Erwartung vertraut: viele von uns haben irgendeinen frommen Verwandten, der in jeder großen Katastrophe ein Zeichen des nahenden Endes sieht. Warnende Schriften sind ständig im Umlauf: Ankündigungen werden in die Zeitungen gesetzt und von denen bezahlt, die überzeugt und über die Gleichgültigkeit der Unreligiösen gegen das herannahende Gericht entsetzt sind. Jetzt wie in den Tagen Johannes des Täuflers verfehlen die Erweckungsprediger selten, ihre Scharen zu ermahnen, zu wachen und zu beten, da der große Tag wie ein Dieb in der Nacht über sie kommen und in einer so bösen Welt nicht lange mehr auf sich warten lassen werde. Dieser Glaube verbindet sich mit Barleycorns zweiter Wiederkehr, so daß die beiden Ereignisse schließlich identisch werden.

Hinzu kommt die andere und mehr künstliche Seite dieses Glaubens, die eingespinnene Furcht. Der Herrscher, der die Verheißungen des Himmels zu Hilfe ruft, um die Armen zu trösten und sie vom Aufbruch abzuhalten, bündigt auch die Lasterhaften, indem er ihnen mit

der Hölle droht. Im Koran sehen wir Mahomed mehr und mehr zu diesem Regierungsmittel getrieben; und die Erfahrung bestätigt seinen unverkennbaren Glauben, daß es unmöglich ist, in gewissen Phasen der Zivilisation ohne dies Mittel zu regieren. Wir werden später sehen, daß dies dem Glauben an einen Erlöser eine mächtige Anziehung verleiht, da es den Gewissensbissen, die abgehärtete Menschen sehr leicht ertragen, eine entschiedene Angst vor furchtbaren und ewigen Qualen hinzufügt.

Die Ehre der göttlichen Elternschaft

Noch eine Tradition ist zu beachten. Das höchste Lob für einen König ist die Erklärung, daß er nicht der Sohn eines irdischen Vaters, sondern der eines Gottes sei. Seine Mutter geht in den Tempel des Apoll, und Apoll kommt in Gestalt einer Schlange oder dergleichen zu ihr. Die römischen Kaiser forderten, dem Beispiel des Augustus folgend, für sich den Titel Gott. Unlogischerweise legen solche göttlichen Könige großen Wert auf ihre königlich menschlichen Vorfahren. Alexander, der der Sohn des Apoll zu sein behauptete, ist ebenso entschlossen, der Sohn Philipps zu sein. In den Evangelien geben Matthäus und Lukas (beide verschieden) Genealogien, die durch Josef die Abstammung Jesu von dem königlichen Hause Davids feststellen und doch erklären, daß nicht Josef, sondern der Heilige Geist Jesu Vater war. Es wird daher jetzt angenommen, daß die Geschichte von dem Heiligen Geist eine spätere Textfälschung ist, der griechischen und römischen Kaiserüberlieferung entlehnt. Aber die Erfahrung lehrt, daß gleichzeitiger Glaube an die Abstammung von David und die Empfängnis durch den Heiligen Geist möglich ist. Ein solcher Doppelglaube wird von dem menschlichen Geist ohne Unbehagen aufrecht erhalten, und ohne sich des darin enthaltenen Widerspruches bewußt zu werden. Viele Beispiele könnten gegeben werden: Ein Fall, der meiner Generation vertraut war, ist der Prozeß Tichborne, wo die Versuche des Klageführenden, sich den Barontitel zu verschaffen, von einer Vereinigung von Arbeitern unterstützt wurden, die die Ansicht vertraten, daß die Familie Tichborne, wenn sie das Verlangen ablehnte, damit einen Arbeiter seiner Rechte beraube. Es ist sehr möglich, daß Matthäus und Lukas sich dieses Widerspruches nicht bewußt gewesen sind: aber die Textfälschungstheorie beseitigt die Schwierigkeit nicht, da die Fälscher selber unbewußt gehandelt haben. Ein besserer Grund für die

Annahme einer Fälschung ist, daß Paulus nichts von der göttlichen Geburt wußte und lehrte, daß Jesus bei seiner Geburt als Sohn Josephs auf die Welt kam, aber nach drei Tagen als der Sohn Gottes von den Toten auferstand. Hier bemerken abermals nur wenige den Widerspruch: die drei Ansichten werden gleichzeitig ohne intellektuelles Mißfallen angenommen. Wir können gelegentlich ein halbes Dutzend widersprechender Versionen von einem Ereignis aufrechterhalten, wenn wir das Gefühl haben, daß es nicht sehr darauf ankommt oder daß eine Begriffsklasse erreichbar ist, wo die Widersprüche aufgelöst werden.

Aber so liegt der Fall hier nicht. Hier braucht nur festgestellt zu werden, daß die Legende von der göttlichen Geburt sicherlich früher oder später allen hervorragenden Persönlichkeiten aus Roms Kaiserzeit angehängt wurde, und daß moderne Theologen, statt sie abzuweisen, logischerweise die wunderbare Empfängnis nicht nur für Jesus, sondern auch für seine Mutter bestätigt haben.

Mit dem gelehrten Rüstzeug der Kenntnis dieser Gewohnheiten menschlicher Einbildungskraft kann jedermann jetzt die vier Evangelien ohne Verwirrung lesen und ohne die verächtliche Ungläubigkeit, die vielen modernen Atheisten die Stimmung verdirbt, aber auch ohne die sinnlose Gläubigkeit frommer Menschen, die uns bisweilen zwingt, sie in schwierigen Fällen beiseitezuschieben als unmögliche Geistesranke, wenn sie von uns verlangen, daß wir Heftigkeit und Ungerechtigkeit mit dumpfer Unterwerfung hinnehmen sollen in dem Glauben, daß das seltsame Benehmen Jesu Pilatus gegenüber als Beispiel für normales menschliches Verhalten gedacht war. Wir wollen zugeben, daß ohne die richtigen Leitfäden die Evangelien für einen modern erzogenen Menschen unsinnig und unglaubwürdig, die Apostel hingegen unlesbar sind. Aber mit einem Leitfaden sind sie gut zu durchschiffen. Jesus wird ein verständlicher und logischer Mensch — seine Gründe „wie ein Lamm zur Schlachtbank zu gehen“, statt sich selber zu retten, wie Mahomed tat, werden ganz deutlich. Die Erzählung wird ebenso glaubwürdig wie irgendeine andere historische Erzählung aus dieser Zeit.

M a t t h ä u s

Mariä Verkündigung: das Blutbad: die Flucht

Wir wollen mit dem Evangelium Matthäus beginnen und dabei bedenken, daß es nicht vorgibt, der Bericht eines Augenzeugen zu

sein. Es ist eine Chronik, wie andere Chroniken auf Berichte und Beweise gegründet, deren der Chronist habhaft werden konnte. Der einzige von den Evangelisten, der vorgibt, Berichte aus erster Hand und als Augenzeuge zu geben, erwähnt das natürlich, und die Tatsache, daß Matthäus keine solche Behauptung aufstellt und absolut als Chronist schreibt, macht es deutlich, daß er die Geschichte Jesu erzählt, wie Holinshed die Geschichte Macbeth' erzählt, abgesehen davon, daß er aus einem später anzuführendem Grunde zu Lebzeiten der Zeitgenossen Jesu sein Material gesammelt und sein Buch abgeschlossen haben muß. Es ist auch zu berücksichtigen, daß das Evangelium in griechischer Sprache geschrieben ist, während die Überlieferungen aus erster Hand und die tatsächlichen Äußerungen Jesu aramäisch, in dem Dialekt von Palästina, gewesen sein müssen. Diese Unterschiede sind wichtig, wie man bemerkt, wenn man Holinshed oder Froissart und dann Benvenuto Cellini liest. Man macht Holinshed oder Froissart keinen Vorwurf daraus, daß sie die Dinge glaubten und wiederholten, die sie gelesen oder gehört hatten, obwohl man diese Dinge nicht immer selber glauben kann. Wenn aber Cellini sagt, er habe dieses gesehen oder jenes getan und man es unmöglich findet, ihm zu glauben, dann verliert man die Geduld mit ihm und ist geneigt, alles in seiner Autobiographie anzuzweifeln. Man darf also nicht vergessen, daß Matthäus ein Holinshed, nicht aber ein Benvenuto ist. Gleich die ersten Seiten seiner Erzählung werden den Leser auf die Probe stellen.

Matthäus erzählt uns, daß die Mutter Jesu mit einem Manne aus königlichem Stamme, namens Joseph, verheiratet war, der reich genug war, in einem Hause in Bethlehem zu wohnen, in das Könige Geschenke aus Gold bringen konnten, ohne irgendwelche Kommentare herauszufordern. Ein Engel verkündet Joseph, daß Jesus der Sohn des Heiligen Geistes sei und daß er Maria nicht der Untreue anklagen dürfe, weil sie einen Sohn haben werde, dessen Vater er nicht sei; aber diese Episode verschwindet aus der folgenden Erzählung: man findet keinen Bericht darüber, daß es Jesus gesagt worden sei, noch irgendeinen Hinweis darauf, daß es ihm bekannt war. Die Erzählung schreitet tatsächlich in jeder Beziehung weiter, als spiele die Verkündigung gar keine Rolle darin.

Da Herodes, der Vierfürst, glaubte, daß ein Kind geboren worden sei, das ihn vernichten werde, gibt er den Befehl, alle männlichen Kinder zu töten, und Jesus entkommt durch die Flucht seiner Eltern

nach Ägypten, von wo sie nach Nazareth zurückkehren, als die Gefahr vorüber ist. Hier muß man ein wenig vorgreifen durch die Feststellung, daß keiner von den andern Evangelisten diese Geschichte aufnimmt, da keiner von ihnen, außer Johannes, der Matthäus völlig über Bord wirft, seine fixe Idee teilt, Geschichte und Biographie lediglich als Berichte über die Erfüllung alter jüdischer Prophezeiungen zu behandeln. Diese Idee führte ihn zweifellos dazu, nach einer Legende zu suchen, die Hoseas Wort: „Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen“ und das Weinen der Rachel um ihre Kinder bei Jeremias wahr machte; das gibt er auch zu. Nichts was uns heutzutage interessiert, hängt von der Glaubwürdigkeit des Kindermords und der Flucht nach Ägypten ab. Wir können das vergessen und zu dem wichtigen Teil der Erzählung übergehen, der sich gleich mit dem Mannesalter Jesu beschäftigt.

Johannes der Täufer

Zu dieser Zeit setzte ein Heilsprophet namens Johannes das Volk in sehr starke Erregung. Johannes erklärt, daß der Ritus der Beschneidung ungenügend sei als Gottesweihe des Menschen und setzte dafür die Taufe ein. Uns, die wir an die Taufe als etwas Selbstverständliches gewöhnt sind und denen Beschneidung ein ziemlich lächerliches fremdes Verfahren ohne jede Konsequenzen bedeutet, ist die sensationelle Wirkung einer solchen Ketzerei auf die Juden nicht verständlich: Es erscheint uns ebenso natürlich, daß Johannes die Leute taufen wollte, wie daß der Pfarrer unseres Dorfes es tut. Aber, wie Paulus später feststellte, war die Verdrängung der Beschneidung durch die Taufe für die Juden eine ebenso aufregende Ketzerei wie für die Katholiken des sechzehnten Jahrhunderts die Verwerfung der Transsubstantiation in der Messe.

Jesus schließt sich den Täufern an

Jesus trat als Mann von dreißig Jahren (nach Lukas) in das religiöse Leben seiner Zeit ein, indem er zu Johannes dem Täufer ging und sich von ihm taufen ließ, genau wie gewisse wohlhabende junge Leute vor vierzig Jahren „sich den Sozialisten anschlossen“. Was das eingewurzelte Judentum betraf, so verbrannte er durch diese Tat seine Schiffe hinter sich und schnitt sich selber von Reichtum, Angesehenheit und Rechtgläubigkeit ab. Nun begann er das Evangelium Johannes zu predigen, das, abgesehen von der Ketzerei der Taufe, deren Wert darin lag, daß sie die Heiden (das heißt die Unbeschnittenen) dem

Heil nahe brachte, ein Ruf an das Volk war, seine Sünden zu be-reuen, da das Himmelreich nahe sei. Lukas fügt hinzu, daß er auch den Kommunismus der christlichen Liebe gepredigt, daß er den Zoll-einnehmern geraten, die Steuerzahler nicht mit Steuern zu überlasten, und den Soldaten gepredigt habe, sich mit ihrem Solde zu begnügen, nicht Gewalttat zu üben und nicht falsches Zeugnis abzulegen. Vom Johannes wird das nirgends berichtet.

Der wilde Johannes und der zivilisierte Jesus

Jesus ging, nach Matthäus, sehr rasch darüber hinaus. Obwohl er, ebenso wie Johannes, ein Wanderprediger wurde, unterschied er sich erheblich von Johannes' Lebensweise. Johannes ging in die Wildnis, nicht in die Synagogen, und sein Taufbecken war der Jordan. Er war ein Asket, in Felle gekleidet, nährte sich von Heuschrecken und wildem Honig und führte ein hartes strenges Leben. Er ersuchte das Martyrium und fand es von Herodes' Hand. Jesus sah weder in der Askese noch im Martyrium ein Verdienst. Im Gegensatz zu Johannes war er eine hochzivilisierte, kultivierte Persönlichkeit. Nach Lukas wies er selber auf den Gegensatz hin und verhöhnnte die Juden, weil sie klagten, Johannes müsse vom Teufel besessen sein, da er enthalt-sam und vegetarisch lebte, während sie, da Jesus weder das eine noch das andere tat, ihn als einen Fresser und Weinsäufer be-schimpften, den Freund der Zöllner und ihrer Frauen. Er sagte sittenstrengen Schülern, daß sie Unbequemlichkeiten genug durch andere Leute haben würden, ohne sich selber welche zu schaffen, und daß sie so lange wie irgend möglich das Martyrium vermeiden und sich ihres Lebens freuen sollten. „Wenn sie euch in dieser Stadt verfolgen“, sagte er, „so flieht in die nächste.“ Er predigt in den Synagogen und in der freien Natur, wie es gerade kommt. Er sagt wiederholt: „Ich will Gnade, nicht Opfer“, und will sich damit augenscheinlich selber von dem eingewurzelten Aberglauben frei machen, daß Leiden Gott wohlgefällig seien. „Setze nicht ein trauriges Gesicht auf wie die Pharisäer“, sagt er. Er ist gesellig und feiert Feste mit Zöllnern und Sündern. Er ist achtlos in bezug auf seine Person und man macht ihm Vorhaltungen, weil er sich die Hände nicht wäscht, bevor er sich zu Tisch setzt. Die Jünger Johannes des Täufers, die fasten, und die erwarten, in den Christen größere Asketen zu finden, als sie selber sind, sind enttäuscht, da sie sehen, daß Jesus und seine zwölf Freunde nicht fasten; und Jesus sagt ihnen, daß sie

sich seiner freuen sollten statt traurig zu sein. Er scherzt mit ihnen und sagt ihnen, daß sie bald alle soviel fasten werden, wie sie nur wünschen, ob sie wollen oder nicht. Er fürchtet sich vor Krankheit nicht und speist mit einem Aussätzigen. Eine Frau, die ihn augenscheinlich gegen Ansteckung schützen will, gießt eine kostbare Salbe auf sein Haupt, wird aber gescholten, weil das, was diese Salbe kostet, den Armen hätte gegeben werden können. Er verwirft diese kleinliche Ansicht und sagt dasselbe, was er sagte, als man ihm vorwarf, nicht zu fasten: daß die Armen immer da seien, um sich helfen zu lassen, aber daß er nicht immer da sei, um zu salben, womit er sagen wollte, daß man niemals eine Möglichkeit glücklich zu sein außer acht lassen solle, weil es so viel Elend in der Welt gebe. Er bricht den Sabbath, ist gegen alles Konventionelle, wenn es unbequem oder hinderlich ist, und beleidigt die Gefühle der Juden durch seine Mißachtung des Konventionellen. Er ist geneigt, Menschen, die so empfinden, der Heuchelei zu zeihen. Wie der verstorbene Samuel Butler sieht er Krankheit als einen Teil der Sünde an, und als er einen Lahmen geheilt hat, sagt er: „Deine Sünden sind dir vergeben“ statt „Stehe auf und wandle“, und behauptet demgemäß, als die Schriftgelehrten ihm vorwerfen, sich die Macht angemaßt zu haben, Sünden zu vergeben und Krankheiten zu heilen, daß beides auf eins hinausliefe. Sein Ehrgeiz ist nicht bescheiden, und er stellt den Anspruch, größer zu sein als Salomo oder Jonas. Als man ihm, ebenso wie Bunyan, den Vorwurf macht, zur Dichtung seine Zuflucht zu nehmen, wenn er in Gleichnissen lehrt, rechtfertigt er sich mit der Begründung, daß Kunst der einzige Weg sei, das Volk zu unterweisen. Kurz, er ist in seiner Lebensführung das, was wir einen Künstler und einen Bohemien nennen würden.

Jesus kein Proselytist

Ein Punkt von erheblicher praktischer Bedeutung ist heutzutage der Umstand, daß er ausdrücklich den Gedanken zurückweist, als könnten einmal eingewurzelte Formen der Religion ausgerottet und durch die Blumen eines fremden Glaubens ersetzt werden. „Wenn ihr versucht, das Unkraut auszureißen, werdet ihr auch den Weizen mit ausreißen.“ Unsere bekehrungswütigen Missionsunternehmungen handeln diesem Rat genau entgegengesetzt, und ihre Ergebnisse scheinen seine Ansicht zu bestätigen, daß, wenn man einen Menschen bekehrt, der in einem andern Glauben erzogen wurde, man ihn un-

vermeidlich demoralisiert. Er handelt selber nach seiner Ansicht und bekehrt seine Jünger nicht vom Judentum zum Christentum. Bis auf diesen Tag würde ein Christ in der Religion ein Jude sein, der durch die Taufe, statt durch die Beschneidung geweiht wird und Jesus als den Messias anerkennt und seine Lehren als höhere Autorität hinnimmt als die Moses', wäre nicht die Tat der jüdischen Priester gewesen, die, um Judäa davor zu bewahren, nach der Eroberung von Jerusalem und der Zerstörung des Tempels, von der steigenden Flut des Christentums überschwemmt zu werden, praktisch eine neue religiöse Ordnung aufstellten, mit neuen Schriften und weitschweifigen neuen Gebräuchen, und ihrer Liste der Verdammten einen Jeschu, einen Bastard-Zauberer, hinzufügten, dessen komische Schelmenstreiche ihn zu einem schlimmen Ende führten, wie den Hanswurst oder Till Eulenspiegel: eine Erfindung, die ihnen teuer zu stehen kam, als die Christen politisch die Oberhand bekamen. Der Jude, wie Jesus, selber ein Jude, ihn kannte, hätte sich solche Dinge nie einfallen lassen und konnte Jesus nachfolgen, ohne aufzuhören, ein Jude zu sein.

Die Lehren Jesu

Soviel von seinem persönlichen Leben und Temperament. Seine öffentliche Laufbahn als volkstümlicher Prediger trägt ihn ebenfalls weit über Johannes den Täufer hinaus. Er legt keinen Wert auf Taufe oder Gelübde und predigt unausgesetzt über den Lebenswandel. Er verfißt die Gütergemeinschaft, die Erweiterung der privaten Familie mit ihren einengenden Fesseln zu der großen Familie der Menschheit unter der Vaterschaft Gottes, den Verzicht auf Rache und Strafe, die Vergeltung des Bösen durch Gutes, statt durch feindselig Böses, und einen organischen Aufbau der Gesellschaft, in der man nicht nur ein unabhängiges Einzelwesen, sondern genau so wie der Nachbar ein Glied der Gesellschaft ist. Wenn aber alle Glieder sind wie zwei Finger an einer Hand, so ist die selbstverständliche Folge, daß beide den Nachteil davon haben, wenn man seinen Nächsten nicht wie sich selber liebt und das nicht auf Gegenseitigkeit beruht. Er drückt dies alles außerordentlich reizvoll aus, und unterhält seine Zuhörer mit Fabeln (Gleichnissen), um seine Worte zu illustrieren. Er hat weder eine Synagoge noch regelmäßige Versammlungen, sondern reist von Ort zu Ort mit zwölf Männern, die er im Vorbeikommen von ihrer Arbeit abgerufen hat und die sie verlassen haben, um ihm zu folgen.

Die Wunder

Er besitzt gewisse ungewöhnliche Kräfte, durch die er Wunder vollbringen kann. Er schämt sich dieser Kräfte, aber da er äußerst mitfühlend ist, kann er nicht umhin, sie anzuwenden, wenn betrübt Menschen ihn bitten, sie zu heilen, wenn Volksmassen hungern und wenn seine Jünger durch Sturm auf dem See geängstigt werden. Er verlangt keinen Lohn, sondern bittet die Leute, über seine Kraft nicht zu sprechen. Es gibt zwei verständliche Gründe für seinen Wunsch, nicht als Wundertäter zu gelten. Der eine Grund ist der natürliche Einwand aller Menschen, die solche Kräfte besitzen, aber viel wichtigere Geschäfte in der Welt haben, als sie zur Schau zu stellen: daß sie nämlich dann in erster Linie als Scharlatane angesehen und außerdem verdächtigt werden, Schaustellungen zur Befriedigung der Neugier zu veranstalten. Der andere Grund liegt darin, daß seine Ansicht über die Wirkung der Wunder auf seine Sendung genau mit der später von Rousseau vertretenen übereinstimmt. Er ist der Meinung, daß sie ihn herabsetzen und die Aufmerksamkeit von seiner Lehre abziehen, indem sie einen völlig belanglosen Kampf zwischen seinen Jüngern und seinen Gegnern entfachen.

Vielleicht haben meine Leser Rousseaus Briefe aus den Bergen nicht studiert, die als das klassische Werk über Wunder als Beglaubigung göttlicher Sendung angesehen werden können. Rousseau legt dar, wie Jesus voraussah, daß die Wunder das Haupthindernis gegen die Annahme des Christentums sind, weil ihre Unglaublichkeit (wenn sie nicht unglaublich wären, würden sie keine Wunder sein), die Leute in bezug auf die ganze Erzählung, in der sie vorkommen, die in der Hauptsache glaubwürdig genug ist, skeptisch machen und mißtrauisch in bezug auf die Lehre, mit der sie auf diese Weise verbunden sind. „Schafft die Wunder beiseite,“ sagte Rousseau, „und die ganze Welt wird Jesus Christus zu Füßen fallen.“ Er weist darauf hin, daß die Wunder als Beweis der Göttlichkeit getan wurden und, da sie nicht überzeugend wirkten, die Göttlichkeit lächerlich machten. Er sagt: es bedeutet gar nichts, einen Lahmen gehen zu machen; Tausende von Lahmen sind ohne Wunder geheilt worden und konnten gehen. Bringt mir einen Mann mit nur einem Bein und laßt auf der Stelle vor meinen Augen ihm ein zweites anwachsen, und ich werde wirklich einen Eindruck empfangen; aber bloße Heilungen von Krankheiten, die schon vorher oft geheilt worden waren, sind ganz nutzlos als Beweise für irgend etwas außer dem Wunsch, zu helfen und der Macht, zu heilen.

Jesus stimmte nach Matthäus mit Rousseau so überein und fühlte die Gefahr so stark, daß, wenn Leute, die nicht krank oder in Not waren, zu ihm kamen und ihn baten, seine Kräfte als Zeichen seiner Sendung zu üben, er maßlos gereizt war und das mit einer Empörung ablehnte, die sie, da sie Rousseaus Standpunkt nicht kannten, sehr unvernünftig gefunden haben müssen. Ein böses und gottloses Geschlecht genannt zu werden, nur weil man einen Wundertäter bittet, seine Kräfte zu zeigen, ist ein ziemlich verblüffendes Erlebnis. Übrigens geriet auch Mahomed in Mißstimmung, wenn die Leute ihn baten, Wunder zu tun. Aber Mahomed stellte ausdrücklich alle ungewöhnlichen Kräfte in Abrede, wohingegen es aus Matthäus' Geschichte klar hervorgeht, daß Jesus (zum Unglück für ihn selber, wie er dachte) Heilkräfte besaß. Es ist ebenfalls unverkennbar, daß die Ausübung solcher Kräfte Anlaß zu wilden Märchen von Zauberkräften geben mußte, die ihren Helden der Verurteilung als Betrüger aussetzten in einem Volke, dessen gute Meinung für die durch seine Sendung geschaffene Bewegung von großer Bedeutung war.

Aber das schwerste Ärgernis, das die Wunder zur Folge haben könnten, würde der nutzlose Kampf sein, den sie entfachen. Die Lehre Jesu hat nichts mit Wundern zu tun. Wenn seine Sendung einfach darin bestanden hätte, eine neue Methode, das verlorene Augenlicht wieder zu erlangen, zu verbreiten, so wäre das Wunder der Blindenheilung sehr wichtig. Aber zu sagen: du sollst deine Feinde lieben; und um euch davon zu überzeugen, will ich jetzt dazu übergehen, diesen Herrn vom grauen Star zu heilen, wäre für einen Mann von der Intelligenz Jesu die Sprache eines Idioten gewesen. Wenn es heute bewiesen werden könnte, daß nicht eines der Wunder Jesu tatsächlich geschehen ist, so würde dieser Beweis nicht einen einzigen seiner Lehrsätze entkräften, und wenn im Gegenteil bewiesen werden könnte, daß nicht nur die Wunder tatsächlich geschehen sind, sondern, daß er noch tausend andere, tausendmal wunderbarere Wunder vollbracht hat, so würde seiner Lehre nicht ein Jota an Gewicht hinzugefügt werden. Und doch ist Generationen hindurch die intellektuelle Energie von Skeptikern und Frommen daran verschwendet worden, über die Wunder zu streiten, in der Voraussetzung, daß das Christentum von der Polemik abhängt, ob die Geschichten des Matthäus falsch oder wahr sind. Nach Matthäus muß Jesus dies nur zu gut gewußt haben, denn wo er ging und stand, bestürmte man ihn mit dem Schrei nach Wundern, obwohl seine Lehre Bestürzung hervorrief.

Soviel über die Wunder! Matthäus erzählt uns weiter, daß Jesus erklärte, seine Lehren würden von Kirche und Staat angegriffen werden und das gemeine Volk sei das Salz der Erde und das Licht der Welt. Seine Jünger würden in ihrer Beziehung zu politischen und kirchlichen Organisationen wie Schafe unter Wölfen sein.

Matthäus beschuldigt Jesus der Frömmerei

Matthäus bemüht sich, wie die meisten Biographen, die Ansichten und Vorurteile seines Helden mit seinen eigenen zu identifizieren. Obwohl er Jesus als tolerant bis zur Sorglosigkeit schildert, zieht er die Grenze bei dem Heiden und stellt Jesus als einen bigotten Juden dar, der seine Sendung darin erblickt, ausschließlich für die „verlorenen Schafe des Hauses Israel“ zu sorgen. Als eine Frau aus Kanaan Jesus bat, ihre Tochter zu heilen, weigerte er sich zuerst, mit ihr zu sprechen, und herrschte sie dann brutal an: „Es gehört sich nicht, daß man den Kindern das Brot nehme und es den Hunden vorwerfe.“ Aber als die Frau sagte: „Wahrlich, Herr, aber die Hunde essen von den Krumen, die von ihres Herrn Tische fallen“, löschte sie den Juden in ihm aus und machte Christus zu einem Christen. Zu der Frau, die er soeben eine Hündin genannt hatte, sagte er: „O Weib, dein Glaube ist groß; dir geschehe nach deinem Willen.“ Das ist eine der rührendsten Geschichten des Evangeliums, vielleicht weil die Frau den Propheten durch eine Anspielung auf seine eigene schönste Eigenschaft ins Unrecht setzt. Sie bedeutet sicherlich ein Abweichen von der Linie, aber da die Sünden guter Menschen immer ein Abweichen sind, ist es nicht ratsam, die Geschichte als erfunden abzulehnen im Interesse von Matthäus Idee, daß Jesus mit den Heiden nichts zu tun haben solle. Auf alle Fälle steht die Geschichte da; und sie ist keinesfalls das einzige Beispiel, durch das Matthäus Jesus, dem Zauber seiner Lehre zum Trotz, als äußerst unhöflich bei Privatgesprächen schildert.

Die große Veränderung

Insoweit ist die Geschichte von Jesus die Schilderung eines geistig gesunden und interessanten Mannes, abgesehen von seinen besonderen Gaben als Redner, Heilkünstler und Prophet. Aber eine erstaunliche Veränderung tritt ein. Eines Tages, nachdem die Jünger ihn lange durch ihr Mißverstehen seiner Sendung und durch ihre Erwägungen entmutigt hatten, ob er wohl einer der alten wiedergekehrten Propheten

sei, und, wenn ja, welcher von ihnen, löste sein Jünger Petrus plötzlich das Problem durch den Ausruf: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Darüber ist Jesus außerordentlich erfreut und erregt. Er behauptet, Petrus habe eine Offenbarung von Gott empfangen. Er macht ein Wortspiel mit Petrus' Namen und erklärt ihn für den Gründer seiner Kirche. Und er nimmt das Schicksal eines Gottes auf sich, indem er verkündet, daß man ihn töten werde, wenn er nach Jerusalem gehe; denn wenn er wirklich Christus sei, wäre es ein notwendiger Teil seines legendarischen Schicksals, getötet zu werden. Petrus, der das nicht versteht, tadelt ihn wegen dieser Schwermut, die ihm als eine bloße Laune erscheint, und Jesus wendet sich zornig zu ihm und ruft: „Hebe dich von mir, Satan!“

Jetzt wird Jesus von der Überzeugung seiner Göttlichkeit erfaßt und spricht dauernd mit seinen Jüngern darüber, obwohl er verbietet, es andern gegenüber zu erwähnen. Sie beginnen unter sich über die Stellung zu streiten, die sie im Himmel einnehmen werden, wenn sein Reich errichtet wird. Er tadelt sie streng deswegen und wiederholt seine Lehre, daß Größe Dienen bedeute und nicht Herrschen, aber er selbst, der instinktiv immer etwas hochmütig war, wird jetzt anmaßend, diktatorisch und sogar beleidigend, antwortet seinen Kritikern nie ohne ein kränkendes Beiwort und verflucht sogar einen Feigenbaum, der ihn enttäuscht, als er Früchte von ihm holen will. Er übernimmt alle Traditionen der Märgengötter und verkündet, wie Ritter Gerstenkorn, daß er grausam getötet und begraben werden, aber aus der Erde auferstehen und zum Leben zurückkehren wurde. Er verknüpft mit sich selber die uralte Stammeszeremonie, den Gott zu verzehren, indem er Brot und Wein segnet und sie seinen Jüngern gibt mit den Worten: „Dieses ist mein Leib, dies ist mein Blut.“ Er vergißt seine eigene Lehre und droht ewiges Feuer und ewige Strafen an. Er verkündet, außer der Gerstenkorn-Wiederauferstehung, daß er ein zweitesmal in voller Glorie auf die Erde kommen und sein Königreich auf Erden errichten werde. Er spricht die Befürchtung aus, dies könne zu dem Erscheinen von Betrügern führen, die sich für ihn ausgeben, und erklärt deutlich und wiederholt, daß, einerlei welche Wunder diese Betrüger vollbringen mögen, sein eigenes Kommen unverkennbar sein werde, da dann die Sterne vom Himmel fallen und die Engel Posaunen blasen würden. Weiter erklärt er, daß dies alles geschehen werde zu Lebzeiten anwesender Personen.

Jerusalem und das mystische Opfer

In dieser neuen Geistesverfassung zieht er schließlich inmitten großer Neugier des Volkes in Jerusalem ein, treibt die Wechsler und Händler aus dem Tempel, weigert sich, für die Schönheiten und Wunder des Tempelbaus sich zu interessieren, mit der Begründung, daß bald kein Stein mehr auf dem andern sein werde, beschimpft die Hohenpriester und Ältesten in unerträglichen Ausdrücken, und wird nachts in einem Garten verhaftet, damit öffentliches Ärgernis vermieden werde. Er leistet keinen Widerstand, weil er überzeugt ist, daß es zu seinem Schicksal als Gott gehört, ermordet zu werden und wieder aufzuerstehen. Einer seiner Begleiter beginnt zu kämpfen und schlägt einem der Knechte das Ohr ab. Jesus tadelt ihn, versucht aber nicht, die Wunde zu heilen, obwohl er erklärt, wenn er Widerstand leisten wolle, mit Leichtigkeit zwölf Millionen Engel zu Hilfe rufen zu können. Er wird vor den Hohenpriester geführt und von ihm dem römischen Statthalter übergeben, der sich über seine stumme Weigerung wundert, sich irgendwie zu verteidigen oder seine Ankläger oder ihre Zeugen zu widerlegen, da Pilatus natürlich nicht auf den Gedanken kommt, daß der Gefangene selbst darauf besteht, einen unvermeidlichen Prozeß mit Foltern, Tod und Begräbnis als Vorspiel der Auferstehung durchzumachen. Vor dem Hohenpriester schweigt er ebenfalls, außer als der Priester ihn fragt, ob er Christus, der Sohn Gottes, sei, worauf er erwidert, sie würden alle des Menschen Sohn in seiner Glorie auf den Wolken des Himmels herabschweben sehen. Er behält diese Haltung mit furchtbarer Festigkeit bei, während sie ihn geißeln, höhnen, quälen und schließlich zwischen zwei Dieben kreuzigen. Die lange Qual von Durst und Schmerz am Kreuz bricht schließlich seinen Geist, und er stirbt mit dem Aufschrei: „Mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“

Nicht diesen Mann, sondern Barabbas

Jetzt war er aber von dem Volke wie von den Priestern endgültig verworfen. Pilatus, der Mitleid mit ihm hatte und nicht imstande war, festzustellen, was er eigentlich getan hatte (die Gotteslästerung, die den Hohenpriester entsetzt hatte, erregte den Römer nicht), versuchte ihn zu befreien, indem er dem Volke zu bedenken gab, daß es nach altem Brauch das Recht habe, zu dieser Zeit die Loslassung eines Gefangenen zu fordern, und gab zu verstehen, daß er Jesus freilassen würde. Aber sie bestehen darauf, daß er statt dessen einen Gefangenen namens

Barabbas frei gebe und daß Jesus gekreuzigt werde. Matthäus gibt keinen Grund für die Popularität des Barabbas an und beschreibt ihn einfach als einen angesehenen Gefangenen. Die späteren Evangelien lassen deutlich erkennen, daß er Aufruhr und Gewalttat begangen und ein Verfechter der physischen Kraft war und seinen Knecht getötet hatte. Die Wahl des Barabbas erscheint also als die volkstümliche Bevorzugung des streitbaren Verfechters der physischen Kraft gegenüber dem sich nicht zur Wehr setzenden Verfechter der Gnade.

Die Auferstehung

Matthäus erzählt dann, wie nach drei Tagen ein Engel die Familiengruft namens Joseph, eines reichen Mannes von Arimathäa, öffnete, der Jesus dort begraben hatte, worauf Jesus aufstand und von Jerusalem nach Galiläa zurückkehrte und seine Predigten vor seinen Schülern wieder aufnahm und ihnen versicherte, daß er jetzt bei ihnen bleiben werde bis an das Ende der Welt.

Hier endet plötzlich die Erzählung. Die Geschichte hat keinen Schluß.

(Wird fortgesetzt)

DAS DEUTSCHE ETATSWUNDER

von

JULIUS HIRSCH

1. Das Vorspiel:

Währungsverzweiflung und Wirtschaftskraft

Als wir vor Jahr und Tag an dieser Stelle die Behauptung aufstellten, die deutsche Wirtschaft sei durch die Währungskatastrophe ohne schwere organische Dauer-Schädigungen durchgekommen, ja, mitten in dieser Katastrophe sehe man Zeichen wirtschaftlicher Wiederherstellung auf wichtigen Produktionsgebieten, da erregten wir entrüstetes Mißfallen. Bis dahin war es ja die allgemeine Theorie der „Praktiker“ gewesen, die deutsche Wirtschaft sei rettungslos passiv; sie verbrauche das Doppelte von dem, was sie erzeuge. Deswegen, so ging diese industriell-nationalistische Verelendungslehre weiter, ist die deutsche Handelsbilanz rettungslos passiv (diese angebliche Passivität mußte Havensteins unglückselige Politik immer wieder stützen), und

da dieser Hauptposten der Zahlungsbilanz passiv sei, so sei es erst recht die Zahlungsbilanz Deutschlands selber. Daraus zog die deutsche Verelendungstheorie den weiteren Schluß, daß auf alle absehbare Zeit jegliche Reparationsleistung unmöglich sei, und schließlich sollte eine derartig passive Wirtschaft auch aus sich nicht den Staatshaushalt decken können; demnach war die Inflation eine unausbleibliche Folge der Passivität der Wirtschaft.

So die Theorie der „Praktiker“. Anders damals schon ihre Praxis. In Wirklichkeit leistete während der Zeit, wo diese Lehren insbesondere noch gegen jeden Versuch der Stabilisierung der Währung gepredigt wurden, die deutsche Wirtschaft bedeutend mehr an Reparationsleistungen, als Walter Rathenau, der Erfüllungspolitiker, jemals zu leisten versprochen hatte; in Wirklichkeit trug die deutsche Wirtschaft aus sich ganz allein die Last ihrer ganzen Staatsverwaltung und noch die schweren Schäden des Ruhrkampfes dazu. Und als alles zu versinken schien, als im Oktober 1923 das Reich zu zerbrechen drohte, der Hitler-Putsch im Süden, der Kommunistenaufstand im Norden und armselige Separatistenbanden im Westen lediglich aus der Währungsverzweiflung heraus Deutschland in den Abgrund zerren, da vermochten wir plötzlich, was vorher unter weit günstigeren Umständen unmöglich gewesen war: ohne fremde Hilfe, im wesentlichen mit ähnlichen Vorschlägen, wie sie jahrelang vorher abgelehnt wurden, leisteten wir aus eigener Kraft mitten im Ruhrkampf die Stabilisierung der deutschen Währung. Wir haben sie ein ganzes Jahr ohne fremde Hilfe gehalten und unser Devisen-Fettpolster beträchtlich verstärkt, ehe die ersten Gelder aus fremden Krediten, insbesondere der Dawes-Anleihe, hereinkamen. Und dabei ging die bedenkliche Last der Reparationszahlung weiter, welche die Unterschrift unserer Großindustrie trug, die Erfüllungspolitik Stinnes-Thyssen-Klöckner, unter dem Namen der „Micum-Verträge“. Trotz alledem ist das „deutsche Wirtschaftswunder“, von dem wir an dieser Stelle vor eineinhalb Jahren sprachen, und das dem Auslande insbesondere durch den amerikanischen Botschafter Houghton nahegebracht wurde, nun allen sichtbar und greifbar geworden. Auch der kühnste Optimist hätte nicht gehofft, daß die deutsche Wirtschaft ihre Wiederherstellung so schnell durchführen würde, wie es dann geschehen ist. Die größte Überraschung war aber dies: der reichste Mann im deutschen Land ist heute der Reichsfinanzminister. Nicht nur hat unser Etat die Voraussagen derer als gründlich irrig erwiesen,

die wegen der Passivität der Wirtschaft auch eine dauernde Passivität des Etats, die Unmöglichkeit einer Deckung der Staatslasten voraussagten, sondern wir erleben jetzt etwas, was eine auffallende und sogar recht unerwünschte Ergänzung des deutschen Wirtschaftswunders ist, nämlich

2. Das deutsche Etatswunder

Kaum ein Jahr nach der Stabilisierung der deutschen Währung hat der deutsche Etat einen enormen Überschuß. Hat ein Privatmann Überschuß, so hat er allen Anlaß zur Freude. Hat ein Staat Überschuß, so ist das fast durchweg ebenso bedenklich wie ein Defizit. Die ältesten Lehrer der Staatswirtschaft wußten das schon: Hat der Staat zu wenig Geld, gibt's leicht Inflation; hat er zuviel Geld, gibt's Korruption (oder, wie man in jenen Zeiten etwas vorsichtiger sagte, „unzweckmäßige Geldverwendung“). Das deutsche Volk trägt im verkleinerten Reich an öffentlichen Lasten in Goldmark ungefähr das Doppelte dessen, was das größere und fraglos reichere Deutschland im Jahre 1913 getragen hat.

Das geschieht, obwohl das Heer nur den siebenten Teil des damaligen, die Flotte einen noch viel kleineren Bruchteil ausmacht, der Passivposten der Kolonien ganz geschwunden, dafür freilich die neue Last der Kriegshinterbliebenen und der abgebauten Beamten hinzutreten ist. Genauer ausgedrückt: an Steuern, Zöllen, Überschuß der Post und der andern Betriebsverwaltungen der Staaten und Gemeinden entfielen auf den Kopf des lebenden Deutschen

im Jahre 1913 ungefähr 85—87 Mark

„ „ 1924 beinahe 190 „

Nimmt man die vierköpfige Familie, so macht das also

im Jahre 1913 für eine Familie im Durchschnitt 340 Mark

„ „ 1924 „ „ „ „ 750—760 „

Das ist schon merkwürdig genug. Es wird aber noch merkwürdiger durch die Feststellung, daß das dafür verantwortliche Reichsfinanzministerium selber nach der jetzigen Lage in Reich, Staaten und Gemeinden viel weniger für notwendig hielt. Etwa ein Viertel dieses Betrages ist nach der eigenen bis vor kurzem vertretenen Auffassung des Reichsfinanzministeriums dem deutschen Volke zu viel abgenommen worden, also auf die Familie ungefähr 130 bis 140 Mark, oder vier bis fünf gute Wochenlöhne.

Sind die vielberufenen Reparationen die Ursache? Nun, offiziell

haben wir im letzten Jahre überhaupt keine Reparationen gezahlt. Allerdings sind die Micum-Leistungen der Ruhrindustrie weitergegangen, und am Jahresschluß hat das Reich aus seinem Überschuß sie doch bezahlt. Sie stellen aber auch nur etwa ein Viertel dieses Überschusses dar. Ihre sofortige Bezahlung — hauptsächlich geschah sie so, daß diese Industriellen an Reich, Staaten und Gemeinden keine Steuern ablieferten — war zweifelsohne nicht notwendig; sonstige Reparationszahlungen sind nur in kleinem Ausmaß erfolgt und aus der Dawes-Anleihe wieder zurückerstattet worden.

Dennoch haben wir im verflossenen Jahre soviel Steuern eingenommen, als ob wir die Reparationen schon im dritten Jahre zahlten. Legt man die wirklichen Eingänge des ganzen Etatsjahres 1924/25 zugrunde, so betragen die tatsächlichen Eingänge 7686,4 Millionen Goldmark. Dazu kommen die Überschüsse der Post, die nicht bekanntgegeben sind. Und es kommen auch noch 4–500 Millionen Goldmark dazu, welche die Ruhrindustriellen hätten zahlen müssen, wenn man sie ihnen nicht als Entschädigung für Micum-Lieferungen gelassen hätte. Das Aufkommen an Steuern beträgt folglich fürs letzte Jahr die schöne Summe von über 8 Milliarden Goldmark im Reich allein. Wahrscheinlich war der Betrag noch größer. Man kann nämlich die ersten sechs Monate des vorigen Etatsjahres durchaus nicht als normal betrachten, weil damals die Ruhrbesetzung noch andauerte, die Arbeitslosigkeit groß, der Steuereingang kleiner war. Dazu mußte man noch etwa 200 Millionen rechnen, welche die Post sehr wahrscheinlich verdient hat; vorerst legt sie keine genaue Rechnung darüber. Das Reich allein hat demnach 8–8½ Milliarden Steuerlast dem deutschen Volke aufgelegt. Dazu kommen nun aber noch die Lasten der Staaten und Gemeinden. Rechnen wir sie noch so gelinde, so liegt die weitere Mehrlast bei 3–3½ Milliarden.

Zugestandenermaßen hat das Reich 200 Millionen Goldmark alte Schulden (Goldanleihe) zurückbezahlt, rund 700 Millionen gibt es ohne weiteres an Überschuß zu. Das Reich berechnet selber, daß Staaten und Gemeinden von seinen Einnahmen 1900 Millionen Goldmark bekommen sollten und damit recht gut und reichlich auskommen würden; der Ausgaben-Ausweis des Reichs zeigt aber, daß Staaten und Gemeinden 2600 Millionen bekommen haben; also noch einmal 700 Millionen zuviel. Man mag es wenden, wie man will: Das Deutsche Reich hat seine Bürger ganz übermäßig belastet, und die Steuerermäßigungen, die inzwischen eingetreten sind, ändern an dieser

Belastung nichts Wesentliches. Wir haben doppelt soviel gezahlt wie in der Vorkriegszeit, wir haben mehr gezahlt, als Reich und Staat samt den Gemeinden brauchten. Um so wichtiger ist die Feststellung: Wer hat gezahlt?

In einfacher Formulierung: sieben Zehntel aller Einnahmen des Reichs stammen aus Verbrauchsbelastung, insbesondere Umsatzsteuer und Zöllen, sowie aus der Lohnsteuer der Arbeitnehmer. Etwas mehr als zwei Zehntel stammen aus Vermögens-, Erbschafts- und den sogenannten veranlagten Einkommenssteuern (in diesem Jahre in der Form der „Vorauszahlungen“ geleistet), das letzte Zehntel stammt aus einem Dutzend anderer Steuerquellen, von denen sich nicht recht sagen läßt, welche Volksschichten diese Last tragen.

3. Steuerüberlastung und Kapitalnot

Unter diesen Umständen wäre es seit recht geraumer Zeit Pflicht unserer Parlamente gewesen, nach Ursache und Beweggrund solcher Überlastung zu fragen. Selbst bei einer reichen Wirtschaft war es noch stets die Pflicht der Abgeordneten, dafür zu sorgen, daß übermäßige Schröpfung des Volkes durch die Staatsgewalt unter allen Umständen verhindert werde. Bis vor ganz kurzer Zeit ist das nicht geschehen, und etwa seit März 1925 nur mit einem auffallend geringen Nachdruck. Einem Finanzministerium darf man daraus keinen übermäßig großen Vorwurf machen. Auf seine Beamten trifft, soweit ihr volkswirtschaftliches Gewissen nicht ungemein geschärft ist, rein gefühlsmäßig der alte, etwas variierte Erfahrungssatz zu: Es gibt kein Finanzminister so leicht ein Opfer wieder. Daß auch unsere Länder und Gemeinden von dem ihnen zufallenden Zuviel gern und reichlich genommen haben, das kann man keinem Bürgermeister verübeln. Das einzige nämlich, was in dem erfreulichen, schnell voranschreitenden Prozeß der Wiederherstellung unserer Wirtschaft fehlt, ist das freie Kapital. Es fehlt der privaten Wirtschaft und natürlich erst recht den Gemeinden. An diese treten nun bei der Wiederherstellung normaler Wirtschaft außerordentlich starke Anforderungen heran. Sie sollen täglich Hunderte neuer Anschlüsse an ihre Elektrizitätswerke, neue Apparate für die Gaswerke und zahllose andere neue Einrichtungen stellen, die man in normaler Wirtschaft, weil sie Kapitalanlage sind, aus Anleihen deckt. Anleihen sind aber in solchem Umfange nicht zu haben. Nun fragt es sich freilich, ob es richtig ist, fehlendes Kapital etwa der Gemeinden dadurch zu ersetzen, daß man

es durch übermäßigen Druck der Staatsgewalt durch Steuern oder überhohe Gebühren aus der Wirtschaft preßt;* noch dazu aus der Wirtschaft der breiten Volksmassen, also just der Ärmsten, durch Belastung ihres notwendigsten Verbrauchs und eines Mindestlohnes, sobald dieser sechzig Mark überschreitet (die Hungergrenze liegt fraglos höher).

Die Wiederherstellung unserer Wirtschaft ist soweit gediehen, daß wir in der Kohlenförderung in den uns verbliebenen Gebieten die Friedensförderung wieder erreicht haben, nur fehlt uns vorerst der Absatz dafür, daß unsere Häfen in Tonnage ziemlich genau die Vorkriegsleistung wieder haben, daß unsere Landwirtschaft an Stickstoff ungefähr doppelt so viel verbraucht, wie in der Vorkriegszeit, und soweit man beurteilen kann, auf die uns verbliebene Fläche an Nahrungsstoff mehr erzeugt, als in der Vorkriegszeit: Fast überall die erfreulichen Zeichen eines mutigen Wiederaufbaus. Die einzige Stelle, wo es bedenklich anders aussieht, ist die deutsche Kapitalbildung. Wir klagen über hohen Zins, und einige besonders nachdrückliche Klagerufe richten sich sogar gegen den Reichsbankdiskont mit seinen früher zehn und jetzt sogar nur neun Prozent. Für Deutschland ist ein hoher Zinssatz auf recht beträchtliche Zeit hinaus eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Lieber hohen Zins und dafür wenigstens Kapital, als niedrigeren Zins und keinen Kredit. Kein Kapital ist teurer als das nichtvorhandene. Kann der Oberbürgermeister, wie wir zeigten, für Erweiterung seines Elektrizitätswerkes, seiner Straßenbahn, seines Wasserwerkes keine Anleihe bekommen, und verlangt die Wirtschaft dringlich nach Anschlüssen, dann wird eben der Preis für Wasser, Gas und elektrischen Strom so hoch, daß man daraus neue bauen kann. Normalerweise enthält ein Preis nur die Verzinsung und Tilgung des Kapitals für den Betrieb, für den er festgesetzt wird. Jetzt aber soll in einem Jahr das ganze notwendige Kapital selber aus dem Preise geschaffen werden: „Kapitalbildung aus dem Preise“. Unser Kapitalmangel weit mehr als etwa der hohe Zins ist eine der Hauptursachen, daß wir immer noch, seit Jahr und Tag, Überweltmarktpreise und Unterweltmarktlöhne haben.

* Bei 14 westdeutschen Mittelstädten stiegen die Ausgaben für Beamtengehälter von 1913 bis 1924 von 2,9 auf 7,1 Milliarden, also um fast 140 Prozent; kaum eine größere Stadt hat nicht wegen Anlage eines Flughafens verhandelt, aber etliche suchten Auslandsanleihen zum Bau von Rathaus und Kriegerdenkmal.

Gerade hier sind wir von der Gesundung noch weiter entfernt, als amtliche und private Sachverständige bisher anzunehmen scheinen. Das erhellt aus folgendem:

In der Vorkriegszeit rechnete man, daß wir in Banken aller Art und Sparkassen ungefähr 55 Milliarden Goldmark hätten, und, was wichtiger ist als dieser Bestand, daß Jahr für Jahr über 8 Milliarden Goldmark an Volkspersparnis hinzukamen. Das war notwendig, um eine wachsende Volkszahl zu behausen, zu ernähren und ihre Lebenshaltung zu steigern, so wie wir das in der Vorkriegszeit getan haben. Wollten wir heute dasselbe leisten, so müßten wir im ganzen nicht 8 Milliarden, sondern 12 Milliarden an Ersparnissen neu schaffen. Davon schaffen wir aber, soweit derzeit zu beurteilen, sicherlich nicht die Hälfte, vermutlich ein Drittel, und die ganzen Auslandskredite, die eine gewisse Zeitlang eine Erleichterung brachten und jetzt vielleicht, soweit sie kurzfristig genommen worden sind, eine Gefahr darstellen, bedeuten davon nicht ein Sechstel. Helfen kann hier nur die innere Sparkraft, sonst werden wir noch sehr lange mit hohen Zinssätzen und mit wachsenden Schwierigkeiten in der Privatwirtschaft zu rechnen haben. Denn die Kreditfristen haben noch lange nicht die normale Ausdehnung der Vorkriegszeit erreicht, im Export aber sollen wir viel längere Kredite geben, als wir das früher je konnten. Ist es bei dieser Sachlage richtig, dem Volke auch noch 12 Milliarden an Steuern zu entziehen, und darunter mindestens 2 Milliarden mehr, als unbedingt notwendig sind? Diese Form der Kapitalbildung muß man ablehnen. Selbst wenn die Staatsbank das Geld wieder ausleiht, so wäre es doch offenbar weit produktiver, es gar nicht erst der Wirtschaft zu entziehen. Dabei muß ich mich allerdings in diesem Punkte der Kritik anschließen, die der deutsch-nationale Herr Reichswirtschaftsminister jüngst an unserm privaten Bankwesen geübt hat. Damit, daß die Banken von ihren besten Kunden für Kredite 15 Prozent und mehr nehmen, ihren Einlegern aber nur fünf Prozent geben, werden sie für den dringend notwendigen Wiederaufbau unseres Kredits mehr Hemmnis als Hilfe. Und dasselbe gilt von der Dividendenpolitik unserer Industrie. Der einmal in seinem Spartrieb furchtbar enttäuschte und beraubte Sparer kann nur zu neuer Einschränkung seines Verbrauchs — Kapitalbildung heißt volkswirtschaftlich Nicht-Verbrauch — veranlaßt werden durch hohen Anreiz. Deshalb brauchen wir eine Weile lang hohen Zins und hohe Dividenden, und nicht scheinbar billiges Geld durch die

Staatsgewalt, das aus der Wirtschaft herausgequetscht, und von der Staatsbank an einige Begünstigte weitergegeben wird. Wiederaufbau unserer Volkskraft heißt vorerst Schonung unserer Steuerkraft.

4. Die Etatsreform des Herrn von Schlieben

Das war auch der sehr klar ausgesprochene Wille der ausländischen Sachverständigen, die Anfang 1924 im Dawes-Comité unter dem starken Eindruck der Erschütterung unserer Wirtschaft unmittelbar nach der Inflation uns mehrere Jahre Ruhepause für die auswärtigen Lasten gewährten. Im ersten Jahr des neuen Reparationsplans sollten wir fast nichts zahlen. Dieses erste Jahr geht vom Oktober 1924 bis Oktober 1925. Im zweiten Jahr sollten wir etwa eine Milliarde zahlen, davon aber nur 500 Millionen (das heißt viel weniger als unter den Micum-Lasten von 1924) aus dem Ertrage der Eisenbahn; weitere 500 Millionen sollten wir gar nicht aus normalen Steuern nehmen, sondern durch den Verkauf von Eisenbahnvorzugsaktien der neu geschaffenen deutschen Reichsbahngesellschaft gewinnen. Erst im dritten Jahr sollte aus laufenden Mitteln ungefähr eine Milliarde aufgebracht werden, und dann sollte die Aufbringung steigen, bis im fünften Jahr die normale Summe von $2\frac{1}{2}$ Milliarden erreicht sein würde. Der Dawes-Bericht wollte unsere Steuerkraft schonen, weil er neue Kapitalbildung in unserer Wirtschaft für dringend notwendig hielt. Das Reichsfinanzministerium hat diese Schonung, die der Ausländer uns zugedacht hatte, nicht geübt, sondern gleich im ersten Reparationsjahr mindestens $1\frac{1}{2}$, wahrscheinlich 2 Milliarden mehr als unbedingt notwendig aus der Wirtschaft gezogen, und es hat damit auch außenpolitisch einen nicht unbedenklichen Fehler begangen: Der Dawes-Bericht enthält einen Hinweis, demzufolge von Deutschland die innere Aufbringung der Reparationslasten in Steuern dann nicht voll gefordert werden solle, wenn seine Steuerkraft nicht reiche, insbesondere wenn die Lebenshaltung unseres Volkes unter diejenige der wichtigsten Entente-Länder sinke. Unsere in andern Punkten so scharf auf Interessen achtende Reichsregierung hat es zwar übersehen, in London (August 1924) auch diese Zusicherung in den Pakt aufzunehmen. Aber der Dawes-Bericht liegt der Reparationsregelung als Ganzes zugrunde. War es unter diesen Umständen außenpolitisch wirklich weise, schon im ersten Jahr nach dem Dawes-Bericht so viel Steuern zu viel zu erheben, daß ein so großer Teil der ganzen $2\frac{1}{2}$ Milliarden daraus gedeckt werden könnte, die wir erst nach fünf

Jahren zahlen sollen? und welche Vorstellung von Steuerkraft und Volkseinkommen Deutschlands muß es im Ausland erwecken, wenn bei uns 11¹/₂–12 Milliarden Goldmark von Staats wegen eingezogen werden können, folglich das Doppelte wie zur Vorkriegszeit?! Da die Wissenschaft gewisse Verhältnissätze zwischen Steuerlast und Volkseinkommen auf die Dauer für unüberschreitbar hält, wie hoch muß im Auslande dann einfach angesichts dieser Steuerlast das deutsche Volkseinkommen eingeschätzt werden? Es ist nicht ganz leicht, dem Ausländer glaubhaft nachzuweisen, daß diese Last durch schwere Überlastung des Verbrauchs hereingeholt wurde. So ist es aber doch in Wirklichkeit. Über die Türen unserer Finanzministerien und auch über die Tür manchen Stadtkämmerers sollte man den schönen Satz des Laotse in unverlöschbarer Schrift einmeißeln:

„Daß die Leute hungern, ist, weil ihre Obern zu viel Steuern fressen; darum hungern sie.“

Das deutsche Volk hat schon gelitten und wird vielleicht künftig wegen dieses Fiskalismus noch mehr leiden. Denn unsere Obern haben die Steuern nicht einmal selber gegessen, sondern durch die Staatsbank und andere Institute kurzfristig ausleihen lassen zum Teil an Persönlichkeiten, die seitdem keine Verfügung mehr treffen können, weder kurz-, noch langfristig. Was tut nun der deutschnationale Finanzminister Herr von Schlieben in seiner neuen Steuerreform?

5. Die Steuerreform von 1925 (v. Schliebensche Reform)

Die wievielte Steuerreform seit Kriegsende diese ist, wer möchte das noch so ganz genau wissen? Jedenfalls sind die elf Gesetze, die man dazu rechnen kann, ein recht umfangreiches Werk von ungefähr 458 Artikeln und Paragraphen mit 786 Spalten Begründung. Und in diesen Spalten der Begründung findet man zunächst ein überraschendes Eingeständnis:

Auch der Nichtpolitiker entsinnt sich gewiß der heftigen Vorwürfe gegen die Weimarer Reichsverfassung, und insbesondere gegen die Vereinheitlichung der Steuerverwaltung, die im Geiste dieser Verfassung unter dem Namen Erzbergersche Steuerreform ausgearbeitet worden ist. Niemand konnte gegen diese Vereinheitlichung so tapfer schmälen, wie das deutschnationale Gretchen. Geistloser Unitarismus, marxistische Expropriation auf dem Steuerwege,

das waren die gelindesten Vorwürfe, die man von dieser Seite hörte, und die sich in der „völkischen“ Agitation dann zur „absichtlichen Zusammenziehung der Reichsgelder zwecks Erleichterung für die Berliner Schieber“ wandelten. Und nun schreibt der deutschnationale Finanzminister, daß „die Übernahme der einheitlichen Bewirtschaftung durch das Reich eine politische Notwendigkeit war“; und darüber hinaus: „Zunächst stellt die öffentliche Gewalt, auch wenn sie sich auf Reichs-, Landes- und Gemeindebehörden verteilt, eine organische Einheit dar. Diese Einheit erfordert einheitliche steuerliche Behandlung.“ So jetzt der deutschnationale Reichsfinanzminister. Warum waren denn vorher die andern in der nationalistischen Agitation Räuber und Reichsverbrecher?

In offener Weise hat der Minister auch zugegeben, daß im letzten Jahr dem Volke mehr an Kaufkraft entzogen wurde, als unbedingt notwendig war. 1½ Milliarden Überschuß gab er beim Reiche zu; der sei aber verbraucht worden für Entschädigungen der Ruhr-industriellen (577 Millionen), für Entschädigung Preußens und Bayerns wegen Ruhrschäden (257 Millionen), für Ansammlung eines Betrages für die Liquidations-Geschädigten und für Ansammlung eines 150-Millionen-Fonds für die Aufwertung der Anleihen. Was dann noch übrig bleibe, sei unbedeutend. Schwerlich hat eine Nation in solcher Kapitalnot aus ihren normalen Staatseinnahmen bis jetzt noch solche Kapital-Rückzahlungen an einzelne, nicht gerade notleidende Kreise vorgenommen.

Fürs kommende Jahr rechnet der Minister mit einem Defizit. Das kommt so zustande, daß er die Einnahmen beträchtlich niedriger annimmt, als sie selbst im ungünstigsten Monat des letzten Halbjahres tatsächlich festgestellt wurden (etwa ¾ Milliarden); daß er ferner 900 Millionen Goldmark für Zwecke im kommenden Wirtschaftsjahr in Aussicht nimmt, die er selbst als außerordentliche Ausgabe bezeichnet.

An zwei Stellen hat das Ministerium die Ausgaben für die Reichslast, die es selbst auf ungefähr 6 Milliarden Goldmark halten wollte, erhöht. Das Reich sollte mit 4 Milliarden auskommen (wozu von 1926 an die Reparationen treten), und von seinen weiteren Einnahmen sollte es 2 Milliarden an die Länder (Einzelstaaten) überweisen. Nun haben die Länder infolge einer Einseitigkeit unserer Reichsverfassung im Reichsrat das Recht, alle Gesetze des Reichs und alle seine Ausgaben zu kontrollieren; das Reich hat aber keinerlei

gleiches Recht bei ihnen. Wenn demnach das Ministerium an Stelle der 2 Milliarden, die es den Ländern zubilligen wollte, nach den energischen Unterhaltungen im Reichsrat ihnen schließlich noch 300 Millionen mehr zugebilligt hat, so kann man an der sachlichen Notwendigkeit Zweifel hegen; an der taktischen freilich nicht. Eine andere taktische Notwendigkeit war die Konzession an die allgemeine Aufwertungsbewegung. Nachdem wir zweimal Aufwertungswahlen gehabt haben, und nachdem insbesondere so ziemlich alle Parteien dem Wähler versprochen haben, daß er nicht nur seine Hypotheken vollwertig, sondern seine Kriegsanleihe noch einmal zinstragend aufblühen sehen werde, hat das Ministerium vorläufig „nur“ 140 Millionen Goldmark jährlich, also einen verhältnismäßig kleinen Betrag, in Aussicht gestellt. Der ruhig Denkende muß diesem ganzen Wettlauf der Versprechungen skeptisch gegenüberstehn. Große Skepsis ist auch bei diesem ersten Vorschlag der Aufwertung von Reichsanleihen geboten. Denn 1. wird man zu fürchten haben, daß wir mit dieser Last noch lang nicht zu Ende sind, weil die einmal entfesselte Agitation sich schwerlich dabei beruhigen wird; zum 2. ist der hier gemachte Versuch „Alt-Besitz“ und „Neu-Besitz“ in Kriegsanleihen zu unterscheiden, nach Angabe der Sachverständigsten nicht ungefährlich. Denn die Gefahr großer Weitherzigkeiten ist mehr denn wahrscheinlich und ein großer Beamtenapparat für die Durchführung sogar gewiß. Und 3. wird es wahrscheinlich nicht viel helfen, daß einer der sonderbarsten Paragraphen des neuen Steuerpakets jedem 10000 Mark Geldstrafe und 3 Monate Gefängnis androht, der andere veranlassen will, ihre Reichsanleihe nicht gegen die „Ablösungsanleihe“ umzutauschen, für die immerhin nach Tilgung unserer Reparationslast, also vorerst noch beiläufig nach 36 Jahren, die Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie dann Zinsen tragen . . .

Wenn dennoch das Ministerium offensichtlich eine Weile weiter Geld aus der Wirtschaft ansammeln will, so darf man wohl zu seinen Gunsten hoffen, daß es noch Geld braucht, um den Verkauf von 500 Millionen Goldmark Eisenbahnvorzugsaktien, also wichtigsten Reichsbesitzes, im nächsten Jahr für Reparationszwecke zu vermeiden. Hätten nicht dafür vielleicht Thyssen und Klöckner noch etwas warten können? Immerhin will es anscheinend nun der scharfen öffentlichen Kritik an seinem plutokratischen Steuersystem einige Konzessionen machen.

Plutokratisch nämlich ist der Grundgedanke der v. Schliebenschen

Reform. Eigentlich noch mehr wegen dessen, was sie zur Erleichterung der unteren und mittleren Volksschichten nicht bringt, als wegen desjenigen, was sie bringt. Und wo positive Verschlechterungen der Rechtslage der Nicht-Besitzenden im deutschen Volke und die Verbesserungen derjenigen der Besitzenden vorgesehen sind, da hat man manchmal geradezu das Empfinden, daß sie mehr politisch als sachlich bedeutsam sind. Am wenigsten vielleicht noch bei der Einkommensteuer. Wie oft hat man den unglücklichen Erzberger gescholten, weil er die hohen Einkommen bis zu 60 Prozent erfassen wollte! Wenn das ein Fehler war, so ist er im höchstkapitalistischen Lande, in den Vereinigten Staaten, auch gemacht worden. Dort zahlten die höchsten Einkommen auch 60 Prozent, allerdings auch mit unzumutbaren Folgen. Man hat mir in Detroit einen Wolkenkratzer gezeigt, für dessen Entstehung ein sachlicher Grund nicht erkennbar war; man meinte blinzeln: „Das ist Steuerflucht in die Höhe.“ Mag also immerhin der höchste Satz für die größten Verdienster bei 35 Prozent des Einkommens bleiben. Aber das wirkt allerdings unangenehm, wenn der Arbeitnehmer nun vorrechnen kann, daß gegenüber der Vorkriegszeit ein Einkommen von 2000 Mark mit Steuern beinahe 50 Prozent mehr belastet ist, wie damals, eins von 8000 Mark aber nur mit 10 Prozent, und noch darüber hinaus überhaupt keine Mehrbelastung. Wenn die Vermögenssteuer genau so geregelt wird, wie im Wilhelminischen Preußen, nämlich 50 Pfennig Steuer für jede 1000 Mark Vermögen, so ist die Last in Wirklichkeit höchstens halb so viel wie damals. Denn der Minister sagt selbst an einer Stelle seiner 780 Spalten Begründung, daß die Gemeinden noch auf viele Jahre hinaus mit doppelten Zinsen wie sonst zu rechnen haben. Das mag kühn sein (bei weiterer Überlastung der breiten Volksmassen mit Steuern wird man freilich die Massensparkraft, den wichtigsten Kapitalbildner, nicht stärken), dann ist also der Zinsertrag nur halb so hoch an Kaufkraft besteuert, wie unter dem doch gewiß nicht kapitalfeindlichen Kaiserreich. Wenn jemand schon dann Vermögenssteuer zahlen soll, dessen Lebensversicherung einen Rückkaufswert von 3000 Mark hat, während ein anderer, der eine Sammlung von Kunstgegenständen hat, noch bis zu 200000 Mark steuerfrei sein soll; oder wenn einer, der nur 50 Mark Zinsen hat, schon dem Vorabzug für die Einkommensteuer weiter Zinszahlung unterliegen soll; so ist das eine Begünstigung des großen Kapitalisten, aber bestimmt das Gegenteil von „Begünstigung der Kapitalbildung“. Und schließlich ist die

Aufrechterhaltung und Verstärkung der „Lex Stinnes“ auch nicht gerade dazu angetan, im Volke beruhigend zu wirken. Danach soll nämlich beim Tode eines Ehegatten, gleichviel wieviel er hinterläßt, der Staat dann unter allen Umständen leer ausgehen, wenn noch Kinder vorhanden sind, gleichviel ob minderjährig oder volljährig. Deshalb hat ja bei Hugo Stinnes' Ableben das Reich nicht einen Pfennig bekommen.

6. Notwendige Erleichterungen der Wirtschaft

Bei einem Zuviel an Steuern, das auch bei einer kritischen Nachprüfung der Ausführungen des Reichsfinanzministeriums etwa $1\frac{1}{2}$ Milliarden Goldmark betragen muß, scheint es ganz untragbar, daß zu diesem Zuviel auch noch Einkommen beitragen sollen, die nicht einmal hundert Mark monatlich ausmachen. Würde man alle Einkommen bis zu hundert Mark monatlich frei lassen, so beträgt die Mindereinnahme wenig mehr als $\frac{1}{2}$ Milliarde. Bismarck hat einmal gesagt, man solle bei der Sozialversicherung „vom Elend keine Dividenden nehmen“. Nun, jetzt, da offenbar für einen Überschuß gearbeitet wird, soll man vom Hunger keine Lohnsteuer nehmen. Es scheint Aussicht zu bestehen, daß diese Erkenntnis sich etappenweise durchsetzt.

Weit schwerer wird die Wirtschaft noch bedrückt durch die Umsatzsteuer. Welch ungeheure Belastung sie für die ganze Wirtschaft darstellt, das hat die Enquête des Reichswirtschaftsrats über die Schuhwarenpreise an diesem Beispiel plastisch gezeigt: Aus 1000 Mark Fellen wurden für 4760 Mark Schuhe hergestellt. Von der Preiserhöhung vom Fell zum Schuh um 3760 Mark entfiel nicht etwa die Hauptsumme auf die Hersteller, auf Arbeitslohn, Zutaten, Unternehmergewinn für Gerbereien, Leder-, Schäfte-, oder Schuhfabriken, sondern von der ganzen Preissteigerung entfielen auf die Produktion nur rund 1600, auf den Handel, der mit acht verschiedenen Arten dabei beteiligt ist, rund 1700 und auf die Umsatzsteuer allein 460 Mark. Nun ist die Steuer in diesem Falle noch nach dem höchsten älteren Satz von $2\frac{1}{2}$ Prozent berechnet; jetzt macht sie $1\frac{1}{2}$ Prozent aus. Aber offensichtlich rechnet jeder, der eine Ware vorbelastet mit der Umsatzsteuer bekommt, die Steuer zu seinen Unkosten und schlägt noch einmal seine Generalunkosten, und, soweit er kann, seinen Gewinnsatz zu, und so haben wir in der Kriegswirtschaft einmal berechnet, daß bei nur vier Zwischengliedern die

wirklich gezahlten Steuern sich noch einmal um 70 Prozent durch diese indirekte Mehrsteuer erhöht, eine Mehrsteuer, die gar nicht für den Staat erhoben wird, sondern die eine Volksklasse der andern automatisch auferlegt. Nun hat das Reich aber überhaupt nicht den vollen Vorteil, auch von der vorgeschriebenen Belastung, denn es ist ein offenes Geheimnis, daß in viel kleinen und kleinsten Betrieben die Steuer zwar getreulich einkalkuliert, aber nicht entfernt so getreu gezahlt wird. Alle beide, die gezahlte und die nicht gezahlte Steuer, treffen aber den einzelnen Staatsbürger gänzlich unsozial, nicht nach seiner Leistungsfähigkeit, sondern einzig nach der Größe seines Verbrauchs; just diejenigen werden also am schwersten getroffen, die jeder am wenigsten belasten will, nämlich die Kinderreichen. Die Umsatzsteuer ist eine der Hauptursachen, weshalb wir im Export so schlecht vorankommen, denn wenn sie auch beim letzten Exporteur nicht mehr erhoben wird, so steckt sie doch bei all den vorher getätigten Verkäufen als schwere Last darin. Just um diese Last wird im Inlande auch die reale Kaufkraft des Lohns verringert. Und schließlich: Sie begünstigt in ganz einseitiger Weise die sogenannte Vertikal-Konzentration. Kauft das Walzwerk sein Roheisen von der Hütte, dann zahlt es die Steuer. Sind Hütte und Walzwerk in einer Hand, so verdienen sie die Umsatzsteuer ein- oder auch zweimal, und sind dadurch schon im Vorteil. Nun strebt die natürliche Entwicklungstendenz unserer Industrie (und ganz besonders neuerdings auch der amerikanischen) garnicht mehr in der Richtung der vertikalen, sondern der horizontalen Konzentration. Bei uns hält sich die „Stinnesierung“ sehr wesentlich mit durch die Umsatzsteuer. Sie bringt dem Reiche etwa 1800 Millionen im Jahr.

Beim jetzigen Stande des Etats kann man der deutschen Volkswirtschaft wohl kaum einen größeren Dienst erweisen, als indem man neben der selbstverständlichen Freilassung des Existenzminimums von der Einkommensteuer auch die Umsatzsteuer auf höchstens ein halbes Prozent heruntersetzt; noch größer wäre der Dienst gegenüber der Wirtschaft, wenn man sie ganz beseitigen würde. Wollen wir angesichts des bedeutsamen Vorsprungs, den Amerika wirtschaftlich-technisch vor uns erreicht hat, auf dem Weltmarkte wieder vollwertig auftreten, so brauchen wir Massenproduktion im größten Stil. Dies ist aber nur möglich bei weit größerer Massenkaukraft, als unsere jetzige Wirtschaft und vor allem auch unsere Steuerpolitik

sie zuläßt. Will man die sichere Aufwärtsentwicklung der deutschen Wirtschaft nicht hemmen, so muß man diese beiden schweren Hemmnisse beseitigen (und noch dazu eine ganz andere Produktions- und Lohnpolitik betreiben, als das deutsche Unternehmertum sie bis jetzt für zweckmäßig hält; worüber bei Henry Ford einiges Nützliche nachzulesen und — nachzutun!).

7. Von kommenden Lasten und ihrer Deckung

Bei solcher Gestaltung unseres Steuerwesens werden die notwendigen Reichs- und Staatslasten schon durch die jetzigen Steuern wesentlich gedeckt (natürlich kein „Bewegungs-Fond“ und keine Entschädigungen für notleidende Großindustrielle). Nun kommen über ein Jahr die ersten Reparationszahlungen; diese sind erst klein, aber sie wachsen von Jahr zu Jahr. In den ersten Jahren sollen Eisenbahnüberschüsse die Hauptsache decken; aber aus unserem Etat sollen anfangs einige hundert Millionen im Jahr, darauf beinahe 1 Milliarde, und von 1928/29 an rund 1½ Milliarde gezahlt werden. Wie kann das geleistet werden?

Zwei offene Warnungen vorweg:

Wegen der Reparationslasten hört man hie und da die Meinung, sie könnten schon in Reichsmark steuerlich nicht aufgebracht werden. Fast allgemein aber ist die: sie werden zwar aufgebracht, aber dann nicht „transferiert“, nicht ans Ausland übertragen werden können. Das erste, die Hoffnung, daß ein Hinweis auf unsere überlastete Steuerkraft uns vor den äußeren Zahlungen bewahren könnte, hat uns die wenig vorausschauende Finanzpolitik des ersten Jahres nach der Stabilisierung mindestens recht beträchtlich erschwert. Das zweite, die Hoffnung, daß man diese Beträge in Deutschland lassen müsse, ist eine sehr weit verbreitete Meinung, auch im Ausland. Sie unterschätzt aber ganz offensichtlich die Intensität des Wunsches eines alliierten Finanzministers, der in Frankreich, Belgien oder Italien vielleicht ein Defizit und hier ein Guthaben von hunderten von Millionen Franken hat, dergleichen auf irgendeinem Wege hinüberzuziehen. Devisen werden schwerlich so reichlich zu haben sein. Für zusätzliche Sachleistungen gibt es aber wohl meistens irgendwo Verwendung. Es wäre unkluge Politik, es darauf erst ankommen zu lassen. Die endgültige Regelung unserer Kriegslast muß nun baldigst diskutiert werden.

Welche inneren Steuerquellen haben wir dabei zur Ver-

fügung? Einiges läßt sich wahrscheinlich aus den jetzigen Steuern schon schaffen; denn die schwere Last für unsere Kriegsverletzten, Kriegswaisen und Kriegswitwen vermindert sich von Jahr zu Jahr, ohne daß zu diesem traurigen Posten ein Zuwachs kommen kann. Im übrigen haben wir aber noch mehrere sehr wohl ausschöpfbare Steuerquellen, die wir erschließen können, ohne das Volk zu belasten, ja sogar teilweise unter recht gesunder Wirkung für Volkswirtschaft und Volksgesundheit. Das ist

1. die Mehrbelastung der alkoholischen Getränke, insbesondere von Bier und Branntwein. Es ist recht unerfreulich, daß der Alkoholismus bei uns wieder in so ungemein starker Weise auftritt. In Amerika geht es fast ganz ohne Alkohol. In Deutschland schon deswegen nicht, weil dann der Abfall von Biergroßkonsumenten wahrscheinlich wäre. Aber wenn wir allzuviel Alkohol und Tabak konsumieren, dann müssen wir noch mehr Reparationen bezahlen, denn das steigert den Wohlstandsindex des Dawes-Plans. Folglich ist es nationale Pflicht, hier einzudämmen. Also: Alkoholbesteuerung, die auch Herr von Schlieben vorschlägt, nur viel höher, 300 Millionen Goldmark können hier leicht geholt werden.

2. Ebenso beim Tabak. Herr Stresemann soll den Dawes-Plan eine „wirtschaftliche Bibel“ genannt haben. Es geht ihm wie der richtigen Bibel. Man beruft sich auf sie, aber man folgt ihr oft nicht. Der Dawes-Plan hat darauf hingewiesen, daß in unserm Zwischenhandel viel zu viele sind, und daß man aus dem Tabak ohne Schädigung von Fabrikant, Arbeiter und Verbraucher, lediglich aus dem viel zu hohen Aufschlag zwischen Produzent und Konsument, einen kräftigen Ertrag herausholen kann. Wir brauchen nur dasselbe zu tun, wie Schweden es längst durchgeführt hat, obwohl es nicht von Reparationslasten bedrückt ist, nämlich zum Handel nur die zulassen, die mit zwölf Prozent auskommen. Jetzt nimmt der Handel dreißig und mehr Prozent vom Verkaufspreis. Dieser Unterschied bringt allein nach den Berechnungen des Dawes-Plans fast eine bare halbe Milliarde.

3. Wenn wir unsere Vermögens- und Erbschaftssteuern verdoppeln, — dagegen ist ein großes Bedenken bestimmt nicht zu erheben —, dann macht das noch einmal eine halbe Milliarde.

4. Als wir in tiefster Not im Ruhrkampf waren, boten wir, und zwar die Regierung Cuno, der Entente eine Belastung der deutschen Sachwerte an. 300 Millionen Goldmark jährlich wollte die Industrie

tragen und 300 Millionen die Landwirtschaft. Als die Stabilisierung kam, ging es der Landwirtschaft ungemein schlecht. So nahm das Dawes-Comité von der Industrie die angebotenen 300 Millionen, und verwies uns darauf, von der Landwirtschaft die nächsten 300 Millionen dann zu nehmen, wenn sie sich wieder erholt habe. Dieser Erholungsprozess ist noch nicht abgeschlossen; aber bei der sonstigen überaus schonenden Behandlung der Landwirtschaft bei Steuerlasten wird der Betrag nach etwa zwei oder drei Jahren sehr wohl frei sein. Für die landwirtschaftliche Produktivität wird es nicht schädlich, sondern nützlich sein, wenn diese Summen, die nur ein Bruchteil der durch Inflation geschwundenen Hypothekenzinsen darstellen, dann für das Reich in Anspruch genommen werden. In der Zwischenzeit aber sollten diejenigen, die an den Krediten der Reichsbank und an den Krediten der Sparer während der Inflationszeit so ungemein gut zu gewinnen verstanden, ganz nach den Vorschlägen unserer wirtschaftlichen Bibel, des Dawes-Plans, kräftig herangezogen werden; sie können es wirklich vertragen.

Entscheidend für alles das und für weit mehr ist aber die Höhersteigerung unserer Wirtschaft durch Höhersteigerung des Gesamtertrages unserer nationalen Arbeit. Mit Staunen sieht das Ausland die Schnelligkeit, mit der Deutschland aus der Verzweiflungssituation, in der es sich noch vor fünf Vierteljahren befand, sich zu neuer Tätigkeit und neuem Aufstieg aufgerafft hat. Die Belastung unserer Nation mit der äußeren Schuld zwingt zur Rationalisierung unserer Wirtschaft. Dazu zwingt noch ein anderes: Spätestens vom Jahre 1928 an wird wegen des Geburtenausfalls der Zuwachsan Arbeitskräften weniger und weniger werden. Gerade dann beginnen aber unsere Verpflichtungen. Wir waren vor dem Kriege stolz darauf, in technischer und wirtschaftlich-organisatorischer Hinsicht an der Spitze der Nationen zu stehn. Das gilt heute nicht mehr. Die amerikanische Nation erzielt aus ihrer Arbeit den doppelten Ertrag. Und wenn auch, wie ich zu berechnen versucht habe, vierzig Prozent dieses Mehr durch die Güte der Natur diesem Lande geschenkt wird, so stammen die andern sechzig Prozent zu ganz großen Teilen aus besserer Organisation der Wirtschaft. Nicht aus übermäßiger Ausdehnung der Arbeitszeit, auch nicht aus dem Druck auf die Lebenshaltung der Massen, sondern umgekehrt, aus dem bewußten Willen der Nation, den gesunden Verbrauch zu steigern. Die Tatsachen sind da, wir müssen uns ihnen anpassen. Das deutsche Wirt-

schaftswunder in all dem Ungeheuerlichen, das wir erlebt haben, war nur möglich durch eine seelische Kraft der Nation, wie sie wohl noch keine zweite aufgewiesen hat. Es war leider sehr viel Leidenschaft dabei und viel zu viel Leidenswilligkeit. Diese seelische Kraft muß positiv eingestellt werden. Durch bewußte Organisation der Wirtschaft sich einzustellen auf Höherentwicklung der nationalen Daseinsbedingungen und damit der nationalen Wirtschaftskraft, unter dieses Ziel muß man auch die Finanzpolitik stellen. Das Wichtigste ist die Verbesserung unseres volkswirtschaftlichen Gesamtapparates.

Die Optimisten von einst haben recht behalten. Sie haben dadurch das Recht erworben, erst recht an die Zukunft der deutschen Wirtschaftskraft zu glauben, und dahin zu wirken und zu drängen, daß rechtzeitig die rechten Mittel gewählt werden. Diese Mittel sind in erster Linie die schnellste Verbesserung unseres nationalen Arbeitswerkzeuges, zum andern aber eine Finanz- und Wirtschaftspolitik, die diese Ziele stärkt und bewußt weitertreibt. Durch eine glückliche Fügung des Geschicks sind wir noch einmal in die Lage gekommen, durch eigene Entschlüsse die Gestaltung unserer Wirtschaft und damit des stärksten Rückhalts unserer nationalen Kraft zu wählen. Aber —

Wer wählen soll, muß nicht nur wählen, sondern auch wollen.

POLITISCHE CHRONIK

von

SAMUEL SAENGER

I

Mit der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten ist die erste Phase der Gegenrevolution zum Abschluß gekommen. Was jener Vorgang gewesen oder nicht gewesen ist, den man euphemistisch mit dem revolutionären Etikett beklebt hat, brauchen wir dem Leser dieser Zeitschrift, der seine Erlebnisse befragt, nicht mehr auseinanderzusetzen. Er weiß, daß staatsrechtlich der Rahmen unseres kollektiven Daseins sich gründlichst verändert hat; daß zweiundzwanzig Monarchen abdanken mußten und an die Spitze des auf halbem Wege zum Unitarismus steckengebliebenen Reiches durch Volkswahl ein Präsident

gestellt wurde, dem die aus den verwaschenen Kompromissen entstandene Verfassung von Weimar nach amerikanischem Vorbilde eine beträchtliche Machtfülle gegeben hat. Dieses Gebilde trägt, äußerlich betrachtet, mit Recht den Namen Republik. Aber da sie nicht aus dem Geist und der Idee geboren, da sie als eiliger Notbau auf einem moralischen und materiellen Schutthaufen entstanden ist, da die Führer der bürgerlichen und auch der sozialistischen Parteien in all die grauenhaften Irrtümer und Fehler verstrickt und für sie verantwortlich waren, die zu der Katastrophe geführt haben: so lag, trotz einzelner tüchtiger Persönlichkeiten und ehrlicher Bekenner, nicht viel Segen auf ihrem Werke. Doch darf man eine Grundtatsache nie verwischen lassen, die an dieser Stelle immer wieder betont wurde: daß die Rettung der Einheit des Reiches und die schuttwegräumende Arbeit, die bisher geleistet wurde, immerhin der Einsicht und der Energie jener Männer zu verdanken ist, die für die Erneuerung des Volkes den demokratisch-republikanischen Rahmen schufen.

So kam, wenn man rückschauend den Geschichtsverlauf des letzten Jahrzehnts betrachtet, bisher nur eine Republik wider Willen zustande, jenes Etwas, das die Franzosen in ihrer klaren Terminologie eine *république-empire* nennen. Es konnte nicht anders sein, weil die innerlich ausgehöhlten Parteien ihren verwesten Programme und ihre Bürokratie als Selbstzweck mitschleppten; weil die Neuordnung von kompromitierten Führern versucht und vorgenommen wurde, von Männern, die mit unsagbar dilettantisch-literatenhaften Vorstellungen die unentrinnbaren westlichen Formen des modernen demokratischen Staatslebens verlästert hatten; die wütende Annexionisten waren; die ihren Bürgermut und Bürgerstolz in Byzantinismus ertränkt, die den Verteidigungskrieg durch kasernenhafte Erobererallüren geschändet und das Eindringen von Jugend und Idealismus in die überalterten Parteien — wahre Burgen von Mittelmäßigkeit — mit allen Künsten der Honoratiorentaktik zu verhindern gewußt hatten. So rutschte ganz naturgemäß die Regierung und Verwaltung von Reich und Ländern immer mehr nach „rechts“ hin, zu denen, die wenigstens ererbtermaßen mit dem Verwalten größerer Gemeinschaften vertraut waren. Vergessen war der Anteil, den ihre politische Impotenz am Unglück des Volkes hatte: bald bevölkerten sie wieder alle Amtsstuben und die bürgerlich-bürokratischen Methoden des früheren Regimes feierten ihre Auferstehung. Der republikanische Rahmen blieb bestehen und wird, trotz allem, bestehen bleiben, wenn die konservativen Denk-

und Gefühlsgewohnheiten sich dem Druck der stumpfen und dumpfen Reaktionäre entwinden und von den Gesetzen einer konsolidierenden Neuordnung sich erleuchten und erneuern lassen. Wir sind, mit anderen Worten, seit Jahren auf den Weg einer konservativen bürgerlichen Republik getrieben worden, und zwar mit um so größerer Wucht, als die von den Siegermächten befolgte Friedenspolitik einen fortgesetzten Verrat an den Kreuzzugsidalen darübte, die sie während des großen Ringens bekannt hatten.

So läßt sich die Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten in aller Kürze als der Schlußpunkt einer Entwicklung bezeichnen, die summarisch als Gegenrevolution charakterisiert wird, — aber die von der Präsidentschaft des früheren Sozialisten Ebert befruchtet und befördert wurde. Was die Reichsverweserschaft Hindenburgs sonst noch bedeuten und wie sie sich außenpolitisch auswirken wird, das wird der Chronist später zu buchen versuchen.

2

Das Problem Österreich läßt die politische Welt in Paris nicht zur Ruhe kommen. Sollte auch der Vertrag von St. Germain Geburtsfehler haben, die seine „ewige“ Gültigkeit in Frage stellen? Man ist offenbar von der Leidenschaft überrascht, mit der sich der Anschlußgedanke neuerdings kundgibt, und versucht, die grausige Unkenntnis der südöstlichen Verhältnisse damit zu bemänteln, daß man die daher stammende Belastung des gesamteuropäischen Problems auf die nimmermüden Machenschaften des unsterblichen deutschen Imperialismus zurückführt.

Aber nicht nur die öffentliche Meinung ist falsch aufgeklärt (aus Propagandaquellen, deren Herkunft ich nicht näher zu bezeichnen brauche), auch hervorragende politische Köpfe sind in Unkenntnis befangen, wenn sie auch zu merken angefangen haben, daß Wiener Bankleute und Zwischenhändler in der Regel kein Recht haben, für die 6 Millionen Bewohner des deutschen Donauländchens zu sprechen. Einem einzigen Politiker begegnete ich in Paris, dem Masaryks Bemerkung in seinem Neuen Europa — bekanntlich einer während der Kriegszeit entstandenen Schrift zur Aufklärung des europäischen Westens und Amerikas — gegenwärtig war: bisher habe Deutschland ganz Österreich (51 Millionen Einwohner) zur Verfügung gehabt, durch Zerstückelung Österreich-Ungarns werde es nur über den deutschen Gebietsteil verfügen können; und das seien höchstens

7 Millionen. Der heutige Präsident der Tschechoslowakischen Republik, dem Wilson seine ganze Kenntnis mittel- und osteuropäischer Verhältnisse verdankte, hielt also in der Geburtsstunde der ‚neuen und gerechten‘ Ordnung die Verschmelzung des deutschen Kernlandes der alten Monarchie mit dem Reich für eine Selbstverständlichkeit. Diese unbequeme Tatsache ließ sich nicht einfach auslöschen, auch der Diplomatie seines heutigen Außenministers gelingt das nicht. Nun handelt es sich gar nicht um so ein großmächtiges ‚Verfügenkönnen‘, um Raub oder Vergewaltigung oder auch nur um eine bequeme Nutznießung: der imperialistisch gefärbte Ausdruck Masaryks ist aus der Stimmung der Kampfzeit geboren, er mußte ja die Austrophilen im eigenen Lager überzeugen.. Dieser Mann und seine Gesinnungsgenossen in Paris sahen denn auch ein, daß ein Anschluß des Ländchens an das Reich (nachdem die pensée libératrice und das nationale Selbstbestimmungsrecht das Konstruktionsprinzip für die staatlichen Neubildungen im Südosten und Osten Europas geworden war), durch das falsche Etikett des Pangermanismus nicht in Verruf gebracht werden könne. Das sei Blödsinn. Wann immer mich daher diese Leute, die den alleraktivsten Politikern in Frankreich nahestehen, um meine Meinung befragten, pflegte ich ihnen folgendes zu antworten:

Ihr werdet begreifen, daß in einer Epoche des nationalen Fiebers und der nationalistischen Exzesse, in einer Zeit, wo der übernationale Gedanke noch allerorten als gesinnungslos (!) und unpatriotisch gebrandmarkt wird, der Anschluß der Deutsch-Österreicher an das Reich für alle bewußten Deutschen einen hohen Affektionswert haben muß. Aber nach dem Zusammenbruch hatte er keine wesentliche motorische Kraft, denn was konnte dieses in tausend Nöten sich wälzende Land, diese zerbrochene Wirtschaft, dieses ausgehungerte und um karge Lebensmittelfzufuhren besorgte Land den verelendeten deutschen Donauländern bieten? Es kam hinzu, daß ihre Denk- und Gefühlsgewohnheiten sich meist noch in den habsburgischen Überlieferungen bewegten und vielfach ihre Blicke sich neidvoll zu den im Glanze der Souveränität emporsteigenden Nachfolgestaaten wandten. Die Vorstellung, als ob wenigstens ein innerer und enger Wirtschaftszusammenhang zwischen den früheren Teilen des Gesamtreiches sich bald werde wieder herstellen lassen, meinetwegen in einer Art Ersatz für die übel beleumundete Donauföderation, war damals nach meinen persönlichen Eindrücken recht lebhaft; und nicht nur in Wien, dem Sitz des gefühlsmäßigen übernationalen und anationalen Österreichertums.

Die seitherige Entwicklung kennt Ihr. Zunächst ein fast pharisäisch gefärbter nationaler Wirtschaftsegoismus in den Nachfolgestaaten, die im ersten Souveränitätsrausch das Gebilde ohne Lunge und Nieren als *corpus vile* zu behandeln für gut befanden. Dann ein langsam, aber stetig sich steigerndes Interesse der Weltwirtschaft, der Weltfinanz und auch der Weltpolitik an dem Reichsfragment und an seiner Gesundung. Endlich die Kuratel des Völkerbundes über Österreich mit ihrer Goldanleihe, ihrem radikalen Beamtenabbau, ihrer mitleidlosen Budgetbeaufsichtigung, kurz ihrer Vormundschaft über den ganzen staatlichen Betrieb. Es war eine Art nationaler Entmannungskur; und eine nicht eben geringe Anzahl in parasitenhaften Lebensgewohnheiten groß gewordener Zeitgenossen an der Donau, die für die Reichsdeutschen keine zärtlichen Gefühle hegten, frohlockte bei der Aussicht, auf diese Weise die staatliche Selbständigkeit fortzusetzen. Der Erfolg? Der Anschlußgedanke ist heute populär geworden, aber es wäre eine Lüge zu behaupten, daß er seine Volkstümlichkeit der Agitation der Anschlußverbände, also einer Künstlichkeit, verdankte. Sie kommen zur Hilfe, sie unterstützen die Bewegung, sie verdichten die trotz aller Niveauverschiedenheit kulturell und national bestehenden Beziehungen, aber sie schaffen sie nicht. Das ist unwahr. Ihr seid es, die Ihr die Erziehung der Österreicher zu gesamtdeutschem Nationalgefühl mächtig gefördert habt — durch ein System von Mitteln, die das Gegenteil bewirken sollten. Wenn man mit Hilfe der nationalen Explosivkraft, die die Autokratien in den alten Kaiserreichen Europas einzupferchen und zu gängeln beflissen waren, die Gliederung der europäischen Karte von Grund aus verändern läßt, so kann man sich nicht wundern, wenn sie ungeachtet diplomatischer Beschwörungskünste ihr Werk fortsetzt, bis es vollendet ist. Gestattet mir, Euch bei dieser Gelegenheit an die Prophezeiungen von Ferdinand Lassalle, gewiß einem unverdächtigen Zeugen, zu erinnern: sie reichen ins Jahr 59 zurück, wo Napoleon der dritte zur Befreiung Norditaliens von der habsburgischen Fremdherrschaft die französischen Heere mobil machte und der nationale Sozialist die preußische Beteiligung an diesem Befreiungswerk forderte . .

Wahrheitsgemäß muß ich hinzufügen, daß man mich aufmerksam und ohne ungeduldig zu werden anhörte, um so mehr, als ich für die konkrete Behandlung des Problems, dessen besondere Schwierigkeiten mir durchaus gegenwärtig sind, alles Verständnis aufbrachte. Man hätte vermeiden sollen, es in dem Augenblick der folgenschwersten

Verhandlungen als politische Aktualität erster Ordnung in den Vordergrund zu schieben. Man soll der Initiative der Österreicher und ihrer Regierungen nicht vorgreifen. Man soll Empfindsamkeiten und Besorgnisse in den Nachfolgestaaten und — charakteristisch genug — im faschistischen Italien schonen. Es ist ja immerhin möglich, daß sich neue Wege und Mittel finden, das alte große Freihandelsgebiet unter Schonung der nationalen Autonomien und Souveränitäten einigermaßen wieder herzustellen und dadurch den Bundesstaat Österreich lebenskräftiger zu machen. Immerhin möglich. Saniert also von Völkerbunds wegen weiter, baut auf, baut ab, — Ihr dient dem Leben auch mit Hintergedanken. Aber eine Lösung des Problems wird so lange nicht eintreten, als die beteiligten Völker nur in Soldaten denken. Gelingt es nicht, übernationale Zusammenhänge herzustellen und in absehbarer Zeit eine dem Lebensstrom parallel laufende völkerrechtliche Form dafür zu finden, so ist alle diplomatische Arbeit vergebliche Liebesmüh'. So viel ist sicher: man packt das Teilproblem Österreich politisch und psychologisch vom verkehrten Ende an, wenn man den Österreichern verbieten wollte, sich auf ihren nationalen Geschlechtscharakter zu besinnen und von ihnen verlangen, würdelos in den Pergamenten von anderen gemachter Verträge weiterzuexistieren.

3

Die Prophezeiungen Ferdinand Lassalles, an die ich bei meinen Pariser Gesprächen über Österreich meine französischen Freunde erinnerte, findet der Leser in der Streitschrift vom Mai 1859: *Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens. Eine Stimme aus der Demokratie.* Vor der Visionskraft seines politischen Instinktes müßten die heute regierenden Kleingeister beschämt und zerknirscht das Haupt beugen, wenn sie so etwas wie Scham empfinden könnten. Aus unsauberen und hinterhältigen Motiven hatte der Kupferkönig (wie Carlyle ihn nennt) zur Befreiung Italiens vom österreichischen Joch die französischen Heere mobilisiert. Die Frage war damals, ob Preußen das habsburgische Österreich in seiner Bedrängnis unterstützen solle, um das in den Habsburgern verkörperte reaktionäre Prinzip verewigen und dem deutschen Einheitsdrang die Wege verbauen zu helfen; oder ob es die Gelegenheit benutzen dürfe, das Problem der deutschen Einheit zu lösen. Die Verwirrung unter den deutschen Parteien war grenzenlos. Es wurde mit Sentimentalitäten,

mit der Erbfeindschaft, mit dem ganzen Arsenal der konfessionellen Voreingenommenheiten und den innerpolitischen Gegensätzen gleichzeitig gekämpft; Gesinnungsgenossen wurden auseinander gerissen und der Blick ins Weite wurde so sehr getrübt, daß im entscheidenden Augenblick selbst leidenschaftliche deutsche Nationalisten vor der Gelegenheit scheu zurückschreckten, die europäische Karte in der Richtung ihrer Ideale zu revidieren, in dem gleichen Augenblick, wo die Schleswig-Holsteinsche Frage zur Entscheidung drängte.

Für Lassalle beruhen die nationalen Ansprüche auf dem Prinzip der Demokratie; und wenn er für die Nationalität die Freiheit nach innen und die Selbständigkeit nach außen verlangt, so beruft er sich auf den Strom der modernen Entwicklung als Beweisgrund. Wo immer, meint er, ein Kampf um die Volksfreiheit entbrenne, gebe es für die Demokratie keine Wahl. Daß der dritte Napoleon persönlich ein Despot sei, dürfe die Einsicht nicht verwirren; denn seine Herrschaft müsse sich auf den demokratischen Prinzip stützen, um auch nur vorübergehend möglich zu sein. Das höhere Recht stehe darum immer auf seiten eines Kulturvolkes wie des italienischen, das eine Staatsnation werden wolle, gegenüber einer kulturfeindlichen Macht wie Österreich, das mit einer despotischen Klammer national unvereinbare Völker aneinander binde, die ihre Freiheit in eigenen Formen suchen und sie verdienen, wofern ein vorwärtstrebendes Kulturbedürfnis ihre Entwicklung bestimme. Wenn daher der italienische Krieg diese Despotie erschüttere, so würden alle jene Schwierigkeiten beseitigt, an denen die deutsche Revolution von 1848 und die deutschen Einheitsbestrebungen bisher zugrunde gegangen seien. Auch Preußen trage reaktionäre Fesseln, aber es gehöre organisch in die deutsche Gesamtbewegung, es sei ein deutscher Staat und wesentlicher Mitträger der deutschen Kulturbewegung. Es werde, an die Spitze der deutschen Einheitsbewegung gestellt, schließlich vor dem Fortschritt kapitulieren müssen, weil dieser allein ihm die ideellen Kräfte zuführe, mit denen es seine deutsche Mission erfüllen könne.

Weiter: Bei der Wahl zwischen Preußen und dem habsburgischen Österreich könne der Deutsche keinen Augenblick zweifeln. Solange Österreich ein Sonderstaat mit 26 Millionen nichtdeutscher Einwohner sei, solange es eine selbständige Weltgeltung inne habe und beanspruche, sei ein deutsches Volksparlament ein Unding: der mit beschönigendem Zureden nicht zu beseitigende österreichisch-preußische Dualismus ersticke seinen Lebenskeim. Daher müsse Österreich zerstückt und

zerfetzt werden. Wäre es umgekehrt, so würde er, Lassalle, Preußen das gleiche Schicksal wünschen. Mit der Zerstückelung Österreichs aber falle das besondere Preußen fort und das von seinen außer-deutschen Provinzen und Bestandteilen befreite deutsche Österreich würde eine Provinz des Reiches werden. Die Abtrennung der außer-deutschen Provinzen Österreichs sei daher Vorarbeit, die im Interesse des erstrebten Gesamtreiches zu leisten alle deutschen Parteien sich zusammenschließen müßten. Der dritte Napoleon sei also nur geschichtliches Werkzeug eines großen demokratischen Prinzips. Ein Friedrich der Große auf dem preußischen Throne würde den Moment für gekommen erachten, Baumeister der deutschen Einheit zu werden, er würde in Österreich einrücken und es der habsburgischen Dynastie überlassen, ob und auf welche Weise sie sich in ihren nichtdeutschen Ländern behaupten könne. „Ha, noch einmal liegt die deutsche Kaiserkrone auf der Straße. Sie wird nicht aufgehoben werden. Es wäre unbillig, von jedermann zu verlangen, daß er ein Friedrich der Große sei...“ Man sieht, Lassalle übergibt Bismarck das Programm seiner Aufgabe und seiner Leistung.

Ich widerstehe der Versuchung, aus dieser genialen Schrift, die Marx und Engels zu Widerspruch reizte, noch weitere Auszüge zu geben. Sehr selten ist die Intuition eines Politikers von dem tatsächlichen Geschichtsverlauf so buchstabengetreu bestätigt worden. Die deutschen Befürchtungen, der in Italien erfolgreiche Napoleon könnte sich, die Einheitsbestrebungen im Osten von Frankreich erdrosselnd, gleichzeitig als Pionier des demokratischen Fortschritts und der Despotie erweisen, beruhigt Lassalle mit dem Hinweis: er würde sich hüten, die nationale Energie der Deutschen gegen sich wachzurufen. Das würde zu seinem Sturz führen, er fände eine vielfache ideelle und materielle Übermacht gegen sich vereinigt. Für uns Heutige ist es wichtig, daß Lassalle einen Offensivkrieg gegen Frankreich ein kulturhistorisches Unglück nennt. Von dem guten Einverständnis zwischen Deutschen und Franzosen hänge alle demokratische Kultur-entwicklung ab, es sei die Lebensfrage der gesamten europäischen Demokratie. Man kann das nicht ohne Bewegung lesen.

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Das Problem des Bürgers

In seinen letzten „*Refluxions sur la Littérature*“, die regelmäßig in der *Nouvelle Revue Française* erscheinen, spricht Albert Thibaudet über das bürgerliche Problem, das gerade jetzt die französische Literatur sehr beschäftigt. René Johannet hatte den Kampf durch ein Lob auf den französischen Bürger eröffnet. Georges Valois antwortete mit Artikeln in der „*Action Française*“. Abel Hermant schrieb einen recht harmlosen „Bürger“: sein Klassenbewußtsein ist gelassener als das von Johannet.

Sie alle sind, im großen ganzen, dem Bürger recht günstig gesonnen. Am meisten kritisch ist Valois eingestellt. Für ihn ist die Bourgeoisie nur die Summe von Privat-Interessen. Zwischen ihnen und den allgemeinen Interessen gibt es Harmonie nur, wenn sie durch verschiedene Organe vertreten sind. Die Vermengung beider Organe ist gefährlich. Doch Thibaudet abstrahiert aus dieser Literatur eine andere und für die heutige Generation brennendere Frage, die die europäische Situation scharf beleuchtet: In welchem Maße sind wir überhaupt heute Bourgeoisie?

Das neunzehnte Jahrhundert erfand die Parole: Nieder die Bourgeoisie! Sie war zuerst ein Produkt des französischen Bürgerkönigtums und kehrte dann immer wieder. Aber die dialektische Entwicklung zeigt sich auch hier. Als Caillaux im Jahre 1914 sich vor seinen Richtern verteidigte, war sein wirksamstes Argument: „Ich bin ein Bürger! Wir sind Bürger!“ Heute würde eine spöttische und gehässige Bourgeois-Physiologie, wie die Daumiers oder Flauberts, kaum am Platze sein. Flaubert definierte: „Ich nenne Bourgeois den, der irgendwie niedrig denkt.“ So ist also für ihn die Bourgeoisie eine

bestimmte Art des Denkens. Flaubert selbst war danach sicher kein Bourgeois. Aber wenn man die Bourgeoisie als eine bestimmte Art des Lebens ansieht — und das dürfte richtiger sein — dann sind schließlich auch Flaubert, Barrès, France . . . Bourgeois. Uns scheint heute das Leben für die Bourgeoisie entscheidender zu sein als das Denken. Aber was ist bürgerliches Leben?

„Das bürgerliche Leben ist kaum anders als wirtschaftlich zu formulieren. Der Begriff des Bürgertums vermischt sich mehr oder weniger mit dem des erworbenen Vermögens. Das Publikum, das Zeitungen liest, wird vielleicht bei diesem Wort vom erworbenen Vermögen eine unangenehme Empfindung im Ohre haben. Das erworbene Vermögen bezahlen lassen, das erworbene Vermögen versteuern, es vom Reichtum trennen, auf dem Wege seiner Erwerbung und Bildung, als ob vor dem jüngsten Gericht die Böcke von den Schafen getrennt würden — das ist das fiskalische Programm, das die freigebigen Tribunen gerne vorschlagen. Der Ausdruck: erworbener Reichtum nimmt in dieser Sprache den verschlimmerten Sinn an, den in der artistischen Sprache der romantischen Dichter das Wort Bourgeois hat.

Die Fähigkeit, von seinen Renten zu leben, bildet den sichtbarsten Ausdruck des erworbenen Reichtums: er ist indessen nur der niedrigste. Hauptsächlich besteht der erworbene Reichtum in Verdichtung und dauernder Anhäufung. Zeit ist Geld, gut; aber Geld ist auch Zeit. Zeit, psychologische und soziale Dauer, Gedächtnis. Leben Sie lange in einer kleinen bürgerlichen Stadt, wo man bis ins Einzelne die Geschichte von jedermann kennt. Seien Sie im Übermaß ein treuer Balzac-Leser. Beschreiben Sie Ihre Erfahrung durch Ihre Lektüre . . .

Die natürliche Philosophie des erworbenen Reichtums würde der Traditionalismus sein, und nicht allein durch seinen Beruf als Romanschriftsteller, sondern auch durch sein Gefühl für diese Art von Dauer, erscheint uns das jetzige Haupt des Traditionalismus, Paul Bourget, ein wenig als der Abgeordnete Balzacs.

Wenn indessen der französische Bürger heute nur in sehr mäßiger Weise Traditionalist ist, so liegt das zum Teil daran, daß der Traditionalismus nach allem eine ein wenig kurze Philosophie darstellt, und auch daran, daß man vom Verstand nicht dieses Ferment abzutrennen weiß: den Geschmack zum Abenteuer. Es gibt wie die beiden Tartarins einen Bürger Sancho und einen Bürger Quichotte. Schon zur Zeit Molières. Der Donquichottismus von Jourdain, inmitten seiner verschiedenen Professoren, war ein intellektueller Donquichottismus. Bourget hat von Julien Sorel diese gute Definition gegeben: ein Proletarier, auf eine andere Klasse übertragen. Diese Klassenübertragung beobachtet Molière, allerdings um sich darüber lustig zu machen, bei Jourdain. Unsere Bourgeois-Physiologen, Johannot, Valois, Hermant, haben vielleicht nicht genügend beachtet, daß diese Übertragung schon in der Definition des Bürgers gegeben war, daß der Zustand der Bourgeoisie kein fester ist, daß eine Unruhe, eine Bewegung in ihr sich verkörpert, daß es natürlich ist, daß diese Bewegung und diese Unruhe auch von seiten der Intelligenz ausgehen, des geistigen Abenteurers, des moralischen Abenteurers — des Abenteurers überhaupt. Sogar der Ausdruck: Mittelklasse weist auf die Idee eines Übergangs, eines Kreuzungspunktes. So ist die Geschichte des Bürgertums des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts eine dramatische Geschichte gewesen, voll von Widersprüchen und von Leben.

Die eigentliche bürgerliche Lebensart, nach allen Kompensationen, könnte so definiert werden: Freiheit der Intelligenz, mit Ballast versehen durch das Gewicht des erworbenen Vermögens und gegründet auf seinem festen Grund...“

Aber Thibaudet erkennt auch, wie die im Jahre 1914 begonnene soziale Revolution Europas tief in die Bourgeoisie eingegriffen hat. Der Rentier ist kein Bourgeois mehr. In Frankreich ist drei Viertel der erworbenen Vermögen vernichtet worden. An die Stelle der stabilen Werte sind die beweglichen getreten. Ein Zustand folgt dem anderen.

„Und in der Literatur, der schließlich meine Überlegung gilt? Nirgends weniger als in der Literatur erscheint seit dem Kriege dieses Primat des Lebenslänglichen. Alles vereinigt sich, und zuerst man selbst, um dieses Ideal dem Schriftsteller als beneidenswert hinzustellen: die Mode zu vertreten und sie zehn Jahre lang zu stützen. Auch hier ersetzt das mobile Vermögen das erworbene. Sogar in der Liebe — besonders in der Liebe. Die Liebe, sagte die traditionelle Weisheit, ist ein Besitz. Der Verleger von ‚Lewis et Irène‘ fand das Wort der neuen Situation, als er auf seinen Umschlägen plakatierte: ‚In der Liebe gibt es immer einen Käufer und einen Verkäufer.‘ Der Bürger und sein Kapital treten, im Geschmack des literarischen Lebens, zurück vor dem Wechsler und seinem Felleisen. Das ist die Zermalmung, das Begräbnis der bürgerlichen Literatur. Aber was würde Flaubert dazu sagen, dessen Bourgeois-Haß nur eine literarische Bourgeoisie sah, und dessen Willen darauf gerichtet und dessen Leben danach bestrebt war, Meister anzuerkennen und für die Schüler ein erworbenes literarisches Vermögen zu schaffen und in dessen Fülle der alten Weisung zu folgen: dauern?“

Italienische Literatur

In den *Nouvelles Littéraires* spricht Benjamin Cremieux über die Frage: Wohin geht die italienische Literatur? Ihre augenblickliche Situation läßt sich kaum definieren. Es gibt keine beherrschenden Gestalten. Der Italiener ist sehr individualistisch und wehrt sich gegen direkte Beeinflussung. Es widerstrebt ihm, einen Schriftsteller — auch den größten — endgültig anzuerkennen. Auch heute wird jedes neue Werk von d'Annunzio oder Pirandello ebenso kritisch aufgenommen wie ihre ersten Werke.

„Wenn man augenblicklich d'Annunzio, Pirandello, Papini, Panzini als die vier bedeutendsten Namen der italienischen Literatur zitiert, so ist das ungefähr so, als ob man vor drei Jahren France, Loti, Bourget und Barès zitiert hätte, um die französische Literatur zu charakterisieren. Eine leichte Ausnahme muß man bei Pirandello machen, dessen späte literarische Blüte in gewisser Beziehung an die von Proust und von Valéry erinnert und der die große Berühmtheit erst nach dem fünfzigsten Jahre eroberte. —

Man kann sagen, daß die meist begabten und gewissenhaftesten Schriftsteller der neuen italienischen Generation fast alle in diesem Stadium der Negation sind: Anti-Realismus, Anti-Impressionismus. —

Die augenblickliche Qual eines italienischen Schriftstellers ist, einen Ersatz für Impressionismus und Nationalismus zu finden. Die drei am meisten in literarischen Kreisen gelesenen und diskutierenden französischen Schriftsteller sind Paul Valéry, Max Jacob und Mac Orlan. Proust, Romancier und Tagebuch-Schriftsteller, hat gewiß Leser, aber sein Einfluß auf die literarische Produktion ist gleich null.

Im Gegensatz dazu wirkt das Beispiel (Beispiel, nicht Nachahmung!) von Paul Valéry mit Macht auf einige

ältere „Rondisti“: Giuseppe Ungaretti, Emilio Caccchi, Vincenzo Cardarelli, wie das von Max Jacob und Mac Orlan auf Massimo Bontempelli wirkt.

Eine schmeichelhaft, wollüstig intellektualistische und abstrakte Literatur: das ersehnen die einen. Eine Literatur von ununterbrochener Phantasie die anderen.

Mehrere äußere Umstände haben die Produktion zahlreicher Schriftsteller dem Theater zugelenkt. Zunächst war es der Erfolg, den im Ausland die dramatischen Werke von Pirandello, Rosso di San Secondo oder Luigi Chéarelli fanden. Das Theater erscheint den italienischen Schriftstellern eine Zeitlang als ihr bester Weg zur Welt. Andererseits hat die Errichtung mehrerer künstlerischer Theater und besonders die von Pirandello's Theater in Rom eine der Produktion neuer dramatischer Werke günstige Strömung geschaffen. Fast alle besseren jungen Italiener haben sich daran gemacht, für das Theater zu schreiben, Bontempelli, Alvaro, Giovanetti, Savinio, Bacchelli usw. . . . Und wie Pirandello der große Anreger dieser Bewegung der dramatischen Erneuerung ist, läßt sein Einfluß nicht zu, sich ein wenig über der Produktion zu fühlen.

In Summa: Anti-Realismus, Intellektualismus und Phantasie mit expressionistischer Tendenz, das sind, mit besonderem Interesse für das Theater und einer Krise des Romans, die augenblicklich bezeichnendsten Züge der italienischen Literatur.“

Maeterlinck und Ägypten

Im neuesten Heft der Pariser Monatsschrift *Demain* spricht Maurice Maeterlinck über Ägypten. Die Farbigkeit seiner Schilderung ist, seitdem wir zum letzten Male etwas von ihm lasen, nicht verblaßt. Er begnügt sich nicht mit der Darstellung von Gesehenem. Es forscht auf verschiede-

nen Wegen nach dem ägyptischen Wesen. Er spürt nach dem Geheimnis des Landes. Deshalb begnügt sich Maeterlinck nicht mit der Betrachtung der ägyptischen Gegenwart, sondern geht zurück auf die Pharaonenzeit und ihre Kunst; spricht von den verschiedenen Manifestationen des ägyptischen Lebens; von der Wissenschaft der Priester; von der Geheimreligion; von der geistigen Atmosphäre. Als Probe dieser Abschnitt, dem eine Schilderung der Landschaft vorangeht:

„Die kleinen Städte, die am Rande der Eisenbahn oder des Flusses aufgestellt sind, sind gleichmäßig aus demselben schwarzen Schmutz geknetet, außer einigen roten oder gebrannten Backstein-Fassaden, mehr oder weniger mit Kalk gebleicht, einigen Schuppen und baufälligen Barracken, zwischen denen sich das Haus oder die landhausmäßige Villa eines Ingenieurs oder europäischen Verwalters erhebt, flankiert von den hohen Schornsteinen einer Zuckerfabrik, die plötzlich der Flußlandschaft den unangenehmen und unerwarteten Anblick der elendesten Vorstädte unserer Industriestädte geben.

Das ist also, in wenigen Worten, der Anblick des heutigen Ägypten. War er ehemals, zur Zeit der Pharaonen, derselbe? Es ist schwer zu wissen; denn die Wandmalereien und Bas-Reliefs, die so wundervoll in den Grabkammern, Grüften und Tempeln erhalten sind, stellen kaum Landschaften dar. Die ägyptische Kunst kennt nicht oder verachtet die Perspektive und die Ensemble-Ansichten; sie kennt kaum mehr als die einfache und symbolische Silhouette. Ein Baum stellt einen Wald dar, eine blaue Linie einen Fluß, eine Blume einen Garten. Selbst die berühmte Grabkammer des Tie, des pflichtvergesenen Oberaufsehers der fünften Dynastie, wo wir in ihrer wundervollen Frische so viel zierliche und ge-

schmackvolle Details aus dem ägyptischen Leben . . . finden, alles gibt uns nur eine ziemlich unbestimmte Idee der Landschaft und der Parks des früheren Ägypten. Allein die Terrassen des unter der achtzehnten Dynastie im Königstal erbauten großen Tempels von Deir-el-Bahri haben Spuren von Gärten bewahrt. Man sieht dort noch Steinbassins, durchbohrt von Rinnen für den Zufluß, und die Bas-Reliefs haben im Granit das dichte Laub der Bäume zur Verbrennung bewahrt, die mit großen Kosten vom Lande Punt, das sich an beiden Ufern des Roten Meeres dehnte, geholt wurden.

Alles, was man feststellen kann, ist, daß es vom Anfang des Deltas bis zum ersten Katarakt keinen Baum, außer Dattel und Tamariske, mehr gibt, ausgenommen die Umgebung von Kairo, wo es einige schattige und immer von der Wüste bedrohte Promenaden gibt. Der Maulbeerfeigenbaum, der der National- und heilige Baum war, ist vollständig verschwunden, ebenso wie Papyrus und Lotus, die das nördliche und südliche Ägypten symbolisierten und im Überfluß in den antiken Bildern vorkommen. Man trifft sie nur noch in den zoologischen oder botanischen Gärten.

Was die großen Städte, besonders Alexandria und Kairo, betrifft, so enttäuschen sie zunächst wie alle mehr oder weniger legendarischen Städte, die man in seinen Träumen von orientalischem Zauber beglänzt erblickt hat. Ihr Reichtum erscheint in den europäischen Vierteln ziemlich banal, verdächtig und von schlechtem Geschmack; und die einheimischen Viertel, deren Geschmack man wahrscheinlich erst nach langem Aufenthalt erkennt, scheinen bei der ersten Berührung seltsam elend, zerrissen, schmutzig, staubig und viel weniger farbig und malerisch, als die Reisenden es um die Wette wiederholen, die

allzu oft nur guterzogene Papageien sind.“

Das junge Belgien

In der *Revue de Genève* berichtet Franz Hellens über das literarische Belgien. Er spricht zunächst über die Gruppe „Lanterne Sourde“. Ursprünglich war diese heimliche Lanterne eine kleine Studentenzeitschrift in Brüssel, die seit zwei oder drei Jahren erschien und es nur auf wenige Hefte brachte. Aber die Gruppe um diese Zeitschrift begann zu leben: weniger aus eigener Kraft als durch Vorträge französischer Schriftsteller wie Duhamel, Romains . . . Als einer der nächsten Redner ist auch Fritz von Unruh eingeladen. Das Programm der Gruppe ist europäisch. Man will geistige Beziehungen zwischen den Nationen schaffen, aber auch den Belgiern das Schaffen der europäischen Dichter und Denker vorführen.

Über das jüngere Belgien, nach der Generation der Maeterlinck, Lemonnier, Verhaeren, sagt Hellens unter anderem:

„André Baillon hat sich nicht beeilt, zu veröffentlichen. Er ist fünfundvierzig Jahre alt, und sein Werk datiert von gestern. Vor sechs oder sieben Jahren erschien sein erstes Buch „Moi quelque part“, das später unter dem weniger glücklichen Titel „En Sabots“ neu herausgegeben wurde.

In einem Alter, wo so viele Andere, mühselig Autoren von zehn Büchern, und durch Umwege, dazu gelangen, ihren Namen in mittlerer Achtung zu erhalten, rührt André Baillon an den Ruhm mit einem Werk, das nur vier Bücher umfaßt: *En Sabots*, *Histoire d'une Marie*, *Zonzon Pépette* und *Par fil spécial*. Vier Werke von gleichmäßigem Wert, wo der Schriftsteller ebenso wie der Mensch das Zeichen eines Temperaments und einer Persönlichkeit eingedrückt hat, das man nicht vergessen kann. —

André Baillon könnte uns nicht täuschen; er hat zu sehr die Einfachheit berührt, um nicht der Mann der Wahrheit zu bleiben.

Indem ich jetzt von einem anderen Schriftsteller der gleichen Generation wie André Baillon spreche, nämlich Henri Vandeputte, erwecke ich die Erinnerung an eine fruchtbare Epoche, mit der sein Name eng verbunden ist. Henri Vandeputte hat wenig veröffentlicht. Was er uns von seinem Werke übergeben hat, umfaßt zwei oder drei, übrigens sehr seltsame, Bücher; Gedichte, in Vers und in Prosa, und eine Art von Lexikon der repräsentativsten Worte der menschlichen Seele, des täglichen Lebens, des Geistes, begleitet von dichterischen Kommentaren. Man kennt nicht genug diesen ausgezeichneten Schriftsteller, dessen geschmeidiger, schneller und manchmal funkelnder Stil einer der repräsentativsten unserer Epoche ist.

Ich habe früher gesagt, daß der Name von Henri Vandeputte an eine glänzende Periode unserer Literaturgeschichte erinnert. Alle Literaten erinnern sich an die *Revue „Antée“*, die im Jahre 1905 gegründet wurde und drei blühende Jahre lang lebte. Diese *Revue*, mit ihrem schönen roten Titel auf grauem Grund, bedeutet eine Periode, wie die französische und belgische Literatur nur eine hatten. Sie wurde geschaffen von vier Schriftstellern, Vandeputte, Christian Beck, Arthur Toisoul und Isi Collin. Im Prinzip sollte „Antée“ nur auf Werke dieses Quartetts von Dichtern und Prosaikern zählen; indessen erhielt jede Nummer den Besuch eines Eingeladenen. Für die ersten drei Nummern wurden eingeladen: Van Leberghe, Camille Lemonnier und Verhaeren. Die erste Nummer enthielt einen Akt des „Pan“. Aber die literarischen Ereignisse überstürzten sich; die *Revue* verschwanden eine nach der anderen. „Antée“ erhielt die

Mitarbeiter von ‚Ermitage‘, ‚Marges‘, der ‚Revue naturaliste‘, von ‚Enclos‘, ‚Psyche‘, und vermehrte sich um die Mitarbeiterschaft von allen, was Frankreich und Belgien damals unter seinen lebendigsten Schriftsteller zählte.

Die ‚Nouvelle Revue Française‘ existierte noch nicht. Man kann sagen, daß ‚Antée‘ das Präludium wurde und das Modell, von dem diese Zeitschrift auf gute Art ausging.“

Besuch bei Albert Verwey

Im *Mercur de France* veröffentlicht André Germain einen Beitrag über Holland. Er besteht aus Tagebuch-Aufzeichnungen über Begegnungen mit Landschaften, Städten, Menschen. Germain liebt dieses Land, seine Ebenen mit Wasser, Himmel, Grün, deren Menschen ihm wohlwollend waren. In Nordwyck besuchte er Hollands berühmtesten Dichter: Albert Verwey.

„Es ist dreißig Jahre her . . . durch die ersten Worte des warm empfindenden, leutseligen, außerordentlich jugendlichen Mannes, der mich empfängt, bin ich auf dieses Datum zurückgeworfen, auf diese heilige Insel einer Zeit, wo die Dichter herrschten. Es gab etwas Wunderbares in diesem Lied, welches, ohne sich zu kennen, zur selben Stunde Franzosen, Engländer, Holländer, Deutsche anstimmten, in der brüderlichen Leidenschaft, in der sie — zu meist Bureausklaven oder Mansardenbürger — sich als Fürsten fühlten. Unter den großen Städten, die sie seit langem verschlungen haben oder sie ganz umgeformt haben, sie zu vornehm Gefeierten werden ließ, zu Akademikern, hat sich ihr Zauber verstreut, mit dem sich Europa für einen Augenblick lang reinigte und hell bekleidete; aber Verwey auf seiner Düne hält ihn völlig aufrecht.

Mit seiner warmen, treuen Stimme beginnt er, mit mir zu sprechen, ebenso einfach wie lebendig. Und in das aufmerksame Zimmer, wo Sorgfalt und

Eifer als Diener sich aufhalten, sind bald königliche Besucher getreten: Mallarmé, Verlaine, Henri de Régnier, Ludwig Derleth, Stefan George, alle in feierlichen Gewändern, und, wenig von Stolz oder Ruhm beschützt, schüchtern unter seiner schwankenden Rebenkrone, der arme Ernest Dowson.

Alle diese Namen spricht mein Wirt allmählich aus und fügt zu ihnen irgendeinen auserlesenen Umstand. George . . . das war der erste, der ihm in der Einsamkeit erschien, in der er, ganz jung noch, sich begraben hatte. Nachdem er einige Jahre hindurch mit Kloos, van Eeden und van Dyssel „die Bewegung von 1880“ geleitet hatte, ist er dem Kampf und dem Erfolg geflohen, unzufrieden mit den Kompromissen, die sie fordern, mit dem Willen zur absoluten Reinheit. Und da hallt im Grunde seiner Ruhe eine große Stimme wieder: George. Die Gedichte von Stolz und Marmor entzücken ihn; und dann kommt der Dichter zu ihm, seltsame Kraft, stolzer Zauber. Verwey, die Natur selbst, ist gefesselt von diesem großen selbstgeborenen Herrn, der seinem Leben aber eine solche Haltung auferlegt, einen Sinn und seine geringen Gesten; der eine große Distanz zwischen die Menschen und sich setzt. Ein intimer Umgang tritt zwischen dem deutschen Magier und dem guten Holländer ein. —

Aus seinen frommen Archiven und wie aus dem Grund seiner Erinnerung zieht er ein Bild, um es mir zu zeigen. Wie schön und sinnvoll sie ist, diese Gruppe von fünf jungen, so schwer gekrönten Leuten, die die Zukunft erwarten: unten jene, die die bescheidensten Plätze gewählt haben, Klages . . ., Wolfskehl und Verwey, glücklich zu dienen, der eine sein Haus bietend, damit der Meister dort wohne, der andere sein Herz; und über ihnen, mehr stolz als gerührt, mehr genial als menschlich der große Dichter, der nur einwilligt, einen Eben-

bürtigen zu finden: in diesem anderen Berufenen im intimeren Reich. Schuler, welcher außerordentliche Träumer, dieser Schuler, der im Schatten alter Zeiten seinen Weg ging, nie einwilligte, seine brennenden Träume niederzuschreiben, aber sie manchmal unterwürfigen, scheuen Zuhörern auslieferte. Dann sprach er an einem dieser unvergeßlichen Abende vom Rom der Cäsaren, nicht wie ein Gelehrter, gestützt auf seine Krücken von Texten, sondern wie ein Zurückgekehrter, der einem seine Erinnerungen ins Gesicht wirft.“

Moderne indische Kunst

Die Londoner Kunst-Zeitschrift *The Studio* berichtet — im Anschluß an eine Ausstellung — über neue indische Malerei.

„Eine der bedeutendsten Bewegungen, welche englische Erziehung in Indien in Gang gebracht hat, ist die Geste nach einer wirklichen Wiedereinsetzung der indischen Kultur-Ideale. Im Reich der Kunst drückt sich das im Erwachen des Rassen-Bewußtseins aus, das der alten Kunst Indiens eine neue Orientierung gegeben hat. Die Geschichte der Geburt einer neuen Malerschule unter Führung von Doktor Abanindra Nath Tagore, jetzt Kunstlehrer an der Universität von Kalkutta, ist den Lesern von *The Studio* durch Mr. Havell erzählt worden. Das Versprechen, das die neue Schule zu Beginn machte, ist in sehr interessanten Entwicklungen erfüllt worden. Abanindra Nath Tagore steht heute nicht allein, sondern wird unterstützt durch eine Gruppe begabter bengalischer Künstler, von denen jeder seine eigene Individualität hat, und einen ausgezeichneten Blick, welcher die Bewegung durch verschiedene Phasen bereichert hat. Und die kleine, aber repräsen-

tative Auswahl der Bilder von Pinseln einer Gruppe moderner indischer Künstler bietet eine einzigartige Gelegenheit, die Ziele und Erfüllungen der modernen Schulen zu studieren.

Von dieser Gruppe ist keiner eigenartiger indisch in Vision und Temperament als Khitindra Nath Mazumdar. Er hat für sich selbst die alte indische Phantasie-Welt gewählt. Sein Pinsel ist in die phantastischen Farben des mysteriösen Ostens getaucht, welchen er in außerordentlich nachdenklichen Entwürfen schildert — im Ausdruck eines menschlichen Typus, der allein mit dem Übernatürlichen harmonisieren kann. Von seinen ausgestellten Werken war das am meisten typische seine 'Jamuna', eine symbolische Darstellung eines Flusses dieses Namens und von legendarischer Assoziation, der Nord-West-Indien durchfließt. In dieser kleinen Miniatur ist das schwarze Wasser des Flusses gemalt in der Person eines Mädchens, dessen dunkle Gesichtsfarbe hervorgehoben wird durch das weiße Gewand und den Überfluß an niedlichen Juwelen und Dekorationen von Blumen. Trotz des traditionellen Heiligenscheines, der noch dazu gehört wegen der häufigen Behandlung des Themas in der altindischen architektonischen Skulptur, bietet der Künstler einen absolut modernen Anblick; seine Vision ist unbeeinflusst von den alten Meistern, die wiederholt denselben Gegenstand behandelt haben. Um Ruskins Worte zu gebrauchen: in der 'heiligen Ungeschicklichkeit' der Zeichnung seiner 'bildlichen Kreaturen' hat Mazumdar einen bedeutenden Beweis seiner erfinderischen Macht gegeben, die nicht erstickt oder begrenzt war durch die Netze von 'Studien-Modellen'.“

Rudolf Kayser

B Ü C H E R S C H A U

- Max Adler, Kant und der Marxismus. E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin.
- Mimi Bachner-Oskrkany, Die steile Straße. Rikola-Verlag, München.
- Oskar Beyer, Schöpfung. (Weltgeschichte religiöser Kunst, 6 Bde.) Furche-Kunstverlag, Berlin.
- Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund. F. A. Brockhaus, Leipzig.
- Georg Brandes, Die Jesussage. Erich Reiß, Berlin.
- Karl Bröger, Jüngste Arbeiterdichtung. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin.
- Arnolt Bronnen, Rheinische Rebellen. Ernst Rowohlt, Berlin.
- Emil Daniels, Englische Staatsmänner. Georg Stilke, Berlin.
- Ludwig Diehl, Alt-Mergentheim. Chr. Belser A.-G., Stuttgart.
- Felix Fechenbach, Im Haus der Freudlosen. I. H. W. Dietz Nachf., Berlin.
- Hans Franck, Eberhard Viegner. G. D. Baedeker, Essen.
- Julius Goebel, Jahrbuch d. Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. The University of Chicago-Press, Illinois.
- Cafadio Hearn, Japanische Geistergeschichten. Propyläen-Verlag, Berlin.
- Hans Jantzen, Deutsche Bildhauer. Insel-Verlag, Leipzig.
- Georg Kaiser, Gats. Gustav Kiepenheuer, Potsdam.
- Karl Kurt Klein, Die deutsche Dichtung Siebenbürgens. Gustav Fischer, Berlin.
- Karel Kramar, Die russische Krisis. Duncker & Humblot, München.
- Rom Landau, Der unbestechliche Minos. Harder-Verlag, Hamburg.
- Camillo Morocutti, Europa und die völkischen Minderheiten. Eugen Diederichs, Jena.
- R. C. Muschler, Richard Strauß. Franz Bergmeyer, Hildesheim.
- Karin Michaelis, Mette Trap. Gustav Kiepenheuer, Potsdam.
- Alfred Neumann, Die Brüder. Ed. Strache, Wien.
- Otto Neurath, Wirtschaftsplan und Naturalrechnung. E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.
- Oskar Pareit, Vom Alltag schwäbischer Vorzeit. Silberburg G. m. b. H., Stuttgart.
- Dr. Placzek, Homosexualität und Recht. Georg Thieme, Leipzig.
- Josef Popper-Lynkeus, Gespräche. R. Löwit Verlag, Wien.
- Friedrich Preuß, Vom deutschen Wandern. Verlag, Der Buchermann, Dresden.
- Theodor Reik, Geständniszwang und Strafbedürfnis. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien.
- Johann Reinke, Naturwissenschaft, Weltanschauung, Religion. Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg.
- Gerhard Ritter, Luther. F. Bruckmann A.-G., München.
- Jules Romain, Lucienne. Propyläen-Verlag, Berlin.
- Eugen Rosenstock, Die Kräfte der Gemeinschaft. Walter de Gruyter & Co, Berlin.
- Hermann Skolaster, Im Banne der Ngil. Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg.
- Georg Stefansky, Das hellenisch-deutsche Weltbild. Friedrich Cohen, Bonn.
- Emil Utitz, Jahrbuch der Charakterologie. Pan-Verlag Rolf Heise, Berlin.
- Paul Zech, Das törichte Herz. I. H. W. Dietz Nachf., Berlin.
- Les Appels de l'Orient, Emile-Paul Frères, Paris.
- Civilization in the United States. Harcourt, Brace & Co., New York.

Besprechungen einzelner Bücher vorbehalten

Wir verweisen auf den diesem Heft beiliegenden sechzehnseitigen, illustrierten Thomas Mann-Prospekt, in dem sämtliche Werke des Dichters ausführlich angezeigt sind.

UNSERE FRÜHJAHR-S=NOVITÄTEN 1925

PETER ALTENBERG

Der Nachlaß

4. Auflage

Geheftet 3.50 RM, in Halbleinen 5.— RM

ALICE BEREND

Der Schlangenmensch

Roman

6. Auflage

Geheftet 4.50 RM, in Leinen 6.50 RM

GERHART HAUPTMANN

Fasching

10. Auflage

(Fischers Illustrierte Bücher)

Mit 12 Abbildungen von Alfred Kubin

Geheftet 1.50 RM, gebunden 2.50 RM

HERMANN HESSE

Kurgast

Aufzeichnungen von einer Badener Kur

10. Auflage

Geheftet 3.50 RM, in Leinen 5.50 RM

ARTHUR HOLITSCHER

Der Narrenbaedeker

Aufzeichnungen aus Paris und London

Mit 15 Holzschnitten von Frans Masereel

4. Auflage

Geheftet 4.— RM, gebunden 6.— RM

VORZUGSAUSGABE

in 300 numerierten Exemplaren auf Bütten

Nr. 1—50 mit einer Mappe, die je einen Handabzug der Holzschnitte auf Japan mit Masereels Unterschrift enthält. In Ganzpergament 120 RM
Nr. 51—300 ohne die Mappe. Der Druckvermerk von Frans Masereel unterschrieben.

In Halbpergament 30 RM

LAURENCE HOUSMAN

Gespräche mit Oscar Wilde

Ein Zusammenreffen in Paris

Deutsch von Herman George Scheffauer

3. Auflage

Geheftet 2.50 RM, in Leinen 3.50 RM

BERNHARD KELLERMANN

Die Wiedertäufer von Münster

Drama in fünf Akten

3. Auflage

Geheftet 3.50 RM, gebunden 4.50 RM

RICHARD LEWINSOHN

Die Umschichtung
der europäischen Vermögen

5. Auflage

Geheftet 6.— RM, gebunden 8.— RM

THOMAS MANN

Herr und Hund

10. Auflage

(Fischers Illustrierte Bücher)

Mit 15 Zeichnungen von Georg W. Rößner

Geheftet 2.— RM, gebunden 3.— RM

BERNARD SHAW

Die heilige Johanna

Dramatische Chronik in 6 Szenen und einem

Epilog

Deutsch von Siegfried Trebitsch

Illustrierte Festaussgabe

der fünfzigsten Auflage

Mit 8 Steinradierungen von George G. Kobbe

Geheftet 9.— RM, in Ganzleinen 12.50 RM

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN



NAPOLEON

VON EMIL LUDWIG

Mit 21 seltenen Napoleon-Bildnissen auf Tafeln

21.—40. Tausend / 700 Seiten / Geheftet M. 10.— / In Ganzleinen M. 14.—

Julius Bab: Atemlos, wie das Tempo dieses Lebens, ist das des Buches. Ludwig durchquert mit stürmischer Energie das ungeheure Material, um mit künstlerischer Kraft ein Menschenbild aufzubauen.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung
Den ausführlichen Prospekt über die Werke Emil Ludwigs
verlange man direkt vom

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

Die deutsche
Pirandello-
 Ausgabe
 begann zu erscheinen

**Sechs Personen
 suchen einen Autor**
 Ein zu verfassendes Theaterstück

Heinrich IV
 oder
Die lebende Maske
 (Keine historische Tragödie)

**Die Wollust
 der Anständigkeit**
 Komödie

**Das Leben,
 das ich dir gab**
 Tragödie
 Preise obiger Werke
 in Ganzleinen 4.50 M, kartoniert 3.50 M

Der Zweite
 Eine Auswahl von Novellen aus
 der ersten Zeit des Dichters
 in Leinen 6.— M

Mattia Pascal
 Roman
 in Leinen ca. 6.50 M

Thomas Mann

Porträt radierung
 von
KARL DANNEMANN

*

Einmalige Auflage von nur 35
 Exemplaren auf Kaiserlich Japan
 vom Dichter und Künstler signiert
 50.— M

Diese Porträt-Radierung des Dichters,
 die man wohl als die bislang gelungenste
 ansehen kann, wurde den ersten 90
 Exemplaren des im vorigen Jahre in
 einer einmaligen Auflage von 300
 Exemplaren erschienenen Buches

**Okkulte
 Erlebnisse**
 von

THOMAS MANN

beigelegt. Auch in dieser Buchausgabe
 ist die Radierung vom Dichter signiert
 Handgebundener Maroquinband 65.— M
 Einige wenige Exemplare sind noch
 lieferbar und durch jede gute
 Buchhandlung zu be-
 ziehen

ALF HÄGER VERLAG / BERLIN SW 68
 Charlottenstraße 73

NOVITÄT

Zum 50. Geburtstag des Dichters erschien die
literarisch-kritische Biographie

THOMAS MANN

Sein Leben und sein Werk

von

ARTHUR ELOESSER

Mit 21 Bildern aus Familienbesitz

Geheftet 5.— RM, in Ganzleinen 6.50 RM

Am 6. Juni feiert Thomas Mann seinen 50. Geburtstag, Deutschlands repräsentativer Erzähler, dessen Werk ein stolzer Besitz der deutschen Dichtung ist, dessen Ruhm die Weltgeltung des geistigen Deutschlands vermehrt hat. Zu diesem Tage erscheint aus der Feder des bekannten Kritikers und Literaturhistorikers Arthur Eloesser eine Biographie, die das Schaffen des Dichters aus seinem Erleben begründet, die von den Buddenbrooks und dem Tonio Kröger bis zum Gipfel des Zauberbergs das Wachstum hoher Künstlerschaft auf äußerem und innerem Schicksal aufbaut. Die Gestalt des Meisters, die sich von Werk zu Werk vollender hat, soll den Mitlebenden und den Künftigen durch die Biographie menschlich vertraut gemacht werden. Die Darstellung beruht auf einer eingehenden Kenntnis der Entwicklung von Thomas Mann, ein literarisches Porträt, zu dem der Dichter selbst im Spiel von Rede und Antwort gesessen hat. Diesem Zweck dient auch ein reiches Bildermaterial, dessen Benutzung dem Biographen gestattet wurde, sowohl aus allen Lebensverhältnissen des Dichters selbst wie aus der intimen Geschichte seiner Vorfahren, die sich durch seinen ersten Meisterroman als die „Buddenbrooks“ unsere liebende Anhänglichkeit gesichert haben. So wird die Darstellung in Wort und Bild auch einen allgemeinen Beitrag zur Geschichte deutscher Seele, deutschen Geistes bedeuten.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

AUS ANLASS DER FÜNFZIGSTEN AUFLAGE
ERSCHIEN SOEBEN EINE ILLUSTRIERTE FESTAUSGABE VON

BERNARD SHAW

DIE HEILIGE JOHANNA

Dramatische Chronik in sechs Szenen und einem Epilog

Nebst einem siebenundsiebzig Seiten starken Vorwort

Deutsch von Siegfried Trebitsch

Mit acht Steinradierungen von George G. Kobbé

Wir glauben in diesem jungen Maler einen Künstler gefunden zu haben, dessen Weise ihn besonders geeignet machte, in der geistig präzisen Linienführung Shaws Anregungen für die Entfaltung seiner im formalen Willen gleich gerichteten Natur zu finden. Es wäre billig gewesen, gerade zu diesem stark bewegten, figuren- und situationenreichen Drama glossierende Illustrationen zu geben, die letzten Endes nur auf eine besondere Art das wiederholen könnten, was die Bühnenpraxis in den örtlich wechselnden Aufführungen ohnehin bietet. Dieser Gefahr wurde Kobbé dadurch Herr, daß er die spezifische Essenz jeder Szene auf eine Hauptgestalt übertrug und in ihr ohne Zuhilfenahme der dramatischen Vorgänge das Wesen der Szene ausdrückte. Wiederum im Sinne Shaws verzichtet er dabei auf symbolisches Beiwerk und jegliche Natur-Staffage.

stellt vielmehr seine Figuren kalt und scharf auf die weiße Papierfläche
und ruft durch die klare Umrißwirkung den Eindruck der
Fülle und des visuell reichhaltig ausgeführten
Charakters dennoch hervor.

Preis des Exemplars, in Ganzleinen gebunden 12.50 RM

Hundertfünfzig Exemplare werden numeriert, vom Künstler auf allen Graphikblättern signiert und in Halbpergament gebunden, Preis 25 RM

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

DIE GROSSEN FRANZOSEN DER GEGENWART

in mustergültiger deutscher Übersetzung

RAYMOND RADIGUET

DEN TEUFEL IM LEIB

Roman / Pappe M 4.50, Ganzleinen M 5.50

DAS FEST

Roman / Pappe M 4.50, Ganzleinen M 5.50

Diese Liebes-Romane des XX. Jahrhunderts, von einem kaum Zwanzigjährigen geschrieben, reihen sich in ihrer erstaunlichen künstlerischen Reife den klassischen Liebes-Romanen der Weltliteratur ebenbürtig an. Sie erregten bei ihrem Erscheinen in Frankreich das höchste Aufsehen aller Freunde einer blutvollen, aus dem Erlebnis heraus gestalteten Kunst.

CHATEAUBRIANT

SCHWARZES LAND

Roman / Pappe M 6.50, Ganzleinen M 7.50

Mit dem Goncourt-Preis gekrönt, steht Châteaubriant im Mittelpunkt des literarischen Lebens in Frankreich. Sein Roman Schwarzes Land, in dem der Untergang einer alten Welt durch das Eindringen der modernen Zivilisation geschildert wird, wurde innerhalb eines Jahres in 400 000 Exemplaren verkauft.

FRANCIS CARCO

DER GEHETZTE

Roman / Pappe M 3.—, Ganzleinen M 4.—

Mit dem großen Romanpreis der Französischen Akademie gekrönt.

AN STRASSENECKEN

Pappe M 4.50, Ganzleinen M 5.50

Pariser Boulevard-Erzählungen

Carco ist Paris, die brausende, von Licht und Schatten erfüllte Weltstadt; seine Kunst ein unerbittlicher Naturalismus, der das Maskenhafte des Lebens aufdeckt und die Tiefe mit ihren Schauern und ihren Schönheit vor uns aufleuchten läßt.

VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN

W. 35 / MAGDEBURGER STRASSE 7 / TELEFON: LÜTZOW 6167, KURFÜRST 6619

Fischers Romanbibliothek

in neuer bester Ausstattung auf holzfreiem Papier und in Ganzleinen

Jeder Band geheftet 1.50 RM, in Ganzleinen 2.50 RM

Als Novitäten erscheinen in dieser Sammlung

GEORGE MOORE LIEBESLEUTE IN ORELAY

Deutsch von Max Meyerfeld

George Moore steht als der dritte große Ire neben Wilde und Shaw. In der Kunst sinnigen Plauderns ist ihm heute keiner ebenbürtig. Sie kommt auch in dieser Erzählung, die Lebenskunst und Liebeskunst in einer ganz besonderen Art vermischt, zu reichster Geltung.

ROBERT MICHEL DIE HÄUSER AN DER DŽAMIJA

Liebesbegegnungen von holder Einfalt, aus dumpfen Wallungen erwachend und wie im zarten Morgenlicht erblühend, werden geschildert, ganz ohne Sentimentalität oder Frivolität. Reine, keusche, und doch sinnenstarke Natur, hier und da von einem Schimmer naiven Humors überflogen. (Vossische Zeitung)

In Neuauflage erscheinen:

ALICE BEREND

Frau Hempels Tochter
130. Auflage

Die Reise des Herrn Sebastian Wenzel
122. Auflage

LAURIDS BRUUN

Van Zantens glückliche Zeit
185. Auflage

Insel der Verheißung
138. Auflage

Die freudlose Witwe
96. Auflage

Heimwärts
65. Auflage

THEODOR FONTANE

L'Adultera
85. Auflage

HERMANN HESSE

Schön ist die Jugend
88. Auflage

SELMA LAGERLÖF

Herrn Arnes Schatz
71. Auflage

JULIUS LEVIN

Das Lächeln des Herrn von Golubice-
Golubicki
35. Auflage

THOMAS MANN

Der kleine Herr Friedemann
96. Auflage

Das Wunderkind
70. Auflage

JAKOB WASSERMANN

Der nie geküßte Mund
77. Auflage

ADOLF WITTMACK

Konsul Möllers Erben
31. Auflage

Die Sammlung wird fortgesetzt

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

HERMANN HESSE

GESAMMELTE WERKE

Jeder Band ist einzeln käuflich und nicht numeriert. Die Werke werden auf schönem holzfreien Papier in der Unger-Fraktur gedruckt und einheitlich ausgestattet. Einbandentwurf von Prof. E. R. Weiß

*

Wir beginnen die Reihe der „Gesammelten Werke“ mit der soeben zur Ausgabe gelangten neuen Erzählung

KURGAST

Aufzeichnungen von einer Badener Kur. 10. Auflage

Geheftet 3.50 RM, in Ganzleinen 5.50 RM

*

In Kürze gelangen in dieser Reihe zur Ausgabe

ROSSHALDE

Roman. 52. Auflage

MÄRCHEN

28. Auflage

Geheftet 4.50 RM, in Ganzleinen 6.50 RM Geheftet 3.50 RM, in Ganzleinen 5.50 RM

Hermann Hesse ist eine der reinsten und wesensvollsten Führergestalten unserer literarischen Gegenwart. Mögen seine Bücher zuweilen nur ihrer eigenen innigen Stille hingegeben scheinen oder ihrer ganz persönlichen Sehnsucht und Leidenschaft, mögen sie im Frieden der Heimat oder im seelischen Abenteuer des Wanderers nach Süden und Osten die klingende Einkehr suchen, — die Reihe der Werke Hesses entfaltet eine in sich gesicherte, zauberisch wissende und überzeugende Anschauung der Welt, mit der wir uns alle auseinanderzusetzen haben.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

FÜR DIE REISEZEIT

empfehlen wir die sowohl wegen ihrer sorgfältigen Textgestaltung
als wegen ihres handlichen Taschenformats beliebte

PANTHEON-AUSGABE

Jeder Band mit einem Dichterporträt,
auf holzfreiem Papier gedruckt in Leder gebunden 6.50 RM

In diese Sammlung wurde neu aufgenommen:

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Westöstlicher Divan

Textrevision und Einleitung von Oskar Loerke

Von früheren Bänden sind bereits wieder folgende lieferbar:

ANNETTE VON DROSTE-HÜLSHOFF

Gedichte

*Textrevision von Alexander von Bernus.
Einleitung und Erläuterungen von Sybel-Bernus*

JOSEPH VON EICHENDORFF

Gedichte

Textrevision von Emil Strauß. Einleitung von Kurt Jahn

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Faust I/II (2 Bände)

*Einleitung, Textrevision und Erläuterungen
von Otto Pniower*

Gedichte (2 Bände)

*Einleitung, Textrevision und Erläuterungen
von Otto Pniower*

Hermann und Dorothea

Textrevision und Einleitung von Max Morris

Torquato Tasso

*Textrevision, Einleitung und Erläuterungen
von Otto Pniower*

Werthers Leiden

Textrevision und Einleitung von Otto Pniower

FRIEDRICH HEBBEL

Gedichte

Auswahl, Textrevision und Einleitung von Julius Bab

HEINRICH HEINE

Buch der Lieder

Textrevision und Einleitung von Ernst Elster

Atta Troll · Deutschland

Einleitung und Erläuterungen von Richard M. Meyer

FRIEDRICH HÖLDERLIN

Gedichte

Auswahl, Textrevision und Einleitung von Emil Strauß

NIKOLAUS LENAU

Gedichte

Auswahl, Einleitung und Textrevision von Leo Greier

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING

Nathan der Weise

*Textrevision von Otto Pniower.
Einleitung und Erläuterungen von Albert Köster*

EDUARD MÖRIKE

Gedichte

*Textrevision, Einleitung und Erläuterungen
von Franz Deibel*

FRIEDRICH RÜCKERT

Gedichte

Auswahl und Einleitung von Oskar Loerke

FRIEDRICH VON SCHILLER

Gedichte

*Auswahl, Textrevision und Einleitung
von Richard Weißenfels*

WILLIAM SHAKESPEARE

Hamlet

*Revision und Erneuerung des Textes.
Einleitung und Erläuterungen von Rudolf Fischer*

LUGWIG UHLAND

Gedichte

*Textrevision, Einleitung und Erläuterungen
von Harry Maync*

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Italianische Reise (3 Bände)

Einleitung und Anmerkungen von G. v. Graevenitz

Preis 24 RM

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

FISCHERS ILLUSTRIERTE BÜCHER

Soeben erschienen in dieser Sammlung

GERHART HAUPTMANN

Fasching

Mit 12 Abbildungen von Alfred Kubin

10. Auflage. Mit handkoloriertem Einband

Geheftet 1,50 RM, gebunden 2,50 RM

Diese Novelle ist die früheste erzählerische Arbeit Gerhart Hauptmanns. Blieb die Studie jahrzehntelang verborgen, so bedeutet die Herausgabe in Buchform doch keineswegs nur eine historische Ergänzung der Leistung eines heute weltberühmten Dichters.

THOMAS MANN

Herr und Hund

Mit 15 Abbildungen von Georg Walter Rößner

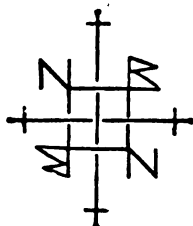
10. Auflage. Mit handkoloriertem Einband

Geheftet 2 RM, gebunden 3 RM

Kaum ein anderer Maler war seiner Wesensart nach so vorbestimmt, Thomas Manns Idylle mit Bildern zu schmücken, wie Georg Walter Rößner. In fünfzehn Bildern zieht im Spiegel eines Hundedaseins ein Schicksal bewegender Schönheit vorüber, von der mitleidigen Aufnahme des struppigen Findlings Bauschan bis zu seiner restlosen Anerkennung als wertvolles Mitglied einer menschlichen Gesellschaft.

Weitere Bände sind in Vorbereitung

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN



Der skandinavische Norden ist zu einem bestimmten Kulturbegriff geworden, der eine eigenartige Macht auf den Deutschen ausübt. Nicht nur gemeinsame Herkunft und dunkle Vorzeit, von der viele Märchen, Mythen, Heldenlieder, Sagen erzählen, verbinden den Deutschen mit den Völkern des Nordens, sondern vor allem eine parallele geistige Entwicklung, manche gemeinsame Ziele und Ideale. — Diese innige Verbundenheit zeigt sich am deutlichsten in den wechselseitigen Beziehungen, stärksten Anregungen der Dichter und Denker. Zur Förderung dieser äußerst fruchtbaren Wechselbeziehungen will die Sammlung

NORDISCHE BÜCHER

Herausgeber: Heinrich Goebel

die wertvollsten Dokumente nordischer Geisteskultur in repräsentativer Auswahl, der hohen Aufgabe würdigen Übersetzungen zusammenstellen. Das unvergängliche Alte (Holberg) soll nicht weniger vertreten sein als die großen Repräsentanten nationaler Kulturen (Runeberg und Topelius) oder die zur Weltliteratur gehörenden Größen (Jacobsen, Strindberg, Lagerlöf); vom neuesten Schaffen finden typische, hervorragende Werke (Sigbjörn Obstfelder, Peter Egge, Regine Normann u. a.) ihren Platz.

Die Preise der erschienenen Bände in grünem Leinen sind:

- | | |
|---|--|
| <p>1. August Strindberg, Vom Heiraten. Neun Ehegeschichten. Aus dem Schwedischen von Heinrich Goebel M 3.80</p> <p>2. Selma Lagerlöf, Unsichtbare Bände. Aus dem Schwedischen v. Ilse Meyer-Lüne M 3.80</p> <p>3. Zachris Topelius, Finnländische Märchen. Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne M 3.80</p> <p>4. Zachris Topelius, Neue finnländ. Märchen. Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne M 3.80</p> <p>5. Holberg, Der politische Kannegießer. Der Franzosennarr. Aus dem Dänischen von Heinrich Goebel M 4.60</p> <p>6. Sigbjörn Obstfelder, Das Kreuz und andere Novellen. Autorisierte Übertragung aus dem Norwegischen von Heinrich Goebel M 3.80</p> <p>7. Joh. L. Runeberg, Hanna. Der Weihnachtsabend. Zwei Dichtungen. Aus dem Schwedischen von Joh. Oehquist M 3.80</p> | <p>8. C. J. L. Almquist, Das Jagdschloß. Aus dem Schwedischen v. Heinrich Goebel M 3.80</p> <p>9. C. J. L. Almquist, Die Kapelle. Der Palast. Aus dem Schwedischen von Heinrich Goebel M 3.80</p> <p>10. Zachris Topelius, Die Herzogin von Finnland. Roman. Aus dem Schwedischen von Rita Oehquist M 5.50</p> <p>11. Peter Egge, Das Herz. Ein Roman. Autorisierte Übertragung aus dem Norwegischen von Heinrich Goebel M 4.60</p> <p>12. J. P. Jacobsen, Niels Lyhne. Roman. Aus dem Dänischen von Heinrich Goebel M 5.50</p> <p>13. Regine Normann, Die Krabbenbucht. Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellinor Drösser . . . M 4.60</p> <p>14. Verner v. Heidenstam, Der Wald rauscht. Sagen und Erzählungen. Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne M 3.80</p> |
|---|--|

H. HAESSEL / VERLAG / LEIPZIG

Neue Bücher

Fechenbachs

Zuchthausbuch

Ein erschütterndes Dokument der
Anlage gegen die Trägheit des Herzens

Ganzleinen M 3.30

Kartonierte M 2.20

HEINRICH CUNOW

Politische Kaffeehäuser

Pariser Silhouetten aus
der großen französischen Revolution

Ganzleinen M 2.30

JOHN SCHIKOWSKI

**Stürmer gegen das
Philistertum**

Ganzleinen M 2.—

PAUL ZECH

Das törichte Herz

Des Dichters stärkste Schöpfung

Ganzleinen M 5.25

*

*Die vorbildliche Ausstattung
unserer Verlagswerke genügt
höchsten Ansprüchen*

J. H. W. DIETZ NACHFOLGER

BERLIN SW. 68

Vor kurzem erschien

Friedrich Hebbel

Die Nibelungen

Mit 44 Radierungen von ALOIS KOLB

Ausgabe 1—50

Vorzugsausgabe. Enthält außer dem
mit der Hand in Schweinsleder gebundenen
Buch noch in Mappe die 15 Vollbilder
als Einzelblätter mit den Remarques auf
Japanpapier gedruckt. Das Ganze in vor-
nehmer Schubkassette

Preis M. 400.—

Ausgabe 51—450

Buchausgabe in Halbpergament

Preis M. 160.—

Sämtliche Vollbilder sind in beiden Aus-
gaben vom Künstler signiert

**Karl W. Hiersemann, Verlag,
Leipzig Königstr. 29.**

Bibliographisches Institut in Leipzig

Soeben erschien der zweite Band
der siebenten Auflage von

**MEYERS
LEXIKON**

12 Halblederbände

Über 160 000 Artikel auf 20 000
Spalten Text, rund 5000 Abbil-
dungen u. Karten im Text, fast 800
z. T. farbige Bildertafeln, Karten
und Pläne, über 200 Textbeilagen

Band I und II kosten je 30 Mark

LUDWIG GOLDSCHIEDER

RUHE AUF DER FLUCHT

APHORISMEN UND SCHLUSSREIME

(Stattliches Quartformat. Dokumentenpapier. Druck der Schwabenpresse.)

Preis: Pappe M 4.—, Ganzleinen M 5.20

Stimmen der Presse:

Stefan Zweig in der „Neuen Freien Presse“:

.... In Aphorismen und Gedankengedichten sind hier Erkenntnisse mit äußerster Kraft zu engsten und klarsten Formen gepreßt und wirklich ganz kristallinisch durchsichtig und konsistent geworden Bei diesem ersten und leidenschaftlichen Geist kommt alles aus einem inneren Verantwortungsgefühl den geistigen und sittlichen Werten gegenüber. Am stärksten offenbart sich seine Fähigkeit der Verdichtung in den dichterischen Zeilen, in jenen Strophen, die von Angelus Silesius die Form übernommen haben und sie nun mit weniger Pietismus, aber doch mit weltreligiösen Symbolen voll erfüllen. Hier gelingt seiner starken bildnerischen Begabung oft unvergleichlicher Ausdruck, und so wirkt aus diesem schmalen, durchaus unprätentiös dargebrachten Dichterbuch neben dem Dichterischen noch mehr geistige Anregung zurück, als sonst von umständlichen philosophischen Werken.

„Vossische Zeitung“:

.... Das Ergebnis einer zuchtvoll erhöhten und vertieften Erfahrung und eines durchaus systematischen Denkens, das den Gedanken immer bündig formt und ihn doch sehr geschickt nie ganz verrät, so daß dem Leser die letzte Synthesis selbst überlassen bleibt

„Revue Germanique“:

Mais notre plus grande joie a été de savourer des aphorismes RUHE AUF DER FLUCHT von Ludwig Goldschneider. Une critique des ces aphorismes ne serait possible qu'en aphorismes. Mais nous aurions peur de profaner ces phrases écrites avec une plume d'or, et nous préférons donner quelques exemples

PHAIDON-VERLAG / WIEN VI / Capistrangasse 2

Spamer'sche Buchdruckerei Leipzig

Großbuchdruckerei
mit 166 Druckmaschinen
und 100 Setzmaschinen
für Werke schöner, wissenschaft-
licher und bibliophiler Literatur
sowie für Handel, Industrie
und Gebrauchsgraphik
Musiknotensatz und -druck
Wertpapierdruck
Rotationsdruck

Offsetdruck, Wincordruck
Anastatische Druck

Chemigraphische Kunstanstalt

Engelhorn's Romanbibliothek
Neuer Band
(38. 14.)

Frieda S. Kraze
Die steinernen Götter

Großkloster Am —.75 / in Ganzleinen
Am 1.25 / in Halbleder mit reicher
Küstenvergoldung Am 4.—.

*

Das neueste Buch der
Preisrätlerin in Veltagen & Klossing's
Novellenwettbewerb

*

Sie haben in allen Buchhandlungen
und auf Bahnhöfen

J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart

GIACOMO CASANOVA DIE NONNEN VON MURANO

M. M. und C. C.

Mit 21 farbigen Lithographien

von

RUDOLF GROSSMANN

Emil Waldmann übertrug dieses entzückendste aller Liebesabenteuer Casanovas aus dem französischen Urtext ins Deutsche.

Das Buch erscheint in folgenden 4 Ausgaben:

Pappband Mk. 8.—

Halbleinen Mk. 10.—

Ganzleinen Mk. 12.—

Ganzpergament mit der Hand gebunden, mit auf der Handpresse abgezogenen farbigen Lithographien, vom Künstler handsigniert, Mk. 75.—

PONTOS VERLAG / BERLIN W. 57, BÜLOWSTR. 104

In unserem Verlage



erscheint soeben:

Klaus Mann / VOR DEM LEBEN Novellen

In Ganzleinen gebunden Rm. 4.50

Man wird dieses Buch lesen. Man wird es lesen aus Neugierde und Kuriositätenlust: als das Werk eines Achtzehnjährigen und als das erste Werk von Thomas Manns ältestem Sohne. Aber man sollte darüber hinaus bei diesem Buch verweilen mit der Besinnlichkeit und Rührung, die eine Stimme der Jugend erwecken muß, mit der Fröhlichkeit und Trauer, die aus den bunten Geschehnissen hier spricht, und mit der erfreuten, ernsthaften Achtung, die einem starken Talente wie diesem gebührt. — Leichtestes Spiel mit Formen und Gedanken, aufgelöst bis ins Märchenhafte, vereint sich hier mit sachlicher, realistischer Schilderung zu Bild und Botschaft einer seltsam zwiespältigen, doch reichen neuen Jugend.

Durch alle Buchhandlungen

GEBR. ENOCH VERLAG, HAMBURG I

POLITISCHE BÜCHEREI

HILAIRE BELLOC

DER SKLAVENSTAAT

Übersetzt und herausgegeben von Prof. Arthur Salz.
Ganzleinen geb. M 7.50

Nur im England des Hochkapitalismus konnte dieses Buch entstehen, das in der Erkenntnis der völligen Unsicherheit und Labilität unserer kapitalistischen Gesellschaftsordnung vor die Entscheidung stellt: Rückkehr zu allgemeinem Eigentum oder Rückkehr zur Sklaverei, und sich kühn zugunsten des Sklavenstaates ausspricht. Belloc, den man in seiner Heimat neben Chesterton, Wells und Shaw nennt, verfißt geistreich und nachdrücklich seine These, der er schicksalhafte Notwendigkeit unterstellt und die er nicht als Schreckgespenst an die Wand malt, sondern als eine stabile Lebensform ansieht, in der Jahrtausende hindurch die Menschheit zufriedener und sicherer gelebt hat als in der scheinbaren Freiheit unseres gegenwärtigen Zustandes.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTT GART / BERLIN

DIE PROPYLÄEN-KUNSTGESCHICHTE

Soeben erschien:

HEINRICH SCHAFER UND WALTER ANDRAE

Die Kunst des alten Orients

Die ganze reiche Kunst des alten Orients, Ägyptens, Babyloniens, Assyriens, der Hettiter usw.
ersteht in 750 wundervollen Abbildungen und zahlreichen großenteils farbigen Tafeln

In Halbleinen M. 47.—, in Halbleder M. 50.—

★

Früher erschienen:

ECKART VON SYDOW

Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit

In Halbleinen M. 45.—, in Halbleder M. 50.—

★

WILHELM VON BODE

Die Kunst der Frührenaissance in Italien

In Halbleinen M. 50.—, in Halbleder M. 55.—

★

WERNER WEISBACH

Die Kunst des Barock

in Italien, Frankreich, Deutschland und Spanien

In Halbleinen M. 48.—, in Halbleder M. 52.—

★

MAX J. FRIEDLÄNDER

Die niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts

In Halbleinen M. 38.—, in Halbleder M. 42.—

★

GUSTAV PAULI

Die Kunst des Klassizismus und der Romantik

In Halbleinen M. 48.—, in Halbleder M. 52.—

★

Jeder Band in reicher Ausstattung mit vielen Abbildungen und zahlreichen großenteils farbigen Tafeln

★

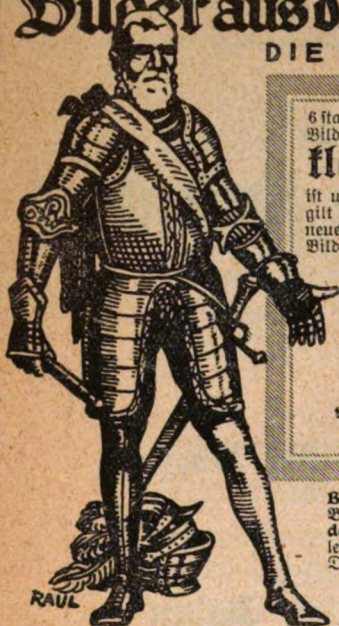
Lassen Sie sich die Bände von Ihrem Buchhändler vorlegen!

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

• G U S T A V • F R E Y T A G •

Bilder aus der deutschen Vergangenheit

DIE ERSTE ILLUSTRIERTE AUSGABE



6 stattliche Quartibände in Ganzleinen; etwa 3000 Seiten, 2000 schwarze und farbige Bilder und Beilagen nach alten Handschriften, Urkunden und Kunstblättern. Diese

klassische deutsche Kulturgeschichte

ist unerreicht an fesselnder Anschaulichkeit wie an künstlerischer Formung und gilt als eine der glänzendsten Leistungen deutscher Geschichtsschreibung. Diese neue, erste illustrierte Ausgabe mit ihrer verschwenderischen Fülle an Bilderschmuck — vielfach aus schwer zugänglichen Quellen — veranschaulicht das gesamte kulturelle Leben des deutschen Volkes während zweier Jahrtausende. Die jedermann verständliche Schreibweise macht das Werk zu einem Volks- und Hausbuch ersten Ranges. Jeder stattliche Quartband kostet in Ganzleinen gebunden 15 Mark. Ich liefere das vollständige Werk auch gegen 6 bequeme Monatszahlungen oder, um die Anschaffung monatlich ohne

nur 5 Mark jeden Zuschlag.

Zahlarten kostenlos. Bitte nachstehenden Bestellschein zu benutzen.
Buchhandlung Karl Block, Berlin SW 68, Kochstr. 9.
Postfachkonto: Berlin 20749.

Bestellschein. Ich bestelle laut Anzeige in „Die Neue Rundschau“ bei der Buchhandlung Karl Block, Berlin SW 68, G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, illustr. Ausgabe, Band I, II, III, IV, V, VI in Ganzleinen zu je 15 M gegen bar — gegen 6 Monatszahlungen (mindestens 2 Bände. Der ganze Betrag — die 1. Rate — folgt gleichzeitig — ist nachzunehmen. (Wohngewünschten streichen!) Bei bandweisem Bezug sind die weiteren Bände nach Maßgabe der Zahlungen zu liefern. Erfüllungsort Berlin.

Ort u. Datum: Name u. Stand:

MEHR ALS EINE MILLION

MESSRS. W. & G. FOYLE LTD. HAVE OPENED A SPECIAL EXPORT DEPARTMENT FOR SUPPLYING READERS AND STUDENTS IN GERMANY. THEIR IMMENSE STOCK OF NEW & SECOND HAND BOOKS IS CLASSIFIED IN TWENTY-ONE CATALOGUES ANY OF WHICH WILL BE SENT FREE AND POST FREE. ALL ENQUIRIES RECEIVE PERSONAL ATTENTION

SCIENTIFIC AND ALL OTHER PERIODICALS SUPPLIED

FOYLES 121—125 CHARING CROSS ROAD LONDON (ENGLAND)

ANTIQUARISCHER BÜCHER

DIE EINBANDDECKE

der Neuen Rundschau 1925
erstes Semester

ist in friedensmäßiger Ausstattung in Halbpergament zum Preise von 3.50 RM lieferbar.

RUDOLF HUCH

Altmännersommer

Brosch. M 2.50 / Leinen M 3.50 / Halbleder M 5.—

Frankfurter Nachrichten: Wenn man das Buch an der Hand faßt, spielt in dem Mundwinkel gewiß noch das letzte Lächeln, das nur froher und ungetrübter Gemut hervorzurufen vermag. Rudolf Huchs Humor ist aber Zweifel otiguell, die Schilderung der Geschehnisse unserer Tage ist durchweht mit schelmisch-lächelnder Satire. „Altmännersommer“ erinnert in der Formgebung, in der Art, in der flüssigen Sprache und der vortrefflichen Personenzzeichnung an unseren Altmeister Wilhelm Raabe. Das Büchlein wird jedem, der sich aus dem trüben Alltag hinaus zur Sonne sehnt, ein angenehmer Wegbereiter sein.

Aus einem engen Leben

Brosch. M 2.50 / Leinen M 3.50 / Halbleder M 5.—

Neue Leipziger Zeitung: Rudolf Huch ist der ältere Bruder der bekannten Ricarda Huch... lernen wir den Vater Friedrich Huchs kennen, Rudolf und Ricarda Huch Vater, und eine Menge mehr oder minder interessante Persönlichkeiten, die mit dem Verfasser in Berührung kamen und die er ausgezeichnet zu schildern versteht. Zuweilen greift er nur eine Anekdote heraus, und skizziert doch das Charakteristischste, Wesentlichste.

Neue Freie Presse, Wien: Dieser sechzigjährige Chronist ist ein wirklicher Erzähler. Man darf hoffen, einst von denen, die nach Fontanes großem Beispiel erst im Alter zu grünen beginnen und ihre Werke zeitigen.

Bernhard Steffler Verlag / Leipzig

DAS PHAIDON-LESEBUCH

*Dichtung · Schöpferische Kritik
Lebendige Philosophie*

Ein literarisches Jahrbuch

Mit Originalbeiträgen von

*H. Hefele · Hermann Hoffe · W. Schäfer
R. A. Schroeder · Stefan Zweig u. a.*

Aus dem Inhalt:

Lorenzo de' Medici, Erste Liebe / Gedichte aus dem gegenwärtigen England / Michelangelo. Sonette / Mufäus, Wochenberichtsbrief an Madame Gildemeister / Ovid, Elegie an Aurora / Swift, Aphorismen / Sprüche des Meisters Eckehart / Rud. A. Schröder, Gedichte / Wilhelm Schäfer, Der Mann mit der Brille / Hermann Hesse, Aufzeichnungen eines Herrn im Sana-torium etc. etc.

Auf holzfreiem Papier und gut gebunden
M 1.60

Ausführliche Prospekte auf Verlangen kostenlos

PHAIDON-VERLAG · WIEN VI · Capistrangasse 2

NEUERSCHEINUNGEN CALDERON

Eine Auswahl deutscher Übertragungen in zwei Bänden. Vornehme Ausstattung
Preis des Gesamtwerkes: Halbleder M 22.—
Ganzleder oder Ganzpergament ... M 40.—

Inhalt: *Erster Band:*

Das große Welttheater (übersetzt v. J. Frhr. v. Eichendorff) / Das Leben ein Traum (Carl August West) / Der Arzt seiner Ehre (Carl August West) / Der Maler seiner Schmach (W. M. Schmidt-Nauen) / Mariamne (J. G. Gries)

Zweiter Band:

Der standhafte Prinz (A. W. Schlegel) / Über allem Zauber Liebe (A. W. Schlegel) / Der Schultheiß von Zalamea (v. d. Malsburg) / Die Dame Kobold (J. G. Gries)

H. v. KLEIST SÄMTLICHE WERKE

Dünndruckausgabe in einem Band
Leinenband M 9.—, Lederband M 18.—
Pergament M 19.—

SEIT LANGEM WIEDER EINE GESCHICHTE DES GARTENS!
DIE ERSTE DARSTELLUNG SEINER KÜNSTLER UND SEINER ENTWICKLUNG!

Soeben erschienen

A. E. BRINCKMANN SCHÖNE GÄRTEN VILLEN UND SCHLÖSSER AUS FÜNF JAHRHUNDERTEN

MIT 50 ABBILDUNGEN IM TEXT UND 112 TAFELN

In Ganzleinen 20 Mark

Zusammenhänge zwischen Hausbau- und Gartenbaukunst werden zum ersten Male eingehend dargelegt. Der Garten ist als Mittler gesehen zwischen Freiheit der Natur und Architektonik des Hauses. Die ungemein fesselnde Darstellung stammt von einem unserer besten Kenner alter Architektur, der in neuen Gedankengängen dem Thema seine schönsten Seiten abzugewinnen weiß. Das gut ausgestattete Werk bietet auf bestem Kunstdruckpapier die schönsten Abbildungen nach zeitgenössischen Stichen wie nach modernen Photographien.

ALLGEMEINE VERLAGSANSTALT MÜNCHEN

ENTSPANNUNGSLEKTÜRE

NACH GEISTIGER ARBEIT:

MAX HERRMANN-NEISSE
DIE BEGEGNUNG / ERZÄHLUNGEN
UMSCHLAGZEICHNUNG VON GEORGE GROSZ
Broschiert M 4.50 / gebunden M 5.50

WALTER MEHRING
WESTNORDWESTVIERTELWEST
ODER ÜBER DIE TECHNIK DES SEEREISENS
UMSCHLAG UND TEXTZEICHNUNGEN VOM AUTOR
Broschiert M 3.50 / gebunden M 4.50

WALTER SERNER
DIE TIGERIN / EINE ABSONDERLICHE LIEBES-
GESCHICHTE / ROMAN / Brosch. M 2.75 / geb. M 3.75

DER PFIFF UM DIE ECKE
22 SPITZEL- UND DETEKTIVGESCHICHTEN
Broschiert M 3.20 / gebunden M 4.20

DAS THOMAS MANN-HEFT VON
DIE NEUE BÜCHERSCHAU
MIT EINEM BILD DES DICHTERS
ERSCHIEN SÖEBEN / Preis M 1.—

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

es ist je Walter Mehring ist der einzige wirkliche Kerl unter den jungen deutschen Dichtern. Neues 8-Uhr Blatt, Wien.

weiss das ist nicht wirklich da und noch das Serners Tempo ist vehement, man verliert fast den Atem. Ein starkes Talent!

Neue Berliner 12-Uhr Zeitung

Spätere Historiker werden auf diese Schilderungen zurückgreifen müssen.

Leipziger Tageblatt

wohl kaum noch Max Herrmann: kein Objekt der Kritik, sondern von Wert.

Berliner Tageblatt

ELENA GOTTSCHALK VERLAG / BERLIN W.50

EIN NEUES BUCH

VON

ERNST LISSAUER

GLÜCK IN ÖSTERREICH

Bilder und Betrachtungen

Künstlerischer Pappband M 4.80

Seine Prosa nimmt tänzerischen Schritt an, tänzerisch im kultischen Sinn, wenn sie von der Erhabenheit der Seen, von den wallenden Strömen, von der wuchtigen Architektur der Gebirgslandschaften spricht. Daneben wird die bürgerliche Kultur der durchstreiften Städte und Orte aufgezeigt als ein natürlich Gewachsenes — aus der jeweiligen Art der Landschaft herausgeboren und ihr so innerlich verbunden.

**FRANKFURTER SOCIETÄTS-
DRUCKEREI G. m. b. H.**



**ABTEILUNG BUCHVERLAG
FRANKFURT a. M.**

H. H. Houben

Verbotene Literatur

von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart

Ein kritisch-historisches Lexikon über verbotene
Bücher, Zeitschriften und Theaterstücke,
Schriftsteller und Verleger

Neuaufgabe des ersten Bandes

Diese zweite verbesserte und um ein umfangreiches Sach-
register erweiterte Auflage — numerierte Exemplare 801
bis 1500 — ist trotz der textlichen Erweiterungen und der
besseren Ausstattung billiger als die erste

Es kostet jeder Band
broschiert M 18.—, Ganzleinen M 25.—

*

Pressestimmen zum ersten Band:

„Jedes einzelne Kapitel liest sich in seiner Verarbeitung der
literar-geschichtlichen, biographisch-kulturellen Zusammen-
hänge spannend wie ein kleiner Roman.“

(„Berliner Tageblatt“)

„This work bids fair to be the standard authority on literary
censorship.“

(„Times Literary supplement“)

„Wo immer man das Buch aufschlägt, ist man gefesselt
und hat Gewinn davon. Mit Spannung darf man den zweiten
Band erwarten.“

(„Archiv für Buchgewerbe“)

KARL RAUCH VERLAG ZU DESSAU

Soeben erscheint:

FRED HILDENBRANDT TAGEBLÄTTER

1. Band 1923/24

Ganzleinen M 5.—

Der bekannte Feuilleton-Leiter des Berliner Tageblatt gibt in diesen Gesammelten Aufsätzen lebendige Großaufnahmen eines Berliner Winterhalbjahres. Nicht mit der zürnenden Stimme eines Propheten, sondern mit der lächelnden Unbekümmertheit eines Weisen trennt er das Wesentliche vom Unwesentlichen. Aber der tiefste Eindruck ist die echte Menschlichkeit seines Urteils.

Der 2. Band, 1924/25, erscheint im Herbst 1925

LANDSBERG VERLAG / BERLIN W. 62 / Courbierestr. 1

Ein neuer Balzac:

DER
MÖNCH VON MARONIA

und andere Liebesnovellen
aus dem alten Englischen, Französischen,
Italienischen und Spanischen

Bearbeitet und herausgegeben von

KLABUND

300 Seiten in feinstem Leinen geb. Mark 5.—

Ferner:

**PAUL SCHEURICH
UND SEINE KUNST**

herausgegeben von OSKAR FISCHEL
mit über 80 Bildern

In Leinen Mark 15.—

REMBRANDT-VERLAG
BERLIN-ZEHLENDORF

VERLAG „DIE KUPPEL“
AACHEN



**THOMAS MANN
Goethe und Tolstoi**

Preis:

Brotschiert 1 M, gebunden 2 M

„Goethe und Tolstoi“ ist der gedanken-
reichste und geistespolitisch weit-
tragendste Essai Thomas Manns.

Zwei Bekenntnisbücher!

Mit

Gerhart Hauptmann

Erinnerungen und Bekenntnisse
aus seinem Freundeskreis

Herausgegeben von WALTER HEYNE

Mit Beiträgen von Hermann Bahr, Howard Church,
Max Fleischer, Moritz Heimann, Georg Hirschfeld,
Heinz Lux, Meo, Hermann Stehr, Bruno Wille.

Volksausgabe, imitiert Halbpergamentband M 4.-

Numerierte Exemplare, auf Bütten gedruckt,
geheftet M 10.—, in Halbpergament od. Halb-
leder geb. M 15.—, in Ganzleder M 25.—.

*

Aus einem Brief Gerhart Hauptmanns an den
Herausgeber: Habe ich Ihnen für Ihre Bemühungen
und für den wunderbaren Erfolg Ihrer Bemühungen
noch nicht Dank gesagt, so geschieht es ebenfalls
hiermit. Der mit meinem Namen verknüpfte Lebens-
kreis tritt als ein warmes Bild der Epoche vor die Seele
und wird, sich erweiternd, diese in immer größerem
Umfang begreifen und so der Zukunft bewahren.

Otto Brahm

Briefe und Erinnerungen

mitgeteilt von GEORG HIRSCHFELD

Mit einem Bilde Brahms

Geh. M 6.—, in Leinen gebunden M 8.—

*

Ein Otto Brahm-Buch, das einer seiner nächsten
Freunde und Mitkämpfer, Georg Hirschfeld, dem allzu
früh dahingeschiedenen Direktor des Lessing-Theaters
aus zwanzigjähriger Freundschaft heraus gewidmet
hat. Eine einleitende Würdigung der seltenen, immer
wieder gültigen Persönlichkeit Brahms gibt dem Buche
sein Gepräge. Georg Hirschfeld schrieb sie aus des
Dichters Miterleben, aus des Freundes Dankbarkeit.
Eine Schilderung des Todes, den der Einsame, ein
treuer Kulturdienstler der großen Welt, sterben mußte,
bildet den ergreifenden Abschluß. Es ist ein Buch
der Freundschaft, der Güte und Natürlichkeit, des
Ernstes und des Witzes, das hineinleuchten wird
in den egoistischen Materialismus unserer Tage.

GEORG STILKE, Verlagsbuchhandlung, BERLIN NW. 7

AXEL JUNCKER VERLAG

G. m. b. H.

BERLIN W. 15 ./. ./. Kurfürstendamm 29

Soeben erschien

Lassalles letzte Tage

nach Originalbriefen und
Dokumenten aus dem Nachlaß

Herausgegeben von

INA BRITSCHGI-SCHIMMER

Preis: Leinen Mk. 7.—, Brosch. Mk. 4.50

Motto: Ich habe die Inventur meines Lebens
gemacht. Es war groß, brav, wacker, tapfer
und glänzend genug. Eine künftige Zeit
wird mir gerecht zu werden wissen.

Das vorliegende Werk enthält den Briefwechsel
von Ferdinand Lassalle mit Helene von Dönniges,
Sophie von Hatzfeldt, Oberst Rüstow, Hans von
Bülow usf. sowie Berichte der Freunde über das
Duell und die letzten Tage Ferdinand Lassalles.

Bildbeigaben: Ferdinand Lassalle, Helene
von Dönniges, Faksimilierte Briefe.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Die Literaturwissenschaft auf neuen Wegen

durch die Literatur aller Zeiten und Völker:
Aufsehererregend in seiner umwälzenden Me-
thode, unentbehrlich für Lehrende und Lernen-
de, ist das in Lieferungen neu erscheinende
„Handbuch der Literaturwissenschaft“ heraus-
gegeben in Verbindung mit ausgezeichneten
Universitätsprofessoren von Prof. Dr. Oskar
Walzel-Bonn. Mit ca.

3000 Bildern

in Doppeltondruck und vielen Tafeln zum Teil
in Vierfarbendruck. Gegen monatliche Zahlung
von nur

RM. 7.—

Man verlange Ansichtssendung Nr. 49a.

Artibus et Literis, Gesellschaft für Kunst-
und Literaturwissenschaft m. b. H., Potsdam.

Soeben erscheint die deutsche Ausgabe des in Frankreich in bereits
über 120 000 Exemplaren verbreiteten Buches

ANATOLE FRANCE

DIE VORMITTAGE DER VILLA SAID

Gespräche gesammelt von Paul Gsell

Einzig berechnigte Übertragung aus dem Französischen von Hans Jacob

Mit einem Vorwort von Heinrich Mann

INHALT: Das Heim des Weisen / Akademische Besuche / Das Credo eines Ungläubigen / Das Geheimnis des Genies / Die schöne Puppe und die wirkliche Frau / Anatole France über Sarah Bernhardt / Anatole France bei Auguste Rodin oder das Frühstück in Meudon / Über die Kriege / Anatole France und die russische Revolution / Die Allmacht des Traumes.

Der bekannte französische Literaturhistoriker hat in diesem Band die interessantesten Gespräche gesammelt, die der große Dichter, der weltkluge Weise, der ausgezeichnete Europäer mit Freunden und Bekannten geführt hat. In diesen Unterhaltungen lernen wir France als liebenswürdigen Plauderer kennen, dessen Worte tiefen Sinn haben. Dieses Buch gibt die Geschichte des geistigen Frankreich, das in Gesprächen gezeichnet wird, in denen Voltaire, Rabelais, Molière, Corneille zu Wort kommen, in denen ihr Werk untersucht wird, in denen sie klar erfaßt werden. Hier spricht der Vater der „Thais“ über sein Bild von der „heiligen Johanna“. Aus diesem Werk, das spannend wie ein Roman geschrieben ist und den Wert einer Kulturgeschichte hat, spricht der Meister selbst, dessen leidenschaftliche Liebe der Antike und seinem Lande gehört. Jaurès, Auguste Rodin und Sarah Bernhardt leben in diesem Buch. Zola steht auf. Briand und den Politikern unserer Tage begegnen wir. Dieses Buch, das im gütigen Humor des Alten Episoden seines Lebens erzählt, fesselt uns vom Anfang bis zum Ende und gewährt gleichsam einen Einblick in die Werkstatt des Dichters, macht uns mit dem Menschen France bekannt, dessen hier zum ersten Male gesprochene Ansichten und Anschauungen später dann in seinen Dichtungen kristallisiert zu finden sind.

Mit einem neuen Bilde des Dichters auf Kunstdruckumschlag

Geheftet RM 4,— / Im. Pergament RM 5,50 / Ganzleinen RM 6,50

In allen Buchhandlungen erhältlich. Beim Verlage direkt eingehende Bestellungen werden an die Buchhandlungen der Bestell- oder Nachbarorte zur Erledigung überwiesen.

J. M. SPAETH / VERLAG / BERLIN

EUGEN ROSENSTOCK

SOZIOLOGIE

I.

DIE KRÄFTE DER GEMEINSCHAFT

Preis des 265 Seiten starken Bandes M 8.—, in Leinen gebunden M 9.50

Der Verfasser des Werkes ist der Öffentlichkeit bereits durch eine Reihe von soziologischen, politischen, sozialpsychologischen und historischen Einzelschriften bekannt geworden. Auf diesen Teilgebieten hat seine Methode bereits anderthalb Jahrzehnte praktischer Erprobung hinter sich. Hier aber wird das bisher nicht ausführlich begründete einheitliche Fundament gelegt.

Nach allem erweist sich die vorliegende Soziologie gegenüber der traditionellen Sterilität als ein selten kraftvolles Buch, das abgesehen von seinem wissenschaftlichen Rang endlich auch den berufenen Kreisen in Lehre und Volksbildung die ersehnte und geeignete Anleitung an die Hand geben kann.

VERLAG WALTER DE GRUYTER & CO.

BERLIN W 10

Neuerscheinung:

Willy Seidel

DER GOTT IM TREIBHAUS

Ein Roman von Übermorgen

In Ganzleinen M 6.—

Seidel greift Gedankengänge Dacqué's auf und verarbeitet sie zu einem Zukunftsmärchen. Die Rückkehr zur Natur!

BUCHENAU & REICHERT · VERLAG
MÜNCHEN

THOMAS MANN

VARIATIONEN ÜBER EIN THEMA

von

OSWALD BRÜLL

Gebunden 2 M

„... Wer den Dichter Thomas Mann kennt und schätzt, muß auch Brüll's Buch kennen lernen und wird es schätzen. Die Art und Weise Brülls ist überaus eigenartig, geistreich und belebt. Es ist ein Buch der inneren und äußeren Überraschung. Überraschung in bestem Sinne tiefstürzenden Inhalts.“
(Grazer Zeitung)

RIKOLA-VERLAG, München, Wien, Leipzig

Buchhandlung Potsdamer Brücke

G.M.B.H. · BERLIN W. 35 · SCHÖNEBERGER UFER 25 · KURF. 8963

empfiehlt sich zur Lieferung

aller hier angezeigten und besprochenen Werke

und sämtlicher Neuerscheinungen der

Auslandsliteratur

B E D E U T E N D E N E U E R S C H E I N U N G E N

JOHN GALSWORTHY

Als erster Band der GESAMMELTEN WERKE in Einzelausgaben erschien soeben

Der Patrizier

ROMAN

Deutsch von Leon Schalit

Geheftet M. 4.—, Halbleinenband M. 6.—, Ganzleinenband mit Echtgolddruck M. 7.—

HANS KALTNEKER

Dichtungen und Dramen

Herausgegeben von Paul Zsolnay

Eingeleitet von Felix Salten

Geheftet ca. M. 5.—, Ganzleinenband ca. M. 7.—

LEO TOLSTOJ

Briefe an seine Frau

Herausgegeben von Dmitrij Umanskij

Eingeleitet von Tatjana Tolstoj

Geheftet ca. M. 6.—, Ganzleinenband ca. M. 8.—

PAUL ZSOLNAY VERLAG · BERLIN · WIEN · LEIPZIG



Druck von W. Drugulin in Leipzig.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

ONE WEEK

DATE DUE

~~MAR 12 1974~~

MAR 7 1974

BOUND

DEC 28 1925

**UNIV. OF MICH.
LIBRARY**



3 9015 02757 8247

**DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD**

